UNIV OF
TORONTO
LIBRARY

Naturgeschichte des Menschen.

231

An
H4777n

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich v. Hellwald

Illustriert

von

F. Keller-Leuzinger

Erster Band

Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Alle Rechte vorbehalten.

11795
5/1/91 2 Vols
b

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart

Vorwort.

Mit der wachsenden Ausdehnung unsrer Kenntnis der Erde hält die Völkerkunde naturgemäß gleichen Schritt. Gegenwärtig umfaßt sie schon ein so enorm weitschichtiges Material, und dieses spielt seinerseits in so viele Zweige des täglichen Lebens hinüber, daß ethnographische Kenntnisse jedem Gebildeten unentbehrlich geworden sind. Ohne Völkerkunde kein vernünftiges Urteil mehr in politischen Dingen, ohne Völkerkunde kein Verständnis für die geschichtliche Entwickelung der Nationen, ohne Völkerkunde keine gesunde historische Kritik, ohne Völkerkunde kein Begreifen des eigenen Volksgeistes, ohne Völkerkunde kein Erfassen des idealen Strebens im Menschengeschlechte!

Die Völkerkunde bewegt sich allerdings noch in den Anfangsperioden ihres Werdens, und da ist es denn überaus erklärlich, daß wir noch nicht zu einem feststehenden ethnologischen Systeme gelangt sind. Denn wie alles menschliche Wissen nur Stückwerk, so steht auch der menschliche Geist oft ratlos vor dem großen Probleme der Klassifikation, möge dieselbe auf welch immer einem Gebiete der Naturerscheinungen vorzunehmen sein. Je tiefer wir hinabsteigen in den Schacht der Wissenschaft, desto mehr verschwinden vor unsren Augen, verwischen sich sozusagen die unterscheidenden Merkmale, welche bei minderer Kenntnis Vergangenes von Gegenwärtigem, unter dem Bestehenden Objekt von Objekt zu trennen schienen. Man erkennt, daß es im unermeßlichen Rahmen der Natur überhaupt keine scharfen Grenzen giebt, daß vielmehr zeitlich wie räumlich, von unten nach oben, von links

nach rechts und umgekehrt, die Uebergänge unendlich sind. Und was von allen Phänomenen in der organischen Natur Geltung hat, behält seine Richtigkeit auch für den Menschen, das edelste, immerhin aber doch ein Produkt der Natur. Wie unter den einzelnen Individuen, herrscht auch unter den Völkern und Stämmen der Menschen solch bunte Mannigfaltigkeit und doch wieder so innige Verwandtschaft, daß keiner der bisherigen Klassifizierungs- d. h. Sonderungsversuche dauernden Beifall erringen und zum Werte eines allgemein angenommenen wissenschaftlichen Systems sich zu erheben vermochte.

Damit ist auch der Standpunkt gekennzeichnet, welchen ich in dieser „Naturgeschichte des Menschen" einnehme. Zwar soll hier zunächst als höchstes, vornehmstes Naturprodukt der Mensch aufgefaßt und in seinen verschiedenen Abarten zur Darstellung gebracht werden. Doch verzichte ich auf die Aufstellung und Festhaltung eines besonderen ethnologischen Lehrgebäudes, bei welchem ohnehin keine andre Wahl bliebe, als sich an ein schon vorhandenes anzuschließen oder ein neues zu begründen, mit welchem voraussichtlich ebensowenig durchzudringen wäre als mit den bestehenden. Selbstredend kann deswegen die Erörterung der so überaus wichtigen Verwandtschafts- und Zusammengehörigkeitsverhältnisse auf Grund der bestehenden Anschauungen keineswegs ausgeschlossen bleiben, wobei bewährte Forscher wie ein Friedr. Müller und ein Oskar Peschel als Führer dienen. Hat schon letzterer in seiner „Völkerkunde" der die Naturwissenschaften mit wachsender Gewalt beherrschenden Abstammungslehre umfassende Rechnung getragen und ersterer seine „Allgemeine Ethnologie" ganz auf dieser Grundlage aufgebaut, so ist dies natürlich auch hier der Fall. Ich lege das Hauptgewicht auf die kulturelle Stufe der einzelnen Völker und Stämme, lege aber, um dem Ganzen einen gewissen einheitlichen Charakter zu bewahren, meiner Arbeit die geographische Gruppierung der Menschen zu Grunde in der Weise, daß Australien mit seinen auf unterstem Gesittungsniveau lebenden Wilden den Anfang macht und durch die ozeanische Inselflur nach Amerika zu den arktischen Eskimo, dann über den Atlantischen Ozean zu den nigritischen Bewohnern des „Schwarzen Erdteiles" aufgestiegen wird. Die asiatische Völkerkunde bildet den Abschluß des Werkes. Die europäischen Kulturnationen sind selbstverständlich in diesen Rahmen nicht einbezogen, da sie bei gleich ausführlicher Behandlung wie die übrigen Teile den Gegenstand

eines eigenen umfangreichen Buches bilden müßten, während eine nur flüchtige Betrachtung derselben dem angestrebten Zwecke nicht entsprechen würde.

Wie gewohnt, habe ich die benützten Quellen auf das gewissenhafteste angegeben, so daß dem Wißbegierigen ein weiteres Vertiefen in den so interessanten Stoff überall ermöglicht wird. Bei meinen seit Jahren emsig verfolgten ethnographischen Studien darf ich vielleicht hoffen, es sei mir in diesem Buche gelungen, mehr Menschenstämme und Völker zu schildern, denn irgend eines der wenigen bis jetzt bestehenden Werke; Vollständigkeit wird selbstredend niemand beanspruchen, welcher von dem behandelten Gebiete auch nur oberflächliche Kunde hat. Ich mußte mich stets begnügen, nur das Wichtigste hervorzuheben. Bei der Ungenauigkeit unsrer Kenntnisse über einzelne Völker sind auch Irrtümer sicherlich unvermeidlich; meine Naturgeschichte des Menschen kann darin keine Ausnahme machen; ich habe mich aber wenigstens nach Kräften bemüht, stets das Neueste und am sichersten Ermittelte mitzuteilen.

Als ein besonderes Glück betrachte ich es, daß es der um eine gediegene Ausstattung meines Buches eifrig bemühten Verlagshandlung gelang, in Keller-Leuzinger einen Künstler zu gewinnen, der in geradezu einziger Weise befähigt ist, ein Buch wie meiner „Naturgeschichte des Menschen" den zum Verständnisse der Völkerkunde so überaus notwendigen und doch meist in ähnlichen Werken schmerzlich entbehrten Schmuck der bildlichen Darstellung zu verleihen. Dieselbe erstreckt sich nicht bloß auf Rassentypen nach den besten Quellen, zum größten Teile nach photographischen Aufnahmen, sondern auch auf Gegenstände des häuslichen Lebens, deren Beschreibung ohne das dazugehörige Bild unvollkommen bliebe. Der größte Wert dieser Abbildungen besteht aber sicherlich darin, daß sie alle den Stempel der Echtheit tragen.

Stuttgart, im September 1882.

Friedrich v. Hellwald.

Inhalt.

Seite

Vorwort V
Die Eingebornen Australiens 1
Allgemeines 1
Körperbeschaffenheit 6
Charakter und Geistesanlagen 15
Kleidung und Obdach 22
Nahrung 28
Geräte und Waffen 32
Lebensweise und Beschäftigungen 38
Soziale Verhältnisse 42
Die Sprachen Australiens 50
Weiße und Schwarze 52
Die Einwanderer 55
Die Tasmanier 59
Die Insulaner des Großen Ozeans 66
Allgemeines 66
Die australischen Papua 73
Allgemeines 73
Körperbeschaffenheit 74
Charakteranlage 78
Materielle Kultur 82
Soziale Verhältnisse 89
Religion 95
Die Mischlinge Melanesiens 99
Allgemeines 99
Neue ethnologische Entdeckungen auf Neuguinea 100
Anachoreteninseln 103
Admiralitätsarchipel 103
Archipel von Neubritannien 105
Die Salomoninsulaner 111
Santa-Cruz und Neuhebriden 114
Loyaltyinseln und Neukaledonien 119
Die Vitibewohner 125
Die Mischlinge Mikronesiens 137
Allgemeines und Körperbeschaffenheit 137

Seite

Charakter und Bildung 141
Materielle Gesittung 143
Soziale und Stammesverhältnisse 147
Religionswesen 156
Die Polynesier 158
Allgemeines 158
Körperbeschaffenheit 162
Moralische Eigenschaften und geistige Fähigkeiten 164
Materielle Gesittung 166
Sittliche und eheliche Verhältnisse 172
Staatliche und soziale Einrichtungen 178
Mythologie und religiöse Sitten 184
Die Maori 187
Die Bewohner Hawaiis 197
Die Weißen in der Südsee 206
Die Völker Amerikas 211
Allgemeines 211
Nordamerika 231
Die Eskimo oder Inuit 231
Allgemeines 231
Die östlichen Inuitvölker 234
Physischer Typus und psychischer Charakter 234
Materielle Gesittung 239
Soziales und Religiöses 248
Die westlichen Eskimo 253
Die Aleuten 257
Die nordamerikanischen Indianer 263
Allgemeines 263
Die Völker des Nordwestens 274
Die Eingebornen von Britisch-Kolumbien und Oregon 289
Die Stämme im Osten der Felsengebirge 296
Die Kalifornier und ihre Nachbarn 327
Der mexikanische Völkerkreis 346
Die Mittelamerikaner 367
Die südamerikanischen Indianer 377
Allgemeines 377
Die Andesvölker 382
Die Kariben, ihre Vettern und Nachbarn 407
Die brasilianischen Stämme 428
Die Völker der Pampas 451
Die Bewohner des Feuerlandes 463
Die fremden Elemente in Amerika 474
Die Weißen in Nordamerika 475
Die Romanen in Amerika 487
Die Mischlinge oder Farbigen 489
Die Neger 497

Die Eingebornen Australiens.

Allgemeines.

Wo und wann das höchste und edelste Produkt der Natur, der Mensch, zuerst entstanden, darüber besitzt die den Zeitenlauf rückwärts schauende Forschung nur Vermutungen, keine Gewißheit. Sicher scheint bloß, wenigstens spricht eine überwältigende Menge von Anzeichen dafür, daß er sich aus einer Reihe höherer Lebewesen sehr allmählich entwickelt habe. Die Natur beginnt nichts mit fertigen und reifen Zuständen; alles entwickelt sich in ihr langsam aus unscheinbaren Anfängen, und dem mit tyrannischer Macht herrschenden Gesetze der fortschreitenden Vervollkommnung unterliegt die Menschheit so gut wie jeder andere Organismus.

Von dem eigentlichen Urzustande der Menschheit vermögen wir uns kein zutreffendes Bild zu entwerfen, da wir hiezu jeder Anhaltspunkte oder Vergleiche entbehren. Selbst die rohesten Wilden der Gegenwart haben offenbar einen höheren Gesittungsrang erstiegen, als sich dem mitten inne unter den übrigen Wesen der belebten Natur stehenden „Urmenschen" zusprechen läßt. Doch wird es erlaubt sein, unter unseren menschlichen Zeitgenossen jene als dem Urzustande noch am wenigsten entronnen zu erachten, welche die geringsten Summen der den „Kulturmenschen" kennzeichnenden Merkmale in sich vereinigen, somit in leiblicher wie in geistiger Hinsicht ihrer tierischen Umgebung noch am nächsten stehen. Begegnen wir nun derartigen Menschen überdies an einer sichtlich alternden Stelle unseres Erdballes, so kann uns dies in der vorgetragenen Ansicht wohl nur bestärken.

Deshalb ist das unter dem Banne tellurischer Abgeschiedenheit ruhende Australien von so außerordentlicher Bedeutung für die Völkerkunde, daß eine Naturgeschichte des Menschen, welche jeder Loslösung desselben von dem großen Naturganzen widerstrebt und den Nachweis zu erbringen sich vornimmt, daß für ihn eine Sonderstellung zu beanspruchen eitles Beginnen sei, kaum einen besseren Ausgangspunkt wählen kann. Das älteste Festland der Erde ernährt auch die ältesten Säugetierformen und mit großer Beruhigung kann man mit Peschel auch die Australier für die ältesten Menschen erklären. „Stellen wir uns vor," sagt dieser scharfsinnige Denker, „es stieße jemand, der noch nie Rosen gesehen hätte, auf eine Gesträuchgruppe dieser Pflanze in einem vorgerückten Zustande des Wachstums, dann wird er zugleich mit reifenden Früchten abwelkende Blumen, Blüten in jeder Stufe der Entwicklung, aufspringende und geschlossene Knospen, Sprossen mit schwellenden Knoten, und schließlich in den Achselhöhlen der Blätter neue Augen entdecken. So liegt, wenn er den allmählichen Uebergängen sorgsam nachgeht, der Lebenslauf der Pflanze völlig aufgeschlossen vor ihm da: Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges folgt hier nicht nach, sondern neben einander. Behält man in diesem Falle nur die Reihenfolge des Gestaltenwechsels im Auge, so läßt sich, wie seltsam es auch klingen mag, behaupten, daß die Frucht jünger sei als die Rose, und die Rose jünger als die Knospe, denn die Frucht folgte nach der Blüte, und den Blumen ging die noch blattähnliche Knospenschwellung voraus, wie man auch im morphologischen Sinne hinzusetzen darf, daß der Knabe jedenfalls eine ältere Erscheinung ist als der Greis. Nicht anders ist wohl auch das bekannte Wort des ägyptischen Priesters zu verstehen, der im Timäus des Plato gegen Solon äußert: Ihr Hellenen seid noch immer Kinder! Denn wohl durften noch zu Solons Zeiten die Erbauer der Pyramiden auf die Griechen herabschauen, als ob sie den Knospenzustand kaum verlassen gehabt hätten. Nach diesen Gleichnissen wird man uns nicht mißverstehen, wenn wir erklären, daß die Australier die ältesten Menschen sind, die wir kennen." Bevor wir uns jedoch mit deren geistigen und gesellschaftlichen Zuständen beschäftigen, wird es ratsam sein, auf die Stellung der Australier im Kreise ihrer Nachbarn einen flüchtigen Blick zu werfen.

Die Erdkunde gebietet über keinen Gesamtnamen, um damit die ungeschlachte Masse des australischen Festlandes und die weithin gegen Osten über

den Großen Ocean sich ausbreitenden Inselwolken, so verschieden an Gestalt, Ausdehnung und organischem Leben, zu bezeichnen. Auch die Menschen, welche diesen merkwürdigen Planetenraum bewohnen, tragen kein einheitliches Gepräge, sondern lassen in ihren körperlichen Merkmalen, in Sprache und Sitte ganz bestimmte Gruppen, Familien oder Rassen erkennen. Seltsam berührt es uns schon, in der Hautfarbe den ausgesprochensten Unterschieden zu begegnen. Die Insulaner Tahitis, der Marquesas und so mancher anderen Teile Polynesiens oder Oceaniens — wie man im Gegensatze zu Australien, dem kontinentalen Landmassiv, die zerstreute Eilandsflur zu nennen pflegt — wetteifern mit unseren europäischen Schönheiten an Weiße des Kolorits, und niemand wird diese formvollendeten Menschen mit den dunkelpigmentierten, oft abstoßenden Gestalten des australischen Innern für verwandt ansehen wollen. Aber selbst unter der schwarzen Bevölkerung des Festlandes und vieler Inseln sind deutliche Abweichungen wahrnehmbar. Da stößt man zuvörderst auf das kraushaarige Volk der Papua mit dem Hauptsitze auf der großen, noch sehr dürftig und fast nur an den Rändern erforschten Insel Neuguinea; doch reicht ihr Gebiet, zumal wenn man einige Stämme auf den ostindischen Inseln für Verwandte gelten lassen will, etwa von Timor und Flores im Westen bis zu den Viti-Inseln im Osten. Auch die Bewohner von Neucaledonien und den benachbarten Eilanden, wie Lifu, Maré, Uea, Kunaie, sind sprachlich wenigstens den Papua beizuzählen. Diesen zwar nahestehend, aber doch nach ziemlich übereinstimmenden Urteilen eine besondere Gruppe bildend, kommen die eigentlichen Australier, mit denen wir uns zunächst beschäftigen werden, zu verzeichnen. Mit dem Neger Afrikas haben sie nicht das geringste zu schaffen, weshalb die zwar sehr übliche, aber irre leitende Benennung „Australneger" besser vermieden wird. Die Melanesier, welche sprachlich zwischen den hellhäutigen Polynesiern und den Malayen Asiens in der Mitte stehen und Mischlinge der malayischen und Papuarasse sind, umfassen nebst den Bewohnern der Neuhebriden und Salomonsinseln auch jene Mikronesiens, d. h. jenes Schwarmes unzähliger kleiner Inseln, welcher nördlich vom Aequator zwischen Neuguinea und den Südküsten Japans den Ocean belebt. Die nunmehr erloschenen Tasmanier, über deren Herkunft noch gestritten wird — einige wollen sie zu den Papua Neuguineas, andere zu den Australiern rechnen — waren gleichfalls von schwarzem Typus.

Die eigentlichen Australier stehen ohne Frage auf der allertiefsten menschlichen Gesittungsstufe. Von ihren nächsten Verwandten, den Papua Neuguineas, sind sie durch so scharfe Rassenmerkmale, durch das seidenartige Haar, den reichen Bart und den Kontrast der Gesichtszüge, wie nicht minder durch ihre völlige Unkenntnis der papuanischen Hauptwaffen, Pfeil und Bogen, getrennt, daß ein geübtes Auge unter den Australiern von Cap York die herkulischen Gestalten von einzelnen Auswanderern Neuguineas leicht herauszufinden vermag. Noch entfernter stehen sie zu den Malayen und Polynesiern, so daß auch ein so trefflicher Naturforscher und Kenner der australischen Welt, wie Alfred Russell Wallace, zu dem Schlusse sich gedrängt sieht, die Australier seien, gleich den Erscheinungen des Pflanzen- und Tierreiches in ihrer Heimat, die Ueberbleibsel einer uralten

und ganz besonderen Rasse. Dies wird um so wahrscheinlicher, meint er, wegen der auffallenden Menge von Mängeln in ihrer doch so rohen Lebensweise. Wallace hält demgemäß die Australier für eine Urrasse, die in andern Ländern durch etwas höher gestiegene und in verschiedenen, auf einander folgenden Wogen aus ihren Ursitzen hervorgequollene Stämme vernichtet wurde, doch will er ihre nächsten Anverwandten in den rohesten Bergvölkern Centralindiens erblicken, mit welchen sie im physischen Aeußeren und bis zu gewissem Grade auch in der Sprache Aehnlichkeit aufweisen. Die heutigen Australier in zwei Rassen zu zerlegen, erachtet er, wie fast alle englischen Ethnologen, welchen auch Peschel und Friedrich Müller folgen, für nutzlos. Nach letzterem ist es wahrscheinlich, daß die zahlreichen Stämme, in welche die australische Rasse zerfällt, nur eine einzige Familie bilden, indem trotz der bedeutenden Abweichungen in Sitte und Sprache dennoch die vollkommenste Uebereinstimmung in diesen beiden Momenten unverkennbar hervortritt. Französische Gelehrte verfechten jedoch, und wie ich glaube nicht ohne alle Berechtigung, die Anwesenheit verschiedener Rassen auf australischem Boden. So meint A. de Quatrefages, derselbe habe von Neuguinea verschiedene Bevölkerungselemente empfangen, und der sehr tüchtige Dr. Paul Topinard gelangt nach sorgfältiger Prüfung sämtlicher Einzelheiten zu der Ueberzeugung, daß es in Australien zwei Rassen gebe; eine ursprüngliche, niedrig organisiert, klein, schwarz, wollhaarig mit verschieden proportionierten Gliedmaßen, die zuerst das Land inne hatte, dann aber eine zweite, groß, kupferfarbig, wohlproportioniert und schlichthaarig, welche von Norden ausgezogen, die erstere zurückgedrängt oder sich mit ihr vermischt habe, so daß die gegenwärtigen Australier ein Mischvolk wären. Die eine wäre nach Topinard die melanesische Rasse, die man auf den umgebenden Eilanden antrifft, die andere aber eine schlichthaarige Rasse. (Revue d'Anthropologie 1872, S. 313.) Nicht in allen Stücken, wohl aber in der Hauptsache, nämlich in der Anerkennung, daß in Australien gegenwärtig noch zwei ganz verschiedene Rassentypen wirklich neben einander existieren, ist es Topinard gelungen, seinen englischen Gegner Dr. Staniland Wake zu seiner Meinung zu bekehren. Ueber die Wanderungen der australischen Rasse als solcher läßt sich nun freilich nichts Sicheres ermitteln, im allgemeinen aber, darin stimmt auch F. Müller bei, „können wir behaupten, daß die Bevölkerung des Kontinents vom Norden nach Süden vor sich gegangen sein muß, daß daher im großen und ganzen die am weitesten nach Süden vorgeschobenen Stämme als die ältesten, d. h. auf der primitivsten Kulturstufe stehenden, aufgefaßt werden müssen". (Allgem. Ethnographie. 2. Aufl. Wien 1879. 8°. S. 203.) Und die nämliche Ansicht vertritt auch Peschel, indem er sagt: „Gehören auch die Bewohner Australiens nur einem Menschenschlag an, so ergiebt sich doch sehr rasch, wenn man die Schilderungen der verschiedenen Stämme vergleicht, daß das Festland von zwei verschiedenen Völkerschaften betreten worden ist und eine doppelte, nämlich eine frühere und eine spätere Einwanderung stattgefunden haben muß. Durch die Untersuchungen Müllers im linguistischen Teile der Beobachtungen auf der Erdfahrt der Novara sind wir überzeugt worden, daß sämtliche Sprachen der West-, Süd- und Ost-

australier im Bau und Wortschatz gemeinsame Familienzüge tragen und die Unterschiede eher kleiner sind, als man zu erwarten berechtigt war bei der großen räumlichen Ausstreuung und der unsteten Lebensweise jener Stämme. Nach ihren südlichen Wohnstätten zu schließen, sind die Bewohner von Neu-Süd-Wales, von Viktoria, von Süd- und Westaustralien die älteren Ankömmlinge, stehen auch etwas tiefer als die Eingebornen des nördlichen Queensland, endlich findet sich gemeinsam bei ihnen nicht, aber bei den Stämmen der Carpentariahalbinsel die Bewaffnung mit dem seltsamen Sichel- oder Winkelholz, dem Bumerang, auch treten sie minder streitbar auf als die Nordostaustralier, die sich fast stets dem Vordrängen der Reisenden feindlich widersetzten. Während aber die Südaustralier, wenigstens wird dies von den Bewohnern des Seegebietes ausdrücklich bemerkt, noch des Schwimmens kundig waren, behauptet Robert Brown von den Westaustraliern am Swan River, daß sie weder irgend eine Art Fahrzeuge besitzen, noch daß sie schwimmen können, und daher mit dem Fischfang nur auf seichte Gewässer und auf die Lachen nach Eintritt der Ebbe beschränkt sind. Der Zustand der Westaustralier ist also den ersten Anfängen der menschlichen Gesittung am nächsten geblieben, sie sind unter den Australiern wieder die ältesten Stämme." (Ausland 1867, S. 1012—1013.)

Zur Zeit der ersten Besiedlung durch die Europäer schätzt man die eingeborne Bevölkerung Australiens auf nicht viel mehr denn 150,000 Köpfe. Seither hat sie zwar beträchtlich sich vermindert, doch wo immer europäische Wanderer das Land betreten, begegnen sie den Eingebornen oder ihren Spuren. Ihre Gesamtzahl mag immerhin noch an die 70,000—80,000, nach anderen Angaben freilich kaum mehr 50,000 betragen, doch hält es Wallace, dank der teilweise zur Besiedlung wenig einladenden Beschaffenheit des Landes, immerhin für nicht unwahrscheinlich, daß der rohe Wilde Australiens noch des Daseins sich erfreuen werde, wenn der weit höher stehende Maori oder Tahitier längst verschwunden sein dürfte.

Ueberhaupt lassen sich an Australien und der australischen Inselflur in ungewöhnlich großer Zahl interessante und lehrreiche Beispiele von Einwanderung und kolonisatorischen Bestrebungen höherer Rassen studieren. Im benachbarten malayischen Archipel faßten zuerst die Portugiesen und Spanier festen Fuß, denen rasch die Holländer und Briten folgten. Neuerdings haben in der Südsee die Franzosen auf Neucaledonien und Tahiti sich niedergelassen. Australien und Neuseeland sind Beispiele höchst gelungener Kolonisationen, und ihr jüngstes materielles Fortschreiten ist ebenso überraschend wie die gleichzeitige Entwicklung im Westen der Vereinigten Staaten. Endlich beobachten wir auch hier das Ueberfluten der dichtgedrängten Bevölkerung Chinas. In allen größeren und kleineren Plätzen des malayischen Archipels bildeten die Chinesen schon seit lange einen sehr ansehnlichen Bruchteil der Ansiedler; seit der Entdeckung der australischen Goldfelder haben sie ihre Auswanderung auch nach verschiedenen Teilen des fünften Erdteiles ausgedehnt. Schließlich begegnet man fast in der ganzen Südsee Spuren einer frischen Ausbreitung der Malayen und ihrer Sprache auf Kosten weniger gesitteter Stämme.

Körperbeschaffenheit.

Lange galten die Jammergestalten am King George-Sund an der Südwestecke des Festlandes „als Muster der australischen Menschen, die wir uns abgezehrt bis auf das Knochengerüste, mit schmalen Becken, selbst bei Frauen, dünnen, schwächlichen Gliedmaßen und aufgeschwelltem Unterleib vorzustellen pflegten. Im Innern des Festlandes aber bessert sich nach den Aeußerungen aller Entdecker der Typus. Mac Kinlay fand in dem Seengebiet an der Nordostgrenze Südaustraliens die schönsten Stämme, die er je auf dem Festlande gesehen hatte. Landsborough stieß im April 1862 unter 23° s. Br. weit von der Küste am Thompson-River und Stuart im Norden auf Eingeborene, die beide fast mit denselben Worten als stattliche und urkräftige Erscheinungen schildern. Ebenso werden die Stämme an den Küsten von Queensland als gut gebaut und stark gegliedert von dortigen Ansiedlern uns beschrieben." (Peschel, Völkerkunde. Leipzig 1874. 8°. S. 348.) So vernehmen wir denn von wahren Prachtgestalten, die „einer Apollostatue als Modell dienen könnten", von athletischen, kräftigen, wohlgebildeten Erscheinungen, womit andere Schilderungen oft auf das grellste kontrastieren.

Eine der ersten Beschreibungen der Australier verdanken wir dem britischen Seemanne Wilhelm Dampier, welcher am 4. Januar 1688 bei Neuholland (wie man früher das australische Festland sehr allgemein bezeichnete) in 16°50′ s. Br. und zwar an der Nordwestküste ankam und von den dortigen Eingebornen in seiner urwüchsigen Sprache schreibt: „Sie haben einen grossen langen und geschwancken Leib und Glieder, einen dicken Kopff, rundte Stirne und grosse Augenbrauen. Die Augenlieder halten sie stets halb verschlossen, um der Fliegen willen, daß sie nicht hineinkriechen, denn diese sind allda so unerträglich, daß man sie mit keinen Weher vom Gesichte abhalten kann, ja, wenn man nicht beyde Hände gebrauchete, würden sie in die Nasenlöcher, oder, wo man die Lippen nicht zu machete, gar in das Maul kriechen. Daher kömmt nun, daß diese Leute, die von Jugend auf mit Ungeziefer geplaget sind, nicht, wie andere Leute, die Augen offen haben, wie sie denn in die Weite anders nicht sehen können, als wenn sie den Kopff in die Höhe heben, gleich als wolten sie nach etwas sehen, das über ihnen schwebete. Sie haben eine große Nase, dicke Lefftzen und weiten Mund. Ich weiß zwar nicht, ob sie ihnen die vörderſten beyden Zähne an dem obern Kinnbacken mit Fleiß ausreissen, gewiß aber ist, daß sie allen, Mann- und Weibs-Personen Alt und Jungen fehlen. Bärte haben sie auch nicht, und ihr Gesichte ist lang, und eines sehr heßlichen Ansehens, an welchen auch Niemanden das geringste gefallen kann. Ihre Haare sind schwartz, kurtz und kraus wie der Mohren, nicht aber lang und glatt, wie die Indianer sonst insgemein zu haben pflegen. Im übrigen ist ihr Gesichte und andere Theile des Leibes gantz schwartz, wie der Mohren in Guinea." (Neue Reise um die Welt. Aus dem Englischen in die Frantzösische und nunmehr in die Hoch-Teutsche Sprache übersetzet. Leipzig 1708. 8°. S. 853—844.)

Ziemlich sicher ist, daß der Typus des Australiers keineswegs so gleichförmig ist, als oft gerne angenommen wird, und darin liegt wohl zu großem Teile der Grund für die oft so sehr abweichenden Beschreibungen der Reisenden. Die physisch wesentlich verschiedenen Stämme sind einander oft nicht ähnlicher, als der Friese dem Alemannen oder der Bläme dem Provençalen. Im allgemeinen wird allerseits versichert, daß die Stämme des Westens, welche, wie wir schon vernahmen, unter allen die tiefste Gesittungsstufe einnehmen, also die „ältesten"

sind, zugleich auch physisch und ethnisch unendlich tief unter jenen des Südens und Südostens stehen, welche doch ihrerseits von den Queensländern wieder bedeutend überragt werden. Wir empfangen somit hier die erste Lehre, daß geistige und leibliche Entwicklung mit einander gleichen Schritt halten, wofür im weiteren Verlaufe unserer Untersuchungen noch gar mannigfaltige Beweise sich ergeben werden. Um dies an den Australiern zu erhärten, müssen wir uns auf eine genauere Charakteristik ihrer äußeren Erscheinung einlassen, obgleich wir uns bewußt sind, daß bei dem noch immer sehr dürftigen Stande unserer Kenntnisse eine physische Beschreibung, welche auf alle Australier passen soll, wie sie Hale, der Linguist der amerikanischen Expedition unter Kommodore Wilkes, versucht hat, heute kaum schon eine Berechtigung besitzt. Ohne die schon berührte Frage, ob die Australier einer oder mehreren Rassen angehören, entscheiden zu wollen, empfiehlt es sich doch sicherlich, dabei auf das von Topinard betonte Vorhandensein zweier ganz verschiedener Typen Rücksicht zu nehmen. Doch hören wir zunächst Hale, weil seinem Vorgange auch die deutschen Völkerkundigen zu folgen pflegen. Nach dem amerikanischen Gelehrten sind „die Australier von mittlerem Wuchse, nur selten über 1,83 m und unter 1,52 m groß, schlank, mit langen Armen und Beinen, manche Stämme wohlgenährt und nicht häßlich, die Mehrzahl aber äußerst mager mit vorstehendem Bauch. Ihre Gesichtsbildung steht zwischen Negern und Malayen. Die Stirn ist schmal, bisweilen zurücklaufend, oft hoch und vorspringend, die Augen klein, schwarz, tiefliegend; die Nase oben eingedrückt, unten breit aber adlerförmig, Backenknochen und Kiefern vorspringend, bei zurückweichendem Kinn; der Mund groß, mit dicken Lippen und starken guten Zähnen. Der Schädel ist sehr lang gezogen und ungewöhnlich dick, er ruht auf einem kurzen, kleinen Nacken. Das Haar lang, fein aber wollig, ist durch Mangel an Pflege häufig wie verfilzt; es ist oft glänzend schwarz, häufiger jedoch tiefbraun. Die Körperbehaarung ist reichlich, der Bartwuchs stark. Die Hautfarbe ist dunkelschokoladebraun bis röthlich, schwarz oder aber heller.“ (Gerland bei Waitz. Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1872. 8°. VI. Bd., S. 708.) Ziemlich, ja teilweise ganz übereinstimmend damit klingen die allgemeinen Schilderungen des Australiers bei Peschel und Müller, welch letzterer jedoch bemerkt, daß das entworfene Gemälde hauptsächlich von den Bewohnern der südlichen Küsten gelte, wo die Eingebornen bis auf die Ankunft der Europäer von jeder Berührung mit Fremden freigeblieben sind. Im Norden und Westen des Kontinents sollen sich, wie er einräumt, Typen finden, welche in mancher Beziehung von dem Geschilderten abweichen, was mit dem dort früh sich geltend machenden Einflusse der Malayen zusammenhängen möchte. „Wenn an der Coburg-Halbinsel (Nordaustralien),“ meint Peschel, „auch schlichte Haare und schief gestellte Augen unter den Eingebornen angetroffen werden, so sind diese Wahrzeichen einer Mischung mit Malayen zuzuschreiben, die sich dort als Trepangfischer einfinden. Wird doch daselbst von vielen Eingebornen macassarisch gesprochen, und bezeugen uns Felseninschriften mit buginesischen oder macassarischen Buchstaben die Anwesenheit von Malayen.“ (Völkerkunde, S. 339.) Aehnlich äußert sich Müller, welcher — was

Topinard bestreitet — die physische Höhe und Muskelentwicklung des Australiers wesentlich von der Nahrung, die ihm zu Gebote steht, abhängig machen will. Daher treffe man an der Meeresküste und an den Flüssen, wo die Quellen der Ernährung reichlicher vorhanden sind, größere und kräftigere Individuen, als in den trockenen, sandigen Gegenden des Innern, eine Ansicht, welche jedoch die Beobachtungen der Reisenden nur teilweise unterstützen.

Die kleinsten Australier, welche Cook sah, lebten an der Ostküste und die elendesten bisher bekannt gewordenen scheinen jene zu sein, welchen Kapitän Sturt am Hoods Creek

Mann vom Boonooreng-Stamm.

in Centralaustralien begegnete. Alle von Sturt gesehenen Horden der Wüste, ausgenommen die am Coopers Creek, waren materiell tiefer stehend als die Bergstämme, von denen sie sich physisch indes nicht merklich unterschieden. Hr. Stuart traf kleine und elende Leute im Innern und auch im nordaustralischen Arnheimland. Lesson giebt die Statur zweier Stämme der Ostküste (bei Port Jackson) mit 1,575 m an, und Oldfield sah einen noch kleineren, der gar bloß 1,440 m maß. Dagegen ergeben die von Topinard sehr verdienstvoll zusammengestellten Untersuchungen anderer Stämme viel bedeutendere, ja sogar kolossale Körpergrößen. Die Eingebornen am Coopers Creek sind größer und besser gebaut als jene in den südlichen Distrikten und viele sind vollkommen 1,83 m hoch. (Globus, Bd. XVI, S. 15.) Mac Kinlay stieß am Watti-Widulo-See (Centralaustralien) auf viele Schwarze großer Statur. An der Südküste fanden Eyre und Gaimard die Statur zu 1,600 und 1,670 m, Stanbridge in Viktoria gleichfalls 1,670, R. Dawson an der Ostküste zu 1,713 und Hume im Inneren zu 1,727 m. Ja, Gregory stieß im Westen

auf Eingeborne von 1,879 und 1,904 m, Flinders auf Bentinck Island im Norden auf 1,900, Stuart bei seiner Durchquerung des Kontinents einmal gar auf 2,130 m, Stokes, Stanbridge, Barrington auf 1,828 m. (Revue d'Anthrop. 1876, S. 70—71.) Auch Alfred Lortsch sah am Clarence River ein Weib, das reichlich 7 englische Fuß, also 2,13 m maß. (Ausland 1866, S. 697.) Wenn man nun erwägt, daß die größten Weißen, nämlich die Engländer, Schotten, Iren, Schweden und Deutsche, männlichen Geschlechtes und im Alter zwischen 21 und 35 Jahren, durchschnittlich bloß 1,697 bis 1 718 m erreichen

Mann vom Goulbourn-Stamm.

(Revue d'Anthrop. 1876, S. 40), so ergiebt sich, daß ein Teil der Australier ziemlich weit unter diesen bleibt, ein anderer und zwar der numerisch stärkere Teil sie jedoch sehr beträchtlich überragt. Die Lehre von der geringen Körperstatur der Australier hat Topinard durch seine Untersuchungen beseitigt; vielmehr sind zwei Typen, ein entschieden kleiner, an die sogenannten „Zwergvölker" anderer Gebiete mahnender, und daneben ein ausgesprochen großer, wahrhaft athletischer Menschenschlag vorhanden. Als Durchschnittshöhe berechnet der französische Gelehrte dafür 1,71 m.

Dem Aeußeren nach sind jene Stämme, die durch die Berührung mit den Weißen ihren ursprünglichen Zustand noch nicht verloren haben, nicht häßlich

zu nennen. Sie sind meist schlank und groß, haben gutes Ebenmaß und stolze Haltung. Der Gesichtsausdruck ist gewöhnlich ernst und mürrisch, bei den Weibern aber mehr lachlustig und heiter, und Manche wollen in dem Antlitze der Australier orientalische Gesichtszüge erkennen. Viele sollen sogar jüdisch aussehen, weshalb mehrere fromme Missionäre aber schlechte Ethnologen diese Eingeborenen, wie sie es so gerne mit so vielen anderen thun, für Abkömmlinge der verloren gegangenen zehn Stämme der Israeliten halten. Freilich lauten die Urteile der Beobachter verschieden.

James Browne sagt von Wan=e=war, dem ersten Eingebornen Australiens, welchen er zu Gesicht bekam: „Der erste Eindruck, den der Anblick eines grinsenden Wilden mit seiner kohlschwarzen Farbe, seinen scharfen funkelnden Augen, mit einer Reihe von Zähnen, die aus seinem großen offen stehenden Munde unverhältnismäßig hervorstanden, auf uns machte, war, daß er uns eher wie ein Pavian oder sonst ein fremdartiges Geschöpf dieser Neuen Welt, als wie ein menschliches Wesen vorkam." Dagegen wissen andere von „Musterbildern menschlicher Gestalt, wie irgend ein Bildhauer sie als Modelle wünschen könnte. Neben der Eleganz ihrer Formen waren ihre Augen glänzend und lebhaft, ihre Zähne weiß wie Schnee". (Ausland 1860, S. 341.) Ein Schweizer Handwerker, welcher in schlichten Worten von seinem 19jährigen Aufenthalte in Australien eine ungeschminkte Darstellung entworfen hat, spricht ebenfalls von schön gewachsenen schlanken Gestalten, oft von ungewöhnlicher Größe. (T. Müller, Neunzehn Jahre in Australien. Aarau 1877. 8°. S. 86.) Im allgemeinen bleibt der Australier in Betreff der Muskelentwicklung hinter dem Weißen beträchtlich zurück. Die Glieder sind dünn und beispiellos mager, Hände und Füße namentlich lang und schmal, letztere groß und plump, mit einwärts stehenden Zehen und ohne Spur von Waden, der Knochenbau äußerst fein, man könnte fast sagen, zierlich, hingegen der Bauch, wohl infolge der schlechten und nicht gut verteilten Kost, oft von großem Umfange. Daneben kommt aber ein anderer Typus mit kleinen, schmalen Füßen und sehr wohlentwickelten Waden vor. Das weibliche Geschlecht, gewöhnlich in der Mittelgröße von weißen Frauen, selten sehr groß, in welchem Falle sie für ausgezeichnet schön gehalten werden, ist in früher Jugend nicht unlieblich und hat seine Blütezeit vom 10. bis zum 14. Jahre. (Ausland 1861, S. 346.) Dr. Mücke, der sich lange in Tanunda (Südaustralien) aufhielt, rühmt von einem im 15. Lebensjahre stehenden Mädchen die prächtige Rundung der im „edelsten Ebenmaße" gehaltenen Körperformen. Ihre Haut glänzte samtweich und die rothen, etwas vollen Lippen ließen „eine Perlenreihe der wohlgeformtesten, elfenbeinweißen Zähne" sichtbar werden. (Natur 1866, S. 53.) Auch Richard Oberländer weiß von der sechzehnjährigen Tochter des „Königs Bondi" vom Goulbourn=Stamme zu berichten, welche von den Diggern Fair princess Kathleen genannt wurde und allgemeine Bewunderung erregte. (Globus, Bd. IV, S. 278.) Doch sind dergleichen Ausnahmen mehr als selten. Die Weiber altern schnell und werden später abschreckend häßlich. Mit 30 Jahren sind sie völlig verblüht, ihr Körper verfallen und das Gesicht von Runzeln durchzogen. James Browne nennt sie einen Ausbund von Häßlichkeit. Jeder Knochen ist an den scheinbar muskellosen Gliedern sichtbar und diese traurigen Skelette bieten das Bild unbeschreiblichen Elends. Der Gang der Australier wird als aufrecht und gravitätisch, auch als stolz, elastisch leicht und natürlich geschildert.

Die Schädelbildung ist, wenn nicht künstlich verunstaltet, was nicht selten, bei den Männern meistens etwas schöner als bei den Weibern; im ganzen schmal und länglich. Die Australier gehören demnach zu den ausgesprochenen Langköpfen oder Dolichokephalen*).

*) Dolichokephalie, d. h. Langköpfigkeit, bezeichnet jene Form des Schädels, wo dessen Längsdurchmesser (von der Nasenwurzel zum Hinterhauptshöcker) den Breitendurchmesser verhältnismäßig am meisten, im Gegensatz zur Brachykephalie oder Kurzköpfigkeit, bei welcher der erstere den letzteren nur wenig übertrifft. Um dieses Verhältnis zu ermitteln, pflegt man den Längsdurchmesser 100 gleichzusetzen und den Quer= oder Breitendurchmesser in Prozenten aus jener Einheit auszudrücken. Der Prozentsatz selbst

Der Breitenindex beträgt nach dem großen Pariser Anthropologen Paul Broca 71,49 und 71,6 nach William H. Flower, wobei bei den weiblichen Schädeln die Dolichokephalie stets besser ausgeprägt zu sein pflegt. Immerhin ist, wie Topinard bemerkt, auch die Brachykephalie unter den Australiern keine vereinzelte Erscheinung. (Rev. d'Anthrop. 1872, S. 307.) Den Höhenindex*) hat man auf 73 berechnet, wonach also die Australier zu den hohen Schmalschädeln zählen würden. Doch schwankt auch dieser bei den von Professor Flower untersuchten Köpfen zwischen 72 (Männer) bis 71,1 (Weiber) und 74. Wenn Graf Strzelecki, einer der verdienstvollsten Erforscher Australiens, behauptet, daß der Schädel der Eingebornen im einzelnen durchaus keine bestimmten Abweichungen des Baues gegenüber den europäischen Schädeln zeige, so ist dies ein schwerer Irrtum, denn derselbe besitzt ganz besondere und sehr auffallende Merkmale. Das wichtigste darunter ist zweifellos die außerordentlich geringe Schädelkapazität, welche die kleinste bis jetzt unter Menschen beobachtete ist. Durchschnittlich mißt der Rauminhalt der Schädelkapsel, die im lebenden Zustande durch das Gehirn und die Gehirnhäute ausgefüllt wird, beim Australier nicht viel über 1200 ccm, ja man kennt welche mit gar nur 1093 ccm, und die größten erreichen nicht die Größe des Schädelraumes, dessen sich durchschnittlich der italienische Bauer erfreut. Der mehrfach genannte englische Anatom Flower berechnet die mittlere Kapazität**) der von ihm untersuchten 109 australischen Schädel zu 1234 ccm, während das Mittel aus fünf europäischen Schädeln 1574 ccm ergab; der kleinste australische Weiberschädel hatte 1030 ccm. Nun hat aber Dr. Gustave Le Bon das interessante Gesetz nachgewiesen, daß der Unterschied zwischen dem größten und dem kleinsten Schädel bei jeder Rasse immer mehr wächst, je höher, je gesitteter dieselbe ist und wird, bei niedrigen Stämmen jedoch sich kaum bis zur Hälfte dieser Differenz bei den Kulturmenschen erhebt. Bei den modernen Deutschen z. B. beziffert sie sich mit 715 ccm, bei den Australiern bloß mit 307, und beim Gorilla, dem gewaltigsten der anthropoiden Affen, mit 199 ccm. (Rev. d'Anthrop. 1879, S. 75.) Dazu kommt noch die Verteilung der verschiedenen Gehirngrößen auf die Volksmenge. Der nämliche geistreiche Forscher wies nach, daß (in runden Ziffern) auf eine Schädelkapazität von 1200 bis 1300 ccm bei den heutigen Parisern 0,0, bei den Australiern 45,0 Prozent entfallen, während bei wachsender Schädelkapazität der Prozentsatz bei den letzteren rasch sinkt, bei den Parisern hingegen stetig zunimmt bis zu einer gewissen Größe, um dann noch selbst bei den bedeutendsten Hohlräumen der Gehirnkapsel mit einem, wenn auch geringen Bruchteile beteiligt zu bleiben, also folgendermaßen:

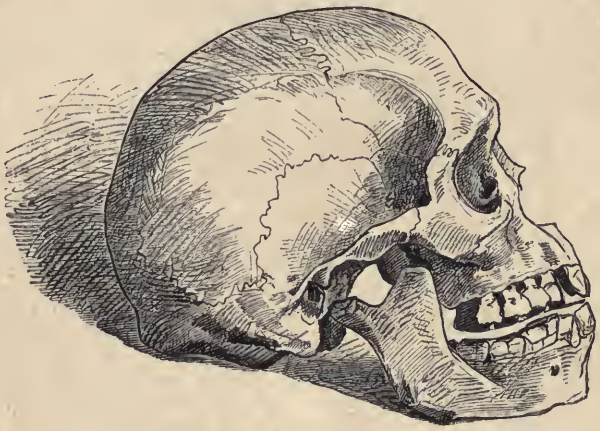
Schädelkapazität:	Australier:	Pariser:
1300—1400	25,0	10,4
1400—1500	20,0	14,3
1500—1600	10,0	46,7
1600—1700	0,0	16,9
1700—1800	0,0	6,5
1800—1900	0,0	5,2

wird der „Breitenindex oder horizontaler Schädelindex" genannt. Ist also die Breite drei Viertel der Länge, so sagt man, der Breitenindex sei 75. Die Breitenindices unter den Menschen bewegen sich zwischen 58 bis 98, wenn wir die äußersten Fälle berücksichtigen. Die mittleren Zahlen schwanken aber um vieles weniger, denn sie gehen nur von 67 bis etwa 85. In diese Klaviatur mit 19 Tasten lassen sich alle mittleren Breitenproportionen der menschlichen Schädel einschalten. Nach Welcker liegt der Breitenindex bei der Hälfte aller Menschen zwischen 74 und 78, deshalb schob Paul Broca noch eine mesatikephale oder mesokephale, d. h. mittelköpfige Schädelform ein, und alle Schädel, deren Index die Werte von 78 und 79 erreicht, gehören in Brocas Einteilung zu den mesatikephalen. Nicht bloß einzelne Individuen, sondern ganze Rassen können sich als Dolicho-, Brachy- oder Mesatikephalen charakterisieren.

*) Der Ausdruck des Verhältnisses der Schädelhöhe zur Schädellänge, auch vertikaler Schädelindex genannt.

**) Man pflegt dieselbe einfach in der Weise zu ermitteln, daß durch das große Hinterhauptsloch des vollständigen Schädels, dessen übrige Löcher vorher auf passende Weise verstopft wurden, Erbsen, Hirsekörner u. dgl. oder auch Schrotkörner eingeführt werden, bis der ganze Hohlraum bis an die Ränder des Hinterhauptslochs ganz damit erfüllt ist. Wird hierauf die erfüllende Körnermasse sorgfältig entleert und ihr Volumen in ccm ermittelt, so bezeichnet der erhaltene Werth die Kapazität der Schädelhöhle.

Diese Zahlen sprechen beredt genug, um zu zeigen, daß zwischen den niedrigen und den höheren Rassen ein wahrer Abgrund besteht, den nichts auszufüllen vermöchte. (A. a. O. S. 71.) Wenn nun trotzdem der Schädelumfang*) der Australier fast der nämliche ist, wie jener der Italiener z. B., so rührt dies von der ganz besonderen Stärke seiner Knochen her, welche in Neusüdwales fast noch einmal so dick als europäische Schädel gefunden wurden. Diese äußerst massive Struktur und der starke Knochenbau, eine Verschiedenheit, welche den Australier von anderen sonst auf den ersten Anblick ähnlich erscheinenden Rassen, wie z. B. den Negritos der Philippinen, trennt, tritt am meisten in der Augengegend hervor, wo bei dem Australier mächtige Wülste liegen, welche an den ehemaligen Bewohner des Neanderthales mit der ihm eigenen affenartigen Bildung der Augenbrauenbogen erinnern. (Virchow in den Verhandl. der Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 66.) Unter den heutigen Völkern Europas will Professor Virchow bloß durch



Südaustralier-Schädel. (Seitenansicht.)

einen Bulgarenschädel an so niedrige Formen, wie die australische, erinnert werden. (A. a. O. 1877, S. 73.) Die Augenhöhlen sind länglich, besser gesagt rechteckig, und kurz von oben nach unten, wechseln indes stark in der Form; ihr Index (Orbital-Index) ist meist sehr niedrig, etwa 80, nach Broca 82,3, somit die Australier in die Kategorie der Mikrosemen**) oder Kleinäugigen verweisend. Die Augen liegen sehr tief und häßlich, haben schwarze, nach Einer Angabe rote Augäpfel, das Weiße von schmutzig gelber Farbe, und erinnern, matt und ausdruckslos wie sie sind, an die Augen von einigen Tieren. Richard Oberländer aber, welchem ein vierzehnjähriger Aufenthalt im Lande zu statten kommt, sagt das genaue Gegenteil: sie seien groß, glänzend und ausdrucksvoll, und Dr. Mücke nennt sie feurig. Die Australier sind zugleich prognath, womit man das Ueberragen der Kinnbacken, das Vorspringen des Gesichtsteiles bezeichnet, über welche Lagerung der Camperſche Gesichtswinkel***) Aufschluß giebt. In dem Maße als die Schädel stärker prognath sind, entfernt sich dieser Winkel immer weiter vom rechten Winkel

*) Dieser wird durch ein Meßband ermittelt, welches in der Horizontalebene, vom untern Teile der Stirn beginnend, über die untere Partie der beiden Scheitelbeine bis zu dem hervorragendsten Teile der Hinterhauptgegend hinzieht.

**) Broca unterscheidet nach der wechselnden Größe des Augenhöhlen- oder Orbitalindexes: Megasemе (Großäugige), d. h. solche, deren Orbitalindex 89 erreicht oder noch darüber hinausgeht; Mesoseme (Mittelängige), deren Index innerhalb 83—88 liegt, und Mikroseme, wenn er höchstens 83 erreicht.

***) Derselbe wird meist durch zwei am Alveolarrande einander schneidende Linien konstruirt, von denen die absteigende die Stirn und die Mitte des Alveolarrandes streift, die andere horizontale vom Gehörgange nach der Mitte des äußeren Saumes des Alveolarrandes gezogen wird.

oder von 90°. Je weniger der Gesichtswinkel von dieser Ziffer sich entfernt, desto höher der Adel der Rasse und umgekehrt; wenn wir also sehen, daß der Gesichtswinkel der Australier 64° beträgt, so prägt auch hierin wieder seine tiefe Entwicklungsstufe sich aus. Bringt man einen Schädel in die Lage, daß der Blick des Beschauers oben, senkrecht die Mitte der großen Achse trifft (norma verticalis), so kann das Auge mit Sicherheit entscheiden, ob die Jochbogen wie zwei Henkel die Umrisse der Gehirnschale überragen (phanerozyg, nach Busk phenozyg) oder ob sie hinter ihnen verdeckt bleiben (kryptozyge Schädel), und in ersterem Falle werden wir sehen können, daß die Backenknochen stark hervorspringen. Die Australier sind nun phanerozyg, ihre Wangenbeine hoch, der untere Teil der Stirn, wie schon erwähnt, um die Brauen stark hervorragend, dagegen der obere Teil ebenso stark zurücktretend. Diese fliehende Stirne ist ein charakteristisches Merkmal des australischen Schädels. Die Nase an der Wurzel schmal, wodurch die Augen zusammengerückt

Südaustralier-Schädel. (Vorderansicht.)

erscheinen, verbreitert sich stark nach abwärts, hat große Nasenlöcher und ist etwas eingedrückt, krümmt sich aber nicht wie bei den benachbarten Papua. Der Nasalindex, welcher das Verhältnis der Nasenbreite zur Nasenlänge angiebt, ist im Mittel 56,5 und stellt die Australier zu den Platyrrhinen oder Breitnasigen*). Bei den Europäern tritt unter zehn Köpfen durchschnittlich einmal Metopismus ein, d. h. die Stirnnaht bleibt in Folge nicht eingetretener Verwachsung für das Leben sichtbar; bei den Australiern aber, sowie bei anderen niederen Rassen und den Affen, kommt dieser Fall fast gar nie vor. Die Ohren sind ein wenig nach vorn gebogen, der Mund groß, weit geöffnet und unförmlich, die Zähne dagegen schön, stark und weiß. Der dritte obere Backzahn besitzt regelmäßig drei Wurzeln, eine Erscheinung, die unter Europäern zu den Seltenheiten gehört. Die oberen Zähne decken meistens die unteren, dasselbe ist auch mit der Oberlippe gegenüber der Unterlippe der Fall. Die Lippen sind rot und wulstig, d. h. hoch aufgeworfen, das Kieferbein ist zusammengedrückt, das Kinn klein und zurücktretend. Der Hinterkopf ist auffallend klein und abgeplattet.

Der Körper der Australier ist reichlich behaart, nicht bloß auf dem Kopfe sondern auch an allen anderen Stellen. Bei den Männern findet sich auf Kinn und Wangen üppiger Bartwuchs; nach Oberländer haben viele lange, glänzende und gelockte Bärte, die den Neid manches Europäers erwecken würden; nur Alfred

*) Leptorrhine, d. h. dünn-, schmalnasige, nennt Broca jene Schädel, deren Nasenindex unterhalb 48, Meſorrhine, d. h. mittelnasige, wenn er innerhalb 48—52 liegt und Platyrrhine oder breitnasige, wenn er über 52 hinausgeht.

Lortsch nennt den Bartwuchs spärlich und meistens bloß unten am Kinn vorhanden. (Ausland 1866, S. 697.) Ueber den Augen hängen dicke schwarze Augenbrauen herunter. Das Haupthaar selbst ist übereinstimmenden Aussagen zufolge meist glänzend und pechschwarz, aber nie wollig wie beim Neger. Hale scheint daher im Irrtum, wenn er in der oben mitgeteilten Charakteristik des Australiers demselben langes, feines aber wolliges Haar zuschreibt, und sein Landsmann Charles Pickering sagt ausdrücklich: „Der Australier kann im allgemeinen Aeußeren für einen Neger gelten, aber mit Haar anstatt Wolle." (The races of Man. London 1849. 4°. S. 137.) Häckel und Friedrich Müller, welche das Haar ihrem anthropologischen Systeme zu Grunde legen, rechnen daher die Australier zu der straffhaarigen Species (Euthycomi) der schlichthaarigen Menschen (Lissotriches).

So wenig wie die übrigen Körpermerkmale scheint das Haar bei allen Australiern das gleiche Aussehen zu besitzen. Topinard möchte seiner australischen Urrasse sogar wolliges Kraushaar zuschreiben, worin ihm jedoch Staniland Wake energisch widerspricht. Nach diesem gewiegten Völkerkundigen haben die Westaustralier kein Kraushaar und auch die zu Topinards niedrigerem Typus zählenden Eingebornen haben in der Regel straffes, nicht krauses Haar. Doch sind Schwarze mit Wollhaar von Dampier und Freycinet an der Westküste, im Norden bei Port Essington auf der Coburg Halbinsel von Stokes und auf der Melville Insel von Major Campbell, endlich auch am Boganflusse von Sir Thomas Mitchell beobachtet worden; aber sie alle gehörten dem großen starken Menschenschlage Australiens an, nicht dem schwächlichen kleinen, welchen Topinard für den ursprünglicheren hält. Eine Ausnahme machen bloß die von Oldfield nördlich von der Murchison Bai gesehenen. Die Wahrheit ist also, daß unter den Straffhaarigen sowohl kleine und elende, als auch große und kräftige Horden vorkommen, und Wake ist eher geneigt, in ihnen das primitive einheimische Element zu erkennen, während die Wollhaarigen wahrscheinlich auf eine Mischung mit eingewanderten Papua hindeuten. (Rev. d'Anthrop. 1873, S. 85—88.) Daß übrigens das meist lange Haar der Australier sich leicht ein wenig zu kräuseln scheint, wird ziemlich allgemein zugegeben, Einige schildern es als korkzieherartig gewunden oder gar als gelockt. Gerland sagt: „Das Haar ist meist tiefbraun und bald schlicht und straff, bald lockig und sehr kraus oder buschig, meist hart, doch auch seidenartig weich," womit wohl alle in der australischen Menschheit herrschenden Haarunterschiede genügend bezeichnet sind. Die Haare selbst, im Querschnitt stark elliptisch, bilden abstehend um das Haupt eine zottige Krone, nur schwächer wie bei den Papua, d. h. sie breiten sich vom Kopf nach allen Richtungen strahlenförmig etwa 17—18 cm lang aus, wodurch dieser bedeutend größer erscheint. Auch zeigen sie eine Anlage zur Verfilzung. Die während einiger Zeit unter den europäischen Ansiedlern verbreiteten Gerüchte, das Innere des Festlandes werde von einem völlig kahlen Menschenschlage bewohnt (Ausland 1862, S. 1032), waren natürlich bloße Fabel.

Die Hautfarbe der Australier ist dunkel genug, um es zu rechtfertigen, daß man sie als Schwarze bezeichnet, doch bestehen sehr verschiedene Nuancirungen. Ganz schwarz ist sie fast nie, meistens kaffeebraun, heller oder dunkler, und gar nicht selten kupferfarben, bei einigen Individuen nicht dunkler als jene der Viti Insulaner. (George French Angas, Savage life and scenes in Australia and New Zealand. London 1847. 8°. I. Bd., S. 79.) Das Einreiben mit dem Fett verschiedener größerer Fische, mit Holzkohle und Ocker, als Schutz gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen, läßt sie aber dunkler, in einem schmutzigen Schwarz erscheinen, und macht den ohnehin eigenthümlich widerlichen Geruch ihrer Ausdünstung für die Nase Civilisirter noch unerträglicher. Hier bietet sich nun die erste Veranlassung mit Richard Andree auf ein Rassenmerkmal aufmerksam zu

machen, welches gewöhnlich nur wenig berücksichtigt wird, den Geruch, welchen die verschiedenen Rassen ausströmen und der ihnen mehr oder weniger spezifisch eigen ist. Dieser eigentümliche, seinen ganz besonderen Charakter zeigende Hautgeruch der Völker verliert sich unter keinen Umständen, und die größte Reinlichkeit, das sorgfältigste Waschen vermögen ihn nicht zu entfernen. (Correspondenzblatt der Anthrop. Gesellsch. 1876, Nr. 5, S. 33.) Wie Carl Vogt (Vorlesungen über den Menschen. Gießen 1863. 8°. Bd. I, S. 157) ungemein treffend bemerkt, gehört dieser Völkergeruch eben zur Art, wie der Bisamgeruch zum Moschustier. Bei den Australiern ist dieser Geruch am stärksten, wenn sie vom Regen durchnäßt sind. (Ausland 1862, S. 249.)

Die Australier wachsen sehr schnell und sind mit zehn bis zwölf Jahren völlig ausgewachsen. Ihre Lebensdauer ist durchschnittlich ungefähr fünfzig Jahre, hohes Alter gehört zu den größten Ausnahmen, ist aber doch hin und wieder vorgekommen. Epidemische Krankheiten sind unter ihnen völlig unbekannt, und Rheumatismus war das einzige Leiden, welches der englische Matrose James Morill während seines siebzehnjährigen Aufenthalts bei ihnen beobachtete. Umgekehrt sah Thomas M'Combie nur wenige ganz gesunde Schwarze; als hauptsächliche Uebel nennt er Hautkrankheiten, Fieber, Entzündungen und Lungenleiden. (Arabin; or adventures of a colonist in New South Wales, with an essay on the aboriginals of Australia. London 1845. 8°. S. 257.) Diejenigen, die sich civilisieren, nehmen die Laster der Weißen an und fallen als Opfer der Trunksucht oder europäischer Krankheiten. Die Influenza (Grippe) tötet alle Jahre eine Menge Eingeborene, und an Lustseucheerkrankungen leiden sie fast ohne Ausnahme. Endlich ist dem Lande eine wunderbare Krankheit eigentümlich, in welcher das Fleisch der Arme und Beine unter der Haut wegschwindet; der angegriffene Teil erscheint wie ein mit Gummielastikum überzogenes Skelett. Wie die Elefantiasis soll diese Krankheit vom Liegen auf feuchtem Boden herrühren.

Charakter und Geistesanlagen.

Die Urteile der verschiedenen Reisenden und Beobachter über die geistigen Anlagen und moralischen Eigenschaften der Australier laufen eben so sehr auseinander wie die Berichte über ihre körperliche Beschaffenheit. Vergleicht man dieselben mit jenen der höchst organisierten Tiere, so kann man sie als bedeutend entwickelt betrachten, dagegen zeigen sie sich mit den Anlagen höherer Rassen in Parallele gestellt als sehr beschränkt. Alle jene, welche es nicht gelten lassen wollen, daß die Australier oder unter ihnen wenigstens eine gewisse Anzahl Stämme auf der tiefsten Stufe der Gesittung unter allen lebenden Menschenstämmen stehen, messen sie stillschweigend und unwissentlich an den Spitzen der Tierwelt, wonach es ihnen nicht schwer fällt, eine relativ sehr auffallende Kulturhöhe der Australier nachzuweisen. Nun kennt man überhaupt gar kein Volk,

welches heute noch im ursprünglichen Naturzustande, ganz roh, ganz ungeistig, ohne allen Sinn für das Schöne, ohne alles Gefühl für das Gute lebte; ein solches Volk hätte auch auf die Bezeichnung „Menschen" keinen Anspruch. Die Australier sind aber Menschen, und nur unter diesen erscheinen sie auf den tiefsten Rang herabgedrückt. Die Leugner dieser Thatsache versäumen insgesamt anzugeben, welches Volk ihrer Meinung nach noch tiefer stehe als die Australier. Von diesen kann man nun dreist behaupten, daß ihre geistigen Anlagen unvergleichlich entwickelter sind als ihre moralischen Eigenschaften, und gerade dieser Umstand verknüpft sie am besten mit der Tierwelt, deren höchste Spitzen gleichfalls durch ein unverhältnismäßiges Ueberwiegen der Verstandeskräfte über die nachgewiesenermaßen auch bei den Tieren vorhandenen sittlichen Regungen ausgezeichnet sind.

Australierin vom King George Sund.

Der Charakter der Aboriginals oder Black fellows, wie sie im Lande genannt werden, oder Black men, wie sie selbst am liebsten sich nennen, ist voller Widersprüche. Im ganzen gutmütig, uneigennützig und friedfertig, wenn man sie nicht reizt, sind sie ohne erklärliche Ursache unter Umständen eben so streitsüchtig, verschlagen und hinterlistig. Ihre Leidenschaft ist maßlos und einmal erregt nicht zu bändigen. Ist diese im Spiele, so tötet der Australier ohne Bedenken seinen Herrn, seinen Wohlthäter, seinen Freund. Was sie unschädlich macht, ist einzig die Furcht, die ihnen das Uebergewicht der europäischen Persönlichkeit einflößt. Trotzdem müssen angehende Squatter, welche um Stationen anzulegen

tief in das Innere des Landes vordringen, auf einen regelmäßigen Krieg mit den Schwarzen sich gefaßt machen. Im wilden Zustande besitzen sie eine gewisse Tapferkeit und ergreifen nicht eher die Flucht, bis sie die tödliche Wirkung der Feuergewehre kennen gelernt haben. Die wildesten und kriegerischten Stämme bewohnen die Gestade des Carpentaria Busens, jene im Süden sind jedoch wenig kriegerisch, dafür aber auch minder grausam als andere wilde Völker, die als ihnen weitaus überlegen gelten; gleichwohl verüben auch die Australier ausnahmsweise große Grausamkeiten, und Kinder- wie Elternmord, verbunden mit Kannibalismus, gehen bei ihnen im Schwange. Dieses Umbringen der Greise wird indes wie der Kindermord ohne Grausamkeit, aber mit vollkommener Gleichgiltigkeit begangen, wie eine Sache, die sich von selbst versteht, und die Opfer selbst sind ganz resignirt. Habsucht ist selten Veranlassung, jemanden zu töten, gleichwohl ist ihnen ein diebischer Sinn nicht ganz abzusprechen. Je reiner übrigens sie dem Naturzustand angehören, um so besser sind sie, und abgesehen von ihrer Stumpfheit und Gefräßigkeit empfehlen sie sich den Europäern durch manche liebenswürdige Eigenschaft. Für Wohlthaten sind sie empfänglich und suchen sie durch kleine Dienste zu vergelten. Sie sind nicht unverschämt, von sanfter Gemütsart, immer heiter und schließen sich den Weißen mit einer Art kindlichen Vertrauens an, die ihnen viele Freunde erwirbt. Dr. Georg Neumayer rühmt sie als ehrlich, treu, gehorsam, gefällig und genügsam. Schlechte Behandlung aber macht sie verstockt, hinterlistig und rachsüchtig und für die erste Zeit zu wahren Teufeln; geht aber ein längerer Zeitraum darüber hinweg, so sind sie zur Verträglichkeit geneigt. Ein Mißtrauen behalten sie aber gegen die Personen, die sie beleidigt haben, doch wissen sie ihre Gemütsstimmungen vor fremden Augen oft besser zu verbergen als der civilisirte Weiße. Auffallend ist ihre Gutmütigkeit gegen ihresgleichen, mit denen sie den letzten Bissen teilen, die aber zugleich auf einen gewissen Grad von Kommunismus zurückzuführen ist.

„An ihm," bemerkt Dr. J. Duboc, „scheitert z. B. der Versuch, auf das divide et impera sich stützend, die Schwarzen durch eine ungleiche Auszeichnung leichter zu beherrschen. Ich beschenke den Fleißigen mit einer Hose in der Hoffnung, seinen Egoismus anzureizen und ihn in eine Opposition zu den weniger Glücklichen zu stellen. Aber bis zum nächsten Tage hat dieselbe Hose schon die Rundreise über verschiedene unbefugte Beine angetreten, und prangt vielleicht gerade an den Gliedmaßen desjenigen, den ich zurücksetzen wollte. Ich gebe einem eine Portion Mehl — ein sehr begehrter Artikel — und hoffe den Neid der andern aufzustacheln. Aber derselbe Abend sieht noch ein lustiges Feuer entstehen, geröstete Kuchen werden bereitet und ohne Unterschied von mein und dein wird von der ganzen Gesellschaft getafelt, bis jede Krume verspeist ist. Alle europäische Berechnung scheitert an dieser Stammesgemeinschaft und kein Verbot hilft dagegen. Man stößt eben auf ein Naturprincip." (Ausland 1862, S. 594.) Es ist dies das erste der mannigfachen Beispiele, welche zeigen, wie der Kommunismus die Urform der Gesellschaft ist, aus welcher die Civilisation die Menschen herausgeführt hat, nicht die Form, zu der sie hinführt. Er bildet das tiefste, nicht das höchste Niveau menschlicher Gesittung.

Selbstverständlich finden sich bei der Bevölkerung eines so ausgedehnten Gebietes wie Australien in physischer wie moralischer Beziehung gar mancherlei Schattirungen; im allgemeinen aber belegen zahlreiche Züge, wie sie Brough Smith, der berühmte Geologe mitteilt (The Aborigines of Victoria with notes relating to the Habits of the Natives of other Parts of Australia and Tasmania.

London 1878. 8°. 2 Bde.), die Behauptung, daß der Intelligenzgrad der Australier ein höherer ist, als er ihnen durchschnittlich bislang zugemessen wurde.

Die Anrede, welche der Häuptling Yagan 1843 an den Advocate-General Westaustraliens G. F. Moore hielt, mag für den gesunden Sinn, ja gewissermaßen sogar für die Rechtslogik dieser Wilden Zeugniß ablegen. Yagan hub an: „Warum kommt ihr weißen Leute zu Schiffe nach unserem Lande und schießet arme schwarze Burschе, die euch nicht verstehen, nieder? Hört mich! Diese wilden schwarzen Gesellen kennen und begreifen eure Gesetze nicht; jedes lebende Tier, das durch das Land streift, jede eßbare Wurzel, die im Boden steckt, ist Gemeingut. Der schwarze Mann hat an persönlichem Eigentume nur seinen Mantel, seine Waffen und seinen Namen. Kinder unterliegen keinerlei Zwang; ein kleiner Junge schlägt seine Mutter, sobald er die Kraft dazu hat, und sie wehrt es ihm nicht. Sobald er einen Speer zu tragen vermag, schleudert er ihn auch nach allem lebenden Getier, das seinen Pfad kreuzt, und ist er zum Manne geworden, so ist die Jagd seine Hauptbeschäftigung. Er kann es nicht begreifen, daß ein Mensch mehr Anrecht auf die Tiere und Pflanzen habe, denn ein anderer. Mitunter begegnet nun ein Trupp Eingeborner, wenn er ermüdet und hungrig vom Gebirge herunterkommt, den fremden Tieren, die ihr Schafe nennt. Natürlich fliegt der Speer alsbald, und es giebt eine gute Mahlzeit. Dann kommt ihr weißen Männer und schießt die armen schwarzen Burschе nieder. Für jeden schwarzen Mann aber, den ihr weißen Burschе schießet, will ich einen Weißen töten. Und die armen hungrigen Frauen, die es gewohnt sind, jede eßbare Wurzel auszugraben, gebrauchen, wenn sie an ein Kartoffelfeld kommen, natürlich die wanná (den Yamstock) und ziehen die Kartoffel aus und stecken sie in ihren Sack. Dann kommt ihr weißen Leute und erschießet die armen Schwarzen, ich aber will Leben für Leben nehmen."

Bei dem bedeutenden Nachahmungstalente, dem sein ungemein empfängliches Ohr zu Hilfe kommt, lernt der Australier leicht fremde Sprachen, besonders das Englische besser und reiner sprechen als viele Deutsche, die doch jahrelang in Australien wohnten. Auch für die Malerei und Musik zeigen sie ein leidliches Talent. Dr. Gygax, ein Schweizer Arzt, traf in der Grafschaft Philipp auf Höhlen, an deren Wänden man die Spuren eines rohen Anfanges von Plastik fand. Die geglätteten Wände enthielten Abdrücke von Händen Erwachsener und von Kindern, welche getrennt und gruppirt waren. Das Vorhandensein solcher Höhlen scheint den Schwarzen weit entfernter Distrikte bekannt zu sein. Die Annahme, die Eingebornen seien so stumpfsinnig, daß sie nicht einmal die Abbildung der sie umgebenden Gegenstände, z. B. von Känguruh, Emu und Gummibäumen wiederzuerkennen vermöchten, beruht für manche Stämme wenigstens auf einem Irrtum; vielmehr sind nicht nur einige unvollkommene Abbildungen des Känguruh und Emu bekannt geworden, sondern es finden sich unter den Eingebornen sogar ganz gute Zeichner. Gerh. Krefft hat an Felsenwänden Zeichnungen der Eingebornen, meist Fische, Walfische, Vögel und einige Menschen darstellend, kopiert, die indes seiner Aussage zufolge nicht so gut sind wie die auf geschwärzte Baumrinde eingeritzten Bilder. (Nature. 1874. Bd. IX, S. 322.) Brough Smith teilt das Faksimile der Aufnahme einiger Squatter durch einen australischen Jungen mit, die Stellung und Ausdruck charakteristisch wiedergiebt; es ist unverkennbar, daß der Zeichner ein scharfer Beobachter gewesen und sogar ein Zug von Humor in der Auffassung prägt sich in dieser Aufnahme aus. Dr. Neumayer besitzt den ganz richtigen Plan einer Reiseroute, welche ihm ein Australier aufgezeichnet hat; der Schwarze war vier Jahre in einer Erziehungsanstalt gewesen, dann aber zu den Seinen zurückgekehrt und seit-

dem mindestens zehn Jahre ohne alle Uebung gewesen; trotzdem hatte er sich die Fähigkeit bewahrt, eine ganz zutreffende Skizze des weiten Weges zu entwerfen. Dr. Mücke endlich kennt Fälle, daß Schwarze ihn nach zehn Jahren wiedererkannten, so stark ist ihr Erinnerungsvermögen. Ein besonders großes Talent besitzen sie für Mimik und einen scharfen Sinn für äußere Lächerlichkeiten. Nicht leicht entgeht ihrer Kritik eine Sonderbarkeit des Betragens und sie karikieren augenblicklich, was ihnen als sonderbar auffällt, Stimme, Haltung, Gang, Geschicklichkeit ꝛc. In einer Menge Eigenschaften sind diese Söhne der Wildnis den Europäern überlegen; dies fühlen sie sehr gut heraus und machen die stumpfen Sinne der Weißen zum Gegenstande ihres Humors. Die Art, wie sie die Chinesen karikieren, ist unübertrefflich; hier ist es die übertriebene Beweglichkeit und die Geschwätzigkeit, die ihnen im Kontraste mit ihrer eigenen gemessenen Haltung lächerlich erscheint. Mit einem unvergleichlichen Gedächtnisse begabt, sich äußerlich eine Menge neuer Fertigkeiten zu erwerben, haben schwarze Kinder zuweilen in der Schnelligkeit des Lernens ihre weißen Kameraden überflügelt. Der spanische Benediktiner Don Rudesindo Salvado, welcher 1845 eine katholische Mission nach Westaustralien begleitete, erzählt von den Geisteskräften der Neophyten geradezu staunenswerte Dinge. (Rev. d'Anthrop. 1879, S. 150.) Im allgemeinen aber ist es ein nur wenig belohnendes Geschäft, schwarze Kinder aufzuziehen, und gelingt nur da einigermaßen, wo man sie ganz aus dem Bereiche der Schwarzen bringen kann. Aber die Erziehung blieb stets eine höchst unvollkommene. Trotzdem daß sie außerordentlich schnell lesen und schreiben lernten, war es keinem einzigen möglich ein Princip beizubringen. Jahrelang wandte man in Queensland, Viktoria und Südaustralien alles Mögliche an, um den Schwarzen praktische Kenntnisse und religiöse Begriffe beizubringen, allein ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Sie sind keiner europäischen Kultur zugänglich; die angeborene Wildheit bricht immer wieder hervor und zeigt sich in einem unwiderstehlichen Hange zu dem Buschleben ihrer Vorfahren. Selbst jene, welche als Kinder in Städten nach europäischer Weise auferzogen wurden und Schulunterricht genossen, können der Versuchung nicht widerstehen, von Zeit zu Zeit ihre Kleider abzuwerfen und als nackte Wilde in den Busch zu gehen. Hält man sie mit Gewalt zurück, so wissen sie Mittel und Wege zur Flucht zu finden und kehren dann aus Furcht vor Strafe schwerlich wieder. Alle Versuche, die man machte, sie an ein geregelteres Leben, Handwerke, Wohnungen, Kleider zu gewöhnen, sind jedesmal aufs vollkommenste gescheitert; sie bleiben lieber in der Wildniß, um frei und unabhängig das uns so jammervoll dünkende Leben ihrer Stammesgenossen zu teilen, ein Beweis', daß unsere gepriesene Gesittung in ihrem Werte nicht von allen Menschenkindern gleich hoch veranschlagt wird. Gegen alle unsere Moral sind sie tot, den Nutzen, den Zweck, den Geist begreifen sie nicht, den irgend eine Sache erfordert, und von allen Lebensverhältnissen nehmen sie nur das rein Aeußerliche auf. Der Australier zeigt daher in allen Verrichtungen, welche sich auf das tägliche Leben beziehen, ungemeine Geschicklichkeit. Seine Geräte und Waffen sind, obschon höchst primitiv, dennoch sehr zweckmäßig und er weiß dieselben gegen das Wild mit

großem Scharfsinne zu verwenden. In der Aufspürung und Verfolgung des Wildes sucht er seinesgleichen; besonders merkwürdig und staunenerregend ist das Verfahren, womit er dem Opossum bis auf die höchsten Bäume ohne andere Werkzeuge als eine Schlingpflanze und eine Steinaxt nachspürt. Daher ist der Australier für jede Art mechanischer Fertigkeiten gut zu verwenden; er ist ein vortrefflicher Jäger und Viehwärter.

In den Viehzüchtereien werden viele Schwarze beschäftigt, und dieselben zeigen sich im allgemeinen willig und geschickt zu der ihnen aufgetragenen Arbeit: Eintreiben von Vieh und Zähmen von Pferden, zwei Beschäftigungen, die ihrem wilden Geschmacke ganz besonders zusagen. Durch ihre unglaubliche Lokalkenntniß, die ihnen das Verirren auch in den wildesten Gegenden ganz unmöglich macht, sind sie den Weißen bedeutend überlegen. Ein schwarzer Hirt kennt unter einer Heerde von mehreren tausend Stück jedes einzelne genau und weiß es zu finden. Als Feldarbeiter sind die Schwarzen ganz untauglich. Außer als Schäfer und Viehtreiber haben die Eingebornen eine Zeitlang nur noch als Mitglieder der sogenannten „schwarzen Polizei" gute Dienste geleistet, einer von der Kolonialregierung organisierten Miliz, gut bewaffnet und beritten, welche meistens zur Verfolgung von Verbrechern aufgeboten ward, wozu die Eingebornen wegen ihrer bekannten Fähigkeit, Spuren aufzufinden und zu verfolgen, sehr geschickt sind. Oberländer selbst war zwei Jahre lang als Führer der schwarzen Polizei angestellt und hatte Gelegenheit, deren Unzuverlässigkeit auch hierin zu bemerken. Der größte Uebelstand lag darin, daß sie über ihre Stammesgrenze nicht hinauszubringen waren, und oft ging deshalb die „schönste Spur" verloren. Aus diesen und andern Gründen ist das genannte Corps inzwischen auch aufgelöst worden. (Oberländer. Australien. Geschichte der Entdeckung und Kolonisation. Leipzig 1880. 8°. S. 316.)

Aus der wirklich großen Schlauheit und Gewandtheit der Australier darf man also nach keiner Richtung einen Schluß auf die Bildungsfähigkeit dieser Menschen ziehen. Alle auf Spontaneität beruhenden Fähigkeiten sind bei ihnen unbedeutend und der Antrieb zu jeglicher Bethätigung ihres Verstandes geht vom Hunger und vom Gattungstriebe aus. Der Kreis ihrer intellektuellen Entwicklungen ist so klein, daß ein halberwachsenes Kind geistig so weit fortgeschritten ist wie der älteste unter ihnen. Alle reflektiven Eigenschaften fehlen; sie haben gar keine Folgerichtigkeit, keinen ununterbrochenen Zusammenhang im Denken, und darin liegt das größte Hindernis für ihre Civilisirung, denn dieser Fehler ist ihnen an- und eingeboren. (Globus, Bd. I, S. 270.)

So scheint z. B. nach den Urteilen fast aller Reisenden den Schwarzen im allgemeinen jeder Begriff eines höheren Zahlensystems versagt zu sein; wenigstens vermögen einzelne Stämme bloß bis 3 oder 4 zu zählen; was darüber ist, heißt „Menge". Nur in der Umgegend von Wickliffe, im westlichen Viktoria, finden sich Bezeichnungen für 1, 2, 3, 5 und 6, im allgemeinen aber scheint die einheimische Arithmetik sich nur auf die beiden ersten Zahlwörter zu beschränken; was darüber hinausgeht, addirt sich und reicht kaum jemals über zehn. Als typisches Beispiel dafür das folgende Lake-Hindmarsh-System: (1) ke-yap, (2) pullet, (3) pullet-ke-yap, i. e. (2 + 1), (4) pullet-pullet (2 + 2), (5) pullet pullet-ke-yap (2 + 2 + 1) ꝛc. ꝛc. Freilich begegnen sich die beiden Berliner Gelehrten Steinthal, der Sprachforscher, und Virchow, der Anthropologe, in der Ansicht, daß der Mangel eines Wortes für eine Zahl an sich kein Beweis sei, daß die Leute den Begriff dieser Zahl nicht besitzen, und Peschel sagt gleichfalls: „Wenn viele australische Mundarten arm sind an Zahlenausdrücken, so folgt daraus doch nicht, daß die Eingebornen größere Mehrheiten nicht hätten überblicken können, denn sie bedienen sich achtzehn verschiedener Worte zur Benennung von Kindern, je nachdem der erst- bis neuntgeborene Knabe oder die erst- bis neuntgeborene Tochter bezeichnet werden soll." (Völkerkunde, S. 341.)

Von früheren Reisenden wurde mehrfach behauptet, dieses oder jenes Volk sei so wild, so unkultiviert, daß es nicht über fünf zählen könne. Schon der berühmte Linguist Pott hat

solche Reden dadurch vernichtet, daß er nachwies, wie in solchen Fällen, wo es nur fünf Zahlwörter gab, das quinäre Zahlsystem vorlag. In jüngster Zeit ist der Antidarwinist Steinthal wiederholt dagegen zu Felde gezogen, daß die Stufe der Intelligenz vorzugsweise in den Zahlen gesucht werde. Was die Australier betrifft, so liegt, sagt Steinthal,

Australier, den Bumerang schleudernd.

die Sache allerdings so, „daß wenn man sich bei ihnen nach Zahlwörtern erkundigt, sie dann unzusammengesetzte Zahlwörter nur bis 3 haben, daß sie bei 4 schon eine Zusammensetzung vornehmen und daß sie für 5 ein Wort haben, welches „viel" bedeutet, und dann beginnen sie die Zusammensetzung von 6 ab. So wissen sie sich notdürftig höchstens bis zu 10 zu helfen; aber gewöhnlich werden die Leute bei 5 aufhören, weil die Rechnung zu kompliziert für sie wird. Indessen ganz so ungünstig wird von einer glaubwürdigen Seite her die Sache nicht dargestellt; nämlich Ridley sagt, die Leute zählen so: 1 bis 3 besondere Wörter;

4 drücken sie aus durch 2 + 2; 5 bedeutet „viel", aber sie bilden dann wieder 6 durch 5 + 1 u. s. w. So können sie es bis 19 bringen und bei 20 sagen sie: was zu beiden Händen und Füßen gehört. Das ist doch schon ein weiteres Zählen, und ich weiß nicht, ob nicht vielleicht gelegentlich noch weiter gezählt wird, denn die Leute könnten es ja nun so machen, wie es in Afrika geschieht, daß sie für 20 „Mensch" sagen, nämlich die Hände und Füße des Menschen, und für 100 5 Menschen. Doch weiß ich nicht, ob sie es so machen. Es mag wohl sein, daß die Leute in Australien wenig zählen; aber Sie sehen, sie zählen doch." (Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthrop. 1879, S. 27.) Uebrigens traf Dr. Mücke am Murray zwei Wilde, welche von ihrer Schulzeit her noch bis 25 zählen konnten, und Don Salvado Rudesindo versichert, daß seine australischen Zöglinge binnen wenigen Wochen die Operationen der Arithmetik erlernten. Letzteres wird aber von anderer Seite wieder bestritten. Herr Thomas, Direktor der Eingebornen in Viktoria, erzählt von einem Knaben, der zweimal in Sydney einen Preis in der Geographie erhielt, aber von der Arithmetik konnte er platterdings gar nichts begreifen.

Gewisse Eigentümlichkeiten, die bei anderen Völkern nur der Kindheit angehören, werden bei den australischen Schwarzen, auch wenn sie erwachsen sind, nie abgelegt. Die Lust an kindischen Tändeleien und Spielen, an endlosen Possen hängt sicherlich mit der unbegrenzten Sorglosigkeit zusammen, mit der sie in der Gegenwart stehen, vollkommen unbekümmert um alles, was außer derselben liegt. Vergangenheit und Zukunft sind Begriffe, welche die Australier nicht fassen können, die für sie nicht existieren. Ihr Leben verläuft zwischen Essen und Schlafen, Hunger und Jagen; die Sorge für den folgenden Tag ist ihnen vollkommen unbekannt.

Kleidung und Obdach.

„Die Indianer in dieser Gegend sind wohl die allerelendesten Leute von der ganzen Welt. Die Hottentots von Monomatapa mögen so bettel arm seyn, als sie wollen, so sind sie doch gegen diese gerechnet, reiche Herren, denn sie haben doch Häuser, Kleider von Fellen, Schafe, Geflügel, Früchte, Straussen-Eyer und dergleichen, welches diese alles nicht haben, auch die Menschliche Gestalt ausgenommen, von den tummen Vieh wenig unterschieden sind." Mit dieser wenig schmeichelhaften Rede leitet der alte Seefahrer Dampier seine Schilderung der australischen Eingebornen ein, welche in ihren wesentlichen Zügen auch für die Gegenwart noch als zutreffend gelten muß.

Was die Kleidung anbelangt, so ist der Australier nicht sehr schwierig in der Auswahl derselben, denn seine Mode ist bei beiden Geschlechtern buchstäblich vollständige Nacktheit, wenigstens in den wärmeren Theilen des Landes, wie z. B. am Coopers Creek. Vereinzelt erwähnen die Beobachter einen Lendengürtel aus Baumrinde „und an demselben eine Handvoll langen Grases oder drei bis vier Zweige mit Blättern," was die einfachste, überhaupt auf Erden vorkommende Art einer Bedeckung bildet. Beim Durchschreiten dorniger Gebüsche gelangen manchmal Schürzen aus Baumrinde oder Fellen zum Schutze, niemals aus Schicklichkeitsgründen, zur Verwendung. Das südliche, verhältnismäßig rauhere Klima nötigt manchmal im Winter die Kälte abzuwehren; meist geschieht dies durch Einreiben des ganzen Körpers mit Fett, doch hüllen die Leute sich auch in einen aus

Känguruh- oder Opossumfellen zusammengesetzten Pelz. Ein solcher besteht oft aus 70—80 Fellen, ist sehr weich und außerordentlich warm, von grauweißer oder rötlichgelber Farbe und hat sich auch bei den Squatters (europäischen Viehzüchtern) als ein ebenso geschmackvoll aussehender wie gut verwendbarer Artikel eingebürgert. Den sonst nackten Australier verhüllt er indessen nur sehr mangelhaft, allein eine Bedeckung der allerbedenklichsten Blößen scheint ihm etwas völlig Ueberflüssiges und vielleicht auch Unschickliches zu sein. Man hat daraus auf absoluten Mangel jeglichen Schamgefühles beim Australier geschlossen, und aus zahlreichen anderweitigen Beobachtungen geht die Richtigkeit dieser Annahme allerdings zur Genüge hervor; die Art der Bekleidung allein giebt aber noch keinen Maßstab dafür ab, denn je vertrauter wir mit fremden Sitten durch gründliche Forschungen geworden sind, desto häufiger erweist sich die Richtigkeit der von Peschel verkündeten Lehre, „daß Nacktheit und Sittsamkeit sich durchaus nicht ausschließen, und vor allen Dingen, daß bei verschiedenen Völkern das Schamgefühl bald diesen bald jenen Körperteil zu verhüllen gebietet." (Peschel, Völkerkunde, S. 176.) Wer für ethnographische Dinge sich interessiert, muß daher damit beginnen, die Scheu vor manchem abzulegen, was unseren gewohnten Begriffen als anstößig erscheint, von dem aber eine tiefere Prüfung fast immer ergiebt, daß es lediglich ein Produkt unseres eigenen, zwar sehr hohen aber auch sehr engen Kulturkreises ist. Die Völkerkunde hat hier wie in so vielen anderen Stücken zur Aufgabe, den Bann zu brechen, welcher unsere europäischen Anschauungen, Empfindungen, Sitten, Morallehren und Geistesrichtungen als Norm für die gesamte Menschheit aufzustellen sich vermißt.

Fast überall, wo europäische Niederlassungen bestehen und Sendboten einer christlichen Konfession Fuß fassen, ist die Nacktheit der Landeskinder den neuen Herren ein Dorn im Auge und die Missionäre glauben ihr civilisatorisches Wirken nicht besser als mit Bekleidungsversuchen anheben zu können. Am duldsamsten unter den Europäern sind in diesem Punkte die Romanen mit ihrem katholischen Klerus, am intolerantesten die germanischen Briten und die Glaubensprediger der verschiedenen protestantischen Sekten. In Australien verlangt die englische Verwaltung, daß kein Schwarzer im Naturgewande die europäischen Ansiedlungen betrete, doch hält es schwer, nur die wenigen, die um die Stationen — so heißen die Höfe der Viehzüchter — herum arbeiten, in anständiger Kleidung zu erhalten; bei dem Haufen, der im Lager lebt, ist es völlig unmöglich, denn dort legen sie alle Kleidungsstücke, die sie sonst tragen mögen, sofort ab. Aber auch, wenn sie sich „civilisieren", nehmen sie die Sitte, sich zu kleiden, nur teilweise an. Die arbeitenden Frauen werden in bunte baumwollene Männerhemden gehüllt, das einzige Kostüm, in dem sie sich einigermaßen in Ordnung halten. Die Männer begnügen sich in der Regel mit irgend einem Kleidungsstücke, das sie bei einer Gelegenheit einmal geschenkt erhalten haben. Die Kleidung des, alten australischen Kolonisten wohl noch erinnerlichen Bangari, „König der Schwarzen", der sich oft in den Straßen Sydneys zu zeigen liebte, bestand aus dem Stülphut und dem vollen Staatsrock eines Generaloffiziers oder Obersten, einem alten Hemd, und — das war alles. Man sah ihn nie in Pantalon oder Schuhen oder Strümpfen. In den kolonisierten Distrikten lieben die Eingebornen sehr, alles von europäischer Kleidung anzulegen, was sie nur bekommen können, sind jedoch in der Anwendung und dem richtigen Gebrauche wenig verlegen, wobei die ergötzlichsten Maskeraden vorfallen. Denn ihr Geschmack in Anlegung dieser Kleidungsstücke ist wesentlich verschieden von dem unsrigen; eine Weste verdreht anzuziehen und auf dem Rücken zuzuknöpfen, finden sie z. B. ganz in der Ordnung. Ein Frack allein dünkt ihnen genügend, um bei den Weißen keinen Anstoß zu erregen. Alfred Lortsch erhielt einmal den Besuch eines Schwarzen; derselbe trug allerdings ein paar

Unaussprechliche, allein sie bestanden aus zwei getrennten Hosen; ein andermal sah er eine schwarze Schöne, die außer einer unbezogenen Krinoline nichts anderes um ihren Leib trug. Manche Frauen haben eine Art Flechtwerk, um ihren Rücken zu beschützen, sehen aber die Notwendigkeit nicht ein, etwas anderes zu bedecken. In der Regel fehlt die Kleidung dort, wo man sie am ehesten erwartet. Für das Auge des Europäers ist aber eine völlige Nacktheit nicht so beleidigend als die teilweise, seinen gewohnten Ansichten über Sittlichkeit widersprechende Bekleidung. Außerdem hat in vielen Fällen die von den europäischen Sittenpredigern den Wilden aufgenötigte Tracht, weil den klimatischen Verhältnissen zuwider, sich als höchst verderblich erwiesen, und ist mit einer der Umstände, welche das rasche Dahinsterben so mancher Naturvölker vor dem Hauche unserer Kultur bewirken. Jährlich am Geburtstage der Königin von England, aber auch nur an diesem, werden in den Distriktshauptorten „Blankets“ (halbwollene Decken) an alle Eingeborne ausgeteilt, die sich an dem betreffenden Orte einfinden, doch ist es ihnen strengstens untersagt, diese Gaben zu veräußern und auch jeder Europäer, welcher eine solche Decke ihnen abkauft, setzt sich harter Strafe aus.

Durchaus irrig, erläutert Peschel, wäre die Annahme, daß sich das Schamgefühl früher beim weiblichen Geschlechte rege als beim männlichen, denn die Zahl solcher Menschenstämme, bei denen die Männer allein sich bekleiden, ist nicht unbeträchtlich. Auch bei den Australiern sind jene, welche den Luxus eines Fellmantels sich gönnen, in überwiegender Mehrzahl die Männer, und merkwürdigerweise sind auch sie es, welche mehr als die Weiber auf Putz und Schmuck bedacht sind.

Eine besondere Sorgfalt widmen sie der *Verzierung des Kopfes*; das Haar wird in der Regel mit Zähnen, Fischgräten, Vogelfedern u. dgl. aufgeputzt. Sehr verbreitet ist der Gebrauch, den Schwanz des Dingo, des eingebornen Hundes, über den Kopf oder über der Stirne zu tragen, oder auch die Haare vermittelst eines Grashalmes aufzubinden, so daß ein hoher Büschel den Wirbel ihres Schädels ziert; bei dieser Tracht hängt immer eine einzelne fingerlange Locke von der Stirn herunter; andere Stämme teilen das Haar in kleine Büschel, die mit dem Safte des Gummibaumes bestrichen werden. Künstlich gesponnene Schnüre von Menschenhaar werden auch in das eigene eingeflochten und die Schwänze von Tieren auch besonders häufig an den Bart gebunden. Bei dem Australier ist der Bart durch das ganze Leben ein Gegenstand des Stolzes und der Sorgfalt; die zärtliche Weise, in welcher er ihn immer liebkost und streichelt, zeigt, welches Vergnügen er an seinen buschigen Reizen empfindet. Auch ist der Bart nicht nur ein äußerer Schmuck, sondern es sind gewisse Rechte mit ihm verknüpft, von denen nicht das unwichtigste darin besteht, daß kein Mann sich verheiraten noch ein Emu töten darf, bevor er im Besitze eines Bartes ist.

Der *Schmuck* eines jener wenigen Merkmale, an welchen der Unterschied zwischen Mensch und Tier zu scharfer Ausprägung gelangt, ist *viel älter als die Kleidung*, und der völlig nackte Wilde beladet sich oft mit Schmuck oder bemalt seinen Körper von oben bis unten. Ehe der Mensch noch in Kleider sich hüllt, ehe er selbst den einfachsten Schurz um seine Lenden schlingt, ja sogar wahrscheinlich ehe er sich noch mit Kränzen und Blättern, mit Muscheln und Knochen schmückt, ist es namentlich die eigene Haut, an welcher er seine Verschönerungen anbringt. Es ist die roheste Art des Schmuckes, aber auch die unzweideutigste, zugleich ein nicht zu verachtender Ersatz für die fehlende Kleidung. Die Australier haben nun eine besondere Liebhaberei für das *Bemalen* ihres Körpers, wozu sie drei leicht zu erlangende Farben verwenden, nämlich Ocker, Kalkerde und Kohle. Diese Sitte der Hautmalerei rückt den Australier auf die Stufe des vorgeschichtlichen Ureuropäers, denn auch in den dereinst bewohnt gewesenen Höhlen der Dordogne stieß man auf Knollen roten Ockers,

die wohl nur zum Bemalen des nackten Körpers gedient haben. Die gebräuchlichste Verzierung ist im nordöstlichen Australien ein zwei Finger breiter weißer Strich, der von einem Ohr über die Wangen und Nase bis zum andern Ohre gezogen wird. Am König Georg Sunde färben sie sich das ganze Gesicht und auch die Haare rot. Die Australier an der Botany Bay legten das Rot in breiten Carreaux auf, das Weiße bildete meist Streifen und die Malerei im Gesicht bestand dann oftmals aus kleinen Punkten mit einem Kreise um jedes Auge. Bei besondern Gelegenheiten bemalen sie sich auch den übrigen Körper. Im ganzen haben die vier zur Verwendung kommenden Farben, nämlich weiß, schwarz, rot und gelb eine bestimmte Bedeutung. Rot ist gewöhnlich die heilige Farbe, daher Farbe des Todes und der festlichen Freude, Weiß in der Regel die Farbe des Krieges und der Trauer. Einen andern Ersatz für die Bekleidung gewährt die auch bei den Australiern übliche Tättowierung, doch bestehen die Figuren nur aus einigen Strichen und Punkten, die wenig Geschmack verraten. Diese Aufritzung der Haut ist ein über ganz Australien verbreiteter Gebrauch.

Waffen der Australier.

Der Schmuck der Tättowierung kann nicht anders als mit den heftigsten Schmerzen erkauft werden. Das Werkzeug hierzu ist in Australien ein scharfer Knochen oder eine scharfe Muschel, mit welchen man unter gewissen Festlichkeiten zur Zeit der Pubertät die Haut der Brust, des oberen Armgelenkes, der Schultern, seltener der Lenden aufritzt, welche Wunden man dann so lange offen hält, bis sie zu fingerdicken Wülsten vernarben. Natürlich wird diese Mißhandlung nur zeitweise vorgenommen, da der Körper nicht im stande wäre, die ganze Prozedur auf einmal zu ertragen. „Nqulta" wird der Patient dabei während der Operation genannt, „Jellam bombatta", wenn die Wunden zu eitern anfangen, „Tarkanje", wenn sie gerade geheilt sind, „Mangkawitja", wenn sich die Einschnitte zu heben anfangen, und „Bartanna", wenn sie ihren höchsten Punkt, jetzt eine Zierde des vollen Mannes erreicht haben. Der Missionär C. W. Schürmann beschreibt den Hergang, welcher den Jüngling zum „Wilyalkinyis" macht, den er mit angesehen hatte, näher. Mit verbundenen Augen müssen die jungen Leute sich auf Knie und Hände werfen, so daß ihre Rückseite in gerader Richtung liegt. Diese wird zuerst mit Blut beschmiert, dann werden in diesem Blutflecken Striche gezogen, hierauf mit spitzen Steinen die Einschnitte gemacht: einer in der Nackenmitte und zwei Reihen von der Schulter zur Hüfte, deren Linien etwa 8—9 mm voneinander abstehen.

Solches geschieht während eines Gesanges und zwar, ohne daß Weiber zusehen dürften: die Neugierige geriet in Todesgefahr. Die Frauen quälen sich weniger und beschränken sich auf kurze Einschnitte über den oberen Teil der Brust und auf dem Rücken, so daß also auch in diesem Punkte die Männer als die geschmückteren erscheinen. Der vielfach vorgetragenen Meinung, daß das Bemalen wie das Tättowieren bei den Australiern, wie bei den afrikanischen Negern ein Unterscheidungszeichen verschiedener Stämme, ein sogenanntes Stammzeichen sei, wird von anderer Seite widersprochen.

Neben der Sitte des Ritzens und Bemalens der Haut kommt auch jene der Beschneidung und Verstümmelung an einzelnen Fingergliedern oder Zähnen unter den australischen Stämmen im weitesten Umfange vor. Bei dem Feste der Mannbarwerdung besteht ein Hauptakt der Ceremonie in dem Einschlagen oder Ausreißen der zwei oberen Schneidezähne oder auch nur des linken oder des rechten. Mädchen werden wenige Monate nach der Geburt die zwei letzten Phalangen des kleinen Fingers an der linken Hand abgenommen. Die Schädel selbst werden nicht selten künstlich geformt und den Neugeborenen beider Geschlechter die Nase eingedrückt, richtiger zerquetscht. Auch das Durchbohren der Nasenwand ist häufig — ein kleiner geschärfter und fast rotglühend gemachter Känguruhknochen wird durch den Knorpel gerade unter den Nasenlöchern getrieben und dort gelassen, bis die Wunde heilt — und ist ein Eingeborener im Besitze einer kurzen Kalkpfeife, so findet sie sicherlich ihr Asyl in der Nase. Dieser Gebrauch ist sehr abgeschmackt, da er das freie Atemholen durch die Nase verhindert, trotzdem ertragen die Australier des Aussehens wegen gern und freudig diese Unannehmlichkeit. Doch ist dies nach Friedrich Müller keine ursprünglich australische Sitte, sondern augenscheinlich von den Papua angenommen und wird daher, vielleicht vorwiegend, aber keinesfalls ausschließlich, denn James Browne berichtet diesen Gebrauch auch von Stämmen der Südküste, im Norden des Kontinents geübt. Dort an der Torresstraße werden auch kleine Muscheln und Zähne zum Hals- und Armschmuck verwandt. Der Berliner anthropologischen Gesellschaft wurde vor mehreren Jahren ein australisches, aus den Krallen des Leiervogels oder australischen Fasans (Menura superba), dem „Bulla-Bulla" der Eingeborenen, verfertigtes Halsband und ein aus den Schwanzenden eines Beuteldachses (Perameles) zusammengesetzter Schmuck aus Centralaustralien als Geschenk übergeben. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß ein bekannter jüdischer Ritus, welcher bei so vielen Völkern der Erde wiederkehrt, auch in Australien bei den meisten Stämmen, besonders im Norden und im Süden verbreitet ist. Eine große Verbreitung besitzt auch eine noch viel sonderbarere schmerzhaftere Verstümmlung, die „Mika"-Operation oder „Kulpi" (siehe Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthrop. 1879, S. 225 und 1880, S. 85—86). Sie wird nicht nur in Süd- und Centralaustralien getroffen, sondern auch von den Eingebornen um Port Darwin ausgeübt.

Unter allen ausgebreiteteren Menschenstämmen ist wohl keiner, dessen Wohnung in Bauart, Bequemlichkeit oder Dauerhaftigkeit noch unter jene des Australiers sänke. In jenen Gegenden des Festlandes, welche wie vornehmlich der Osten reich an natürlichen Höhlen sind, findet man wahre Troglodyten oder es lassen die zahlreichen Speisereste in den Höhlen auf dieselben schließen.

Wiederum drängt sich ganz von selbst die Uebereinstimmung mit dem Höhlenmenschen der europäischen Urzeit auf, welcher im südlichen Frankreich, in Belgien und England, wie in Deutschland und Italien unter natürlichem Obdach sein Leben verbrachte. Einzelne australische Familien schlagen gar einfach im Busch oder in den Baumhöhlen ihr Lager auf. Ganz im allgemeinen darf man sagen, die Australier wissen nirgends etwas von festen Wohnsitzen, sondern ziehen fortwährend nomadisierend umher. Sie haben auch keine bestimmten Lagerplätze, sondern wählen diese, wie das augenblickliche Bedürfnis es ihnen eingibt, in der Regel an Flüssen, in Bergschluchten oder in den dichten Dschungeln (Scrubs), die sich im Norden mitten auf baumlosen Grasebenen finden und oft viele Stunden weit erstrecken. In Neuengland, wo das Klima eigentlich mehr wie irgendwo sonst in Australien zum Schutz gegen Kälte und Regen auffordert, fand Dr. Duboc nirgends eine Spur von Hütten. Die Schwarzen liegen einfach — geschützt von ihrem Pelz und den Bäumen — im Halbkreis um ein Feuer herum; gewöhnlich ist dies ein an einem Ende angezündeter, langsam brennender Baumstamm, der zu Boden gestürzt ist. Mehrere kleine Feuerchen werden dann außerdem noch unterhalten. Der Anblick eines solchen Lagers der Schwarzen — Camp nennen es die meisten Ansiedler — ist eines der wenigen pittoresken Dinge, die Australien bietet. (Ausland 1863, S. 593.) Wo dennoch Hütten aufgebaut werden, sind dieselben von der rohesten Anlage und ganz dem primitiven Kulturzustande der Australier entsprechend.

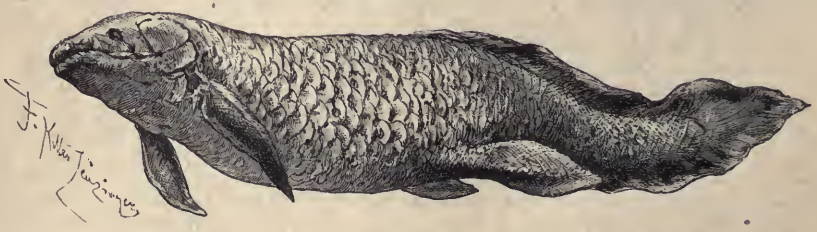
Im Sommer dienen ein paar belaubte Zweige zum Schutze gegen den Wind, im Winter eine Hütte aus Baumrinde, Rasen oder Gras. In den Waldregionen bestehen sie gewöhnlich nur aus etwa 1,6 m hohen und zusammen ebenso breiten Stücken Mahagonibaumrinden, welche sie in schräger Lage auf zwei an den Seiten angebrachten Stöcken stützen, so daß sie nur teilweise gegen den Wind, aber gegen den Regen gar keinen Schutz haben, denn die übrigen drei Seiten sind vollkommen offen und das Ganze bildet nur ein niedriges halbes Dach, eine überhängende Wand, wenn man will. Manchmal werden die Rinden gegeneinander geneigt, unten im Boden festgedrückt und oben aneinander befestigt, wodurch eine Hütte entsteht, die einem Kartenhause ähnlich sieht. Für diese kunstlosen Arten von Obdach haben die Eingebornen die Benennungen „Miam", „Wurly" oder „Wirlie" und „Gunjah". Die meisten Hütten sind sehr schmal und niedrig, gerade groß genug, um einer einzelnen Familie Obdach zu gewähren; gelegentlich aber trifft man auch lange Hütten, unter welchen fünf bis zehn Familien gemeinschaftlich schlafen. Die besten Wohnungen sind jene, worin sich die Häuptlinge mit ihren Weibern aufhalten; sie werden aus 1,60 m hohen Pflöcken errichtet, die man schräg gegeneinander stellt und in die Erde einrammt; nun legt man Zweige darüber und alsdann eine Verkleidung von Baumrinde darauf; diese Gunjah sind etwa 1,30—1,40 m hoch, 3—3,5 m lang und 1,30 breit; an der einen „Giebelseite" ist eine Oeffnung, durch welche man hineinkriecht, um in das Innere zu gelangen; der Boden ist mit trockenen Blättern belegt. Das Gesicht der Hütte ist stets gegen Südosten gewendet, als diejenige Gegend, von welcher am seltensten Regen und Gewitter zu kommen pflegen. An Orten, an welchen sich die Eingebornen wegen des zeitweisen Ueberflusses gewisser Nahrungsmittel länger aufzuhalten lieben, werden wohl auch Hütten errichtet, die einige Monate im Jahre bewohnt sind, sonst aber leer stehen. Besonders in Mittelaustralien ist die Zahl dieser Hütten bedeutend und gibt in Verbindung mit der Menge von Fußpfaden der Gegend das Ansehen, als sei sie bewohnter, als es wirklich der Fall ist. Einzelne Reisende, z. B. Stuart am Darling, fanden schon solche verlassene Dörfer von siebzig Hütten, gewöhnlich stehen jedoch nur zehn bis zwanzig beisammen. Ihre Form ist nicht ganz übereinstimmend; in Ost- und Mittelaustralien ist es diejenige eines spitzen, auf der Erde ruhenden Daches, etwa bis zu 4 m lang, 2 m breit und sehr niedrig, aus Zweigen geflochten, mit der Rinde der Eucalyptusbäume bedeckt und an einer Seite offen. Wenn

die Hütte bewohnt ist, brennt vor dieser Oeffnung das Feuer. In Westaustralien sind die Wirlies mit einer bogenförmigen Oeffnung von etwa 1 m Höhe versehen und so eng, daß ein Mann sich nicht ausgestreckt darin niederlegen kann. Dennoch fassen sie zwei bis drei Personen, die sich darin zusammenkauern. Noch andere Formen von Wohnungen finden sich; indessen nur an der Nordküste sind sie etwas zierlicher und besser gebaut. Dort kommen auch größere Häuser und Dörfer vor, in denen jedes Wohnhaus sein Schlafhaus neben sich hatte, wie man auch künstliche Brunnen und Brücken daselbst kannte. Es fragt sich nur, ob diese verfeinerte und seßhaftere Lebensart von den Australiern selbst errungen worden oder ob sie nicht vielmehr auf fremde Einwirkung zurückzuführen ist.

Vor jeder Hütte brennt ein kleines Feuer, das so lange wenigstens in glimmendem Zustande erhalten wird, bis der Stamm nach einer andern Gegend abzieht. Geschieht dies nach einem nicht sehr entfernten Orte, so packen die Weiber alle Habseligkeiten, worunter auch die Hütten zu rechnen, zusammen, lassen sich dieselben auf den Rücken laden, woselbst sich auch ihre Säuglinge befinden, und folgen mit den kleinen Kindern an der Hand ihren Männern, die nur mit ihren leichten Waffen versehen im Gänsemarsch voranschreiten. Ist aber ihr Bestimmungsort zu entlegen, so werden die Hütten zurückgelassen, und nach der Ankunft neue aufgeschlagen.

Nahrung.

Der australische Eingeborne ist kein Kostverächter, vielmehr ein Omnivore oder Pantophage, denn er ißt alles, was nur irgendwie genießbar und nicht geradezu giftig ist. Nicht viel anders wie die von Otto Kersten beschriebene



Barramuda.

Ernährungsweise ostafrikanischer Hundsaffen klingt es, wenn Alfred Lortsch von den Australiern bemerkt, ihre Nahrung bestehe etwa aus folgenden Landesprodukten: vom großen blauen Känguruh an bis zur kleinen Känguruhratte, vom Aasgeier herab alle schwimmenden Vögel bis zum kleinen rot und blau gebrüsteten einheimischen Sperling, Aale und Fische jeglicher Art, darunter der „Barramuda", d. i. der erst 1870 den Europäern bekannt gewordene merkwürdige Ceratodus Forsteri, eine wahre Delikatesse, Opossum, Faultiere, wilde Katzen und Schnabeltiere, fliegende Hunde, Fledermäuse, fliegende Eichhörnchen, Frösche, Eidechsen, Schlangen, Würmer und andere wohlschmeckende animalische Kostbarkeiten. Ekel vor gewissen, dem civilisierten Menschen unerträglichen Speisen ist dem Australier vollkommen unbekannt.

Australier vor der „Gunjah“ lagernd.

Ein Lieblingsgericht bilden z. B. weiße fußlange Würmer (Larven), welche in der Rinde der Bäume sich befinden und die mit Behagen, wie in Italien die Maccaroni, hinunter geschlürft werden. Die sehr häufigen weißen Ameisen werden lebend und Frösche in allen Stadien der Entwicklung, selbst als Kaulquappen, verzehrt. Von den Schlangen wird bloß der Kopf verschmäht. Sehr geschätzt sind Eier, welche, sowie alles Fleisch, sehr oft halb in Fäulnis übergegangen genossen werden. Ein anderer Beobachter, Dr. C. E. Jung, versichert dagegen, der Australier zeige den größten Widerwillen gegen Fleisch, das einigermaßen durch den Geruch haut goût verräth. Dabei ist ein gestrandeter Walfisch ein Leckerbissen, und Fett in jeder Gestalt ist beliebte Speise.

Freilich darf man nicht vergessen, daß Australien von zähmbaren Tieren ganz entblößt ist und auch nur sehr wenig Jagdtiere besitzt. Ebenso fehlt dem Lande jegliche Nährpflanze, die sich mit unserm Getreide oder dem Mais Amerikas vergleichen ließe; das Pflanzenreich liefert des großen Mangels an genießbaren Früchten wegen nur wenig Nahrungsstoff; einige Beeren- und Wurzelarten sind alles, was in den Wäldern den Eingebornen zu Gebote steht.

Unter diesen Vegetabilien nennen wir die Wurzeln der wilden Arrowroot, die in großen Massen an Flüssen wächst und sehr ähnlich der zahmen ist, nur herber und bitterer von Geschmack; die Australier zerreiben diese Wurzel zwischen flachen Steinen; das nämliche thun sie mit dem „Nardu", dem Samen der kryptogamen, im Wasser wachsenden Marsilea quadrifida, welche kein eigentliches Korn als Frucht, sondern nur ovale eßbare Sporulä besitzt; angefeuchtet, werden sie schleimig; man zerreibt sie zu einer Art Mehl, aus welchem man Brot backen kann. Außerdem gibt es eine wilde Yams, die aber für Europäer ungenießbar ist; sie sieht einer Schwarzwurzel ähnlich. Wilde Feigen und 5—6 Arten sehr schlechter wilder Beeren, die Samenkörner der Acacia sophoroa und viele andere Leguminosen, der harzige Saft verschiedener Akazienarten, die fleischigen Blätter des Mesembryanthemum, mehrere Gräser, wie Nasturtium, Cardamine und Chenopodium, manche Pilze und Manna von den Blättern des Eucalyptus mannifera, die fast wie unsere süße Kartoffel schmeckende große Bohne „Padlu", sie alle liefern fernere Nahrungsmittel, ebenso die Nüsse einer Palmenart, welche frisch giftig sind, aber durch einen Gährungsprozeß in der Erde unschädlich werden. Ein wichtiges Nahrungsmittel ist auch die Typha latifolia, eine Binsenart, deren Wurzeln von den Weibern ausgegraben, geröstet, dann zermalmt und zu kleinen Kuchen geknetet werden. Manchmal wird auch die Rinde oder äußere Hülle von Baumwurzeln geröstet. Salz und irgend welche Gewürze genießt der Australier niemals, alle Süßigkeiten sind dagegen hoch willkommen. Im Sommer liefert der Honig der wilden Bienen für Monate ein gutes Nahrungsmittel; die Wilden suchen ihn auf, indem sie einer gefangenen Biene eine kleine weiße Feder ankleben und dem Tierchen in seinem Fluge bis zum Stocke folgen. Bei warmem Wetter und niedrigem Wasser pflegen sie fischen zu gehen und haben gewöhnlich eine Ausbeute, die ihre Bedürfnisse weit übersteigt.

Samen des „Nardu".

Minder harmlos ist der Appetit der Australier auf Menschenfleisch. Zwar sagt Peschel: „Sind auch die Australier nicht gänzlich rein zu sprechen, so gehören sie doch nicht unter die Gewohnheitskannibalen." Neuere Untersuchungen lassen indes die Anthropophagie verbreiteter erscheinen, als man dachte. Brough Smith bekennt: „Es ist nicht zu leugnen, daß der Kannibalismus seiner Zeit über ganz Australien verbreitet gewesen. Die Eingebornen töteten kleine Kinder und verzehrten sie dann, sowie sie auch die Leichen im Kampfe erschlagener Krieger verzehrten ... So betrübsam es ist, allein es gibt eine Menge authentischer Fälle von Kannibalismus zu verzeichnen."

Bei den Stämmen des Innern scheint er sehr allgemein. W. E. Stanbridge, der volle 18 Jahre in sehr naher Berührung mit den Eingebornen lebte und ihr ganzes

Treiben sehr genau beobachtete, erzählt das gleiche von den Horden im centralen Südaustralien, die er als Kannibalen der niedrigsten Art schildert. Der Reisende Forrest selbst stieß auf einen gerösteten und abgenagten Menschenschädel. Damit widerlegt sich die Behauptung Don Salvados, die Menschenfresserei nehme seit 1848 ab und man höre jetzt nichts mehr davon. Vielmehr sagt Carl Deisenhammer in seinen wertvollen „Skizzen aus Australien": „In Bezug auf die Menschenfresserei dürfte man alle in der Wildnis lebenden schwarzen Eingebornen in zwei Klassen einteilen und zwar: in Ganz-Kannibalen und Halb-Kannibalen. Während den erstern ein unersättlicher Durst nach Menschenblut innewohnt und dieselben keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen, sich solches zu verschaffen, nähren sich die andern in der Regel von Pflanzen und Tieren und vergreifen sich an Menschenfleisch nur bei besondern Veranlassungen." (Wiener Abendpost vom 22. September 1877.) Ebenso versichert Dr. Carl Emil Jung, welcher lange Jahre in Südaustralien gewirkt: „Ganze Stämme sind wegen ihrer Menschenfresserei berüchtigt, ja die Australier stehen auch auf den Nachbarinseln des Nordens in dem üblen Rufe Kannibalen zu sein." (Australien und Neuseeland. Leipzig 1879, 8°, S. 17.) Am Coopers Creek ist der Kannibalismus eine Thatsache, und eine Mutter verzehrt mit lachender Miene ihr eigenes Kind. Die Schwarzen essen Teile von jeder Leiche, wenn etwas Eßbares daran ist. In Queensland, meldet der Schweizer Marcet, existiert der Kannibalismus überall, sowohl in den Gegenden, wo schon Weiße wohnen, wie in den entlegenen Waldgegenden. Das nämliche bestätigt Oberländer für die Schwarzen sowohl in den nördlichen als in den südlichen Teilen des Kontinents, und fügt bei, sie machen auch gar kein Hehl daraus und beschreiben sogar ganz unbefangen die Zubereitung des Mahles, wogegen nach Lortsch, von dem wir jedoch nicht wissen, auf welches Gebiet Australiens seine Angaben sich beziehen, dies so versteckt und immerhin selten geschieht, daß nur ein großer Zufall es dahin bringen kann, wenn ein Europäer davon Augenzeuge wird.

Not ist wohl in den seltensten Fällen der Beweggrund zum Menschenfraße; weit eher liegen ihm abergläubische Vorstellungen oder auch eine sehr sonderbar bethätigte Pietät zu Grunde; aber auch der Geschmack des Fleisches an sich scheint, wie Jung zugibt, dem Australier zuzusagen, und sehr wahrscheinlich ist einfache Leckerei die hauptsächlichste Veranlassung, wie aus mehreren Berichten deutlich hervorgeht.

Ein lutherischer Missionär am Coopers Creek fragte, ob die Leiche eines kürzlich verstorbenen Stammesältesten auch gegessen werden würde und erhielt zur Antwort: nein; der Kerl ist zu mager; hat kein Fett. (Globus, XVI, S. 15.) Und der oben erwähnte Marcet wußte, daß in der Nähe seiner eignen Hütte binnen kurzer Zeit zwei Kinder verzehrt worden waren; zwei von ihm befragte Eingeborne gaben auch zu, daß sie mitgegessen hätten. „Ich fragte in ihrer Sprache", erzählt er: „Picaninny budgerri patta? d. h. schmecken Kinder gut? Sie antworteten sogleich, schnalzten wohlgefällig mit der Zunge an den Gaumen und sprachen: Joai cobong budgerri, ja, sehr gut. Ich benutzte diese Gelegenheit, um noch allerlei von diesen Wilden zu erfahren, und sie erzählten mir, daß nicht alles Fleisch gegessen werde, sondern nur das Dickbein vom Schenkel bis zum Knie; das Beste sei die Hand, alles Uebrige ist für die Hunde. Menschenfleisch, sagten sie mir weiter, munde roh weit besser als geröstet. Auf meine Frage, wer denn vorzugsweise als Opfer zum Verzehren ausersehen werde, äußerten sie, daß man am liebsten die halbschlächtigen Kinder wähle, die zum Vater einen europäischen Schafhirten, zur Mutter eine Australierin haben. Man läßt das Kind heranwachsen, wenn aber die Zeit gekommen ist, schlägt die eigene Mutter dasselbe mit einer Keule todt und verzehrt das erste Stück." (Globus, Bd. III, S. 271.)

In europäischen Büchern wird oft erzählt, daß die Schwarzen nach den Nieren und dem Nierenfette begierig seien. Dr. Mücke will jedoch herausgebracht haben, daß diese Behauptung durchaus unwahr sei, den Grund ihres Entstehens aber in folgendem haben könne: Weit verbreitet unter den Wilden herrscht nämlich der Glaube, daß einem langsam dahinsiechenden Kranken, bei dem die hergebrachten Heilmittel keine Heilung bewirken und bei dem man eine wahrscheinliche Ursache des Krankseins nicht anzugeben vermag, ein Dämon die Nieren im Schlafe herausgenommen habe, und daß er nun am Mangel derselben langsam dahinsterbe. Dies allein möchte der Grund jenes Gerüchtes

sein; nie aber ist es, versichert der genannte Gewährsmann, einem Wilden eingefallen, nach den Nieren eines Weißen zu trachten. (Die Natur, 1866, S. 309.) Von dem besprochenen Wahne aber bis zu jenem andern, daß man den erlittenen Mangel durch Genießen fremder Nieren etwa ersetzen könne, wäre indes der Sprung nicht allzu jäh, um ihn den Wilden zuzumuten und Dr. Jung erzählt von neuem: das Fett und die Eingeweide starker Krieger, auch kräftiger weißer Männer werden genossen, weil man meint, die Kraft, welche jenen beiwohnte, gehe auf den Genießenden über. Ja, ein Gutsbesitzer am obern Mary River, Herr Mac Donald, sah mit eigenen Augen eine alte Frau sich ihren Körper mit dem Eingeweidefette eines verstorbenen Stammesgenossen einreiben. Auf diese nämliche Vorstellung lassen sich übrigens die anthropophagen Gewohnheiten gar vieler Naturvölker, wenigstens zum Theile, zurückführen. In Südaustralien tötet oft ein älterer Sohn auf Anraten der Eltern einen jüngeren Bruder und verzehrt ihn, weil er dadurch dessen Stärke und Gewandtheit sich anzueignen glaubt.

Bemerkenswert ist es, daß die australischen Urmenschen nichts in ganz rohem Zustande zu sich nehmen, es wird alles erst am Feuer geröstet und dann, allerdings noch dreiviertel roh, gegessen. So steht denn die Kochkunst bei den Schwarzen auf der denkbar niedrigsten Stufe. Das Zubereiten des Geflügels raubt ihnen nicht viel Zeit, denn sie reißen nur die allergrößten Federn aus, schlagen sodann den Rücken mit dem Bumerang der Länge nach durch, nehmen die Eingeweide heraus, drehen die innere Seite nach außen, die Federseite nach innen und werfen den so verunstalteten Vogel ohne weitere Reinigung auf die glühenden Kohlen. Zeigt er einige schwarz angebrannte Stellen, so ist seine Zubereitung fertig. Fische und andere Tiere werden auf dem Feuer oder in den Kohlen geröstet, oftmals nur halb gar gemacht oder kaum durchgewärmt. Eine bessere Art, das Fleisch zu bereiten, findet sich nur auf der Nordostküste, wo auch die Australier das durch ganz Polynesien bekannte Backen auf heißen mit Wasser begossenen Steinen in einer in die Erde gemachten kleinen Grube kennen und anwenden. Doch berichtet Oberländer das nämliche auch von den Eingebornen Viktorias. (Siehe Globus, Bd. IV, S. 241.) Dies ist die höchste Entwicklung der Kochkunst unter den Australiern, welche niemals es zur Erzeugung irdener Gefäße brachten, die doch schon der europäische Urmensch herzustellen wußte, und daher mit dem Gebrauche siedenden Wassers zu Küchenzwecken völlig unbekannt sind. Das Feuer, das nur mit großen Schwierigkeiten durch Reiben von leicht entzündlichem Holze hervorgebracht werden kann, wird von den Eingebornen stets zu unterhalten gesucht. Selbst auf den Wanderungen pflegen sie brennende Holzstücke mitzuführen, deren Verlöschen sie sorgfältig verhüten.

Zur Hervorbringung des Feuers bedarf nämlich der Australier einer besondern Körperanstrengung, die er stets so viel wie möglich zu vermeiden sucht. Wie bei allen andern Naturvölkern, so geschieht dies auch hier durch Reibung zweier trockenen Hölzer, und er bedient sich dazu eines weichen Stückes als Unterlage und eines kleinen angespitzten Stockes von hartem Holz als Quirl; das letztere legt er zwischen die beiden Handflächen, drückt die Spitze in die Unterlage und dreht den Stock so lange auf einer Stelle, bis der abgeriebene Holzstaub sich entzündet, worauf schleunigst übergelegte Blätter, zwischen welche man hineinbläst, das übrige thun, um eine lebhafte Flamme zu erzeugen. Daß in Australien Menschenstämme ohne jedwede Kenntnis des Feuers leben sollen, ist eine durchaus unbewiesene und wohl auch unbeweisbare Märe.

Originell ist die Art und Weise, wie der Australier seinen Durst löscht. Wenn eine Karawane von der Jagd ermüdet heimkehrt, nachdem sie — was

nicht selten — wasserlose Strecken zu passieren hatte, pflegt man, sobald Wasser gefunden, sich in dasselbe hineinzulegen, um so von innen und außen zugleich die verdunstete Feuchtigkeit zu ersetzen. Uebrigens vermag der Australier monatelang in Gebieten zu leben, wo der Europäer vor Durst umkommen würde, und weiß mit bewundernswertem Scharfsinn Wasser aufzuspüren. Nicht bloß kennt er jede Quelle und jedes Felsenloch in seinem Reviere, sondern oft gewinnt er Wasser inmitten des dürrsten Sandes durch 3—4 m tiefe Ausgrabungen. Wo auch dies nicht möglich, fristet er sein Leben von dem Wasser, welches die Wurzeln gewisser Bäume und Sträucher enthalten. Diesen folgt er durch den sandigen Boden oft 6—10 m weit, gräbt sie aus, zerbricht sie in kleine Stücke und schlürft daraus eine genügende Wassermenge, während in andern Fällen der an langen Gräsern gesammelte Tau seinen Durst zu löschen dienen muß. Von berauschenden Getränken weiß der Australier im Naturzustande ebenso wenig wie das Tier. Auch darin offenbart sich seine ungemein niedrige Kulturstufe, denn einheimische Spirituosen irgend einer Art treffen wir bei allen Völkern, welche die untersten Gesittungsstadien verlassen haben. Natürlich bekundet sich seine Zusammengehörigkeit zu der übrigen Menschheit in der heftigsten Leidenschaft für derartige Getränke, sobald er nur einmal mit denselben und ihrer Wirkung vertraut gemacht worden, was bei den Küstenstämmen fast überall der Fall ist. Von Bangari, dem schon einmal erwähnten „König der Schwarzen" in Sydney, erzählt ein weißer Freund: Was die Beschaffenheit seines Getränks betrifft, war er keineswegs wählerisch. Die einzige Flüssigkeit, gegen die er, wie es scheint, einigen Widerwillen hatte, war reines Wasser. Rum, Gin, Branntwein, Wein, Bier, Chili-Essig, Champignon-Brühe oder „Bull" (d. i. grober brauner Zucker in Wasser aufgelöst, welcher die Eingebornen ebenso wirksam wie Alkohol berauscht) nahm er gerne in jeglicher Quantität und von jedermann, der veranlaßt werden konnte, sie ihm zu „leihen". Sich zu berauschen, ist eben nicht „viehisch", sondern ganz speciell menschlich.

Geräte und Waffen.

In allem, was Kunstfertigkeit anlangt, findet der größte Abstand statt zwischen den Australiern des Festlandes und den Bewohnern der kleineren australischen Inselgruppen, so auch in den Geräten und Waffen. Verglichen mit jenen ihrer Nachbarn sind die australischen so roh und unbedeutend, daß ihre Beschreibung kaum lohnend ist. Im allgemeinen sind sie sehr einfach, verraten aber doch immerhin mehr Geschicklichkeit als ihr Obdach, ihre Nahrung und Kochkunst. Ihre Gerätschaften bestehen aus wenigen, roh gearbeiteten Gegenständen, welche zum Behauen des Holzes, zum Aufkratzen des Bodens oder Zerreißen des Fleisches und zur Aufbewahrung der spärlichen genießbaren Pflanzensamen und Knollen dienen. Hierher gehören Körbe oder Taschen aus Binsen, Blättern und Baumrinde, denn wie schon erwähnt, fehlt es den Australiern an jeglicher, auch der allereinfachsten keramischen Leistung. Als Trink-

und Wassergefäße benützt man in Südaustralien die ausgehöhlten Schädel erschlagener Feinde, mit besonderer Vorliebe diejenigen der nächsten Angehörigen, z. B. der Eltern, vielleicht das einzige Beispiel, daß noch in unsern Tagen ein Teil des menschlichen Skeletts eine Verwendung als Geräte findet. Im Altertume allerdings wissen wir von den skythischen Issedonen, von denen Pomponius Mela berichtet, daß sie sich der Schädel ihrer Väter als Trinkgefäße bedienten, welche Sitte der große venetianische Reisende des Mittelalters, Marco Polo, noch bei den Bewohnern von Tibet herrschend fand.

Die Schädel werden dazu eigens hergerichtet. Der Unterkiefer und die Gesichtsknochen werden entfernt, das Gehirn ausgespült, die Orbitalplatten, das Siebbein und der Keilbeinkörper ausgebrochen und das Ganze an dem Hinterhauptsloche mit Schnüren zum Tragen versehen. Man gießt das Wasser in das Hinterhauptsloch und trinkt durch die künstlich gemachte Oeffnung im vorderen Theile der Basis. Die Nähte werden mit

Rindenkahn der Australier.

Wachs oder Pflanzengummi, dem Austernschalenstücke angesetzt werden, verklebt. (Virchow in den Verhandl. der Berl. Gesellsch. f. Anthrop., 1877, S. 132—133.) Früher besaß jedes Weib ein solches Trinkgeschirr, welches sie selbst ausgehöhlt und zubereitet hatte; höchst wahrscheinlich, meint Friedrich Müller, spricht sich in dieser Sitte eine gewisse Pietät gegen die ehemaligen Besitzer der Schädel aus und dürfte der Kannibalismus ihr ferne liegen.

Was nun die gesellschaftliche Entwicklung betrifft, so nimmt sie sichtlich ab, zugleich von Nord nach Süd, wie von Ost nach West, d. h. von Kap York, dem Punkte, welcher noch am meisten an einer Verbindung mit der alten Welt festgehalten hat, wird die Lebensweise, der sich die Eingebornen unterwerfen, immer niedriger. So besaßen vor Einführung der papuanischen Piroguen die Stämme der Carpentaria Halbinsel von alter Zeit her schon Fahrzeuge, wenn auch die besten Muster davon sich höchstens nur mit den Rindenkähnen der nordamerikanischen Rothäute messen konnten. Die meisten australischen Kähne bestehen nämlich aus nichts Anderem, als aus einem einzigen Stück Baumrinde von etwa 4—5 m Länge, dessen Enden zusammengezogen und gebunden werden, während den mittleren Teil einige Stücke Holz auseinander halten. Brough Smith hat zwar in neuerer Zeit nachgewiesen, daß diese Kähne die eigene

Erfindung der australischen Eingebornen sind, sie aber seetüchtig zu nennen, geht doch nicht an, denn für Wellenschlag passen sie nicht. An der Ostküste von Queensland vermochten die Beobachter an Bord der Fly südlich von Rockingham Bay (18° 5′ s. Br.) aber selbst keine derartigen Kähne mehr zu entdecken. In der Botany Bay fand Cook die Eingebornen nur im Besitz von Rindenstücken, die als Fahrzeuge dienen mußten, und nicht besser waren die Stämme am Murray (nach Angas) versehen. Roher Flöße bedienten sich die Bewohner in der Umgebung von Port Essington an der Nordküste, und der Botaniker Ferd. Müller, der mit August Gregory 1856 von der Nordküste den Victoria Fluß und den Sturts Creek entdeckte, bemerkte bei den Binnenstämmen ebenfalls nur Flöße aus zwei oder drei Stämmen, denen man sich aus Furcht vor den Alligatoren zum Ueberschreiten von Gewässern anvertraute. Endlich wurde Gregorys Schiff Dolphin, als es hinter den Dampier-Inseln der Nordküste lag (1861), von Eingebornen besucht, die unausgehöhlte Baumstämme als Fahrzeuge benutzten. An der Südküste endlich hat man Australier nie zur See angetroffen, und von den Westaustraliern am Swan River versichert James Browne, daß ihnen nicht bloß alle Fahrzeuge fehlen, sondern daß sie sogar des Schwimmens unkundig sind. (Peschel, Völkerkunde, S. 348—349.) Nur die auf der York-Halbinsel gebauten Kanoe aus Baumstämmen lassen sich einigermaßen mit den zierlichen Booten vergleichen, die man jenseits der Torresstraße antrifft, sind aber wohl entschieden entweder malayischem Einflusse zuzuschreiben oder direkt von den Malayen erhandelt. So besteht denn vielleicht die größte Kunstfertigkeit der Australier in der Herstellung der Fischnetze, die bei den Stämmen an den Fluß- und Meeresufern üblich sind; sie flechten sie aus der zwischen zwei Steinen weich geklopften und zu Fäden gesponnenen Rinde eines Nesselbaumes (Urtica sp.). Ihre geflochtenen Körbe aus Opossumwolle sind ebenfalls recht hübsch gearbeitet. Ihre Methode, Schnüre zu spinnen, ist folgende: sie nehmen die Wolle, zupfen sie länglich auseinander, legen sie alsdann auf das Bein, drücken die Handfläche darüber und fahren damit eine Strecke des Beines abwärts, bis die Wolle genügend zusammengedreht ist, worauf ein anderes Stück angelegt und dasselbe Verfahren von neuem begonnen wird. Sie besitzen eine solche Fertigkeit darin, daß die gesponnenen Fäden in ihrer Gleichmäßigkeit tadellos sind. Frau Doktor Bingmann aus Frankfurt a. M., welche lange Zeit in Australien zubrachte, beobachtete zu ihrer großen Verwunderung auch eine Art ganz primitiver Spindel, auf der sie aus Opossumhaaren ein grobes Garn verfertigen. Diese Spindel ist ein gewöhnliches glattes Holz, das sie sehr geschickt mit der Fußzehe festhalten, wenn sie, auf dem Boden sitzend, das Garn drehen. (Ausland 1861, S. 347.)

Alle diese Arbeiten fallen den Weibern zu; die Männer dagegen beschäftigen sich mit dem Verfertigen der Waffen, deren Material ausschließlich Holz, Stein oder Knochen ist. Metalle haben die australischen Eingebornen nicht gekannt, geschweige denn verarbeitet; wenn heute hier und da Eisengeräte in ihren Händen sich finden, so sind es Erzeugnisse der Weißen und von diesen im Handelswege erstanden. Zur Zeit der Entdeckung hatte für die Australier die

„Steinzeit" eben erst begonnen und ihr sind sie eigentlich auch in der Gegenwart noch nicht entrückt, wenn man diese Benennung für das, was man richtiger als „vormetallische Zeit" bezeichnet, gelten lassen will. Denn an wirklichen Steinwerkzeugen besitzen die Australier bloß Speerspitzen, Hämmer und sogenannte Aexte.

Der Tomahawk oder Hammer ist ein rohes formloses Stück Stein, in der Mitte an einem dünnen hölzernen Griff mittelst Gummi vom Grasbaume befestigt; man braucht ihn hauptsächlich, um die glatten Baumstämme einkerben zu können, wenn es sich um deren Erklettern handelt; in neuerer Zeit wird er durch ein gewöhnliches europäisches Beil ersetzt. In Westaustralien gibt es auch Streithämmer, „Mogos", aus Xantherienharz, mit welchem ein Stück Granit derart umklebt ist, daß durch die aus dem Harze hervorstehenden Steinspitzen ein Doppelhammer gebildet wird. Der Stiel ist in die Harzmasse eingelassen. Das Braunschweiger städtische Museum besitzt in seiner ethnographischen Abteilung auch zwei westaustralische Streitäxte, „Galengar", 12 cm lang, aus Diorit, und an der Schneide polirt. Der eine Streithammer trägt einen in der Nuth des Xantherienharzes, welches ungemein hart ist, befestigten, d. h. umgebogenen Doppelstiel, welcher durch eine Schnur zusammengehalten wird. Eben dort finden sich aus der gleichen Gegend zwei Messer, das eine 14 cm lang, aus Syenit (?), das andere, 15 cm lang, aus Basalt und am Griff mit weichem Wollhaar umhüllt. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop., 1875, S. 147.)

Die eigentlichen Waffen der Australier (siehe Globus, Bd. IV. S. 279) sind alle aus Holz, einfach und von untergeordnetem Charakter, nur nach Art und Gebrauch verschieden: je nachdem sie zu diesem oder jenem Zwecke verfertigt werden, oder von örtlichen Verhältnissen der Gegenden, in welchen sie verbraucht werden, abhängig. Pfeil und Bogen kennt der Australier nicht, und wo sie vorkommen, wie bei den nördlichsten Küstenbewohnern, da sind sie von den malayischen Nachbarn überbracht. An einheimischen Trutzwaffen finden sich hauptsächlich der Speer, der Wurfstock oder allbekannte „Bumerang" und die Keule; an Schutzwaffen der Schild. Im allgemeinen sind die Eingebornen im Stande, mit ihren Waffen, trotz deren sehr einfacher Beschaffenheit dem ausersehenen Opfer mörderische Wunden zu versetzen, da die Speere oftmals mit scharfen Muscheln oder Quarzstücken besetzt werden, die mit Baumharz angeklebt oder mit Tiersehnen festgebunden sind, und die Wilden außerdem ein sehr großes Geschick in der Handhabung ihrer Waffen besitzen.

Der Speer, die hauptsächlichste Angriffswaffe in allen Teilen des bekannten Kontinentes, besteht aus zwei Arten, von welchen die eine mit dem Wurfholze, die andere aus freier Hand geschleudert wird. Jede derselben hat vier abweichende Formen. Die, welche mit dem Wurfholze geschleudert werden, sind: der „Kiko" oder Rohrspeer, mit einer Spitze von hartem Holze; der „Kiero", ein Speer von hartem Holze mit einer aus dem etwa 60—65 cm langen Blütenstengel des Grasbaumes verfertigten, an einem Ende befestigten Spitze; eine ähnliche Waffe mit 5—6 in das feste Holz der einen Spitze eingeschnittenen Zacken; der leichte Speer aus hartem Holze von Port Lincoln und der Ostküste, an dessen einem Ende ein einfacher Haken mit Sehnen vom Emu oder Känguruh festgebunden ist. Diese Speere sind durchschnittlich 1,60—2 m lang. Sie werden mit Leichtigkeit 30—100 Schritte weit geworfen, je nachdem sie verfertigt sind und mit mehr oder weniger Kraft geschleudert werden. Von großen Speeren gibt es folgende: der „Karkuroo" (Karkuruh), einfach und gewichtig aus Gummiholz gefertigt; dieselbe Waffe mit Widerhaken von Quarz- oder Feuersteinstücken; eine andere mit 5—6 an der Spitze auf einer Seite geschnitzten Haken; endlich eine ähnliche Waffe mit derselben Anzahl Haken auf beiden Seiten. Jeder dieser Speere ist 4—4,50 m lang. Sie werden mit bedeutender Gewalt und ziemlicher Genauigkeit auf Entfernungen von 10—14 m geworfen und sind unbedingt tödlich.

Waffen der Australier; der mittlere, große, dreizackige Speer dient zum Fischfang.

Das Wurfholz, „Nga-wa-ont", häufiger „Wamera" (Wommara, Wommala) genannt, hat gewöhnlich eine Länge von ½—⅔ m; besteht aus einem Stück harten, flachen Holzes, das gegen die Mitte etwas breiter (beiläufig 10 cm), flach, zuweilen auf der Innenseite etwas muldig ist, nach beiden Seiten allmählich an Breite abnimmt und an jedem Ende in eine Spitze ausläuft, und ist an einem Ende mit einem Haken versehen, während an dem andern ein Stück Baumharz und ein Büschel Opossumhaare befestigt wird, letzterer, um zu verhindern, daß der Wamera beim Schleudern des Speeres aus der Hand fährt. Der Haken — gewöhnlich ein Känguruhzahn — wird in ein am unteren Ende des Speeres befindliches Loch gelegt und Wurfholz und Speer mit den verschiedenen Fingern der rechten Hand gehalten. Ist die Waffe nun in die Höhe des Auges gebracht, so kann sie geworfen werden, und das Wurfholz, welches dem Speere die Richtung gibt, verstärkt durch seine hebelartige Wirkung die Kraft des Wurfes bedeutend. — Diese Vorrichtung ist um so charakteristischer, da sie sich nirgends sonst auf der Erde findet. Im Gebrauche dieses Gerätes zeigen die Eingebornen eine überraschende Geschicklichkeit, selten fehlen sie ihr Ziel auf eine Entfernung von 50—60 Schritten. Der Wamera ist aus einem sehr harten Holz, einer Art grobfaserigen und schwarzen Mahagoni geschnitzt, das gewöhnlich durch den Gebrauch in kurzer Zeit eine schöne Politur erhält. Manchmal sind daran Verzierungen angebracht; man kennt welche, die an jedem Ende durchbohrt und mit rohen menschlichen Figuren geschnitzt sind, andere mit rotem Ocker angestrichen, der hier und da durch gelbe Linien unterbrochen wird. In Westaustralien sind die nämlichen Formen in Gebrauch, wie wir sie von Süd- und Ostaustralien seit langer Zeit kennen. Der Wamera verläßt nie die Hand des australischen Wilden; wenn seine Speere verschleudert sind, gebraucht er ihn im Faustkampf als Schwert oder Streitaxt, und seine scharfen harten Kanten schlagen den Köpfen der Kämpfer kaum weniger tiefe Wunden als ein schwerer Dragonersäbel.

Aber von allen Waffen der Australier ist der „Wagn" oder „Wangno" der Süd-, der „Kiley" oder „Kilie" der West-, und der „Bommerau" oder „Bumerang" der Ostaustralier die merkwürdigste; überaus einfach, ist sie doch in den Händen der Eingebornen sehr gefährlich und befindet sich im Besitze aller Stämme, mit Ausnahme der Bewohner der Carpentaria-Halbinsel und einiger Horden am unteren Murray. Der Bumerang besteht in einem dünnen, flachen, halbmondartig gekrümmten Stück harten Holzes; seine Länge beträgt etwa 40 cm von Spitze zu Spitze, und seine Breite fast 5 cm. Die Australier verfertigen ihn aus den Aesten oder Zweigen der Acacia pendula oder aus einem Baume von ähnlicher Art des Wuchses, denn die Krümmung muß so gewachsen sein, nämlich in einem Winkel von 100—130°. Wirft man die Waffe mit der scharfen Ecke gegen den Wind, so fliegt der Bumerang, sich um sich selbst drehend, nachdem er sich eine Strecke weit vorwärts bewegt hat, zu dem

Standpunkte seines Schleuderers zurück. Nicht dann natürlich, wie die irrige Angabe einiger Mitteilungen ist, wenn er nach einem bestimmten Ziele geworfen worden und dies trifft, denn dann fällt er zu Boden. Ein erfahrener Werfer kann dieser Waffe fast jede beliebige Richtung geben; zur Verstärkung des Schlages wird sie indessen gewöhnlich flach gegen den Erdboden geschleudert, von dem sie abprallt und sich zu bedeutender Höhe erhebt. Die Eingebornen sind im stande, mit dem Bumerang Vögel oder kleinere Säugetiere bis zu der bedeutenden Entfernung von ungefähr 200 Schritten zu erlegen. Im Kriege ist diese Waffe besonders dadurch gefährlich, daß es fast unmöglich ist, in dem Augenblicke, in welchem man sie in der Luft erblickt, zu beurteilen, welchen Weg sie nehmen oder wo sie niederschlagen wird. Jedoch nimmt die Geschicklichkeit in der Handhabung dieser originellen Waffe unter den Eingebornen immer mehr und mehr ab. Der Bumerang besitzt unverkennbare Aehnlichkeit mit dem südindischen Wurfstocke und auch die Wurfeisen der afrikanischen Neger, die Trumbatsch, beruhen auf einem ähnlichen Prinzipe; daraus jedoch auf eine gemeinsame australoide Rasse zu schließen, hat sich als unzulässig erwiesen. — Die dritte Waffe ist eine Keule (Nulla-Nulla) aus Myrtenholz gearbeitet; der Kolben ist gezackt und wenn möglich mit Nägeln versehen.

Australier mit Lanze und Wurfbrett.

In mehr oder weniger allgemeinem Gebrauche sind noch die folgenden Waffen: der „Katta-Twirris", eine Art zweischneidiges Schwert, furchtbar durch die Quarz- und Muschelstücke, welche die Ränder der Wunde zerreißen; er wird ausschließlich von den Schwarzen nördlich von Adelaïde, jedoch nur im Kriege geführt. Mehr im Gebrauche ist der „Kalta", ein runder Stock mit verdicktem kolbigen Ende, besonders für Zweikampf Mann gegen Mann. Der „Bwirri" oder „Paddimillastock" ist ein kurzer Stock aus festem Holz mit eiförmigem Knoten, der im Feuer gehärtet wurde, also eine Art Totschläger; er wird hauptsächlich geworfen und dies mit großer Genauigkeit, jedoch weniger beim Kampfe als auf der Jagd auf Paddimilla, eine kleine Art von Känguruh. Endlich gibt es noch den „Waddy", einen starken keulenförmigen Stock aus hartem Holz, 60 cm bis 1 m lang.

Der Schild „Tar-ram" wird aus Rinde und Gummiholz verfertigt und wechselt in Form und Gestalt, ist aber vorwiegend schmal. Die gebräuchlichste Form ist oval oder von der Mitte nach den beiden Enden zu spitz verlaufend, 60—75 cm lang, 20 bis 45 cm breit und 2,5—4 cm dick. In der Mitte des sehr leichten und elastischen Schildes befinden sich zwei Löcher, in denen ein Stück Holz als Griff befestigt ist. In Kriegs-

zeiten werden die Schilde bemalt, in der Regel an der Außenseite mit roten oder schwarzen Streifen, worüber häufig ein rotes Kreuz gezogen wird.

Die Schnelligkeit des Gesichtes und die Geschicklichkeit des australischen Wilden, den verschiedenen Waffen auszuweichen, sind wahrhaft erstaunlich. Dies ist besonders mit Bezug auf den Speer der Fall und zwar in dem Grade, daß selten einer von ihnen getroffen wird, wenn er auf den Angriff gefaßt war. Fünf oder sechs Speere können in rascher Folge auf einen Mann abgeschleudert werden, und ohne daß er sich von der Stelle bewegt, vermeidet er alle durch eine leichte Biegung des Körpers. Von Kindheit an ist die Uebung im Werfen des Speers und des Bumerangs die Hauptbeschäftigung des Australiers, und stundenlang kann man Kinder sich damit unterhalten sehen, daß sie ihre kleinen Waffen gegeneinander schleudern.

Lebensweise und Beschäftigungen.

Die Beschäftigungen, welchen der Australier mit ausgesprochenster Zuneigung und Liebe sich hingibt, bestehen im Schlafen, sich den Leib so viel als möglich anzufüllen und wieder zu schlafen. Doch nicht immer geht solches Schlaraffenleben an, und so bilden Jagd und Krieg weitere Beschäftigungen der Männer, während die Sorge um Herbeischaffung vegetabilischer Nahrung und deren Zubereitung den Weibern obliegt. Eine besondere Vorliebe haben sie auch für Hunde, welche ihre steten Gefährten und zum Teile von europäischer Abstammung sind, denn der Dingo oder einheimische Hund, welcher nach Virchows Ansicht wohl mit dem Australier zusammen eingewandert ist (Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop., 1877, S. 89), läßt sich nicht leicht zähmen.

Immerhin wurde der Dingo nach Wilkinson und andern bei den Eingebornen in gezähmtem Zustande gefunden und zur Jagd auf Känguruh und Emu, den australischen Casuar, benutzt. Vermischungen zwischen wilden und zahmen Dingo wurden häufiger beobachtet, wie es denn auch Bastarde zwischen zahmen Dingo und europäischen Haushunden gibt. Letztere ähneln wieder den Schäferhunden in gewissen Gegenden Deutschlands. Der Dingo soll dann am zahmsten werden, wenn er ganz jung von australischen Weibern selbst gesäugt wird, womit überhaupt die Frauen nicht bloß bei sehr rohen, sondern auch bei fortgeschritteneren Völkern an jungen, wilden Formen entnommenen Tieren, z. B. Schweinen, Affen, Beutelratten u. dgl., große Zähmungsresultate erzielen. (Siehe darüber: Archiv f. Anthrop., Bd. V, S. 219—220.) Allein der Hund bleibt doch im allgemeinen das bevorzugte Lieblings-Adoptivkind bei zahlreichen Völkern und so auch bei den Australiern. In der Kolonie Viktoria sieht man keine „Gin" (Name der Eingebornen für Frau, Ehefrau, Mutter), sagt Rich. Oberländer, ohne 5—6 fleckige, schmutzige, dürre, räudige Hunde, deren Junge mit ihrem eigenen Kinde ihre Milch teilen. (Globus, Bd. IV, S. 278.) Auch sonst tragen die Frauen die Hunde in wollene Decken gewickelt umher und putzen sie mit ihren eigenen Kleidungsstücken aus. Trotzdem, daß sie so zärtlich behandelt werden, sind diese Hunde die häßlichsten, elendesten Geschöpfe, die man nur sehen kann, zugleich wild und feige und immer in einem halb verhungerten Zustande. Dennoch schätzen die Australier sie vor allem was sie besitzen am höchsten, stellen sie über ihre Freunde und Kinder, und halten es für die ärgste Beleidigung, die ein Weißer ihnen zufügen kann, wenn er ihnen einen Hund tötet. Nicht selten rächen sie sich blutig für eine solche That. Die Hunde, von denen es vielleicht ein Dutzend in jedem mittelmäßig großen Lager gibt, scheinen sich dieser Wertschätzung bewußt, denn sie teilen Leid und Freud ihrer Herren und hängen trotz aller Entbehrungen mit solcher

Treue an ihnen, daß noch nie ein Fall vorgekommen, daß sie bei bester Pflege und Kost bei einem Europäer aushielten, sondern immer wieder zu ihrem ursprünglichen Aufenthalte zurückflüchteten.

Bei ihren Jagden beweisen die Australier eine Geschicklichkeit, Ausdauer und Sinnesschärfe, die ihresgleichen suchen. Jede Fußspur erkennen sie sehr leicht. Ein Wild aufspüren, dasselbe geräuschlos verfolgen, sich ihm in Schlangenkrümmungen nähern, mit bestimmter Sicherheit die Waffe nach ihm schleudern und es niederstrecken, sind Aufgaben, die ein Australier mit Leichtigkeit löst. Zuweilen veranstaltet man gemeinsame große Treibjagden, scheucht das Wild durch Anzünden des trockenen Grases aus sicherem Versteck und treibt es den Netzen oder dem Verhau aus Buschwerk zu, wo die Jäger mit Speer und Keule warten. Känguruh werden meist mit Speerwurf erlegt, oder in Netzen oder Grubenfallen gefangen; das Wombat und andere werden aus dem Boden ausgegraben, Vögel mit Bumerang erreicht oder gleichfalls in Netzen oder Schlingen gefangen. (Ueber die Jagd siehe Oberländer im Globus, Bd. IV, S. 241.) Lange Netze werden oft von Baum zu Baum über das Wasser gespannt und Wildenten hinein gelockt, welche ein in einem Baume verborgener Eingeborner durch das nachgeahmte Geschrei des Habichts zu niedrigem Fluge veranlaßt. Andere fangen sich in Schlingen, im Schilfrohr kunstvoll angebracht. Auf Seen und Flüssen liegt der Australier mit Vorliebe dem Fischfange ob. Zuweilen bringt er mit großem Schleppnetze den Reichtum eines Teiches ans Land, zuweilen sucht, bei einigen Stämmen, der Fischer seine Beute mit Angelhaken aus Vogelklauen oder spitzen Knochen zu erlangen, schwieriger ist das Harpunieren der größeren Seebewohner mit dem scharfen Dreizack, was vom Kanoe aus bei Fackellicht geschieht. Bewundernswert ist die Weise, wie sie sich der Opossum bemächtigen, Tiere, die sich in den höchsten Gummibäumen aufhalten.

Die Art, wie die Australier klettern, ist durchaus eigentümlich. Der australische Wilde gebraucht nämlich dazu eine Art Tau, aus einer wilden Rebe oder aus andern zähen Zweigen bestehend, von 3—4 m Länge. Dasselbe wird um den Stamm geworfen und während er nun die beiden Enden fest in den Händen hält, geht er mit kurzen Schritten, sich gegen den Baum stemmend, hinauf, wenn der Stamm nämlich rauh genug ist oder bereits die erforderlichen Einschnitte von einem früheren Kletterer gemacht worden sind. Fehlen diese Einschnitte, so macht sie der Wilde, indem er das eine Ende der Rebe, das zu diesem Zwecke mit einem Ringe versehen ist, zum Fuße hinunterführt, von dem er die große Zehe in die Schlinge steckt und dadurch die Hand frei macht, mit welcher er das in einer Art Gürtel getragene Beil faßt und damit etwa anderthalb Centimeter tiefe Stufen einhaut, so weit er am Stamme hinanreichen kann. Man muß sicherlich gestehen, daß diese Art Bäume zu erklimmen eine außerordentliche Gewandtheit und Muskelkraft voraussetzt, denn minutenlang ruht das ganze Gewicht des Körpers auf der einen, in eine schmale Stufe eingesetzten Zehe! Lortsch findet nicht mit Unrecht, daß das als staunenswert gerühmte Erklettern der Kokospalmen, wie es die Südseeinsulaner und auch andere Völker thun, gegen die obige Gymnastik der Australier eitel Spielerei ist. Was die Schwimmkunst anbelangt, so sind sie im Flußgebiete des Murray fast überall vorzügliche Schwimmer, mit Ausnahme der Südwestküste. Schon die kleinsten Kinder fühlen sich heimisch in dem nassen Elemente, und die Perlenfischer an der Nordwestküste fanden nirgends bessere Taucher als unter den Eingebornen Australiens.

Benachbarte Stämme veranstalten manchmal eine Zusammenkunft, um eine Lustbarkeit, eine Känguruhjagd oder dergleichen abzuhalten. Der Ort solcher Zusammenkünfte ist in der Regel in der Nachbarschaft eines kleinen Flusses oder

Dingo, ein Lager umkreisend.

Sees, jedenfalls in einer wild- oder fischreichen Gegend. Die Jagd oder der Fischfang werden gemeinschaftlich betrieben; dann kehren alle in das Lager zurück und essen, tanzen und schlafen, bis der Hunger sie zu einer neuen Jagd zwingt. So weit würde alles gut und freundschaftlich vor sich gehen, wenn nicht häufig ein ärgerlicher Zwischenfall den fröhlichen Unterhaltungen ein unliebsames Ende machte. Da gibt es irgend einen alten Streit zwischen zwei Stämmen zu schlichten, oder man erinnert sich eines noch nicht gesühnten Unrechtes; es kommt von Worten zu Thätlichkeiten, und der Kampf wird allgemein, da nicht nur die Freunde einander beistehen, sondern auch die Weiber teil daran nehmen, die sich gegenseitig durch Spottreden so lange erbittern, bis sie über einander herfallen und sich mit Stöcken und Knüppeln schlagen. Selten nehmen jedoch diese Gefechte — auch diejenigen der Männer — einen so schlimmen Ausgang, daß dabei jemand getötet würde. Es scheint sogar, daß es bei allen solchen feindlichen Zusammenstößen nie auf arge Verwundung abgesehen ist. Ein Kampfunfähiger oder Toter entscheidet die Schlacht. Die Hauptsache ist ein großer Lärm, der dabei verführt wird. Dennoch hat man öfter, auch in den besiedelten Gegenden, Gelegenheit, die Wunden am Kopfe sowie an den Armen und Beinen, die es bei einer solchen Schlacht gegeben, zu sehen. Die Schlacht selbst wird jedoch stets an solchen Orten ausgefochten, wo Europäer nicht zugegen sind. Diese Kriege beginnen immer erst etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang und schließen bei Eintritt der Dunkelheit.

Ein ziemlich verschieden gefärbtes Gemälde dieser Vorgänge entwirft C. Deisenhammer: „Bei ihren Kämpfen entwickeln sie," sagt er, „einen hohen Grad von Wildheit und Grausamkeit, und werden sie fortwährend von den Weibern durch Zurufe aufgestachelt, welche in einer gewissen Entfernung dem Kampfe zusehen und, wenn er zu lange dauert, an demselben thätigen Anteil nehmen. Die Schlacht beginnen sie meistens beim Grauen des Tages. Von beiden Lagern treten ein paar Männer hervor, welche gegenseitig die Häuptlinge beschimpfen und ihnen die kindischten und lächerlichsten Beschuldigungen vorwerfen, bis endlich von der einen oder andern Seite der Geduldsfaden reißt und das Zeichen zum Angriffe gegeben wird. Zuerst wird der Bumerang gebraucht und wenn alle Pfeile verschossen sind, zu dem Speere übergegangen; sind auch diese zerbrochen, so kommt die Reihe an die Nulla-Nulla und nach dieser treten die Beile und Messer auf. Bei den letztern wird von beiden Seiten die Regel beobachtet, alle die lebensgefährlichen Teile des Körpers zu schonen und nur den fleischigsten Teilen möglichst große Wunden

beizubringen, die sie stets als die wertvollsten Ehrenzeichen zu betrachten pflegen. Der Sieg wird regelmäßig durch Tanz und ein Mahl gefeiert, zu welchem, leider nur zu oft, die Körper der erschlagenen Feinde das Hauptmaterial liefern müssen." Die Ursachen dieser Fehden sind meist Gebietsstreitigkeiten oder Raub von Mädchen oder Hunden, auch Beschimpfung oder Streit um ein Wasserloch.

Wünscht ein Stamm mit seinen Nachbarn über einen besondern Gegenstand zu verhandeln oder eine Botschaft des Friedens und des Einverständnisses zu ihnen zu schicken, so ist der Auserwählte stets ein Knabe von 12—15 Jahren; aber bevor er seine Mission antritt, ist es notwendig, daß er sich der Operation der Durchbohrung der Nase unterwerfe. So lange die Wunde nicht geheilt ist, wird seine Person als geheiligt betrachtet, man behandelt ihn mit der größten Freundschaft und Achtung überall wo er hinkommt. Die Schwarzen haben in der Regel eine angeborene Rednergabe. Wenn sie in einer größern Zahl beisammen sind, so hält immer einer von ihnen eine lange, fließende Rede, die von den andern mit Ruhe und Schweigen angehört wird.

Die Hauptbelustigungen sind Speerwerfen, Tanzen, Geschichten erzählen und Singen, in welch letzterer Kunst sie ziemliche Begabung zeigen. Die Tänze sind verschiedener Art und ahmen zum Teile Bewegung, Sitten oder Jagd gewisser Tiere nach, zum Teile sind sie wie jene am sogenannten „Kaaro"-Feste (siehe: Müller, Allg. Ethnographie, S. 213) mehr als anstößiger Natur; in eine dritte Kategorie endlich gehören die Kreistänze, worunter der „Corroborri" wohl der bekannteste ist.

Australier, einen Baum erkletternd.

Den Tag über bringen die Männer, hinter Gebüsch versteckt, zu, um sich zu diesem festlichen Tanze würdig vorzubereiten, d. h. von ihren Frauen sich mit Fett einreiben und mit Farben schrecklich bemalen zu lassen. Wenn es dunkel geworden, zünden die „Lubra" (Name der Eingebornen für das Weib im allgemeinen) ein mächtiges Feuer an und setzen sich in einiger Entfernung davon auf den Boden, fangen ein eintöniges Getrommel auf einem über die Kniee ausgespannten

Opossumfelle an, singen eine eintönige Weise und schlagen mit dem Bumerang den Takt dazu mit unfehlbarer Präcision. Kurz darauf erscheinen die Tänzer, mit Speeren und Fackeln, d. h. flammenden Feuerbränden, in den Händen, die Knöchel mit Bündeln von Gummiblättern umwickelt, und beginnen mit grimmigen Geberden ihren Tanz, der zuletzt in ein wildes Rennen und Jagen im Kreise oder in verschiedenen Richtungen vor- und rückwärts ausartet, wobei sie phantastische Stellungen ausführen. Von Zeit zu Zeit stoßen sie ein wildes Geheul aus, schlagen die Speere gewaltig aneinander und stoßen die Fackeln auf die Erde, daß die Funken weit umhersprühen. Man behauptete sonst, diese Tänze, die übrigens bei allen Stämmen durch ganz Australien in Gebrauch sind, würden nur zur Zeit des Vollmondes aufgeführt; es ist dies indessen nicht die Regel. Das ist aber richtig, daß sie nur des Nachts getanzt werden. Die eigentliche Bedeutung dieser mit den mannigfachsten Variationen aufgeführten Tänze ist noch ganz unaufgehellt. Gewöhnlich sind die einfachen Stoffe dieser wilden Tänze und Gesänge dem Tierleben entnommen. Ein sehr beliebter und weit verbreiteter Corroborri ist der vom Pelikan, worin die Lebensgewohnheiten dieses Vogels besungen und mit mimischer Darstellung begleitet werden. In ähnlicher Weise besingen sie den Emu, Kakadu, ihre Hunde, an den Stationen wohl auch Vorfälle aus dem Leben der Weißen. Die Worte zum Gesang werden von einzelnen Schwarzen erfunden und von den übrigen auswendig gelernt; es ist nur eine endlose Wiederholung einzelner Phrasen. (Ausführlich schildert R. Oberländer den Corroborri im: Globus, Bd. IV, S. 241—242 und den „Kuri"-Tanz der Maler Georg Angas in seinem Buche: Savage life and scenes in Australia and New Zealand, Bd. I, S. 101—108.)

Sociale Verhältnisse.

Selbst auf der Stufe der Australier ist der gesellige Verband schon durch mancherlei Satzungen geregelt. Trotz des vollständigen Mangels an Ackerbau und selbst an einem eigentlichen Jägerleben, werden dennoch die Jagd- und Pflanzenreviere von den einzelnen Stämmen als ihr Eigentum beansprucht, der Eingriff Fremder in dieselben als eine Eigentumsverletzung angesehen und mit Gewalt abgewehrt. Nur den Stammesangehörigen steht die Jagd, der Fischfang, das Einsammeln der Früchte auf dem zugehörigen Gebiete frei. Doch wird in Ausnahmefällen auch Mitgliedern anderer Stämme Erlaubnis zur Benützung gewährt. Aber selbst der Durchzug durch ein von einem Stamme besetztes Gebiet muß vorher erbeten werden, widrigenfalls man sich auf den bewaffneten Widerstand des vermeintlichen Eigentümers gefaßt machen muß. Die Australier kennen also bloß das Kollektiv-Eigentum, die niedrigste Form des Eigentums, in welcher der Kommunismus wurzelt. Auch soll den Sprachen der Australier jeder Ausdruck für Häuptling fehlen, und in der That, obgleich in Stämme und Familien geteilt, haben sie gewöhnlich nichts, was einer bestimmten Regierungsform gliche, weder einen Häuptling noch sonst einen Vorgesetzten, sie zu leiten und ihnen Rat zu erteilen.

Bisweilen hört man sie allerdings von einem großen und ausgezeichneten Individuum sprechen, das, nach ihrer Beschreibung zu urteilen, eine hohe und einflußreiche Stellung im Stamme einnimmt, immer jedoch fand man bei genauerer Prüfung, daß dieser große Mann jenen Einfluß nur dadurch erlangt hatte, daß er ein geschickter und erfahrener Speerwerfer oder blutdürstiger und herrschsüchtiger als seine Nachbarn war oder daß er alle, die seinen Zorn erregt, Männer, Frauen und Kinder, unbarmherzig getötet hatte. Die übrigen des Stammes folgen ihm dann aus Furcht, nicht weil er

ein bestimmtes Recht zum Befehl oder zur Herrschaft besitzt. Dies gilt wenigstens von den meisten Stämmen der Südküste, und wenn man sonst von Häuptlingen reden hört, so ist es meist der Familienälteste, welcher einen solchen Einfluß besitzt, daß man ihn wie den Häuptling des Stammes betrachten kann; doch gibt es im Süden wie im Osten auch wirkliche Stammeshäuptlinge mit erblicher Würde, welchen jene Familienältesten untergeordnet sind. Der älteste Sohn tritt jeweils das Erbe an; ist keine Nachkommenschaft da, so wird der kräftigste und tapferste aus dem Stamm zum Anführer gewählt. Absolute Herrschaft besitzen aber selbst diese Häuptlinge nicht, da ein jedes Individuum in den meisten Fällen, d. h. außer dem Kriege, vollkommene Freiheit genießt. In Queensland ist indes die höchste Gewalt bei dem ältesten Weibe der Horde; dieses hat, nach des Schweizers Eduard Marcet Versicherung, Macht über Leben und Tod, und gibt den Kriegern, welche gegen den Feind ausziehen, Befehle. (Globus, Bd. III, S. 272.) In der Regel liegt aber alle Gewalt in der Hand der Familienoberhäupter.

Das Leben des Australiers bewegt sich ausschließlich innerhalb der Familie, aber die Familienverhältnisse selbst sind so primitiv, wie der ganze Entwicklungszustand der Rasse überhaupt. Daß das ethische Prinzip der Monogamie nicht vorhanden ist, bedarf kaum der Erwähnung bei Menschen, welche dem ehelosen Urzustande der Vorzeit so nahe stehen. Letzteren charakterisierte, wie namhafte Forscher sehr wahrscheinlich gemacht, auch in diesem Punkte ausgedehntester Kommunismus, der keinen Unterschied von den Gewohnheiten der Tierwelt erkennen läßt. Von der Gemeinschaftsehe (Hetärismus) der urzeitlichen Geschlechtsgenossenschaften zu der an gewisse Satzungen geknüpften Polygamie, wie bei den Australiern, ist nun schon ein unleugbarer Fortschritt. Nach den übereinstimmenden Versicherungen aller Beobachter ist Vielweiberei in Australien allgemein üblich, aber nur in wenigen Teilen stark im Gebrauch, sonst nur bis zu drei Weibern, je nach dem Vorrat an Opossum und Känguruh; ja Lortsch bemerkt, daß, obschon auch die Frauen für den Unterhalt sorgen müssen, die Fälle nur selten sind, daß ein Mann mehr als eine, höchstens drei Frauen habe und letzteres komme auch fast nur bei den Häuptlingen vor. Der Hauptgrund liegt wohl, wie Lortsch meint, in der ziemlich genauen Uebereinstimmung der Zahl beider Geschlechter und in der Seltenheit des Cölibats. Dagegen ist, andern Beobachtern zufolge, das weibliche Geschlecht äußerst ungleich verteilt, was wegen der Sitte der Mädchentötung sehr glaubhaft erscheint. Einige Männer haben mehrere Weiber. Morill kannte einen Eingebornen, welcher sogar deren neun hatte, während andere völlig weiberlos bleiben. Das nämliche bestätigt Oldfield, nach welchem es in jedem Stamme viele frauenlose Männer gibt. Die Weise, wie die Australier zu ihren Frauen kommen, ist verschieden, teils Kauf, teils Raub; immer aber halten sie strenge an dem Verbote, daß kein Mann eine Frau heiraten darf, die mit ihm auch nur den gleichen Familiennamen führt. Bestimmte Familiennamen kehren nämlich, wie bei uns die Schulze und Müller, am ganzen Kontinent wieder und ihre Träger gelten als Stammesgenossen, unter welchen die Ehe verpönt ist, obgleich die betreffenden Personen nach unsern Begriffen gar nicht mehr als verwandt gelten können. Es scheint, daß die Familie der Australier in zwei Gruppen, nämlich patricische (freie?) und plebejische (unterworfene?) zerfallen. Ob mit dem Patriciat gewisse Vorrechte verbunden sind, ist nicht recht klar. Jede Gruppe umfaßt wieder zwei Abteilungen, deren jede aus einem Manne und einem Weibe mit besondern Namen besteht.

Die Uebersicht derselben ist im Südosten folgende:

	Mann	Weib
I. Patricier:	Ippai	Ippata
	Kumbo	Buta
II. Plebejer:	Murri	Mata
	Kubbi	Kubbota.

Nach den Ehegesetzen darf ein bestimmter Mann nur eine bestimmte Frau heiraten und zwar nur aus einer bestimmten Kaste. Die aus dieser Ehe entsprungenen Kinder werden in eine ebenso bestimmte Kaste versetzt. Dadurch werden die einzelnen Familien in ihren verschiedenen Gliedern gleichmäßig des Patriciats teilhaftig. Die Uebersicht dieser Vorgänge ist folgende:

Ippai	heiratet	die Kubbota.	Die Kinder	werden	Murri und Mata.
Murri	"	" Buta.	"	"	"	Ippai und Ippata.
Kubbi	"	" Ippata.	"	"	"	Kumbo und Buta.
Kumbo	"	" Mata.	"	"	"	Kubbi und Kubbota.

Man sieht hieraus, daß die Kinder in Betreff des Ranges der Mutter folgen, aber in eine andere Familie versetzt werden als jene, in welche die Mutter gehört. (Müller, Ethnographie, S 216.)

Mitunter werden die Mädchen schon als Kinder verlobt, und oft an Männer, die älter sind als ihre Väter. Sonst erkauft der Mann seine Gattin durch Geschenke von deren nächsten Verwandten; bei diesen Werbungen entscheiden das persönliche Ansehen und der Reichtum, welche wieder von der physischen Kraft und den vollbrachten Thaten abhängen. Daher geschieht es nicht selten, daß ältere Männer die jugendlicheren, schöneren Mädchen heimführen, während mancher Jüngling mit einem älteren Weibe sich begnügen muß. Daß auch ein australisches Herz in jenem poetisch-zarten Gefühle, das wir Liebe nennen, erglühen könne, wenigstens bis zu gewissem Grade, soll nicht verneint werden; von vereinzelten Fällen erzählen Hr. Thomas (Ausland 1860, S. 64) und Dr. Mücke, welch letzterer in den Roman solch einer „wilden Liebe" selbst handelnd eingriff. (Die Natur 1866, S. 30 ff.) Nach Richard Oberländer ist wenigstens in Viktoria eine Liebesgeschichte dort ähnlich wie bei uns in Europa, richtig ist nur, daß die Australier das Küssen nicht kennen. Von einem ehrbaren Witwer erhielt Oberländer einen wahrheitsgetreuen Bericht über ihre Liebeshändel, der hier so viel als möglich mit seinen eigenen Worten wiedergegeben wird: „Junger Mann sitzt nieder; sehr schöner junger Mann sieht Lubra, sehr schöne junge Lubra. Sie sieht ihn, sagt: sehr schöner junger Mann; er sieht sie an, sagt: sehr schöne junge Lubra. Er spricht zu ihr, sie spricht zu ihm, dann viel sprechen, ein Tag, viele Tage. Dann sagt er: Du meine Lubra; dann sagt sie: Du mein Mann! Dann sagt er: Du gehst mit mir, wenn ich fertig; sie sagt: ich gehe, wenn Du fertig. Dann sie sagt's anderer Lubra, ganz dasselbe Freundin. Die sagt: sehr schöner junger Mann. Du gehst mit ihm in sein Lager? Einen Tag junger Mann gehen aus viel weiten Weg. Zwei Lubra gehen herum viel weiten Weg. Dann schöne junge Lubra nehmen Hand von jungen Mann und laufen in jungen Mannes Hand. Bye und bye viel ärgerlich Vater von junger Lubra. Stamm kommen zu Stamm von jungen Mann. Viel Speer und Bumerang. So kriegt Blackfellow Lubra." (Globus, Bd. IV, S. 279.) Ceremonieen finden bei den Werbungen gar nicht statt (Thomas M'Combie, Arabin, S. 254); wenn die beiden Teile miteinander einverstanden sind, so führt der Bräutigam seine Braut ohne weiteres heim und sie sind Mann und Frau. Nicht immer läuft die Sache aber so glatt ab; oft wird das Mädchen mit niedergehaltenem Kopfe, heulend und schreiend, ihrem künftigen Gatten vom Vater mit Gewalt übergeben. Zeigt sie Widerstreben, so versetzt ihr der Vater einen Schlag; schreit das Mädchen, so hört man auch die Mutter heulen. Ein zweiter Schlag folgt, worauf das Mädchen vom Gatten nach seiner Gunjah geschleppt wird. Kehrt sie zu den Eltern zurück, so schleift sie der Vater gewaltsam zum Gatten und sticht sie mit dem Speer ins Bein, um sie am Weggehen zu verhindern.

Bei den meisten Stämmen gewinnt man indes die Braut durch Raub, welcher stets an dem Individuum eines fremden Stammes verübt wird. Den Vorgang dabei schildert Oldfield wie folgt: Fällt auf solchem Raubzuge dem Australier ein unbeschütztes Frauenzimmer in die Hände, so geht er gerade nicht allzu zart mit ihr um. Man betäubt sie durch einen Schlag mit dem Tomahawk oft so heftig, daß das Blut stromweise

hervorquillt, schleift sie an den Haaren in das nächste Gebüsch und wartet bis ihr die Besinnung wiederkehrt. Erwacht sie aus ihrer Ohnmacht, so muß sie ihrem Räuber folgen, der die Beute bei seiner Horde in Sicherheit bringt. Ist dies geschehen, so erfolgt eine Scene so haarsträubend, daß sie sich der Schilderung entzieht. Die Verwandten des Mädchens rächen einen solchen Eingriff in ihre Rechte nicht; sie entschädigen sich nur bei nächster Gelegenheit durch eine ähnliche That. Dies Verfahren ist so alltäglich, daß nach Collins Angabe die Kinder es sogar im Spiel und zur Uebung nachahmen. An vielen Orten Australiens ist der Frauenraub bloß noch Ceremonie; immerhin würden selbst unter dieser Voraussetzung die australischen Hochzeitsgebräuche europäischen Damen nicht angenehm sein. Der Bräutigam überfällt bei Nacht die Gunjah, in welcher die Geliebte schläft, walkt sie und ihre Eltern mit Knüttelschlägen herzhaft durch und schleppt die ohnmächtige Braut hinweg. Sobald sie sich wieder erholt hat, ist sie des Mannes Frau und ihm sehr ergeben und zugethan. Der Mann hat seinerseits manchen Strauß zu bestehen; denn er muß sein Eigentumsrecht an die Frau gegen alle weiberlosen jungen Wilden der Horde mit den Waffen verteidigen, und dabei geht es nicht selten wild und hart genug her. (Globus, Bd. III, S. 272.) Die Frau hat sich aber noch einer schmerzhaften Operation zu unterwerfen; es werden ihr nämlich von einem alten Weibe zwei Glieder des kleinen Fingers der linken Hand abgebissen, worauf sie der Aufnahme unter die verheirateten Frauen würdig erkannt wird.

Ist die Behandlung des Mädchens innerhalb der Familie gegenüber dem Knaben keine freundliche, so wird sie in der Ehe vollends grausam. Von diesem Augenblicke an beginnt für das Weib ein knechtisches, vom Manne tyrannisirtes Leben. Die schwierigsten und unsaubersten Arbeiten werden ihr aufgebürdet, bei dem geringsten Verstoße wird sie von ihrem Peiniger mit der äußersten Roheit behandelt, geschlagen, und bei dem leisesten Anlaß zum Aerger geraten ihre Glieder in gar unsanfte Berührung mit dem Speer. Mit den Hunden empfängt sie schweigend und in ehrerbietiger Entfernung sitzend die Ueberbleibsel des Mahles, zu dem sie selbst vielleicht den größten Teil gesammelt. Der Frau liegen alle häuslichen Verrichtungen ob, ihr werden beim Wandern alle Habseligkeiten samt den Kindern aufgeladen. Wird sie alt und nutzlos, so stirbt sie vernachlässigt, vielleicht des Hungertodes, wenn sie nicht mitleidig der Keulenschlag eines Verwandten aus ihrem Elende erlöst. Und auch dann noch setzt sich die Mißachtung fort. Vielleicht wirft man den Leichnam in einen hohlen Baum, vielleicht auch schleppt man ihn ins nächste Gebüsch, eine Beute für wilde Hunde und Raubvögel.

Die Ehen selbst scheinen ziemlich locker und willkürlich; bei den Schwarzen Neuenglands wählt der Mann sich eine Lubra auf unbestimmte Zeit, und während dieser Frist des Zusammenlebens sorgt er, wie Dr. Duboc mitteilt, mit einer gewissen Anhänglichkeit für sie. Von den Melangool-Schwarzen rühmt Frau Bingmann, die Frau stehe fast auf gleichem Fuße mit dem Manne und werde in der Regel gut behandelt. Jedenfalls wären dies seltene Ausnahmen, denn die weitaus überwiegende Mehrheit der vorhandenen Quellen spricht sich unzweideutig dahin aus, der Fortgang des Familienlebens sei nichts als eine einzige Kette von Grausamkeiten gegen die armen Geschöpfe von Weibern, welche nur die Sklaven und die Lasttiere ihrer Männer sind. Eines der größten Motive zu dieser rohen Behandlungsweise ist Eifersucht, welche die Australier vieler Stämme in außerordentlichem Grade zu plagen scheint. Die Gin gehört ausschließlich ihrem Gatten, — es ist dies einer der wenigen Punkte, wo der sonst unbegrenzte Kommunismus aufhört. Untreue des Weibes wird mit dem Tode gebüßt, und auch am Ehebrecher blutige Rache geübt. Nicht alle Australier denken aber gleich streng über diesen Ehrenpunkt; vielmehr hat John Eyre uns überzeugt, daß die Australier, mit welchen er bekannt geworden, auf die eheliche Treue ihrer Frauen keinen Wert legten. Durfte dies noch Peschel (Völkerkunde, S. 238), weil Eyres Mitteilungen sich auf Stämme am Murray beziehen, die mit europäischen Ansiedlern schon vielfach verkehrten,

für eine von letzteren bewirkte Sittenverderbnis erklären, so ist diese Auslegung unstatthaft für die im Innern Südaustraliens, am Peake-Flusse und Umgebung hausenden Stämme, von welchen Dr. Schomburgk in Adelaide erst kürzlich sehr schnöde Sitten gemeldet hat. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1879, S. 236.) Wir schöpfen daraus die bedeutsame Lehre, daß sociale Uebel, die wir bei uns vergeblich bekämpfen, keineswegs die Produkte unserer verfeinerten Civilisation, sondern schon auf den untersten Stufen des Kulturlebens anzutreffen sind. Natürlich kann unter solchen Umständen, trotz der harten Strafen, eheliche Treue nicht wohl zu den Tugenden der australischen Frauen zählen. Von Mädchen und Witwen wird Keuschheit nicht verlangt und der sehr gewissenhafte Topinard gesteht, daß die Ideen der Australier über diese Tugend gleich Null sind. (Rev. d'Anthrop. 1872, S. 315.) Desgleichen nennt M'Combie den Verkehr der Geschlechter fast Promiscuität. (Arabin, S. 254.) Der totale Mangel, d. h. die naive Abwesenheit alles Schamgefühls, führt in seinen Konsequenzen zu Vorkommnissen so drastischer Art, daß der europäische Beobachter manchmal seinen eigenen Augen kaum trauen zu dürfen glaubt, doch scheint es geraten trotz des bekannten Satzes naturalia non sunt turpia hierauf nicht näher einzugehen. Als merkwürdig und an den tierischen Zustand des Australiers mahnend, hebt Friedrich Müller hervor, daß die Verheiratung meistens während der wärmeren Jahreszeit, wo die von der Natur gebotene Nahrung in reichlicher Fülle vorhanden ist, zu geschehen pflegt.

Die Ehen sind sehr wenig fruchtbar; viele Frauen haben keine Kinder, und selten ziehen sie mehr als zwei auf; werden Zwillinge geboren, so wird gewöhnlich eines davon getötet, weil die Mutter nicht im stande ist, beide zu ernähren. Auch alle schwachen oder gebrechlichen Kinder und eine große Anzahl von Mädchen, das dritte Mädchen ganz gewiß, oft schon das zweite, werden gleich nach der Geburt umgebracht. Am Murray ward Hrn. Oberländer die Lubra des Nullaboid gezeigt, die zehn oder elf ihrer Kinder getötet hatte. (Globus, Bd. IV, S. 279). Die Frauen erwarten ihre Niederkunft an einem vom Lager abgesonderten Platze im Busch, wohin ihnen kein Mann, nur Frauen folgen dürfen; dennoch ist es Georg Thomas Lloyd gelungen, die dortigen Vorgänge zu belauschen und hat er das Gebahren der Hilfsfrauen, sowie die Behandlung des Neugebornen gewissenhaft beschrieben. (Thirty-three years in Tasmania and Victoria. London 1847. 8°. S. 464—465.) Bei solcher Isolirung scheint es also so ziemlich vom Willen der Mutter abzuhängen, ob das „Picaninny" (Kind) erhalten werden soll. Ist diese alt oder sehr träge, so schafft sie es gleich beiseite. Die Australierinnen betrachten diesen Akt mit der vollkommensten Gleichgiltigkeit, halten ihn aber vor Weißen, so viel sie können, geheim. Gegen die Kinder, die sie leben lassen, zeigen sie bedeutende Zärtlichkeit und versorgen sie, tragen sie bis ungefähr ins dritte Jahr, nämlich bis sie gehen und laufen können, auf dem Rücken und stillen sie auch etwa ebenso lang, an welchem Genuß die jungen Hunde der Familie gewöhnlich teilnehmen. Diese Zärtlichkeit der Mutter erstreckt sich jedoch meist bloß auf diese erste Jugendzeit, später hört jeder familienartige Zusammenhang auf. Ist dies auch eingeschränkt durch den fortdauernden Stammeszusammenhang, der doch auch wieder eine nur größere Familie repräsentiert, so geht es doch bei einigen Stämmen so weit, daß Eltern und Kinder ihr gegenseitiges Verhältnis später entschieden vergessen und in dieser Beziehung das Ganze sich also nicht über den Standpunkt der Tierwelt erhebt.

Bei der Geburt eines männlichen Kindes eines Vornehmen wird ein großer Kriegstanz abgehalten, das Kind selbst mit Emuöl oder Fett eingerieben, und dann mit rotem Ocker überstrichen; das Kind eines Untergeordneteren da-

gegen wird mit Holzkohlenstaub geschwärzt. Können sie einmal laufen, so werden die Knaben in der Handhabung der Waffen unterrichtet, auf Jagden mitgenommen und mit allem bekannt gemacht, was zu ihrem weiteren Fortkommen dienlich ist. Im Alter von acht bis neun Jahren müssen sie im stande sein, sich selbst zu helfen und werden daher von diesem Zeitraume an sich selbst überlassen. In Viktoria heißen die Knaben um diese Zeit „Wankum" und müssen sich der Operation des Ausschlagens der Vorderzähne unterwerfen; mehrere Speisearten sind ihnen auf dieser Lebensstufe verboten. Ungefähr im sechzehnten Jahre werden die Jünglinge zu „Dschibbon" gemacht, bei welcher Gelegenheit vielfache Ceremonien stattfinden, man marschiert in Figuren, jauchzt und schlägt den Boden mit Aesten. Der Dschibbon darf bis zum 20. oder 24. Jahre gewisse Speisen nicht genießen; erst dann ist ihm gestattet, jede Speise ohne Unterschied zu essen. (Ausland 1860, S. 63.) Die Abweichungen in den Berichten deuten darauf hin, daß es kein festgesetztes Alter für diese einzelnen Akte gibt, wahrscheinlich sind dieselben auch lokal verschieden. Ueberall aber in Australien ist die Periode der Mannbarwerdung, welcher im Norden und Süden des Kontinents, nicht aber im Westen oder am Murray, die etwa im 14. Jahre mit einem scharfen Flintsteine vorgenommene Circumcision (Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthrop. 1879, S. 235) vorausgegangen, mit besonderer Feierlichkeit umgeben. In dieser Zeit dürfen die jungen Schwarzen sich nicht den Weibern nähern. Man sieht sie dann die weitesten wunderbarsten Umwege mit argwöhnischen Blicken machen, als fürchteten sie eine Bezauberung. Die Feierlichkeit wird im tiefsten Geheimnis vor den Weißen begangen; um dieselbe Zeit beginnen auch die Einrisse in die Haut, und gewöhnlich findet erst jetzt das Ausschlagen der Vorderzähne statt. Von der Mannbarkeits-Ceremonie bei den Parnkalla- und Nauostämmen um Port Lincoln und westlich vom Spencergolf hat Angas eine eingehende Schilderung gegeben. (Savage Life and Scenes in Australia and New Zealand, Bd. I, S. 113—116.) Bei den Stämmen am Murrumbidgee kann der zur Manneswürde zu Erhebende sich von dieser Mutsprobe nur durch einen schimpflichen Akt loskaufen, der nicht gut näher zu bezeichnen ist, und man kann daher einen Schwarzen nicht schlimmer reizen, als wenn man ihn auf Grund seines unversehrten Gebisses an diese andere Alternative erinnert. So gekennzeichnet aber darf der junge Australier um ein Weib freien; er zieht es indessen gewöhnlich vor, noch mehrere Jahre ledig zu bleiben. Häßlich rohen Mißhandlungen unterwerfen die Schwarzen am Peake River auch ihre mannbar werdenden Mädchen. (Verhandl. d. Berl. Gesellschaft f. Ethnol. 1879, S. 235—236.)

Erkrankungen und Todesfälle, besonders bei jungen kräftigen Individuen, werden den Zauberkünsten der Feinde zugeschrieben. Tritt daher ein Todesfall ein, so ist es Aufgabe der Anverwandten, den Mörder durch Beobachtungen gewisser Zufälligkeiten, z. B. des Fluges eines Insektes aufzuspüren und zu töten. Dadurch werden oft Familien in langjährigen Streit verwickelt, welcher erst mit deren gänzlicher Ausrottung endet. Wenn sie aber hören, daß jemand von ihren Stammesgenossen krank ist, zeigen die Australier große Teilnahme, be-

suchen den Kranken, bringen ihm kleine Geschenke und bei eintretendem Todesfalle ist die Trauer allgemein.

Die Toten werden in dunklen Hainen, meist in der Nähe des Wassers bestattet. Man gräbt zu diesem Zwecke ein Loch von etwa $1^1/_2$ m Tiefe, bekleidet es mit Rindenstücken und setzt die Leiche in hockender Stellung hinein. Dieses Grab wird dann mit Gesträuch und Erde zugedeckt, um die Leiche vor Verstümmelungen durch den Dingo zu bewahren. In einigen Gegenden ist es Sitte, den Toten auf ein über dem Erdboden erhabenes hölzernes Gerüst zu legen und mit Gebüsch zu bedecken. Meistens befinden sich mehrere Gräber auf demselben Platze, umgeben von einem Zaune aus Rinde, welche mittels eines Strickes aus Eucalyptusfasern untereinander verbunden sind. An andern Orten werden die Toten, besonders ältere Leute, verbrannt. Einer Frau, wenn sie während des Säugens ihres Kindes stirbt, wird dieses lebendig auf den Arm gelegt und mit ihr bestattet. Man errichtet bei dieser Gelegenheit einen meterhohen Scheiterhaufen und legt den Toten mit gegen die Sonne gerichtetem Antlitz, umgeben von seinen Lieblingsgerätschaften darauf. Nachdem man den Leichnam verbrannt, werden die Ueberreste gesammelt und in einem Sacke aufbewahrt. Der Name des Toten darf nach Oberländers Versicherung nicht ausgesprochen werden, und sollte jemand den gleichen Namen tragen, so muß er denselben gegen einen andern vertauschen. (Müller, Allg. Ethnographie, S. 215.)

Grab auf Stangengerüst (Australien).

Ein seltsamer Gebrauch herrscht bei den Stämmen in Queensland; diese ziehen den Toten die Haut ab und bewahren sie gewissermaßen als Talisman. Herr Mac Donald hat die ganze Prozedur mitangesehen und beschrieben. Die Haut wird in kleinen Fetzen mit den Nägeln von der über einem Feuer erwärmten Leiche abgeschält, letztere aber dann skelettiert, d. h. das Fleisch von den Knochen abgekratzt, ganz wie Dr. Hostmann für die Vorkommnisse in manchen Gräbern aus der vormetallischen Zeit Germaniens annimmt. Die Haut wird von den Angehörigen, sorgfältig verpackt, etwa ein Jahr lang mit herum geschleppt, dann aber begraben oder in einem hohlen Baume aufgehängt. (Globus, Bd. XXIII., S. 153—155.)

Vergebens sucht man, bei den westlichen Stämmen wenigstens, daß irgend etwas vorkomme, was man mit starker Dehnung des Begriffes noch einen Priesterstand nennen könnte. In Neusüdwales und in Queensland, also in den bevorzugtesten Kulturstreifen Australiens, begegnen wir dagegen den „Koradschi", „Karradais" oder Leuten, welche den Pöbelschauder vor dem Finstern so weit abgestreift haben, daß sie auf den Gräbern Verstorbener eine Nacht ausharren und ihre Meisterschaft über die Schreckgeburten einer geängstigten Einbildungskraft bewiesen haben, wozu sie sich eigentümlich gearteter Holzlamellen bedienen, mit welchen sie ein schrilles Geräusch hervorrufen. Diese Leute sind es auch, welche den Kranken durch ihre Schamanenkunststücke Trost und neue Zuversicht einzuflößen vermögen und dabei rohe Linderungsmittel, unter andern das Ader-

lassen, anzuwenden wissen sollen. R. Oberländer erzählt eine mehr als sonderbare Behandlung eines fieberkranken Weibes, dem die Kur übrigens geholfen hat. (Globus, Bd. IV, S. 281.) Sonst sind die Schwarzen meist sehr abergläubisch und haben eine große Furcht vor der Finsternis der Nacht, während welcher sie enge zusammen bleiben und um keinen Preis zu irgend einer Unternehmung oder auch nur zu einem Gange zu bewegen sind. Sie glauben, daß während der Nacht der „Pedall", ein böser, heimtückischer Geist herumwandert, um ihnen ein Leid zuzufügen. Wie Janus bei den alten Römern Krieg und Frieden bedeutete, so ist es auch mit dem Pedall bei den Schwarzen Australiens ähnlich der Fall; denn bei Tage ist er ihnen ein guter Geist, dem sie alle Wohlthaten zu verdanken haben. Er ist es, wie sie annehmen, der vor vielen, vielen Jahren den australischen Kontinent aus Schlamm zu festem Lande eingekocht, mit Gewächsen und Tieren aller Art versehen und dann dem schwarzen Manne zum Wohnsitze geschenkt hat. Nachdem er solches gethan, zog er über das Meer, um anderwärts dasselbe zu thun. Ein Gewitter kann ihnen große Angst und Schrecken bereiten, denn es ist der Pedall, der ihnen zürnt. Eine Erklärung über die wohlthätige Wirkung, welche Blitz und Donner zur Folge haben, nehmen sie nur mit kopfschüttelndem Zweifel auf und erwidern, daß hierin der schwarze Mann seine eignen Wege zu gehen habe. Den Glauben an ein höheres Wesen, welches die ganze Natur leitet und regiert, sowie auch an ein Fortleben der Seele nach dem Tode kennen sie nicht und nehmen vielmehr an, daß sie das Schicksal mit den Tieren teilen oder daß, wenn sie gut gelebt haben, sie Pedall nach dem Tode als weiße Männer wieder in die Welt kommen läßt. Wenn man ihnen von der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte erzählt, so geben sie stets zur Antwort: dasselbe, was Gott für den weißen Mann ist, das ist Pedall für den schwarzen. (Deisenhammer, in der Wiener Abendpost vom 22. September 1877.)

Holzlamellen verschiedener Form, welche an einem Bindfaden geschwungen einen heulenden Ton von sich geben und zur Vertreibung böser Geister dienen sollen.

Dieses Wesen, das hauptsächlich während der Nacht in finstern Waldesteilen seinen Spuk treiben soll, wollen einige sogar gesehen haben und beschreiben seine Figur als riesig groß, menschenähnlich und mit feurigen Augen. Wo es sich einmal gezeigt hat, wird der Ort gemieden, und nichts kann den Gläubigen bewegen, seinen Fuß dahin zu setzen. Dieses Wesen ist jedoch ohne allen Einfluß auf ihre Handlungsweise, so daß man ihre religiösen Begriffe füglich als auf niedrigster Stufe stehend bezeichnen kann. Etwas höhere Begriffe herrschen, wie es scheint, in Queensland und Viktoria, wo nach Mac Donalds und Brough

Smiths Mitteilungen die Eingebornen eine Existenz nach dem Tode ins Auge fassen, obwohl ihr Begriff von der Gottheit häufig ein roher und ihre Vorstellung vom Universum eine zweifellos materialistische ist. So hören wir, daß „Bun-jil" alle Dinge geschaffen habe, nur keine Frauen. Doch hat er selbst eine Gattin des Namens „Boi-boi", einen Sohn „Bin-beal" und einen Bruder „Pal-ly-yan", und obwohl er alle Dinge geschaffen, hat er sich doch von Sohn und Bruder dabei helfen lassen. Er trägt immer ein großes Messer bei sich, und als er die Erde geschaffen, schnitt er damit Berge und Klüfte, Thäler und Flüsse zurecht. So ist die Schöpfungsannahme, mindestens des Boonoorengstammes, an der Küste Viktorias. Dafür klingt der Glaube des Barwenstammes so stark an den christlichen an, daß er sich beinahe wie eine Art unbewußter Travestie desselben ansieht. Ihr „Baiames", Schöpfer, hat die Erde und das Wasser, den Himmel, die Tiere und die Menschen gemacht, er läßt den Regen niederfallen und das Gras wachsen, er hat die Väter von den bösen Geistern befreit und heißt die Guten im Paradiese des Friedens und der Fülle in der Milchstraße am Himmel willkommen. Merkwürdig ist auch die oben erwähnte, bei mehreren Stämmen, besonders Viktorias, im Schwange gehende Vorstellung, daß der Schwarze nach seinem Tode als weißer Mann wieder erscheine, eine Ansicht, die schon bestand, ehe die Europäer ins Land kamen. Uebrigens wechseln die abergläubischen und sogenannten religiösen Vorstellungen fast von Stamm zu Stamm, so daß es zu weit führen würde, sie alle zusammenzustellen. Jene Westaustraliens hat Augustus Oldfield ziemlich eingehend geschildert. (Transactions of the Ethnological Society of London. Bd. III, 1865, S. 215—298.)

Die Sprachen Australiens.

Die australischen Idiome sind sehr zahlreich, was sich aus der Zersplitterung der Bewohner in eine Menge kleiner Stämme leicht erklärt. Diese Mannigfaltigkeit ist so groß, daß der Name des einen Flußgebietes oder Gebirgszuges oft dem nächsten Nachbarstamme vollkommen unverständlich ist. (Ausland 1847, S. 831.) Je weiter die Stämme von einander entfernt sind, desto verschiedener werden die Dialekte, bis die Sprache endlich einen ganz anderen Charakter anzunehmen scheint. Doch läßt sich bei genauer Analysierung eine, wenn auch entfernte Verwandtschaft aller australischen Idiome ableiten. Es giebt Wörter, die im Osten und Westen des Landes gleiche Aussprache haben, nur sind die Begriffe selten dieselben. Unter den vielfachen Argumenten für die Annahme, daß alle australischen Sprachen aus einer gemeinsamen Quelle stammen, ist eines der vornehmsten, daß sie sämtliche fast aller Zahlwörter entbehren. Bemerkenswert ist die sehr allgemeine Prävalenz des Wortes für 2: pullet, bullat, pulla, bulla, bolita, polaïl ꝛc., das sich in den verschiedenen Dialekten der ganzen südlichen und östlichen Küste hin und auch tief ins Land hinein erstreckt, vornehmlich in Queensland und New-South-Wales.

Dies läßt zweierlei Mutmaßungen zu: jene, daß ein vorgeschrittener Stamm die Idee zwei evolvirt und seinen Nachbarn mitgeteilt, oder, daß sie vor der Zerstreuung evolvirt worden sei. Im ersteren Falle würde es kein Argument für die ursprüngliche Stammeseinheit abgeben, im letzteren müßten wir annehmen, daß nach der Zerstreuung nicht mehr als ein einziger Stamm über dieses so niedrige Entwicklungsstadium hinausgediehen sei, was unglaublich erscheint, wenn wir den ungeheuren Zeitraum erwägen, der seit dieser Stammeszersprengung verstrichen ist. Beweis für diesen sind die außerordentlichen Ansammlungen von Speiseabfällen und die zahlreichen Steinwerkzeuge, die sich vorfinden und die zum Teile der neolithischen und selbst der paläolithischen Periode in Europa entsprechen. „Beile, Fragmente von Tomahawks und Stücke schwarzen Basaltes finden sich an den niederen silurischen Hügelketten, an den Flüssen und in beinahe allen Teilen Viktorias, und wo der Pflug den Boden aufwühlt, finden sich gleichfalls alte Tomahawks vor, bezeugend, welch ungeheuer lange Periode schon Menschen in diesem Landstriche gehaust. Manche Ansammlungen von Speiseabfällen — der englische Ausdruck „Küchenabfälle" will uns hier etwas allzu civilisiert dünken — bedecken oft mehr als einen Acker Landes. Auch finden sich, namentlich unweit Kap Otway, Schalenanhäufungen; deren größte 100 m lang, 13—16 m breit und 5 m dick ist. Es müssen Zeitalter verflossen sein, bis die fischessenden Küstenbewohner solche Massen an Schaltieren verzehren konnten, um derartige Abfälle anzusammeln." Es scheint geradezu unglaublich, daß sie diese Zeit über nicht über die Zahl zwei hinausgereicht haben sollten. Dies läßt die erstere Hypothese als die wahrscheinlichere erscheinen.

Der Klang der australischen Sprache ist, weil der Accent meist auf der vorletzten Silbe ruht, für das europäische Ohr nicht unangenehm und die häufige Anwendung der Vokale macht denselben fast melodisch; die Schmelzlaute und darunter besonders das „r" sind stark vertreten. Die Australier sprechen alle sehr schnell und ausdrucksvoll, haben aber fast nie ein erträgliches Organ, sondern eine schnarrende tonlose Stimme. In weiterer Beziehung hängen die australischen Idiome mit keiner Sprache, weder der neuen noch der alten Welt zusammen, sondern stehen vollkommen isoliert da, was allerdings R. G. Latham nicht gelten lassen will, weil eine gute Anzahl echter australischer, tasmanischer und papuanischer Worte in malayischen Vokabularien sich wieder finden sollen. (J. Beete Jukes, Narrative of the surveying voyage of H. M. S. Fly. London 1847. 8°. Bd. II, S. 316—318.) Doch hat diese Ansicht keine spätere Bestätigung erhalten. Ueber den Bau der australischen Sprachen ist noch wenig bekannt; derselbe ist polysyllabisch; die Silben lauten in der Regel konsonantisch und stets einfach an und lauten auf einen Vokal oder einen flüssigen Konsonanten aus. Die Formen werden aus der Wurzel vermittelst Suffigierung gebildet. Was man sonst von ihnen weiß, deutet auf eine Vollständigkeit hin, die man kaum erwarten würde. „Wenn der Reichtum von Formen zum kurzen Ausdruck seiner Beziehungen", sagt Peschel, „über den Rang einer Sprache entscheiden sollte, so müßten uns und allen Völkern Westeuropas die beinernen Menschenschatten am King George Sund Neid einflößen, denn ihre Sprache besitzt nicht bloß so viel, sondern sogar vier Kasusendungen mehr als die lateinische, und außer Einheit und Mehrzahl noch einen Dual. Das Verbum, an Zeiten so reich wie das lateinische, hat ebenfalls Endungen für den Dual, ja drei Geschlechtsformen für die dritte Person, sonst aber außer der Aktiv- und Passiv- noch Reflexiv-, Reciprokal-, Determinativ- und Kontinuativformen. Was die Gabe der Sprachbildung anbelangt, so müssen also vor dem erfinderischen Australier selbst die hochgesitteten Polynesier, ja noch mehr, ein graues Kulturvolk wie die Chinesen sich beugen."

Daraus aber etwa einen höheren Geistesrang für die Australier abzuleiten, wäre ein schwerer Irrtum. Es ist das unstreitige Verdienst Friedrich Müllers, dargethan zu haben, daß diese grammatisch hoch entwickelten Idiome doch vollkommen adäquat sind den beschränkten geistigen Bedürfnissen des Australiers, dessen ganzes Denken bloß in den Dingen des gewöhnlichen Lebens sich bewegt. Bei ihrer dem Klange nach sinnlichen Wohlgestaltung sind sie nicht bloß, was die innere Form betrifft, gut eingerichtet, sondern auch sehr reich an Ausdrücken für sinnliche Anschauungen, in deren Ausmalung sie sich gefallen. So besitzen diese Naturmenschen für jeden ihnen bekannten Gegenstand ein genau bezeichnendes Wort; es giebt keinen Baum, kein Kraut, welches nicht von ihnen mit einem bestimmten Namen belegt wäre. Dagegen mangeln ihnen Ausdrücke für Begriffe ganz und gar; ihr Sinn ist eben der Abstraktion durchaus abhold.

Bei jenen Schwarzen, die in größeren oder geringeren Kontakt mit den Weißen kommen, bildet sich für eben diesen Verkehr aus der Ursprache und dem Englischen ein Jargon eigentümlicher Art. Man läßt zur Vereinfachung alle Flexionsformen fallen, gebraucht das Verbum stets im Infinitiv, für das erste Pronomen steht „me“, das zweite „you“, das dritte der Name der betreffenden Person. Dann erweitert man die Gebrauchsweise einzelner Wörter durch Uebertragung auf sinnlich verwandte Begriffe. Gras z. B. bedeutet dem Australier zunächst wirkliches Gras; wenn man das Aussprechen dieses Wortes mit einer unzweideutigen Hinweisung auf den Kopf begleitet, so heißt es für ihn Haar, unter Umständen Bart. Mit „flourbag“ verbindet sich für ihn zunächst der Begriff eines Sackes Mehl, dann aber heißt es für ihn auch weiß, daher alt, und mit demselben wird am einfachsten und verständlichsten ein Schimmel bezeichnet.

Die Produkte des dichtenden Volksgeistes sind, wie sich nach der niederen Kulturstufe erwarten läßt, ganz unbedeutend; enthalten sie auch Ausdrücke, die nicht mehr im Tagesverkehre vorkommen, so sind ihre Lieder doch nur kurze abgerissene Gedanken, ohne einen tieferen Zusammenhang, wie sie die augenblickliche Erregung eingiebt. Von Fabeln, Märchen und Sinngedichten, wie sie Hottentotten und Neger in großer Anzahl und gelungener Form besitzen, ist keine Spur vorhanden.

Weiße und Schwarze.

Seit der Einwanderung der Europäer in Australien kommen auch Vermischungen mit den Eingeborenen vor, und diese Kinder von weißen und schwarzen Frauen werden »Half-Castes« genannt; sie sind keineswegs häßlich, ziemlich weiß oder doch rötlich, mit schönem, reich gelocktem Haar, hübschen Augen und Zähnen. Ihre Gesichtsbildung nähert sich der europäischen, und sie verbinden damit einen zierlichen graziösen Körperbau und elastische Bewegungen. Im Norden der Kolonie Viktoria, wo dieses Halbblut am häufigsten sein soll, zeichnet es sich durch Stärke wie durch Intelligenz aus und vermag sowohl mit Weißen als mit Eingeborenen fruchtbare Verbindungen einzugehen. Man kennt ihrer zwei bis drei Generationen und nach Topinard wären die australischen Mischlinge zahlreich in den Städten, selbst in guten Familien, insbesondere aber im Innern. (Rev. d'Anthrop. 1875, S. 247.) Nach andern Berichten aber giebt

es, obwohl Vermischungen der beiden Rassen häufig genug vorgekommen sind, doch verhältnismäßig im ganzen nur wenig, und unter den Erwachsenen vorwiegend weibliche Mischlinge, da die meisten, der Farbe halber, gleich nach der Geburt getötet werden. Am Manningfluße, wo die Verbindungen von Australierinnen mit Europäern ziemlich häufig sind, besorgen dies die Mütter gleich selbst. Eine Mutter führte geradezu als Entschuldigungsgrund an, das Kind sei halb weiß gewesen. (Ausland 1847, S. 715.) Und wenn auch der eifersüchtige eingeborene Vater die neugeborenen männlichen Bastarde nicht sofort tötet, so wird der Stamm doch niemals erlauben, daß sie zum Mannesalter gelangen. Nur da kommen sie eigentlich auf, wo die europäischen Väter sich ihrer so weit annehmen, daß sie die schwarzen Mütter von den übrigen Wilden trennen und unter ihrer Aufsicht behalten. Doch ist das Los dieser Kinder am Ende gewöhnlich ein trauriges, denn da die Väter bei dem nomadischen Leben der Buschleute sich selten lange um sie bekümmern können, so fallen sie nach einiger Zeit dem Stamme, mit dem die Mutter doch schließlich umherzieht, wieder anheim. Aber auch wenn sie gänzlich bei Weißen aufgezogen werden, droht ihnen von den Schwarzen fortwährende Gefahr. Diese stehlen die heranwachsenden Mädchen und töten wo möglich die Knaben, denn instinktmäßig fürchten die Australier durch die größere Intelligenz dieser Mischlinge verdrängt zu werden. Als Oberländer über das Töten der Mischlinge eine Lubra befragte, erhielt er zur Antwort: No good, all the same warrigal (wilder Hund). Eine andre erklärte ihm ebenso aufrichtig: Blackfellow kill 'em plenty white piccaninny. (Globus, Bd. IV, S. 279.) Der weiße Mann ist ja auch in der That der erbittertste Feind des Schwarzen.

In allen Teilen Australiens, soweit es von den Weißen besiedelt ist, geht die eingeborene Rasse ihrem Untergange mit Riesenschritten entgegen. Die zusammenwirkenden Ursachen sind sehr verschieden: der Branntwein und von Europäern mitgebrachte Krankheiten, wie die Lustseuche und die Pocken, haben dazu beigetragen; sehr merkwürdig ist auch, daß eine in sehr großem Umfang und mit großer Heftigkeit auftretende Krankheit in Australien wie unter anderen uncivilisierten Rassen mit der Ankunft europäischer Frauen im Lande zusammentrifft. (Ausland 1848, S. 641.) Aber alle diese Ursachen können wohl kaum größere Verheerungen unter den Söhnen der Wildnis Australiens als seiner Zeit unter den Indianern Amerikas angerichtet haben. In der That trägt in Australien ein ganz anderer Umstand die Schuld an dem raschen Verschwinden der eingeborenen Rasse, nämlich der, daß die Ansiedelungen der Hirten große Räume Landes für die Herden in Beschlag nehmen und ganze Stämme auf einmal ihrer Opossum- und Känguruhreviere beraubt werden. Das geschieht jetzt noch ebenso wie früher und wird an den Grenzen der Kolonien stets von neuem Veranlassung zu Konflikten geben, die erst mit dem Aussterben der Eingeborenen ihr Ende erreichen.

Im höchsten Grade interessant sind Oberländers Enthüllungen über die Behandlung der Eingeborenen seitens der auf ihre hohe Gesittung und humanitäres Wesen so sehr pochenden Briten. Die Art der Besitznahme von neuen Weideplätzen, sagt er, ist keines-

wegs dazu angethan, bei den Eingeborenen irgend eine Sympathie für die Europäer zu erwecken. Denn nicht als Erbe oder durch Kauf wird das Land erworben, sondern nur durch ein allmähliches Zurücktreiben der Eingeborenen. In dem Maße, in welchem sich die Herden vermehren und die weiße Bevölkerung zunimmt, wird ein verhältnismäßig größerer Raum nötig und beansprucht, und die eigentlichen Eigentümer des Bodens werden ohne Vertrag, ohne Handel, selbst ohne Entschädigung weiter hinein ins Innere gedrängt. Sobald irgend ein frischer Weideplatz zufällig oder durch danach suchende Hirten entdeckt ist, brechen auch schon die Weißen mit ihren Herden auf, um ihn in Besitz zu nehmen. Die Regierung giebt ihnen Erlaubnisscheine für die neue Strecke; „Stationen" werden erbaut und die Eingeborenen aus der Nachbarschaft verjagt. Das Wild wird von den Europäern zusammengeschossen, von ihren Hunden gehetzt und niedergerissen. Die Gräber der Vorfahren des vertriebenen Stammes tritt der Europäer rücksichtslos mit Füßen, und doch hängt dieses Volk ebenso an dem Boden, den es Vaterland nennt, wie andre Menschen. Mit der Vertreibung der Wilden ist es aber noch nicht einmal gethan. Dadurch, daß ein Stamm von seinem Jagdgrunde vertrieben wird, gerät er in Feindschaft mit andern Stämmen, in deren Gebiet er einzubrechen gezwungen wird, und so beginnt nun auch schon zwischen den verschiedenen Stämmen der Eingeborenen ein Vernichtungskrieg; der eingebrochene Stamm muß nicht nur für seinen Lebensunterhalt, sondern auch für sein Leben selbst kämpfen.

Wen kann es nun wundern, daß sich der mißhandelte Eingeborene an den Schafen und Rindern seiner Bedrücker schadlos zu halten sucht? Eine Herde wird überfallen und ein Teil davon weggetrieben. Darauf vereinigen sich die Aufseher und Schäfer der Nachbarschaft und verschaffen sich eine zeitweilige Ruhe vor den Räubern, indem sie eine Anzahl davon niederschießen und den Rest zerstreuen. Irgend ein andrer Schäfer oder Hüttenwächter, der mit der Sache vielleicht gar nichts zu thun hatte, muß dann mit seinem Leben den ausgeführten Rachezug büßen. Seine Hütte wird von den Schwarzen niedergebrannt, er selbst erschlagen. Pferde und Rindvieh, alles wird zersprengt und der Grimm des Eigentümers geweckt. Jetzt rücken die Viehzüchter von verschiedenen Bezirken aus, geführt von einem, dem verfolgten Stamme feindlichen Schwarzen, und metzeln nieder, was sie erreichen können. Ganz ebenso, wie auf Tasmanien, ist „Vernichtung!" das Losungswort, und gegen die überlegenen Waffen der Europäer können sich die schwarzen Barbaren ohnehin nicht verteidigen. Wohl haben die australischen Zeitungen mehr als einmal entsetzliche Berichte über solche kaltblütig begangene Mordthaten gebracht, aber die Regierung blieb in der Regel taub, und es gab sogar Polizeidirektoren und angesehene Ansiedler, welche das Vorkommen solcher Thaten rundweg leugneten, so lange es nur ging, d. h. so lange die Verbrechen nicht gar zu himmelschreiend wurden. Dann und wann drang das Gerücht auch über den Busch hinaus, daß „die schwarzen Burschen wieder einmal eine Dosis bekommen hätten!" Und in der That sind viele Schwarze dadurch ermordet worden, daß man ihnen mit Arsenik vergiftetes Brot in den Weg gelegt hatte! Man hat die „Damper" gefunden, dieselben geprüft und das Gift darin entdeckt; darauf hat man auch „Untersuchung" geführt, aber man konnte keine weißen Zeugen finden, und schwarze sind — nach den Gesetzen — nicht zulässig.

Man kann sehr gut zugeben, daß derartige Nichtswürdigkeiten in den letzten Jahren nicht mehr vorgekommen sind; sie sind eben nicht mehr notwendig, denn das Aussterben der Schwarzen geht jetzt auch ohne solche Nachhilfe rasch genug von statten (Oberländer, Australien, S. 317—318).

Das rücksichtslose Vordringen der Weißen in das Innere Australiens bringt eben eine tiefgründliche Veränderung in der ganzen Lebensweise der Schwarzen hervor, welche nach Dr. Topinard die Haupturſache ihres Dahinschwindens ist. Denn diese Veränderung im Vereine mit der damit erwachsenden Schwierigkeit, ihren Neigungen und jahrhundertlangen Ueberlieferungen gemäß sich zu ernähren, erzeugt ein namenloses Heimweh gepaart mit dem unabweislichen Gefühle der Wilden, das sie vor der Uebermacht in geistiger wie in materieller Beziehung empfinden. Es ist eine diese Ansicht unterstützende Thatsache, daß die Weiber der Wilden, von diesem Gefühle erdrückt, zu gebären aufhören, einzelne Kinder

töten, ihre Empfängnis verhindern und Leibesfrüchte vernichten. An manchen Orten sagen die Schwarzen geradezu, sie hätten jetzt kein Land mehr und wollten darum auch ihre Kinder nicht am Leben erhalten (Ausland 1847, S. 715), ein Fall, der übrigens nicht vereinzelt dasteht in der Geschichte, denn in ganz gleicher Weise führten nach Ankunft der Europäer die Antilleños oder indianischen Bewohner der Antillen vorbedächtig eine Art von Rassenselbstmord aus (Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Stuttgart 1877, S. 431); ein solcher ist es, welcher auch in Australien geräuschlos aber sicher den schwarzen Mann hinwegräumt. Ob Graf Strzelecki mit dem angeblich von ihm entdeckten Gesetze Recht habe, wonach eingeborene Frauen, wenn sie durch die Verbindung mit Europäern geboren haben, mit Männern ihrer eigenen Rasse unfruchtbar bleiben, steht freilich dahin. Wenn aber der sonst so bescheidene Schweizer Handwerker T. Müller meint, der Australier sei vielleicht unter allen barbarischen Völkern am geeignetsten europäische Civilisation anzunehmen, gründlich und bleibend zu erfassen, so steht er völlig vereinzelt mit dieser Ansicht. Ein ganzes Heer strenger Beobachter urteilen vielmehr, daß er mehr denn irgend andere Wilde der europäischen Civilisation unzugänglich zu sein scheine, und in der That ist dieselbe bis jetzt noch so gut wie ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben. Deshalb hat Emil Montégut recht, wenn er sagt, vergeblich suche man bei den Australiern nach einer Eigenschaft, welche ihr Verschwinden bedauern ließe, vielmehr sei dieses eine Wohlthat für die Kolonie. (L'Angleterre et ses colonies australes. Paris 1880. 8°. S. 30 und 33.) Andererseits aber täusche man sich nicht: Der Australier ist in seiner Art, trotz seines uns elend dünkenden Lebens, ein glücklicher Mensch, der sich in alle Lagen der Entbehrung mit Gleichmut und Heiterkeit zu schicken weiß, ein echter Philosoph, ein Mensch, dem persönliche Freiheit und Unabhängigkeit, wie unsere verfeinerte Gesittung sie niemals gewähren kann, die ersten Bedürfnisse sind, und für deren Befriedigung er alles zu opfern imstande ist. Der Australier war ein echter Naturmensch, er ist so und wird es wohl auch immer bleiben, so lange er noch auf Erden wandelt.

Die Einwanderer.

Die Masse der nach Australien Eingewanderten, welche gegenwärtig die politischen Herren des Landes sind, stammt aus dem dreieinigen Königreiche Großbritannien und Irland, und diese Söhne Albions, geschickte und glückliche Kolonisatoren, sind es fast ausschließlich, deren Betragen gegen die schwarzen Eingeborenen im vorigen Abschnitte geschildert wurde. Einen nicht ganz unansehnlichen Bruchteil der eingewanderten Bevölkerung bilden aber unter den Menschen englischer Zunge die Deutschen, welche, ebenso auswanderungslustig wie die Briten, an allen Punkten der Erde neben diesen in geringeren oder bedeutenderen Mengen angetroffen werden und daher auch in Australien nicht fehlen. Ein charakteristischer Zug des Deutschtums, der sich auch in Australien beobachten läßt, ist seine außerordentlich geringe nationale Widerstandsfähigkeit,

überall wo es in angelsächsischer Mitte lebt. Nicht unter Romanen, nicht unter Slaven, wenigstens bei weitem nicht so rasch, regelmäßig aber unter den stammverwandten Angelsachsen entäußert der Deutsche binnen kurzem sich seiner Nationalität und geht meist schon in der nächsten Generation sowohl in Sprache als in Sitte und Gewohnheiten in dem umgebenden Engländertum völlig auf.

Diese ethnologische Thatsache ward erst neuerdings von dem sehr scharf beobachtenden Berichterstatter der Kölnischen Zeitung bestätigt, welcher im Jahre 1879 Australien bereist hat. Nirgendwo in Viktoria und Neusüdwales, sagt er, sind Aussichten auf eine dauernde Erhaltung des Deutschtums vorhanden, während das deutsche Element in Südaustralien vielleicht später einmal eine ähnliche Stellung einnehmen mag, wie gegenwärtig die keltische Bevölkerung von Wales. Die Anzahl der in Neusüdwales angesiedelten Deutschen wurde zu Mitte des Jahres 1879 auf 6623 Personen angegeben. Davon sind weitaus der größte Teil Ackerbauer, Weinzüchter und Arbeiter, Leute, die ihre Muttersprache vielfach verlernt haben. Wohlhabend sind unter diesen Deutschen nur einige Ackerbauer und Weinzüchter, reich fast niemand. Zu der riskanten, aber unter günstigen Umständen äußerst gewinnbringenden Schafzucht auf riesengroßen, von der Regierung gepachteten Grundstücken bringen die Deutschen von Hause aus nicht das hinreichende Kapital mit. Zu Schafhirten, Schafscherern und was dergleichen verzweifelt langweilige Thätigkeiten sind, geben sie sich ebenfalls nur selten her, so daß ihnen auf dem Lande schließlich nur die oben geschilderten Erwerbszweige übrig bleiben. Ein paar vorwiegend deutsche Dörfer sind freilich in Neusüdwales vorhanden, sonst aber wohnen die Deutschen dort nirgends in dichteren Massen zusammen, so daß sie ohne neue Nachschübe binnen kürzester Zeit im Engländertum untergehen. Etwas anderer Art ist die deutsche Bevölkerung in den Städten, in Sydney mag es ihrer einige Hunderte geben. Ganz genau wird sich das kaum jemals feststellen lassen, weil es keine einzige deutsche Familie giebt, die nicht mit englischem Blute sehr stark untermischt wäre. Die Männer sind vorwiegend deutsch, die Frauen mindestens eben so häufig englisch als deutsch; die Söhne lernen wohl auch noch des Geschäftsinteresses halber die Sprache des Vaters, mit den Töchtern aber, die in englischen Schulen erzogen worden sind, die englische Haltung und englische Sitten angenommen haben, dürfte eine Verständigung in deutscher Mundart vielfach etwas schwierig sein. Betrachtet man die geringe Anzahl, wie die gesellschaftliche Stellung der Deutschen, so kann ihnen diese Untermischung kaum zum Vorwurf gereichen. Thatsache aber ist es doch, daß das Deutschtum wenigstens in Neusüdwales schon nach der zweiten Generation einem unausbleiblichen Untergang oder vielmehr Aufgehen in die große Masse der englisch redenden Australier verfallen ist. In Nordamerika, wo die Deutschen dichter beisammen wohnen, dauert dieser Prozeß doch etwas länger. Indes, wenn man die mühselige Laufbahn der meisten in Australien angesiedelten Deutschen betrachtet, so muß man gestehen, daß sie sich unter den Engländern einer verhältnismäßig hohen Achtung erfreuen. Es sind nicht wie in Südamerika, in Spanien oder Italien fast ausschließlich Großkaufleute oder hochgebildete Künstler. Die deutsche Bevölkerung der australischen Städte rekrutirt sich zu mindestens neun Zehnteilen aus dem Stande der höheren Gewerbetreibenden. Manche Gewerbe, wie das der Uhrmacher, der Optiker, vielfach auch der Gastwirte, sind ja ebenfalls in Nordamerika, in Neuseeland und andern Ländern fast ausschließlich in den Händen der Deutschen. Mit gar keinem oder kleinem Kapital herüberkommend, sind sie, wenn nicht reich, so doch erträglich wohlhabend geworden; sie genießen eine geachtete bürgerliche Stellung, sie haben ihr deutsches Gemüt bewahrt, sie trinken gern Bier, sie plaudern gern von der Heimat — und was wollte man mehr! Auch deutsche Kaufleute, Künstler, Juristen, Ingenieure giebt es im Lande, aber sie gehören zu den Seltenheiten, sie können nicht als tonangebend für die Zusammensetzung der deutschen Bevölkerung Australiens aufgefaßt werden. Die Rückkehr nach der Heimat scheint von Australien aus nicht so häufig zu sein, wie von Amerika. Die Leute sind zu stark mit den Australiern verschwägert, und dann werden sie auch wohl leicht wohlhabend, aber doch vielleicht nicht reich genug, um ihre Tage ohne weitere Arbeit daheim in Frieden genießen zu können. Wer jedoch eine derartige Rückkehr im Sinne hat, der pflegt ganz offen zu sagen, daß er bloß deshalb in Australien weile, um Geld zu machen. Die Kapitalansammlung aber soll langsamer als in Amerika vor sich gehen.

Von viel größerer Bedeutung für Australien ist die Einwanderung eines andern Volkselementes, dem wir auf australischem Boden gleichfalls zum erstenmale begegnen: es sind dies die bezopften Söhne des himmlischen Reiches, die Chinesen, welche anfangs in großen Scharen nach dem fünften Erdteile strömten. Auf der Halbinsel Carpentaria, welche am nördlichen Ufer der Kolonie von Queensland ins Meer sich erstreckt, hatten sich bereits nicht weniger als 25,000 Chinesen niedergelassen, während die Bevölkerung von ganz Queensland, wovon die Halbinsel Carpentaria nur etwa den sechsten Teil bildet, bloß 200,000 Köpfe zählt. In Viktoria ward 1859 die chinesische Bevölkerung auf 46,000 Köpfe veranschlagt. Seitdem ist sie aber rasch gefallen und zählt jetzt nur noch 13,000. Im allgemeinen läßt sich konstatieren, daß die chinesische Einwanderung schon seit längerer Zeit in der Abnahme begriffen und seit mehreren Jahren völlig stationär geblieben ist. Die Gesamtzahl der Chinesen in den australischen Kolonien stellt sich, soweit dieselbe ermittelt werden konnte, wie folgt: Queensland 14,524, Viktoria 13,000, Neusüdwales 9500, Neuseeland 4433, Südaustralien und Port Darwin 2000, Tasmanien 750 — macht im ganzen 44,207 Seelen. Die chinesische Bevölkerung von Melbourne zählt etwa 500 Personen und die der Vorstädte 380. Von diesen konkurrieren überhaupt nur 66, welche Zimmerleute sind, mit europäischen Arbeitern. Die übrigen sind entweder Gärtner, Höker oder Personen, die sich durch Arbeiten ernähren, an deren Verrichtung ein Europäer nicht denken würde. Was aber diese Bevölkerung von der übrigen unterscheidet und den strikten Gegensatz zu der deutschen bildet, ist die Hartnäckigkeit, mit der sie ihre alten Sitten bewahrt, die Vereinsamung, in der sie mitten unter Angehörigen der verschiedenartigsten Rassen lebt; niemals bindet sich der Chinese an das Land, wohin er auswandert, sondern er kennt nur einen Wunsch, nämlich so viel Vermögen zu erwerben, um bescheiden in China leben zu können, wohin er, sobald es ihm halbwegs möglich ist, zurückkehrt. Ja, so kräftig ist diese Sehnsucht nach der Heimat, daß sie nicht einmal mit dem Leben ein Ende nimmt; ist es doch allgemein Sitte, daß wer die Mittel dazu besitzt, wenigstens seinen Leichnam nach dem teuren Vaterlande überführen läßt. Diese Isolierung der Chinesen im Auslande ermöglicht es ihnen gerade, nebst dem stets sorgfältig gepflegten Zopfe auch ihre Sprache und Nationaltracht ziemlich unverfälscht zu erhalten. Zugleich trägt sie aber auch, und besonders die Tendenz, früher oder später nach der Heimat zurückzukehren, Schuld daran, daß die chinesischen Kolonisten beinahe allenthalben von der einheimischen Bevölkerung mit mißgünstigen Blicken betrachtet werden, da diese sie meistens nur als eine Art Vagabunden und Abenteurer, gewissermaßen als Blutegel ansieht, welche die Adoptivheimat aussaugen und der allgemeinen Wohlfahrt mehr schädlich als nützlich sind.

Die ernsteste Frage ist übrigens jene der durch die Chinesen der europäischen Arbeit erwachsenden Konkurrenz. In der Regel sehr mäßig und an eine dürftige Lebensweise gewohnt, begnügen sie sich nämlich mit sehr niedrigen Lohnsätzen, die für die vielfachen Bedürfnisse unserer Arbeiter nimmer genügen würden. Freilich ist auch die Qualität ihrer Arbeit eine mindere, so daß, wo zu einer

Verrichtung ein gewisses Verständnis nötig ist, man in der Regel vorzieht, europäische Kräfte, manchmal sogar für den dreifachen Preis, anzuwerben, als sich der chinesischen Arbeiter für geringen Lohn zu bedienen.

Man weiß allenthalben, daß an den Küsten des Stillen Oceans die protektionistischen Maßregeln vorherrschen, und daß der chinesischen Einwanderung dort alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt wurden und zum Teil noch werden. Nicht ebenso bekannt dürfte es sein, daß eine Zeitlang auch in Australien eine solche antichinesische Bewegung stattfand, welche weniger dem Fortschritt der Ideen, als vielmehr der mittlerweile veränderten Lage der Dinge gewichen zu sein scheint. Es war im Jahre 1854, als die Goldgräberei in Australien ihren Höhepunkt erreichte, wo die chinesische Einwanderung sich plötzlich mit Macht nach jenem Kontinent wandte; innerhalb weniger Monate landeten 10,000 Mongolen in Melbourne, auf vier Schiffen kamen allein 1400 Immigranten an. Damals begann man Meetings zu veranstalten, Petitionen abzusenden, die hochherzigsten Reden zum Schutze der einheimischen Bevölkerung wurden gehalten, und schließlich durften die Schiffe nur einen Chinesen per je zehn Tonnen laden; für jeden Mann, um den dieses Verhältnis überschritten ward, mußte der Rheder eine Buße von 10 Pfund Sterling bezahlen. Als hierauf die armen Johnnies — alle Chinesen werden nämlich von den Engländern „John" oder „Johnny" genannt — anstatt in Melbourne in Sydney einliefen und die Bergwerke auf dem Landweg zu erreichen suchten, wurde ihnen eine Kopfsteuer von vier Pfund Sterling auferlegt. Die Ungerechtigkeit dieser Maßregel war augenscheinlich; überdies dauerte es nicht lange, so begann die australische Bevölkerung selber einzusehen, daß in einem Land, wo der größte Mangel an Arbeitskräften herrschte, auch der Chinese von Nutzen sein könne. So wurden die Prohibitivmaßregeln allmählich wieder außer Kraft gesetzt, und die mongolische Rasse, gleich jeder andern, in Australien zugelassen.

Jetzt sind die Chinesen ausschließlich entweder Minenarbeiter, oder Garten- und Ackerbauer, wobei sie auch in Australien den Ruf der chinesischen Agrikultur bewähren. Unstreitig übertreffen ihre Produkte die von den Europäern gezogenen, weshalb dieselben auch teurer bezahlt werden. Der Chinese besorgt zugleich den Vertrieb der von ihm erzeugten Ware. Da er jedoch nur selten englisch spricht, zeichnet der Käufer in der Regel selber den bewilligten Preis in ein Büchlein auf, welches der Verkäufer stets bei sich führt, und dessen Ziffern er aufmerksam betrachtet, jedoch gewöhnlich ohne sie zu verstehen. Von Zeit zu Zeit wird dann abgerechnet — zu einem Streit kommt es dabei nur höchst selten. Uebrigens giebt es, besonders in Melbourne, mehrere Chinesen, die sich dem Kaufmannsstande gewidmet, und unter diesen einzelne, welche sogar ein recht ansehnliches Vermögen erworben haben. In diesem Falle bedienen sie sich nicht ihres eigenen Namens zur Bezeichnung der Firma, sondern wählen andere, meist von ganz unerreichbarer Phantasie. So bedeutet „Kong Meng & Co." — Gesellschaft des glänzenden Lichtes! Diese Kaufleute sind auch die einzigen, die sich einigermaßen europäisierten, indem sie nach englischer Sitte leben und europäische Frauen heirateten; dadurch ist es manchem von ihnen gelungen, sich nicht bloß einen festen Kredit am Platze zu verschaffen, sondern sogar einen gewissen Einfluß zu erlangen. Indeß gehören solche Fälle zu den Ausnahmen; der weitaus größere Teil der chinesischen Kolonistenbevölkerung in Australien nährt sich vom Bergbau, der ihnen am besten zusagt. Zumal in Sandhurst und in Ballarat giebt es einzelne große Bergwerke, die ausschließlich mit chinesischen Händen betrieben werden. Die meisten waschen jedoch auf eigene Rechnung, wobei der arme John sich oft mit der Ausbeutung von bereits durch die Europäer verlassenen Stellen begnügt.

Infolge der Abtrennung von den Europäern, in der sie leben, haben die Chinesen beinahe überall eigene Wohnungscentren gebildet, um die sich ihre Stammesgenossen scharen, und von denen sie schließlich die alleinigen Insassen bleiben. So ist auch in Melbourne eine der Nebenstraßen der Stadt — die „Bourke Street East" — sozusagen einzig und allein von Chinesen bewohnt. Dort haben sie ihre Banken; ihre Clubs, ihre Spielhäuser, kurzum alles; wo jedoch wirklich eine kleine chinesische Stadt existirt, das ist Ballarat. Dort leben ungefähr 6000 Chinesen in dem sogenannten „Chinese Camp" beisammen. Um dieses Miniaturkanton in seiner eigentlichen Gestalt zu studieren, muß man es des Nachts besuchen, da unter Tag die Einwohner auf den Arbeitsplätzen zerstreut sind. Auch empfiehlt es sich, wie der Italiener Giovanni Branchi, welcher die Vitiinseln und Australien bereiste (Tre mesi alle isole dei Cannibali nell' arcipelago delle Figi, Firenze 1878, 8°.), berichtet, des Beistandes der Polizei sich zu versichern, um

überall eindringen zu können, denn der Chinese hat einen ungeheuren Respekt vor dem Policeman; diesem ist jeder noch so verborgene Winkel zugänglich, vor ihm öffnet sich jede Thüre, — er herrscht förmlich als unumschränkter Despot.

Dennoch giebt es einen Punkt, den die englische Polizei niemals zu durchdringen vermocht hat; es ist dies eine gewisse geheime Verbindung, welche die Chinesen unter sich bilden, und der zufolge sie nicht nur eigene Oberhäupter erwählen, sondern auch Gesetze aufstellen, deren Nichtbefolgung mit Strafen geahndet wird, ohne daß die öffentlichen Behörden auch nur das geringste davon erfahren. Uebrigens betrifft diese Organisation immer nur die Beziehungen der Chinesen unter sich, niemals ihr Verhältnis zu den Europäern. So ist es höchst wahrscheinlich, daß, wenn ein Chinese an einem andern einen Diebstahl begeht, der Schuldige viel früher durch seine eigenen Landsleute ausgemittelt und bestraft wird, als durch die englische Polizei. Dabei ist merkwürdig, daß ein Abgestrafter niemals an die Regierungsbehörden rekurriert, und es überhaupt unmöglich ist, irgend eine Auskunft darüber zu erlangen, wie, wo und durch wen jene summarische Gerechtigkeit ausgeübt wird. Ein ähnliches Verfahren wird gegenüber den Schuldnern in Anwendung gebracht, wo von hundert Flüchtigen, die etwa ohne Begleichung ihrer Verpflichtungen durchbrennen und nach China übersetzen möchten, gewiß neunundneunzig in Melbourne vor ihrer Einschiffung festgenommen und zurückgehalten werden.

Die Tasmanier.

Van Diemensland oder, wie wir jetzt sagen, Tasmanien, durch die Baßstraße von dem südlichsten Vorsprunge Australiens getrennt, war schon zur Zeit seiner ersten Kolonisierung durch die Engländer, 1803, nur spärlich bevölkert. Auf einem Flächenraume wie Irland hausten im ganzen 6—7000 Eingeborene, welche zu klassifizieren Schwierigkeiten macht. Gewiß ist, daß sie von den Australiern sich durch Sprache und körperliche Merkmale unterschieden. Unter den letzteren betrachten wir als wichtigstes das Vorkommen von Wollhaar wie bei den Negern oder wenigstens den Papua. Alle Beobachter, Cook, R. N. Davies, Lieutenant Breton und der Naturforscher Peron, betonen einstimmig das wollige Aussehen des kurzen, schwarzen oder sehr dunkelbraunen Tasmanierhaares, welches zu büschel- und korkzieherartigem Wachstume neigt (Rev. d'Anthrop. 1872, S. 739) und bei mikroskopischer Betrachtung sich als flach mit elliptischem Querschnitt erweist. Ueberhaupt ist die Behaarung am ganzen Körper beim Tasmanier reichlich entwickelt und besitzt überall die nämliche Beschaffenheit wie am Kopfe. Auch sonst zeigt sich eine ziemlich starke Verschiedenheit des tasmanischen Typus vom australischen.

Wir kennen die Tasmanier aus den Beschreibungen der ersten Entdecker. Nach Cooks Schilderung war ihre Hautfarbe schwarz, das Haar wollig, die Lippen jedoch nicht wulstig, die Nase auch nicht platt gedrückt, die Gesichtszüge nicht häßlich, nur hatten die meisten Haupthaar und Bart mit roter Salbe gefärbt. Neuere Untersuchungen lassen indes doch die Nase an der Basis breit und oben eingedrückt, den Zwischenraum zwischen Nase und Oberlippe tief, den großen aber gutmütigen Mund etwas schnauzenartig vorspringend erscheinen (Rev. d'Anthrop. 1876, S. 673). Im allgemeinen waren sie, nach den von Brough Smith sorgfältig zusammengestellten Nachrichten, dunkler, stämmiger, breitschultriger und kleiner, aber auch von weniger gefälligem Aussehen als die Bewohner des australischen Festlandes. Als mittlere Körpergröße fand der englische

Anthropologe Joseph Barnard Davis für 23 Männer 1,618 m und für 29 Frauen 1,503 m. Doch geben die meisten Reisenden weit höhere Ziffern, bis 1,80 m, an. Nach den relativ wenigen Schädeln, die bisher gemessen wurden, stellen sich die Tasmanier nicht als so ausgeprägte Langköpfe wie die Australier dar; Topinard bezeichnet sie als Subdolichokephalen (Rev. d'Anthrop. 1873, S. 105), denn ihr Breitenindex beträgt mit Schwankungen zwischen 72 und 80, im Mittel 76 (Rev. d'Anthrop. 1879, S. 728), auch hat Flower an 34 Schädeln zwei Fälle von Metopismus beobachtet; im Höhenindex (72,8) nähern sie sich dagegen sehr den Australiern, desgleichen hinsichtlich der Zähne; sie sind weniger prognath aber stärker mikrosem (Orbitalindex 76,3) als diese; ihr Nasalindex beträgt 56,8 (a. a. O.), während die Schädelkapazität mit 1330 ccm um einiges jene der Australier übertrifft (a. a. O. 1873, S. 104). Was die gesamte Erscheinung betrifft, so wird uns ein Mädchen von sechzehn Jahren, Namens Ura-Ura,

Lalla Rookh, die letzte Tasmanierin.

durch Peron sehr günstig geschildert, und auch andre Beobachter wissen von manchen Schönheiten zu berichten. Allein abgesehen von einigen Mädchen im ersten jungfräulichen Alter, waren die Frauen, was auch Lloyd (Thirty-three years in Tasmania and Victoria, S. 44) bestätigt, abstoßend häßlich, häßlicher noch als ihre Eheherren, der Körper mager, das Fleisch welk, das Gesicht mit Holzkohlenpulver geschwärzt.

Uebereinstimmend heben andrerseits Friedrich Müller und Brough Smith hervor, daß in Betreff der Sprache und, wie aus vorigem sich ergiebt, einiger ethnologischer Momente dennoch ein tieferer Zusammenhang zwischen den beiden Typen, dem tasmanischen und dem australischen, bestanden zu haben scheine; ja es ist Grund vorhanden anzunehmen, daß einzelne Mitglieder tasmanischer Stämme von Australiern kaum zu unterscheiden waren. Noch stärker als im physischen Aeußern tritt diese Verschiedenheit und zugleich Aehnlichkeit in andern Eigentüm-

lichkeiten zu Tage. Die Tasmanier besaßen, trotz ihrer Nähe von Australien, kein Hausthier, nicht einmal den eingeborenen Hund, und entbehrten jeder Kenntnis der charakteristischen Waffen jenes Landes, des Bumerang und des Wurfholzes („Wamera"); auch der Schild fehlte ihnen. Die Tasmanier waren niemals Kannibalen und die Sitte der Circumcision war ihnen unbekannt. Dagegen rissen sich einige ihrer Stämme zwei oder vier obere Schneidezähne aus so gut wie die Australier, und Cook bemerkte bei ihnen den nämlichen künstlichen Schmuck symmetrischer Hautnarben wie bei jenen. Alle diese Berührungspunkte und Ab=

William Lanney, der letzte Tasmanier.

weichungen lassen sich bloß durch Annahme einer ehemaligen Mischung mit einer kraushaarigen dunklen Menschenvarietät befriedigend erklären. Peschel wollte sie anfangs, freilich nur vorläufig, den Papua Neuguineas anschließen (Ausland 1870, S. 145), und spricht sich später nicht deutlich über ihre ethnologische Stellung aus (Völkerkunde S. 340). Fried. Müller jedoch stand nicht an, den Tasmanier für einen Mischtypus zu erklären, hervorgegangen aus einer Verbindung des straffhaarigen Australiers mit dem kraushaarigen Papua, worin jedoch der erstere gegen den letzteren ungleich bedeutender hervortritt. Mit dem einzigen Unter=schiede, daß er ein Ueberwiegen des papuanischen Blutes erkennen will, theilt Brough Smith diese Ansicht des gelehrten Wiener Ethnologen. Die Ver=

mischung, meint dieser, kann von Neukaledonien aus stattgefunden haben, wo der Papua vor Einwanderung der Malayo-Polynesier als Aboriginer betrachtet werden muß und dessen Entfernung von Tasmanien nicht so groß ist wie jene der Samoagruppe von Neuseeland oder der Sandwichinseln von ihrem Muttergebiete. Wie die Tasmanier auf ihre Insel gelangten, hat ein Rätsel geschienen, weil sie keine Fahrzeuge besessen haben sollten. Floßartige Kähne waren indes vorhanden und eine Einwanderung, namentlich von Australien her über die inselreiche Baßstraße, erforderte keine hohen nautischen Leistungen.

So viel wir wissen, befanden sich die Tasmanier auf viel niedrigerer Gesittungsstufe als die Bewohner der Schweizer Pfahlbauten in vormetallischer Zeit, die in Hütten lebten, Viehzucht trieben und Gewebe verfertigten. Nach Cooks Beschreibung gingen beide Geschlechter nackt, nur hin und wieder sah man Frauen, die ein Känguruhfell um die Schultern und in dem Fell ihre Kleinen trugen. In der damaligen Sommerzeit begnügten sie sich wie die Australier mit einem Obdach, laubenartig durch eingesenkte Baumzweige gebildet. Von Ackerbau oder Viehzucht keine Spur. Ihre Fertigkeiten und Arbeiten drehten sich fast nur um die Anfertigung von Waffen durch die Männer oder um Netze und Körbe durch die Frauen. Fasern und Bast des „Corrijong" oder Bindfadenbaumes wurden auf dem Schenkel in rohester Weise auf- und abgerollt und so ein Faden hergestellt. Die Körbe fertigte man aus den Blättern der Dianella, nachdem diese zuvor über Feuer weich und biegsam gemacht waren. Der feine Knochen aus dem Hinterbeine des Känguruh diente als Nadel, Ahle oder Pfriemen. Ihre Waffen bestanden einfach aus Holz, im Feuer gehärtet, und beschränkten sich auf Wurfkeule („Waddy") und Speer, den sie jedoch nie mit scharfen Quarzsplittern oder Fischgräten versahen. Hämmer aus Quarz, Grünstein oder Feuerstein verstanden sie jedoch schnell und leicht herzustellen, indem sie wie die Australier den Stein in einen gespaltenen Holzstiel klemmten oder ihn an einen solchen mit Hilfe von Xanthorrhöaharz und Fasern befestigten. Auch auf Felsen und Bäumen hat man rohe Zeichnungen von Tieren, Vögeln und Menschen gefunden, gleichwie auf dem australischen Festlande. Die Kunst mit Holzkohle zu zeichnen scheint ein beliebter Zeitvertreib gewesen zu sein. Die Fähigkeiten der Tasmanier, sagt James Bonwick, dessen inhaltreichem Werke (Daily Life and origin of the Tasmanians. London 1870. 8°.) ich hier folge, waren mehr nachahmender als ursprünglicher Natur; doch, soweit die engen Bedingungen ihres Daseins in Frage kamen, genügten sie für die gewöhnlichen Bedürfnisse ihrer einfachen Existenz. In physischer und oft auch in moralischer Beziehung schienen die schwarzen Knaben und Mädchen der Waisenschule von Hobarttown oft über den Kindern europäischer Eltern zu stehen. Manche Zöglinge brachten es ziemlich weit; einer von ihnen, der schreiben konnte, gab für die Seinigen eine Zeitung heraus. Niemals zeigten die Tasmanier sich grausam oder blutdürstig; sie waren anfangs scheu und zurückhaltend und kamen erst später den Besuchern mit kindlichem und liebenswürdigem Benehmen entgegen, solange sie nicht verhetzt und zur Rachsucht angestachelt waren. Im ganzen genommen erklärte sie Bonwick für die friedlichsten Geschöpfe der Welt. In Bezug auf das Verhältnis der Geschlechter zu einander kann man ihnen gleichfalls das beste Zeugnis ausstellen. Polygamie herrschte zwar allgemein auf der Insel, in der Art, daß fast jedermann zwei bis drei Frauen besaß (Lloyd, Thirty-three years in Tasmania and Victoria, S. 45), aber die Behandlung derselben war eine weit mildere als bei den Australiern. Die ersten Seefahrer fanden die tasmanischen Frauen völlig keusch; wenn sie später sich änderten, so ist dies bereits das Merkmal einer eingetretenen Verderbnis. Auch die Familienanhänglichkeit war unter ihnen sehr stark entwickelt, wie ein ganz vereinzelt dastehender Gebrauch beweist, der mit der Erinnerung an die Verstorbenen zusammenhängt. Sie trugen nämlich einen Knochen in einem um den Hals gehängten Täschchen auf der Brust, um sich dessen, von dem der Knochen stammt, in Liebe zu erinnern. Niemals aber benutzten sie, wie die Australier, Hirnschalen als Trinkbecher. Sie verbrannten ihre Toten und sollen einen bestimmten Glauben an ein künftiges Leben gehabt haben. Ihre, in vier Dialekte gespaltene Sprache war keineswegs roh und ungefüge; vielmehr zeigte sie sogar grammatische Schönheiten und methodische Beugungen; nur der Zahlensinn und das Zahlwort waren, wie bei den Australiern und vielen andern tiefstehenden Rassen, sehr mangelhaft entwickelt (Globus, Bd. XVII, S. 378—379). Alles in allem genommen haben wir auf Tasmanien den

Typus eines Urmenschen stereotypiert und — wie der Leser aus dieser in der vergangenen Zeit verfaßten Schilderung wohl errät — auch aussterben gesehen.

Wo der gesittete Europäer mit Völkern auf niederer Kulturstufe zusammengestoßen ist, folgte meistens ein jähes oder ein langsames Aussterben der farbigen Menschen nach. Dieser Vorgang fand bisher statt in Nordasien, in Südafrika, in Nordamerika, auf den westindischen Inseln, in der Südsee und, wie wir schon sahen, auch in Australien. Die Geschichte Tasmaniens bietet aber jenem, der sich dafür interessiert, die beste Gelegenheit, den traurigen Hergang eines solchen Rassentodes bis in alle pathologischen Einzelheiten zu verfolgen, denn wir besitzen darüber das umfangreiche Werk von James Bonwick (The last of the Tasmanians. London 1870. 8°.), der nicht nur alles, was die Archive Australiens und Tasmaniens enthalten, sondern auch unzählige Berichte von Augenzeugen gesammelt hat. „Die Grausamkeiten der Spanier in der neuen Welt," bemerkt Peschel, „sind von jeher ein beliebter Stoff für moralhistorische Stilübungen gewesen. Bonwick ist ehrlich genug zu bemerken, daß die Briten dringende Veranlassung hätten, den Mund zu halten. In der That darf man Grauen empfinden vor allen europäischen Kulturvölkern, sowie sie mit andersgefärbten Menschen in Berührung kommen. Die Holländer in den Kaplanden und ihre Abkömmlinge, die Boeren, liefern ebenfalls den Beweis, daß auch die germanischen Völkerschaften zu den blutgierigen Geschöpfen ihres Geschlechtes zählen. Nur von den Franzosen, obgleich auch sie nicht gänzlich rein sind, kann man rühmen, daß sie durchschnittlich menschlicher und christlicher mit den farbigen Naturkindern umgegangen seien. Es hilft auch nicht, sich damit zu beruhigen, daß die Schauderthaten auf Tasmanien von Sträflingen verübt worden wären, denn erstens beteiligten sich bei der Verübung jener Scheußlichkeiten nicht nur viele „Gentlemen", sondern wir wissen auch von unseren beiden Forstern, wie blutgierig englisches Schiffsvolk unter Kapitän Cook auf den Südseeinseln gehaust hat. Selbst wenn nur Sträflinge die Urheber aller Verbrechen gewesen wären, würde doch die Schuld auf die englische Gesellschaft zurückfallen, daß sie jene menschliche Pest in Ländern abgesetzt habe, die bereits bewohnt waren. Natürlich bleiben die Schwarzen den Ansiedlern nichts schuldig, und was die Sträflinge verbrachen, mußten unschuldige und friedliche Bewohner büßen. Unschuldig waren sie übrigens nicht gänzlich, denn es ist ja doch nur das Recht des stärkeren, welches der Europäer ausübt, wenn er in fernen Erdräumen Grund und Boden ihren Bewohnern entreißt" (Ausland 1870, S. 148).

Der blutige Katalog der Gräuel, welche an den Tasmaniern verübt worden, ist zu lang, als daß ich ihn mitteilen könnte; Nachstehendes reicht indes über und über aus, um diesen Rassenkrieg zu kennzeichnen. Damals war es ganz allgemeine Redensart, wenn man sagte, man habe so und so viel „schwarze Krähen" ausgerottet. Manche Leute machten selber die Aussage, daß sie gewohnt waren, auf Jagd nach Schwarzen auszugehen, um Futter für ihre Hunde zu bekommen; auch gab man ihnen vergifteten Branntwein. Kapitän Holman ist Bürge dafür, daß eine dieser angelsächsischen Bestien auf folgenden „Spaß" verfiel. Der Elende nahm zwei Pistolen, wovon nur die eine scharf geladen

war, lockte dann einen Schwarzen herbei, und zeigte ihm zu seiner Belustigung, wie man ein Pistol, nämlich das ungeladene, sich ans Ohr halten und abdrücken könne, weil nämlich nur in der Pfanne Pulver war, bis der Wilde Lust bekam, den Versuch selbst zu wiederholen. Der Mordlustige reichte ihm jetzt das geladene Pistol und der arme Schwarze jagte sich eine Kugel durch das Gehirn. (Bonwick, The last of the Tasmanians, S. 67.) Ebenso bestialisch war die Behandlung der eingeborenen Frauen. Die kleinen Schwarzen aber wurden gestohlen und an die Landwirte verkauft, die sie zu häuslichen Dienstleistungen abrichteten. So war denn in der zweiten Hälfte der Zwanziger Jahre unsres Jahrhunderts gegenseitiges Morden die Regel zwischen den eingeborenen Banden im Walde und den äußersten Vorposten der europäischen Ansiedler. Damals bemerkten zuerst die Engländer, daß die Zahl der tasmanischen Kinder rasch im Abnehmen begriffen war, das sichere Vorzeichen vom Erlöschen einer Menschenrasse. Dazu fraß die sittliche Verderbnis immer tiefer. Durch Bestechung gelang es den Weißen leicht, die tasmanischen Frauen zu verführen, welche, wenn sie nur kurze Zeit mit solchen umgegangen waren, meist die Männer ihres Stammes zu verachten anfingen, genau so wie die Indianerinnen zur Zeit der spanischen Eroberung gethan. Auch die Halbblütigen, deren Zahl mit der Zeit heranwuchs, standen auf Seite der Europäer.

Nachdem nun fast alle Schwarzen ausgerottet worden waren, gelang es, den Rest einzufangen, und man konnte nun mit dem „Civilisierungswerk" beginnen, eine neue Art und Weise der Vernichtung, durch welche das grauenvolle Drama langsam zum Abschluß kam. Die Sache selbst ist in anthropologischer Beziehung lehrreich; sie liefert einen erneuerten Beweis, wie unheilvoll die wirkliche oder vermeintliche Philanthropie wirkt, sobald sie die Naturgesetze verkennt und in dem Wahne befangen bleibt, daß man aus jeder beliebigen Rasse die Angehörigen derselben nach europäischer Façon ummodeln könne. Die tasmanischen Eingeborenen wurden von Missionären und „Menschenfreunden" einfach unter die Erde civilisiert. Ein nackter Volksstamm sollte plötzlich sich das Einsalben der Haut abgewöhnen und Kleider anlegen; Völkerschaften, die nur frische Luft unter Lauben geatmet, sollten in geschlossenen Hütten sich einsperren; Jäger, die von Fleisch, Eiern und Muscheln sich bis dahin ernährt hatten, sich an eine beinahe ausschließliche Pflanzenkost gewöhnen. Sie, die beständig das Waidwerk frisch und gesund erhalten hatte, sollten als Erwachsene in die Schulstube zusammenrücken, buchstabieren und lesen — wohlgemerkt englisch lesen — lernen, also Worte aussprechen, wie sie nicht geschrieben werden, da die englische Schrift ja stückweise schon zu Hieroglyphen herabgesunken ist. Um diesen edlen Zweck zu erreichen, wurden die eingefangenen Tasmanier zuerst nach der kleinen Insel Bruni, südlich von Hobarttown gebracht; inzwischen ermittelte man, daß auf Tasmanien selbst noch einige kleine Horden in alter Freiheit umherschwärmten. Der Superintendent Georg August Robinson, ein frömmelnder Heuchler, machte sich daran, sie in friedlicher Weise zu gewinnen und am 28. Dezember 1834 wurden die letzten freien Tasmanier, acht Köpfe, eingefangen. Die Station Bruni mußte aufgegeben werden; dafür räumte man ihnen bereits

1831 die größte Insel der Baßstraße ein, die nach einander die Namen Fourneauxinsel, Great Island, endlich Flindersinsel getragen hat. Dort nahm das Verderben seinen Fortgang. So rasch starben sie hinweg, daß bei einer Zählung am 14. September 1838 nur noch 59 männliche und 36 weibliche Bewohner übrig waren. Erst im Oktober 1847 wurden die letzten Reste, 12 Männer, 22 Frauen und 10 Kinder von der Flindersinsel, ihrem Gefängnisse, erlöst und in ihre Heimat nach Oyster Cove unweit Hobarttown gebracht, die Kinder aber ins Waisenhaus gesteckt, von wo sie mit größter Schnelligkeit in ihr frühes Grab befördert wurden. William Lanney, gewöhnlich „King Billy" genannt, war das letzte Kind der letzten Familie, die sich freiwillig unterwarf, und der letzte Tasmanier. Er wurde selten nüchtern gesehen und starb am 3. März 1869 an der Cholera zu Hobarttown. Noch lebte ein Weib Lalla Rookh oder Truganina genannt, aber auch sie sank als der allerletzte Repräsentant des tasmanischen Volkes im Juni 1876 ins Grab.

Reste eines aus Stangen und Rindenstücken construierten Grabes der alten Tasmanier.

So sind die echten Tasmanier heute denn erloschen, nur in einigen halbschlächtigen Abkömmlingen rollt noch ihr Blut. Es sind die Sprossen europäischer Walfischfänger und Robbenschläger, welche einzeln oder in kleinen Banden die Inseln der Baßstraße oder die Küsteninseln im Südosten Australiens bewohnten und in Tasmanien Frauen zu kaufen oder zu rauben pflegten. So wuchs denn auf diesen Eilanden eine zahlreiche Mischlingsbevölkerung auf, und Robinson bezeugt, daß eine einzige tasmanische Mutter nicht weniger als 13 Kinder ihrem weißen Gatten gebar. Auf Tasmanien selbst kam solches aber nicht vor. Die Horden im Busche duldeten nicht gerne die Rassenbastarde, und die Mütter suchten entweder der Geburt vorzubeugen oder töteten das Kind nach dem ersten Lebensschrei. Werfen wir nun zum Schlusse auf diesen Völkertod einen letzten Blick,

so kann man mit Peschel sagen: „Alles was wir sonst als Recht der Einzelnen anerkennen, wird dringenden Anforderungen der menschlichen Gesellschaft weichen müssen, wenn es sich mit diesen nicht in Einklang setzen läßt. Der Untergang der Tasmanier ist daher als ein geologisches oder paläontologisches Verhängnis zu betrachten: die stärkere Spielart verdrängt die schwächere. Traurig ist dieses Aussterben an sich schon, trauriger noch aber ist die Erkenntnis, daß auf dieser Welt die physische Ordnung die sittliche bei jedem Zusammenstoß zu Boden treten wird." (Ausland 1870, S. 189.)

Die Insulaner des Großen Oceans.

Allgemeines.

Nordwestlich von Australien entsteigen den Meeresfluten die gestaltenreichen Gebilde eines Inselcomplexes, welcher gewöhnlich zu Asien gerechnet wird, obgleich die östliche Hälfte desselben, wie uns Wallace belehrt hat, geographisch und zoologisch thatsächlich zu Australien gehört. Ganz ebenso zerfällt dessen Bevölkerung in zwei scharf geschiedene Rassen, die Malayen und die Papua, so daß die häufig übliche Bezeichnung „malayischer Archipel" der vollen Genauigkeit entbehrt. Etwas östlich von der Linie, welche die beiden zoologischen Regionen trennt, zieht sich die Grenze, welche die beiden Rassentypen ihren Hauptmassen nach scheidet. Die Malayen werden in späteren Abschnitten dieses Buches uns noch eingehender beschäftigen; an dieser Stelle sei ihrer insoweit gedacht, als ihr Verhältnis zu den Völkern der Südsee erheischt. Darüber sind nun die Meinungen der Ethnologen noch vielfach gespalten. Seit Wilhelm von Humboldts bahnbrechenden Untersuchungen über den Bau der Kawisprache und Buschmanns Forschungen ist wohl die Thatsache des malayisch-polynesischen Sprachstammes festgestellt, und nimmt man ziemlich allgemein eine nahe ethnische Verwandtschaft der Malayen mit den hellhäutigen Menschen im äußersten Osten des Stillen Oceans an, spricht auch deshalb, um dieses Verhältnis zum Ausdruck zu bringen, von „Malayo-Polynesiern", eine Benennung, die, wenn ich nicht irre, vom Engländer Pritchard vorgeschlagen und eingeführt wurde. Charles Pickering betrachtet es als ausgemachte Sache, daß die östlichen Südsee-Insulaner oder Polynesier Malayen sind (The Races of Man., S. 52—53). Von den deutschen Ethnographen fassen Peschel und Friedrich Müller die Polynesier als östliche Malayen auf; Müller gliedert die Malayo-Polynesier in die drei Unterabtheilungen der Polynesier, Melanesier und eigentlichen Malayen, Peschel aber unterscheidet asiatische und polynesische Malayen. Zu den letzteren

rechnet man insgemein die Bewohner der Samoa-, Tonga-, Tahiti-, Raratonga-, Tupai-, Mangareva-, Paumotu- und Marquesasgruppe, sowie jene der übrigen kleinen Eilande Polynesiens, endlich die Kanaken Hawaiis und die Maori Neuseelands. In allerjüngster Zeit haben Dr. Rudolf Krauses schöne Untersuchungen und Messungen auch die kraniologische Verwandtschaft der brachykephalen Polynesier mit den asiatischen Malayen jedem Zweifel entrückt. (J. D. E. Schmeltz und Dr. R. Krause. Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Museum Godeffroy in Hamburg. Hamburg 1881. 8°. S. 545—580.)

Dieser Verwandtschaft zu Liebe sieht man sich genötigt, die Wiege der Polynesier gleichfalls im südlichen Asien zu suchen und auf der polynesischen Inselflur sie erst als späte Einwanderer auftreten zu lassen. Diese Annahme Friedrich Müllers hat neuestens auch den Beifall R. Krauses gefunden. Ersterer hält dafür, daß die malayische Rasse von ihrem asiatischen Ursitze aus zuerst über die Inseln des ostindischen Archipels bis zum Molukkeneilande Buru sich ergossen und erst von da aus zur Samoa- und Tongagruppe vorgerückt sei, um von diesem Centrum die polynesischen Eilande zu bevölkern. (Allg. Ethnographie, S. 316—321.) Die Zeit der Trennung und Absonderung der malayischen Völker in ihre zwei Abteilungen: Malayen und Polynesier, setzt der genannte Gelehrte etwa auf das Jahr 1000 vor unserer Aera an. Betrachtet man nun die heutige geographische Verbreitung der Polynesier, so erblicken wir sie, wie schon erwähnt, im äußersten Osten der Südsee, von wo man ihre Spuren sehr deutlich in der Richtung des vorherrschenden Passats, nämlich nach Westnordwest, verfolgen kann. Parallel mit den sogenannten melanesischen Inselgruppen, zum Teil ganz nahe bei diesen, liegt eine Reihe kleiner fast nur von reinen Polynesiern bewohnter Inseln. Von den Samoa geht dieser polynesische Streifen über Rotumah nach Anouda, Tukopia, Taumako und Sikayana und nimmt die Richtung auf Neuirland und Neuhannover, etwa nach Neuguinea und den Inseln mit malayischer Bevölkerung hinweisend. Ein zweiter polynesischer Streifen führt dem ersteren ziemlich parallel, aber in größerem Abstande von den melanesischen Inseln über die Marshall-, Ellice- und Gilbertinseln bis zu den Karolinen, also in jenes Gebiet, welches man gewöhnlich als Mikronesien bezeichnet. Hauptsächlich durch linguistische Forschungen ist das polynesische Blut bis in die Karolinengruppe hinein nachgewiesen worden. Diese auf die vornehmlichsten Wohnsitze der Malayen hinweisenden polynesischen Striche könnten nun allerdings für die große von den Polynesiern bei ihrer Wanderung ostwärts genommenen Heerstraße gelten. Wer aber eine solche Wanderung nach Osten annimmt, der stößt auf zwei große nautische Hindernisse: nämlich auf die einer solchen Wanderung feindlichen Passatwinde und die großen westlich wirkenden oceanischen Strömungen. Die Wanderungen hätten also stattgefunden gegen Wind und Wellen. Anknüpfend an A. de Quatrefages' Betrachtungen über die Wanderungen der Polynesier hatte Peschel diese Schwierigkeit eingeräumt (Ausland 1864, S. 362), später jedoch bekehrte er sich zu der Ansicht, daß der Ausbreitung der Polynesier von West nach Ost keine unüberwindlichen Schwierigkeiten durch die herrschenden Ostpassate und westlich gerichteten Strömungen

erwuchsen, denn es fehle nicht an gelegentlichen Gegenwinden und Gegenströmungen (Völkerkunde, S. 371). Nun belehrt uns indes Freiherr von Schleinitz, der Kapitän des deutschen Kriegsschiffes „Gazelle", welches vor einigen Jahren die Südsee besuchte, daß man sich mit den erwähnten Schwierigkeiten doch etwas sehr leicht abfinde. Gegen Passat und Passatstrom aufzukreuzen ist noch niemals von europäischen Schiffen auf größern Strecken möglich gemacht worden. (Zeitschr. d. Berl. Gesellsch. f. Erdk. 1877, S. 262.) Offenbar konnte dies also noch viel weniger den Vorfahren der Polynesier gelingen, und ebenso offenbar besitzt in diesem Falle der praktische Seemann richtigeres Urteil als der Ethnograph von Fach in der Studierstube. Um diese Schwierigkeiten zu heben, greift v. Schleinitz auf des Missionärs William Ellis Annahme einer westlich fliehenden Völkerwanderung zurück, indem er wie dieser die Polynesier zu Kindern Amerikas erhebt, die sich in der Südsee gegen Westen verirrten. Andererseits zeigt die linguistische Forschung, daß die malayisch-polynesischen Idiome im Vorrücken von West nach Ost sich zersetzen und daß mit jedem Gewinne an östlichen Längen mehr und mehr Konsonanten ins Wasser fallen. Daraus kann man mit dem Gefühle mathematischer Sicherheit schließen, daß die Sprachen wenigstens gegen Meeresströmungen und Passate gewandert sind. Wir befinden uns demnach in einem Dilemma, aus welchem die Wissenschaft zur Stunde noch keinen Ausweg weiß.

Damit man indes die Reste einer ehemaligen Spracheinheit nicht überschätze, müssen wir hinzusetzen, daß John Crawfurd unter 5254 neuseeländischen Wörtern nur 85 malayische, auf den Marquesas- und Sandwichinseln aber nur 74 malayisch-javanische Wörter unter 6123 einheimischen aufgefunden hat, was diesen gewiegten Forscher bewog, die Verwandtschaft zwischen Malayen und Polynesiern gänzlich zu läugnen. Es steht auch in der ganzen Erscheinung der große und schön gebaute, bewußt und offen auftretende, hübsche Polynesier höher als der meistens kleine, verschlagene, häßliche Malaye, und es macht der erstere auch weit mehr den Eindruck einer ursprünglichen Rasse. Neuestens hat in dem ethnologischen Anhange zu der von Alfred Russel Wallace bearbeiteten Abteilung „Austral-Asien" in der englischen Ausgabe meines Buches „Die Erde und ihre Völker" der englische Ethnologe A. K. Keane auch gegen die Verwandtschaft zwischen Malayen und Polynesiern sich erhoben. Anläßlich der Erörterung des Verhältnisses der von ihren Stammesbrüdern so weit entfernten Maori spricht er die Meinung aus, daß die malayische weit eher eine Modifikation der Maorirasse sei als umgekehrt. Der Maoristamm sei so rein wie irgend einer auf Erden, während der malayische als Mischlingstypus sich darstelle. Endlich sind sowohl die Maori als die übrigen Polynesier, welche Keane als eine besondere Rasse auffaßt, weshalb er auch den Namen Malayo-Polynesier, als höchst unglücklich gewählt, verwirft, von ihren angeblichen malayischen Verwandten durch weite, blos von dunkel pigmentierten Völkern bewohnte Räume getrennt (Wallace, Austral-Asia. London 1879. 8°. S. 611). Es sind dies die Gebiete, welche die geographischen Lehrbücher unter den Namen „Melanesien" und „Mikronesien" kennen. Ich komme weiter unten auf sie zurück.

Den Gegensatz zu den kurzköpfigen Polynesiern bilden der Hautfarbe und der Schädelgestalt wie der geographischen Lage nach die schwarzen, kraushaarigen und dolichykephalen Papua, die auf der großen Insel Neuguinea ihren Hauptsitz haben, aber auch sonst über die benachbarten Eilande im Westen, hauptsächlich im Südwesten des Stillen Oceans verbreitet sind. Den Australiern des Festlandes wohl am nächsten stehend, keineswegs aber mit ihnen identisch, stellen sie, wie Wallace zuerst verfochten hat, eine besondere, von Malayen wie Polynesiern völlig verschiedene Rasse dar, deren Typus nicht bloß auf allen größeren Inseln des ostindischen Archipels und an verschiedenen Punkten der Südsee getroffen wird, sondern es sind auch weit über ganz Polynesien und Mikronesien die Spuren vom Dasein einer dunklen Rasse verbreitet. Ueberall in Polynesien finden sich Individuen, welche durch dunkle, ja schwarze Farbe und krauses oder wolliges Haar den Papua sehr nahe stehen. Gerland, der verdienstvolle Bearbeiter des sechsten Bandes von Waitz' schönem Werke „Anthropologie der Naturvölker", möchte allerdings diese Erscheinungen aus der den Polynesiern eigentümlichen Variabilität erklären, während Karl E. Meinicke eine gleiche Variabilität für die dunklen Bewohner Melanesiens in Anspruch nimmt, unter welchen hellhäutige Menschen vorkommen. Mit solchen der Willkür freien Spielraum gönnenden Hypothesen läßt sich freilich mancherlei beweisen. Uebrigens wäre es, um sich eine positive Meinung in dieser Frage zu bilden, notwendig, die Extreme zu vergleichen, zu untersuchen, inwieweit die schwarzen Individuen des fernsten polynesischen Osten mit jenen des indischen Westen übereinstimmen.

Dort leben nämlich gleichfalls schwarze Eingeborne, welche auf den Philippinen von den dortigen Spaniern als „Negrito", das heißt kleine Neger, bezeichnet werden; sonst sind sie unter dem Namen Ita oder Aeta bekannt, ein Ausdruck, welcher im Tagalischen (einem malayischen Idiom) schwarz bedeutet und dem malayischen Worte hêtam entspricht, daher mit der Benennung Negrito identisch ist. Diese Aeta sind nun fast sicher Glieder der Papuarasse, obwohl noch manche Gelehrte, wie zum Beispiel der Italiener Enrico Giglioli, dem widersprechen. Noch vor wenigen Jahren glaubte auch Virchow dies bestreiten zu müssen; große Differenzen sollten zwischen einem Negrito- und einem Neuguinea-Schädel obwalten; namentlich die starke Entwicklung der Kaumuskeln und des Gebisses, die Größe der Zähne bei den Papua stehen im stärksten Gegensatze zu der Feinheit, welche die Negrito darin zeigen. Diese seien auch exquisite Brachykephalen (Kurzköpfe), die Papua aber Langköpfe. Seitens der Kraniologie ward nun dieser Unterschied gehoben, da nach den Entdeckungen des berühmten russischen Reisenden und Naturforschers Nikolaus von Miklucho-Maclay nicht alle Papua Neuguineas dolichokephal sind. Der nämliche Gelehrte wies auf den nahen Zusammenhang zwischen Negrito und Papua hin, und seine Ansicht wird von Dr. A. B. Meyer, Karl Semper und Friedrich Müller geteilt. In linguistischer Hinsicht besteht allerdings gar keine Verwandtschaft des Wortschatzes der Negrito-Völker mit dem papuanischen. Da wir aber auch sonst verschiedene Sprachstämme innerhalb derselben Rasse finden, so spricht die Vielseitigkeit der Sprachen bei den Papua und den dunklen Bewohnern der

Inseln nicht gegen ihre Rasseneinheit, wenn auch nicht dafür. Bloß Einen sprachlichen Zug findet Professor Steinthal in Berlin in jenen Sprachen, der sie eben so sehr unter einander verbindet als vom malayischen Stamme trennt. Dies ist der Accent. Er liegt im malayo-polynesischen Stamme auf der vorletzten, in den Negritoidiomen und auf den Palauinseln auf der letzten Silbe. Dies wird man nicht gering anschlagen in Sprachen, wo der Accent einen so festen Platz hat. Hier bedeutet wohl eine andere Legung des Accentes einen anderen Stamm. Damit wäre freilich der Zusammenhang zwischen Negrito und Papua linguistisch noch nicht erwiesen, dafür ist aber die Gleichheit des äußeren Habitus so sehr in die Augen springend, daß sie bei der verhältnißmäßig nicht so großen räumlichen Entfernung der beiden Stämme von einander die Hypothese der Zusammengehörigkeit thatsächlich aufdrängt. Die gleiche Menschenvarietät wie die Negrito scheint auch im Inneren von Sumatra, Borneo, Celebes und Halmahera vorzukommen. Auch die Samang im Gebirge von Kedah auf der Halbinsel Malakka möchten hierher zu rechnen sein. Entschieden mit den Negrito und Papua rassenverwandt sind endlich auch die Mincopies oder die Bewohner der Andamanen. Ein Negritoschädel im Besitze der Berliner anthropologischen Gesellschaft hat die größte Aehnlichkeit mit einem von Herrn Jagor vorgelegten Mincopieschädel. Die auffälligste Differenz zwischen beiden beruht vielleicht in der dachförmigen Stirn vieler Negrito und in ihrem stärkeren Prognathismus. Peschel nennt alle diese Stämme „asiatische Papua", im Gegensatz zu den „australischen Papua", welche von Neuguinea über Neukaledonien bis zu den Vitiinseln verbreitet sind.

Ueberschauen wir also nach den vorstehenden Ausführungen die geographische Verbreitung der Papuarasse, so erblicken wir dieselbe mit Heranziehung der verwandten Typen und von Westen gegen Osten schreitend auf: den Andamanen, der Halbinsel Malakka, den Philippinen, Formosa, im Inneren von Sumatra, Borneo, Celebes und Halmahera, dann auf den australischen Inseln: Neuguinea, den Louisiaden und Neukaledonien, Neubritannien, den Salomon- und Königin Charlotteninseln, den Neuhebriden, Loyalty- und Vitiinseln. Auf Ceram, namentlich im östlichen Teile, und auf Timor leben endlich Stämme, welche nach Wallace sich am meisten dem Papuatypus nähern, und ein Gleiches behauptet dieser Forscher von den Alfuren von Sahor, Galela und der nördlichen Halbinsel Halmaheras, welche Friedrich Müller jedoch zu den Malayen rechnet.

Ob nun die Papua mit ihren langschädeligen Verwandten die schwarze Urbevölkerung der im Großen Ocean zerstreuten Inselwolken bilden, ist zwar nicht mit Sicherheit entschieden, aber durch Krauses Forschungen neuerdings sehr wahrscheinlich gemacht. Dunkelfarbig, kraushaarig und dolichokephal sind nämlich auch die mit heller pigmentierten Individuen durchsprengten Bewohner Melanesiens, und papuanisches Blut macht sich neben polynesischen selbst in Mikronesien bemerklich. Auch ist es gewiß unstatthaft, mit diesen zwei letzteren Benennungen, über deren Zulässigkeit auch in geographischem Sinne sich streiten läßt, ethnologische Begriffe zu verbinden. Zwar hat Gerland für den westlichen

Teil des Stillen Oceans, nämlich für die ganze Inselreihe von Neukaledonien und Kunain bis einschließlich Neuguinea, Salwatty, Balanti, Gebe und den kleineren Inseln um Neuguinea sowie die Vitiinseln eine eigene, ungemischte, einheitliche Rasse der „Melanesier" in Anspruch nehmen wollen, allein Friedrich Müller hat überzeugend nachgewiesen, daß die dunkelfarbigen Melanesier anthropologisch zu den Papua, ethnologisch aber zu den Polynesiern gehören, und die Beobachtungen der Gelehrten an Bord der „Gazelle" haben diese Ansicht vollauf bestätigt, indem sie in den von ihnen besuchten Teilen Melanesiens den echten Typus des Papua sowohl in Körperbeschaffenheit als in Charakter und zwar dem Fortschreiten gegen Süden entsprechend in wachsender Ausprägung erkannten. Ja man darf darnach sicherlich viele Melanesier, auch ethnologisch, den Papua beizählen. Jene Abweichungen, die sie anderwärts aufweisen, müssen eben auf die mehr oder weniger intensiven Mischungen mit den Polynesiern zurückgeführt werden. Die Melanesier sind also Papua teilweise mit malayischem Volkstume, stehen sprachlich zwischen den Polynesiern und Malayen in der Mitte und umfassen nebst den Bewohnern der Neuhebriden und Salomoninseln auch die „Mikronesier", welche gleichfalls Mischlinge von Polynesier und Papua, jedoch mit vorherrschendem polynesischen Typus sind. Eine Unterscheidung der Mikronesier als eine besondere Gruppe ist, auch nach Dr. Krause, anthropologisch nicht begründet und kann die Wahl eines eigenen Namens für diese Mischbevölkerung bloß Verwirrung anrichten. Die schönen Untersuchungen der Herren Schmeltz und Krause lehren deutlich, daß manche Waffen, Geräte und Gebräuche nur auf die Papua, andere nur auf die Polynesier beschränkt sind und daß, wo polynesischer und papuanischer Einfluß sich vermischen, auch Gebräuche und Geräte beider Rassen sich mengen. Ferner ist daraus ersichtlich, daß wo innerhalb einer polynesischen Bevölkerung sich aus den Berichten der Reisenden und auf Grund der Untersuchung des Schädels papuanischer Einfluß nachweisen läßt, auch wieder Gebräuche und Objekte auftreten, die den Papua eigen sind. Mit Recht meint deshalb der Reisende Dr. Max Buchner: „Vielleicht daß man die Begriffe Polynesier, Melanesier und Mikronesier — auch etymologisch und allgemein logisch unglücklich gewählt — aufzugeben und nur noch Malayen und Papua mit verschiedenen Zwischen- und Mischformen beizubehalten haben wird" (Reise durch den Stillen Ocean. Breslau 1878. 8°. S. 227), eine Ansicht, welche jetzt wohl allgemein geteilt wird. Auch Dr. A. Lesson, ein Franzose, welcher aus Autopsie urteilt, erkennt in der Südsee bloß zwei Rassen: eine helle, die er freilich abweichend von Keane aus Neuseeland herleiten will, und eine dunkle, die er melanesisch nennt, worunter er aber unsere Papua meint. (Dr. A. Lesson. Les Polynésiens, leur origine, leurs migrations, leur langage. Ouvrage rédigé d'après le manuscrit de l'auteur par Ludovic Martinet. Paris 1880. 8°. Bd. I, S. 6.) Und dies stimmt überein mit dem von Dr. Krause auf kraniometrischem Wege gefundenen Resultate.

Um noch einer abweichenden Ansicht zu gedenken, so möchte v. Schleinitz es für wahrscheinlich halten, daß die ursprüngliche Bevölkerung Melanesiens polynesisch gewesen und zum großen Teile von einer dunkleren Rasse verdrängt worden,

die indes Vieles von Kultur und Gewohnheiten der Polynesier angenommen habe. Zugleich erinnert er, daß man namentlich auf melanesischen, weniger auf polynesischen Inseln oft Lauten begegnet, die weder an die Papua noch an die Polynesier oder Malayen mahnen, so daß hier vielleicht noch eine dritte sehr dunkle kraushaarige Rasse existiert und diese hauptsächlich in dem noch fast nirgends durchforschten gebirgigen Innern der Inseln in größerer Reinheit lebt.

Und nun zum Schlusse noch eine wichtige Betrachtung:

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beherrschte eine ganz eigene Gemütsstimmung das denkende Europa. Eine Art von Civilisationsekel, ein inneres Misbehagen, ein Trübsinn, von dem man sich nicht Rechenschaft geben konnte, hatte sich der besten Köpfe in Deutschland, England und Frankreich bemächtigt, und trieb sie hinaus aus der Wirklichkeit in eine Welt voll ungesunder Ideale. Diese eigenthümliche Gemütskrankheit spiegelt sich ab in den Schriften J. J. Rousseaus, sie kam teilweise zum Vorschein in manchen politischen Regungen bei der Befreiung der Vereinigten Staaten Amerikas, sie wirkte fort in den blutigen Schwärmereien der französischen Revolution, sie hat Friedrich Schillers Gedichten ihren Stempel aufgedrückt, während Goethe durch seine Leiden des jungen Werthers diesen Sentimentalitätsschwindel abzustreifen und den Krankheitsstoff auszuscheiden versucht. Niemand aber war mehr angesteckt von dieser Gemütsstörung als unser edler Georg Forster, wie überhaupt mehr oder weniger der große Cook selbst und alle seine Begleiter. Sie alle schworen darauf, daß „die Wilden besser seien als die Europäer". Die Verfeinerungen der alten Welt erschienen ihnen nur als Entartungen, überall gewahrten sie Versündigungen gegen die Natur, ein Gemisch von Lüge und Laster, daher denn auch die Kinder dieser alten Welt in ihren Augen als abgelebt und körperlich zerrüttet galten. Dies waren nicht etwa die Ansichten einiger Querköpfe, sondern der Männer, welche die Ansichten ihrer Zeit beherrschten und dieser nämlichen Zeit zugleich als die höchsten Zierden dienten. Sie glaubten in den noch nicht von der Civilisation angesteckten Bewohnern der Südsee die Typen eines idealen, goldenen Menschenalters zu erkennen. Sie hielten sie für offen, für genügsam, für unverderbt, für Kinder ohne Unterscheidung des Guten und Bösen, für unendlich glücklich, wenn nicht gar für beneidenswert. Dieser Traum ist jetzt zerflossen. Polynesier und Melanesier sind so genau beschrieben worden und die Beschreibungen sind unter sich so übereinstimmend, daß schwerlich noch viel neues für fernere Beobachter zu ermitteln übrig bleibt. Vor allen Dingen hat man erkannt, daß es wilde Völker nicht giebt. Ueberall findet man mehr oder weniger entwickelte gesellschaftliche Gliederungen, irgend eine wenn auch noch so rohe Vorstellung von einer Gottheit, endlich gewisse Künste, ja sogar Luxusgewerbe und einen Schatz von Dichtungen. Genaue Vergleiche haben dann gezeigt, daß das angeblich erwähnte Kind der Civilisation physisch stärker und gesünder sei, daß es mehr Freiheit genießt als der scheinbar zwangs- und erziehungslose Wilde, und daß, wenn wir sittliche Vergleiche anstellen, nur Schauder uns beschleichen kann, wenn wir als Anhänger der Lehre von der Einheit des Menschengeschlechts die Neukaledonier oder Viti als unsere

Brüder, als Abkömmlinge gemeinsamer Ureltern anerkennen müssen. Fromme Gemüter haben sich nicht ohne Ursache empört gegen die Folgerungen aus Charles Darwins Lehren von dem Ursprung der Arten, die den Stammbaum unseres Geschlechtes zurückzuführen drohen auf Erzeuger, die auch gewissen Vierhändern im äquatoralen Afrika oder in der Sundainselwelt das Leben gaben. Wir wissen aber nicht, ob es noch große Selbstüberwindung kostet, zu einem Tschimpanse Vetter zu sagen, wenn wir die Papua Brüder genannt haben. Der Papua, den Georg Forster so idyllisch schilderte, ist nichts anderes, als eine Bestie, und, was wir mit Entsetzen erkennen, eine äußerst begabte, intelligente, selbst künstlerischer Leistungen fähige Bestie.

Daraus kann man einen wichtigen allgemeinen Schluß ziehen. Es ist gewis nicht die Intelligenz, welche Mensch und Tier unterscheidet, denn intelligent sind auch die Tiere, die Hunde, Pferde, Elefanten, Füchse u. s. w., und der Unterschied der menschlichen und der tierischen Intelligenz ist zwar ein verhältnismäßig sehr großer, aber kein wesentlicher. Das einzige, was uns über die Tiere stellt, sind unsere sittlichen Regungen, und diese fehlen, bei einer merkwürdigen Entwicklung der Intelligenz, den Papua und manchen anderen sogenannten Naturvölkern fast gänzlich. Daraus ergiebt sich die weitere Folgerung, daß diese sittlichen Regungen durchaus kein dem Menschen als solchen von der Natur zugewiesenes Gemeingut bilden; sie sind vielmehr das mühsam erworbene Privateigentum bestimmter Kulturkreise, mit anderen Worten ein Kulturprodukt.

Die australischen Papua.

Allgemeines.

Der Name Papua*) gründet sich auf das malayische Wort papuwah, d. h. „kraushaarig", worunter die Malayen die dunkle Bevölkerung der ihnen benachbarten Inseln verstehen. Auf Neuguinea, dem Hauptherde der Papua, ist der Name gänzlich unbekannt, soweit er nicht von malayischen Händlern eingebürgert wurde. Die Bewohner haben keinen allgemeinen Namen für ihr Land und für sich selbst, sondern jeder Stamm und Distrikt wird für sich benannt.

Im Körperbau, Schädelumriß und äußerem Ansehen ist die Uebereinstimmung des Papua mit dem Neger so auffallend, daß selbst ein so genauer und vorzüglicher Beobachter wie Alfred Russell Wallace gesteht, die Aehnlichkeit beider in physischer wie intellektueller Beziehung habe ihn oft in Erstaunen versetzt. Dagegen bildet der Papua, wie wir schon wissen, ein Gegenstück zum Polynesier, und zwar nicht bloß in anthropologischer Hinsicht, sondern auch

*) Nach Aussage aller Reisenden ist Papúa zu sprechen, nur der Missionär van Hasselt hält Pāpuā für richtiger und gebräuchlicher. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1876, S. 67.)

ganz bestimmt ethnologisch: Die Polynesier tättowieren sich durch Nadelstiche, die Papua durch Einschnitte in die Haut mit nachfolgender Narbenbildung. Die Polynesier bereiten das berauschende Kawageträuke, welches der Papua nicht kennt; letzterer kaut dafür Betel, was wiederum der Polynesier nicht thut. Der Gebrauch irdner Geschirre ist nur den Papua eigen, den Polynesiern nicht. Der Anwendung des „Tabu" bedienten sich ursprünglich nur die Polynesier, indessen ist in letzterer Zeit diese Sitte auch auf einigen Papuainseln Melanesiens eingeführt worden. Die Papua gebrauchen Pfeil und Bogen als Kriegswaffen, während die Polynesier sich nur der Speere, Keulen und Schleuder bedienen. (Schmeltz und Krause, Die ethnogr.-anthrop. Abteil. d. Museum Gortffray, S. 568.)

Körperbeschaffenheit.

Da das Innere Neuguineas noch nicht genügend erforscht ist, so bezieht sich fast alle unsere Kenntnis der Papua auf die Stämme an der Küste, besonders des Nordens und Westens, sowie auf einigen benachbarten Eilanden. Am vertrautesten sind wir durch die ausführliche Schilderung van Hasselts (Zeitschr. f. Ethnologie, Berlin 1876, S. 134—139 und 169—202), A. R. Wallace, A. B. Meyer, von Rosenberg und Anderen mit den Maforesen — die Formen Mefvor, Noefoor oder Nvefoor dieses Namens sind nach Dr. A. B. Meyer (Mitteil. d. Gesellsch. f. Erdk. zu Dresden 1875, S. 23—24) weniger richtig — oder dem Mafor'schen Stamme, dessen jetziger Hauptsitz die Bucht von Doreh*), und sie sind es, die man fast immer der Schilderung des gesamten Papuatypus zu Grunde legt. Wohl bestehen zwischen den verschiedenen Stämmen mannigfache Abweichungen und besonders auffallend ist der Gegensatz zwischen den Bewohnern der Küste und jenen des Innern. A. B. Meyer hat indes an den Arfaken, die man zu einer eigenen Rasse stempeln wollte, gezeigt, daß diese Bewohner des gleichnamigen Gebirges anthropologisch ganz demselben Papuastamme angehören wie die Menschen an der Küste. Zwar ist ein bedeutender Unterschied in Sprache, Sitten und Gebräuchen vorhanden, wie Rosenberg betont; allein auch er sagt, daß sie in ihrem Aeußeren nur wenig oder gar nicht von den Maforesen und andern Küstenbewohnern der Geelvinksbai sich unterscheiden. Die vorhandenen Unterschiede sind also nach Meyer keine konstitutionellen, wie Wallace angiebt, sondern nur durch verschiedene Sitten oder durch die ungleichen äußeren Bedingungen, unter denen diese Stämme leben, hervorgerufen. (Anthrop. Mitteil. über d. Papua v. Neuguinea, S. 8.) Dem stimmt der russische Naturforscher Nikolaus von Miklucho-Maclay bei, welchem sich nach seinen genauen und langjährigen Untersuchungen auf Neuguinea und vielen anderen Eilanden sowohl der Südsee als des ostindischen Archipels der Schluß

*) Einzig richtige Schreibart dieses Namens nach A. B. Meyer. Hr. v. Rosenberg behauptet das nämliche von Dorei, Dorej.

aufdrängte, daß in leiblicher Hinsicht „der Papuastamm in mehrere von einander distinkte Varietäten zerfällt, die aber nicht schroff von einander geschieden sind".

Was die Körperbeschaffenheit der Papua (Jules Girard. Les connaissances actuelles sur la Nouvelle-Guinée im Bulletin de la Société de géographie de Paris. 1872. Bd. II, S. 465—469) anbelangt, so schwankt ihre Statur zwischen weiten Grenzen, nach A. B. Meyer zwischen 1,314—1,773 m bei den Männern und 1,419 bis 1,550 m bei den Weibern, was als Durchschnitt 1,537 und 1,509 m ergiebt. An der Astrolabebai hatte der größte Papua, den Miklucho-Maclay gemessen, 1,74, der kleinste 1,42 m. D'Albertis giebt für die Leute an der Südostküste, die aber wohl keine Papua sind, 1,72, Lieutenant Connor 1,67 m und Dr. Comrie für die Bewohner der Nordostküste 1,57 m Höhe an. Bei den Arfaken beträgt die mittlere Größe der Erwachsenen 1,64 m, aber auch Männer von 1,72 m gehören nicht zu den Seltenheiten. Darnach unterscheiden sich die Papua in diesem Punkte nicht wesentlich von den Malayen, und nie sieht man bei all diesen Völkerschaften so große Menschen wie bei den Europäern. C. B. H. v. Rosenberg beschreibt die Bewohner von Doreh sogar als kurz von Gestalt, jene der Südwestküste aber von mittlerer Statur, die Frauen gewöhnlich etwas kleiner. (H. v. Rosenberg. Der malayische Archipel. Leipzig 1878. 8°. S. 430.) Jene an der Küste der Marianastraße sind nur von mittlerer Größe und von leichtem Körperbau. Abgesehen von örtlichen Schwankungen gehören also die Papua unter die Völker von mittlerem Wuchse, jedenfalls nicht unter die großen Völker, wie sie in den meisten Reisebeschreibungen dargestellt werden. Die Gestalten der Dorehsen sind mehr fleischig als muskulös, mit meist gut gebautem Thorax sowie Arm und Bein, doch sind unverhältnismäßig dünne, magere Beine bei sonst wohlproportioniertem Körper gerade nicht selten, zumal bei Frauen. Ein der Berliner anthropologischen Gesellschaft vorgestelltes, 15—16jähriges Papuamädchen, Namens Kandaze, besaß eine ebenso zierliche Hand wie einen zierlichen Fuß. An beiden, namentlich an den Füßen, sind die Nägel weiß. Der Fuß Kandazes war noch so beweglich, daß sie, obgleich seit längerer Zeit Schuhwerk tragend, doch noch fähig war, den Fuß als Hand zu gebrauchen und damit, namentlich mit der großen Zehe, zu greifen und zu präsentieren, eine Eigenschaft, welche ihre Stammesgenossen mit den Affen gemein haben. Eine seitlich gedrehte Stellung der äußeren Zehen, besonders der vierten und fünften, beobachtete Miklucho-Maclay auch bei den Papua Melanesiens. Genährt sind die Papua trotz aller Unregelmäßigkeit in ihrer Nahrungsweise im allgemeinen nicht schlecht, denn auffallend magere Menschen beobachtete Dr. Meyer nie, aber auch nie fette. Nur unverheiratete Männer und Mädchen, welche allein auf die Pflege ihres Körpers etwas mehr zu geben scheinen, besitzen ein genügendes Fettpolster, um die Formen abgerundet erscheinen zu lassen. Wenn den Frauen am Utanatafluss an der Südküste Neuguineas, von dem sehr verdienten Naturforscher und ausgezeichneten Reisenden Salomon Müller und diesem folgend von Peschel (Völkerkunde, S. 495) Neigung zu der eigentümlichen als Steatopygie bekannten Fettbildung zugeschrieben wird, so beruht dies wol nur auf optischer Täuschung, wie A. B. Meyer sehr wahrscheinlich gemacht hat. (Mitteil. d. anthrop. Gesellsch. in Wien. Bd. IV, S. 96.) Auch der Busen ist nach ihm normal gebildet, Kinder haben meist, zum großen Teile infolge von Eingeweidewürmern, sehr dicke Bäuche, welche ihnen zusammen mit den langen Armen, etwas Oran-Utangartiges verleihen. Die Papua haben eine dunkelbraune, mehr oder weniger ins Graulichschwarze spielende Hautfarbe, doch scheinen die mannigfachsten Abstufungen in den Nuancen vorzukommen. Nach Wallace (The Malay archipelago. London 1869. 8°. Bd. II, S. 178, 445) ist die Farbe des Körpers tief schwarzbraun oder schwarz, erreicht zwar nie das Kohlschwarz einiger Negervölker, nähert sich aber denselben manchmal. A. B. Meyer und Miklucho-Maclay (Anthropologische Bemerkungen über die Papuas der Maclayküste in Neuguinea. Batavia 1873. 8°.) dagegen betonen die große Verschiedenheit in der Hautfärbung, welche alle Uebergänge von den Farbentönen heller Malayen zu denen wirklich schwarzer Neger aufweist. Im allgemeinen jedoch seien sie höchstens etwas dunkler als die Malayen, wenn überhaupt. Bei den Papua des Arfakgebirges ist die Hautfarbe ein ziemlich dunkles, ins Gelblichgraue spielende Kaffeebraun, welches bloß bei Neugebornen eine etwas lichtere Nuance zeigt, aber sehr bald nachdunkelt. Dr. Meyer hat bei ihnen indes einen sehr grellen Fall von Albinismus beobachtet. Die Papua der schon ziemlich östlich an der Nordküste befindlichen Astrolabebai fand Miklucho-Maclay durchschnittlich hell schokoladebraun, manche nicht dunkler als die hellsten Samoainsulaner, manche aber auch wieder ebenso dunkel, wie die Neuirländer und die Leute

von Doreh. Da von den östlicheren Papuainseln der Südsee ziemlich übereinstimmend sehr dunkle, fast schwarze Färbungen gemeldet werden, so wird man im allgemeinen die Papua immerhin als eine dunkelpigmentierte Rasse bezeichnen dürfen. Die Haut selbst ist namentlich bei Kindern und jüngern Leuten weich und fast samtartig, was sich allerdings im Laufe des Lebens verliert; doch konnte Miklucho-Maclay eine besondere Rauhigkeit der Haut, die von manchen als Merkmal der Papua angeführt wird, durchaus nicht bestätigen. Handteller und Fußsohlen sind allerdings so hart und unempfindlich wie bei unsern arbeitenden Klassen. Verschiedene, unter den Papua stark grassierende Hautkrankheiten, Ichthyosis, Psoriasis und andere Affektionen, verunstalten auch die Haut aufs tiefgreifendste, ebenso das übliche Einschmieren mit reizenden Oelen oder Färben des Körpers mit Erden u. dgl. Hinsichtlich des Haares sind alle Beobachter darüber einig, daß es kraus ist; der wiederholt, auch von Wallace vorgetragenen Angabe, das Haar wachse in kleinen Büscheln oder Locken, welche in der Jugend sehr kurz und kompakt sind, aber später zu einer beträchtlichen Länge auswachsen (Malay archipelago. A. a. O.), widersprechen aber sowohl Dr. Meyer als Miklucho-Maclay. Ihnen zufolge ist die Anordnung des Papuahaares dieselbe, wie bei den Europäern; auch sammelt es sich nicht von selbst in distinkte lange Locken, nach dem einen, doch liegt es, nach dem andern, in der Natur des Haares, sich zottig zusammen zu ballen. Meyer hält es daher für vollkommen richtig, wenn einige Reisende von zottigen Haaren sprechen. Kahlköpfe hat Miklucho-Maclay in der Astrolabebai bloß viermal angetroffen; dünnes Kopfhaar ist aber bei älteren Individuen nicht selten. Von Farbe ist das Haar schwarz, zuweilen auch, namentlich in den Spitzen, ins Fuchsrote spielend; im Alter wird es weiß und bildet dann mit der dunklen Hautfarbe einen starken Kontrast. Es wird, nach Rosenberg, 45 cm lang und jedes einzelne Haar, bis zur Spitze pfropfenzieherähnlich gewunden, steht lotrecht auf der Kopfhaut. Als ein Spiel der Natur sieht man übrigens zuweilen Personen mit herabhängendem Haar. Männer und Frauen lassen es gewöhnlich in voller Länge wachsen und kämmen es stets von innen nach außen, wodurch der Kopf das Ansehen einer enormen Kugelbürste bekommt. Ueber die sonstige Behaarung herrschen die nämlichen Widersprüche. „Das Gesicht ist mit einem Barte von derselben krausen Art wie das Kopfhaar geschmückt", sagt Wallace. „Bärte sind nicht beliebt und werden selten getragen", sagt Meyer. Arme, Beine und Brust sind mehr oder weniger mit Haaren gleicher Art bekleidet; in ihrer Menge sind sie individuell verschieden, wie bei uns. Was

Papua aus dem Innern von Neuguinea.

man als Papua-Physiognomie schildert, kommt nach Meyer wohl bei einzelnen vor, man findet aber unter ihnen die verschiedenartigsten Physiognomieen, so daß sich eine in wenig Worte zusammengefaßte Charakteristik, wie sie oft versucht worden, nicht geben läßt. Von den Arfaken entwirft Rosenberg ein nur wenig anmutiges Gemälde: „Ein unverhältnismäßig dicker Kopf auf dünnem Halse, ebenfalls dünne Arme und Beine, dabei ein hervorstehender Bauch, das ist in kurzen Zügen das Bild des Arfaken. Besonders häßlich wird in reiferem Alter das sogenannte schöne Geschlecht. Das schwarze, vom Kopfe weit abstehende und spiralförmig gedrehte Kraushaar, welches nicht so lang ist, wie bei den Maforesen, läßt den Kopf noch dicker erscheinen, als er in Wirklichkeit ist. Die Augen sind ziemlich groß, hell und der Blick offen und frei; die Nase ist mehr oder weniger platt gedrückt und mit breiten Nasenflügeln versehen, der Mund groß und vorstehend, jedoch weniger als bei den Negern; die Lippen sind dick, die Zähne blendend weiß, die Ohren von gewöhnlicher Form, hingegen das Kinn klein und zurückweichend." (Rosenberg. Reistochten naar de Geelvinkbaai op Nieuw-Guinea in de jaren 1869 en 1870. Haag 1875. 4°. S. 87—88.) Von den Dorehsen sagt der nämliche Beobachter, das Antlitz sei rund, die Nase meist klein, mit weiten Flügeln. Sonst wird den Papua gerne eine sehr große Nase zugeschrieben; sie ist vielleicht charakteristisch für einzelne Stämme, in der Astrolabebai traf sie Miklucho-Maclay nur ganz ausnahmsweise bei zwei oder drei Individuen. An der Südwestküste ist die Nase ziemlich hervortretend, nur wenig platt, jedoch mit breiten Nasenflügeln. Die Papua insgesamt mit breiten, stumpfen, aufgestülpten Nasen auszustatten, ist indes nach Virchow unzulässig; vielmehr stelle zweifelsohne die lange, schmale, herabhängende Nase, wie sie Dr. Meyer als „jüdische" Varietät angiebt, die am meisten eigentümliche Erscheinung des Papuagesichtes dar, durch welche der Gegensatz zum Australiergesicht in auffälligster Weise hervortritt. (Verhandl. der Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 177.) Ebenso scheint stark ausgeprägter Prognathismus allen Papua gemeinsam. Der Mund ist im allgemeinen groß, mit dicken, mehr oder weniger, im Südwesten gar nicht, wulstigen Lippen, das Kinn schmal, klein, zurückweichend, die Zähne gut gebildet und perlenweiß, die Stirne meistens hoch und schmal, die Brauen dick. Die Augen sind dunkel, lebhaft und offen. Im Affekt glänzen dieselben in unheimlichem Feuer. Soll der Papua unter fremdem Einfluß handeln, so zeigt das Auge Unruhe und Mangel an Selbstvertrauen, während bei Mitteilungen ihm faßlicher Begriffe dasselbe Erstaunen und Neugierde ausdrückt. Die Gesichtszüge tragen in vielen Fällen ein auffallend jüdisches Gepräge, das keinem Beobachter bisher entgangen ist und gleichmäßig von allen Papuainseln der Südsee gemeldet wird. (Peschel, Völkerkunde, S. 359.) Es giebt unter den Papua sehr hübsche Gesichter, besonders unter den jungen Männern und Knaben, manchmal auch bei jüngeren Frauen; aber auch nach unserem Geschmacke sehr häßliche Gesichter sind an der Tagesordnung, z. B. an der Marianastraße, und dann oft gleich von ganz abnormer Häßlichkeit, Roheit und Vertiertheit, so daß der Blick nur ungern auf solchen Zügen weilt. Der Gesichtswinkel beträgt durchschnittlich 66°, bei den Arfaken zuweilen 67—70°. Im allgemeinen reiht sich der Papuaschädel (siehe darüber: Rev. d'anthrop. 1880, S. 119 bis 120) in jene Kategorie, welche Barnard Davis „hypsistenokephal" nennt. Dr. Meyer hat auf den Inseln der Geelvinksbai, nämlich auf Mysore und Jobi, dann auf dem Festlande Neuguineas an 150, Miklucho-Maclay an der Astrolabebai 10 Schädel gesammelt. Letztere sind dolichokephal (mittlerer Breitenindex 77), hoch (Höhenindex 72 und von der Seite betrachtet erscheint der obere Umriß sehr gewölbt. Von vorn oder hinten gesehen ist er dachförmig gestaltet: eine deutliche Firste läuft der Länge nach am Scheitel fort. Die Stirn ist seitlich sehr zusammengedrückt, und die Backenknochen ragen an den beiden Seiten sehr hervor. Der Hinterkopf ist breit, aber flach, bei ganz jungen Kindern indes läuft der Scheitel spitz nach hinten zu. Indes zeigen sich, wie in Gestalt, Hautfarbe und Physiognomie, auch in der Schädelbildung die mannigfachsten Abweichungen. Schon die zwei vortrefflichen aus der Astrolabebai stammenden Schädel, welche Virchow im März 1873 untersuchte, wiesen eine bedeutende Verschiedenheit auf: der eine war ungewöhnlich lang und schmal (Breitenindex 72,7, Höhenindex 72,4); der andere näherte sich aber schon der Brachykephalie, denn er hatte einen Breitenindex von 78,8 bei einem Höhenindex von 78,2. Die Kapazität betrug 1400 und 1460 ccm, ist also beträchtlich größer als jene der Australierschädel. Höchst auffällig war an dem einen die starke Entwicklung der Kaumuskeln und des Gebisses; es fand sich eine nach hinten zunehmende Größe der Zahnhöhlen, so daß für die letzten Backenzähne außergewöhnlich tiefe und breite Alveolen vorhanden sind; interessant ist auch die ganz abweichende Bildung des

Unterkiefergelenkes, welche eine mahlende Bewegung des Kiefers und eine weit größere sagittale Verschiebung desselben ermöglicht, als bei den fleischfressenden Menschen, was allerdings mit den Ernährungsverhältnissen der Papua vollkommen übereinstimmt. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 70—72.) Später maß Virchow in London weitere 8 Papuaschädel, die jedoch von Darnley Island in der Torresstraße stammten und fand für dieselben im Durchschnitt 73 als Breiten- und 75 als Höhenindex. Ihr Gesamttypus ist wiederum dolychokephal, obwohl einzelne Schädel gleichfalls sich der Brachykephalie nähern. (A. a. O. S. 176.) Bald darauf entdeckte indes Miklucho-Maclay, daß unter den Papua der Nordküste Neuguineas sowohl brachykephale als dolichokephale Individuen vorkommen und die Dolichokephalie durchaus kein Charakteristikum der neuguineanischen Papua ist. (A. a. O. 1874, S. 177.) Erwähnenswert ist auch, daß unter 211 aus Neuguinea, vorwiegend von den Inseln der Geelvinksbai stammenden Papuaschädeln, welche das Florentiner Nationalmuseum für Anthropologie und Ethnographie besitzt, 9, also 4,3 Prozent, durch Metopismus ausgezeichnet waren. Ettore Regalia, der sie sehr genau beschrieben hat (Su nove crani metopici di razza papua. Osservazioni intorno all' influenza del metopismo sui caratteri di razza del crano. Florenz 1877. 8°.), stellt nun zwar fest, daß Metopismus bei Individuen sehr schwacher Intelligenz und selbst Blödsinnigen beobachtet wurde; dennoch kann man mit Virchow wohl sagen, daß in der Kraniologie der Papua nichts gelegen ist, was die Annahme einer so niedrigen Stufe rechtfertigte, wie man ihnen bis unlängst allgemein zuzuschreiben pflegte.

Charakteranlage.

So viel über die Papua auch schon geschrieben worden, so sind doch Charakteristiken derselben in geistiger und moralischer Hinsicht auffallend selten. Am ausführlichsten noch hat sich darüber A. R. Wallace ausgesprochen, welcher den Papua dem asiatischen Malayen gegenüberstellt. Beide Völker sind ihrem Wesen nach ebenso verschieden, wie in ihrem körperlichen Habitus. Der Papua ist sanguinischen Temperaments, impulsiv und demonstrativ in Sprache und Handlungen. Seine Erregungen und Leidenschaften drücken sich im Schreien und Gelächter, im Geheul und ungestümen Sprüngen aus. Frauen und Kinder nehmen Teil an jeder Unterhaltung und scheinen beim Anblick von Fremden und Europäern wenig beunruhigt zu sein. (The Malay Archipelago, Bd. II, S. 446.) Manche Reisende sprechen umgekehrt von Furchtsamkeit gegen Fremde, von Hinterlist, Verräterei, Blutdurst und Grausamkeit, freilich auch von Mut und Kriegslust und bezeichnen den Charakter der Papua als wild, heimtückisch und mistrauisch, andere Beobachter schildern sie als gutmütig, gastfreundschaftlich und ehrlich; Dr. Meyer hebt ihre Empfindlichkeit im Ehrenpunkte hervor; beim leisesten Anlasse fühlen sie sich gekränkt, „ein deutscher Student könne nicht mehr darauf aus sein, einen Grund zu suchen, um seine Ehre angegriffen zu glauben." (Ausland 1873, S. 964.) Rosenberg sagt in seiner Schilderung der Arfaken: Der Gemütsbeschaffenheit nach sind die Arfaken in der Regel gutmütig, so lange ihre Leidenschaften nicht erregt werden. Dieser Charakterzug verbindet sich bei den meisten mit grenzenlosem Aberglauben, kindischer Furcht und unglaublicher Faulheit; die letzte Eigenschaft trifft man indes bloß bei Männern, denn die Weiber, die wie echte Lasttiere arbeiten, verrichten nicht nur alle häuslichen Geschäfte, sondern zum großen Teil auch die Feld- und Gartenarbeit.

(Rosenberg, Reistochten naar de Geelvinkbaai, S. 88.) Sonst werden noch die Papua wegen Keuschheit und Sittsamkeit, wegen ihrer Ehrfurcht vor den Eltern und ihrer Geschwisterliebe gerühmt.

Was die geistigen Fähigkeiten der Papua anbetrifft, die man vor nicht gar langen Jahren noch als die untersten aller Menschen betrachtete, so bemerkt Virchow mit Recht, daß wo sich so große Schädel ausbilden wie bei ihnen, immerhin anzunehmen sei, es habe da auch eine günstige und reichliche Entwicklung des Gehirns stattgefunden. Und in der That, zieht man die verschiedenen neueren Schriftsteller zu Rate, so gewinnt man immer mehr den Eindruck, daß die Papua weit davon entfernt auf der niedrigsten Stufe menschlicher Entwicklung zu stehen, vielmehr unter den schwarzen Rassen als eine verhältnismäßig hoch entwickelte, ja unter den dunklen Menschen der Südsee gewissermaßen als die edelsten erscheinen. Allerdings scheinen ihre Zahlbegriffe, wie bei den Australiern, ziemlich beschränkt zu sein. Die Papua der Astrolabebai verstehen bloß bis sechs, ja in manchen entfernteren Dörfern vermochten Einige bloß bis drei zu zählen. Die Arfaken können, wie Dr. Meyer konstatierte, mit Sicherheit nur bis fünf zählen; nur für die Zahlen von eins bis fünf haben sie feststehende Ausdrücke; von fünf bis zehn sind sie schon geneigt, sich zu irren, doch der Gebrauch der Finger hilft ihnen über Unsicherheiten hinweg, und zwanzig drücken sie durch Zusammenhalten von Fingern und Zehen aus; weiter aber reichen ihre Zahlbegriffe nicht. Dennoch sind sie durchaus nicht unintelligent zu nennen, ja Meyer hat sogar guten Grund, sie, unter genügender und frühzeitig auftretender Beeinflussung, einer höheren geistigen Entwicklung für fähig zu halten. An Geschick und Verstand fehlt es den Papua auch durchaus nicht. Wallace legt mit Recht großen Wert auf die Kunstwerke, welche sie trotz ihrer elenden Lebensweise herstellen. So zeichneten die Bewohner der Humboldtbai, als ihnen holländische Seefahrer Papier und Bleistift gaben, obgleich sie beides sicher zum erstenmale sahen, mit fester Hand Fische und Vögel. Insbesondere aber zeigen die Papua eine so ungewöhnliche Neigung zum Ornamentieren, daß sie, nach Wallace, jedes zu dauernder Verwendung gelangende Stück Holz mit schön geschnitzten Verzierungen bedecken, z. B. die Spitzen der Kähne oder die Griffe von Werkzeugen. Dies ist insofern ethnopsychologisch nicht uninteressant, als ja auch die alten vorgeschichtlichen Höhlenbewohner Belgiens, Frankreichs und der Schweiz Kunstwerke von solcher Vollendung hinterließen, daß sie die stärksten Zweifel an ihrer Echtheit hervorriefen. Gerade das Beispiel der Papua ist in dieser Beziehung lehrreich. Sie zeigen dieselbe Kunst, wie auch die Troglodyten der Dordogne und der Lesse, sind aber in Lebensweise und Sitten wohl eben so primitiv, als jene gewesen sein mögen. Da ihre Auffassungsgabe und Intelligenz gut sind, so bleibt es verwunderlich, daß sie nur bei den ersten Anfängen der Kultur stehen geblieben; allein es ist dabei in Erwägung zu ziehen, daß sie bisher ganz von der Berührung mit der übrigen Welt ausgeschlossen gewesen sind. Im Uebrigen ist bemerkenswert, auf wie verschiedenen Entwicklungsstufen man die Papua antrifft; denn neben den schon einigermaßen hochgestiegenen Maforesen giebt es im nordwestlichen Neuguinea Kannibalen, die aber ihrerseits

Reichgeschnitzter, mit einem Büschel Menschenhaar verzierter Vordersteven eines papuanischen Kriegskanoes.

wiederum nicht überall dieselben Entwicklungsstufen einnehmen. Während der Gebrauch an manchen Orten aus verschiedenen Gründen schon verschwunden ist und nur noch schwache Ueberreste desselben als Ausnahmefälle wiederkehren, ist das Menschenfleisch bei anderen Stämmen noch so sehr regelmäßiges Nahrungsmittel, daß selbst die eines natürlichen Todes gestorbenen Anverwandten verspeist werden. Letzteres meldet mit Sicherheit Dr. Meyer von den Karúngaré an der Ostküste der Geelvinksbai, welche unter den Papua sicherlich die niedrigste Stufe menschlicher Entwicklung einnehmen; er erkundete, daß sie splitternackt im buchstäblichsten Sinne, ohne Häuser, in ganz kleinen Scharen ein Nomadenleben führen, ihre eigenen Toten verspeisen und jeden, auch einen Papua der Nachbarschaft, der ihnen naht, ohne weiteres angreifen. (Mitteil. d. k. u. k. geograph. Gesellschaft zu Wien, 1873, S. 541.) Aehnliche Menschenfresser hausen in den Bergen der kleinen Insel Jobi (Geelvinksbai) und an der Südküste Neuguineas. „Ein Augenzeuge, dessen Glaubwürdigkeit durchaus nicht bezweifelt werden kann, erzählte mir sogar, berichtet Dr. Meyer, daß er selbst in Doreh noch vor etwa acht Jahren gesehen habe, wie man ein Mahl hielt über einige schon stinkende menschliche Gliedmaßen, welche als Tro-

phäe von fernher herbeigeschleppt worden waren. Allein in solchem Falle handelt es sich wohl nur um einen Kriegsgebrauch, welcher sich als Ueberrest jener früher allgemeiner verbreiteten Sitte der Menschenfresserei erhalten hat. Es werden noch überall jetzt auf Neuguinea (ich stelle unter diesen Begriff auch die großen Inseln im Norden der Geelvinksbai) wüste Orgien gefeiert, wenn es gelungen ist, Menschenköpfe abzuschlagen, ein Wunsch, welchen der Papua stets hegt, und

Festlich geschmückter papuanischer Häuptling.

ein Ziel, welches er ohne Unterlaß im Auge hat, und bei solchen Gelegenheiten ist ein Rückfall in Roheiten erklärlich, welche als ständige Sitten längst abgeschafft worden sind oder verloren gingen. Diese unaufhörliche und überall auf Neuguinea gang und gebe Menschenschlächterei, sei sie nun geübt, um den Hunger zu stillen, oder um als Held gepriesen zu werden, oder zu welchem Zwecke immer, sie trägt gewiß Mitschuld daran, daß das große Land so sehr schwach bevölkert ist, und daß sich die Einwohnerzahl auch nicht vermehrt, sondern weiter ver-

mindert; und doch ist es auf der andern Seite hauptsächlich der Krieg, der diese Wilden aus ihrer geistigen Trägheit herausreißt und ein Versinken in apathischen Stumpfsinn verhindert." (Ausland 1873, S. 988—989.)

Materielle Kultur.

Wie bei fast allen fälschlich sogenannten Naturvölkern kann auch bei den höher gestiegenen Papua von Bekleidung keine Rede sein. Im Norden und im Südwesten gehen Männer und Weiber nackt, mit Ausnahme, wenn man ihn so nennen will, eines Lendenschurzes, des sogenannten „Maar". Es ist dies nichts anderes als der „Maro" oder „Malo", welcher auch auf den meisten übrigen Südseeinseln übrig und besteht bei den Männern aus etwa 2 m langen, ungefähr handbreiten Stücken Baumbast (vom Hibiscus tiliaceus), die zwischen den Beinen durchgezogen und in der Weise an einer um die Hüften gebundenen Schnur befestigt werden, daß hinten und vorn ein langer Streifen herunterhängt. Die Frauen schlagen ein vom Nabel bis dicht oberhalb des Knies reichendes Stück blaues oder weißes Baumwollenzeug („Srie") um den Leib, welches mit den Seitenrändern zusammengenäht wird. Nur die Häuptlinge kleiden sich bei Ankunft fremder Gäste in leichte Kattunkleider nach tidoresischem Schnitt.

So unzureichend diese Hüllen uns auch bedünken mögen, in den Augen mancher Papuastämme enthalten sie doch noch einen Luxus, der ihnen wenigstens zum Teile entbehrlich däucht. Die Arfaken lassen die Kinder beiderlei Geschlechts bis zum zwölften Jahre völlig nackt gehen; andere begnügen sich gar wie im Süden (im Etnabusen) und im Tieflande mit kleinen Bambubehältern, einem zusammengerollten Blatt, einem Kürbis oder (wie in der Torresstraße) mit einer Muschel (Bulla ovum), um das Geschlechtswerkzeug zu verstecken und es an einer Hüftenschnur anzubinden. (Peschel, Völkerkunde, S. 364.) Letzteres „Kostüm" ist auch auf den von Papua bewohnten Eilanden Melanesiens üblich und die Schamhaftigkeit der Eingebornen gestattet nicht, sich jemals ohne dieses „Kleidungsstück" zu zeigen. (Miklucho-Maclay in den Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1880, S. 113). Gänzliche Nacktheit gehört zu den Seltenheiten, kommt aber dennoch vor, z. B. nach Van der Crabs Versicherung in der Humboldtbai (Robidé van der Aa. Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea, ondernomen op last der regeering van Nederlandsch-Indie in de jaren 1871, 1872, 1875—1876. Haag 1879. 8°. S. 114.) Das nämliche sagen Langeveldt van Hemert und Kapitänlieutenant P. Swaan auch von den dortigen jungen Mädchen aus; sogar solche, die längst das mannbare Alter erreicht haben, entbehren jeglicher Spur von Kleidung; bloß die verheirateten Frauen tragen eine Art kurzen „Sarong" aus Baumrinde um die Hüften. (A. a. O. S. 270.) Die Frauen haben allenthalben eine bessere Kleidung, im Westen oft den malayischen Sarong aus Baumwollenzeug, südlicher eine Art Rindenschurz oder, wie im Etnabusen, eine 45 cm lange Schürze von Blattfasern oder Kasuarfedern, an der Südostküste und im Louisiadenarchipel mehrfach einen kurzen Unterrock aus Blättermatten. Am Amberno- oder Rochussenflusse besteht die Kleidung der Damen, freilich eben so einfach wie jene der Herren, lediglich aus einem zwei Finger breiten Band aus Baumrinde, welches um die Hüften gelegt und dann zwischen den Beinen hindurch gezogen ist. (A. a. O. S. 195—196.) Um sich vor Regen zu schützen, tragen übrigens auch im Norden Männer, Frauen und Kinder eine Matte von Pandanblättern, in der Mitte gebrochen, an einem der schmalen Enden zugenäht und längs der offenen Vorder- und Hinterseite mit bunten Arabesken und Flechtwerk à jour verziert. Diese Matte, über den Kopf gestülpt, bedeckt den ganzen Hinterkörper; eine damit bekleidete Person hat aus einiger Entfernung Aehnlichkeit mit einem herumspazierenden Schilderhaus.

Die Sucht, den Körper auf verschiedenartige Weise zu verzieren, ist den Bewohnern der Nordwestküste in höherem Maße eigen, wie jenen der Südwestküste. Die Grundstoffe zum Schmuck erwirbt man zum Teil im Handel, zum Teil sind sie ein Erzeugnis der eigenen Industrie. Zu erstgenannten gehören Glasperlen für Hals- und Schulterbänder, Messingdraht zu Armringen, kupferne Knöpfe und Fingerringe; zu den letzteren die Samenkörner von Abrus praecatorius und Adenanthera pavonina zu Hals- und Armbändern, weiterhin Rotang und kleine Muschelhäuschen zu gleichem Zweck, sowie auch Schafte von Kasuarfedern. Weiter tragen viele Armbänder, aus Muscheln geschliffen, oder von den Hauern wilder Schweine verfertigt; die Armbänder werden zum Teil um den Oberarm, zum Teil ums Handgelenk getragen und schließen am Oberarm gewöhnlich so fest, daß ein Abstreifen derselben unmöglich ist. Auch über die Waden tragen viele Männer Bänder von weißen, an einander gereihten Muscheln. Eine größere Art schmaler Rotangbänder werden über die Schulter geworfen, so daß sie sich auf Brust und Rücken kreuzen; als Kriegsschmuck dient eine mit Kasuarfedern besetzte Schulterbinde.

Papua im Kriegsschmuck.

Ohrschmuck ist, zumal beim weiblichen Geschlechte, sehr beliebt. Derselbe besteht in Ringen und Ketten aus Karet und am häufigsten aus einem triangelförmigen, von geschmolzenen Glasperlen verfertigten Ohrgehänge, gewöhnlich von hellblauer Farbe, im Südwesten meist aus Ringen von Silber, Messingdraht oder Schildkrotschale. Das Ohrloch ist oft so groß, daß man einen oder mehrere Finger hindurchstecken kann, und es wird alles mögliche darin getragen. Die Gewohnheit, einen Zierat in der durchbohrten Nasenscheidewand (Septum narium) zu tragen, ist in Doreh und Umgebung unbekannt, üblich aber zu Lakahia und im Argunibusen, wo eine Federspule oder Holzstift eingeführt wird. An andern Orten erreicht der „Nasenstein" oft die Größe von 15 cm; er zieht das meist im 4. oder 5. Lebensjahre mit einem Dioscoreadorn durchbohrte Septum tief herab, so daß es auf der verdickten Oberlippe ruht. Am Halse sieht man öfter noch bearbeitete Kasuarknochen, weil die Leute durch das Tragen eines solchen Knochens der Laufgeschwindigkeit des Vogels teilhaftig zu werden glauben. Endlich tragen noch beinahe alle Männer an einer Kordel gleichfalls um den Hals ein Holz mit einer geschnitzten Menschenfigur am oberen Ende („Korambo"), das jedoch mehr Talisman wie Zierat genannt werden muß. Männer und Frauen umgürten die Hüften mit gespaltenen, rot gefärbten Rotangreifchen („Wagim").

Das Haar wird häufig am Hinterkopf zu einem dicken Wulst zusammengebunden, zuweilen auch, vielfach bei den Gebirgsvölkern und bei Frauen, die weniger Sorgfalt darauf verwenden als die eitleren Männer, kurz abgeschnitten; verziert wird es mit

Federn, mit Blättern und Blumen, gewöhnlich denen von Hibicus rosasinensis. Ueber die Haartrachten der Papua läßt sich übrigens ein Buch schreiben; es kommen die seltsamsten Frisuren vor, von welchen einige durch unsere Abbildungen veranschaulicht werden. Andern wird das Haar meist gelb und braun gefärbt; sie selbst und ihre Eltern sind stolz auf diesen Schmuck; später gestattet man dem Haare längeres Wachstum und dann entstehen die seltsamen Haartürme, welche man lange irrtümlich als hauptsächlich charakteristisch für den Papua betrachtet hat. Unsere Skizzen auf S. 76, 81, 83 u. 84 mögen eine Vorstellung davon geben. Den Hauptschmuck jedoch bildet bei den Männern ein Kamm von Bamburohr („Assis") mit vier langen, strahlenförmig aus einander laufenden Zinken und einer langen, dünnen Spitze oben am Ende, welche mit herunterhängenden Läppchen und einer Schwungfeder aus dem Flügel eines weißen Kakadus verziert ist. Der nie fehlende Kamm wird horizontal über der Stirn, etwas nach der rechten Seite derartig ins Haar gesteckt, daß die Kakadufeder aufwärts gerichtet erscheint, und dient dazu um das lange Haar unablässig auszukämmen. Die Frisuren werden jahrelang so gelassen ohne sie zu erneuern und in der Nacht geschont, indem der Papua beim Schlafen ein schmales Holzgestell unter den Nacken schiebt, eine Sitte, die bis nach den Vitiinseln, andererseits aber auch in Japan verbreitet ist. Um die Parasiten zu tödten, welche solche Paläste, wie sie diese Frisuren bilden, wohl lieben mögen, begießt sich der Papua gern mit für unsere Geruchsnerven stinkenden, scharfen Oelen, so daß man ihn schon von weitem riechen kann, selbst wenn man ihn noch nicht sieht. Dieses Oel rinnt dann in trüben Bächen den Rücken herab, eine Zierde, welche ebenfalls zum Festschmucke gehört. Waschen kennt der Papua nicht, auch badet er selten oder nie und geht nur gezwungen mit dem Kopfe unter Wasser, der schönen Frisur wegen.

Haartracht einer Papuafrau. Rückenansicht.

Zu den sonstigen Verzierungen gehören weiterhin einzelne tättowierte Figuren auf dem Oberkörper, die übrigens weiter keine Bedeutung haben. Die Tättowierung, welche jedoch nicht bei allen Stämmen gebräuchlich (z. B. bei den Arfaken nicht), wird auf verschiedene Weise geübt: hauptsächlich Einritzungen mit blauer Farbe über Gesicht und Oberkörper und Anlegung von dicken erhabenen Narben in regelmäßiger Zeichnung über die Brust. Solche Narben zur Zierde sind oft thalergroß und erheben sich oft 12—13 mm über das Niveau der Haut. Besonders die Wangen findet man bei fast allen Papua mit verschiedenartigen Zeichnungen tättowiert; es geschieht dies jedoch nur in der Jugend und verwischt sich mit der Zeit so, daß es auf der dunklen Haut später kaum noch sichtbar ist. Die ohnehin ziemlich wild aussehenden Eingebornen der Kapauerbai sind meist tättowiert und malen sich mit Kalk vier Tupfen auf jede Wange, was ihren Gesichtern von weitem einen erschreckenden Ausdruck verleiht. (Van der Aa. Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea, S. 175.) Im Südwesten bevorzugt man die Stirne und die Stelle zwischen den Augenbrauen, auch

Große Uferhütten der Papua.

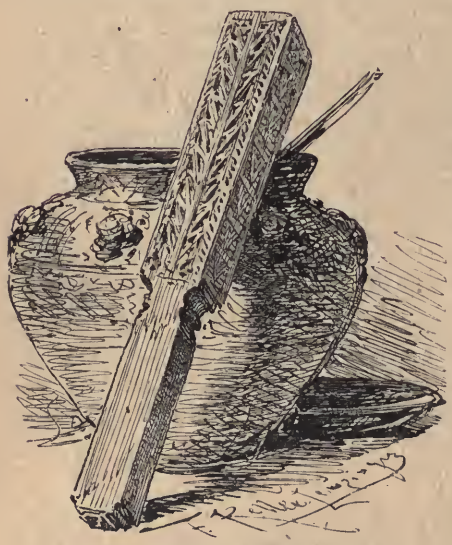
liebt man das Bemalen wie das Schwärzen des Gesichts und das Einbrennen unregelmäßiger Figuren auf Gesicht, Brust, Bauch und Armen. Doch sind Letztere keine eigentlichen Zierate, sondern Merkmale vollbrachter Seereisen. Die perlenweißen Zähne werden hier in keiner Weise verunstaltet, doch kommt die Sitte, die Zähne dreieckig spitz zu feilen, in einigen Teilen Neuguineas, z. B. bei den Papua von Uta an der Südküste und ihren Stammesgenossen vor; eine charakteristische Eigentümlichkeit der Papua, wie man aus Fried. Müller's Worten (Allg. Ethnographie, S. 131) etwa entnehmen könnte, ist sie keineswegs, eher ein ausnahmsweises Vorkommnis. Auch künstliche Mittel den Schädel zu entstellen oder das Gesicht zu modifizieren, wurden auf Neuguinea nicht beobachtet. Beides ist jedoch, wie wir sehen werden, bei den Papua anderer Inseln üblich. Ebenso kommt die Beschneidung an mehreren Orten, z. B. an der Astrolobebai, nicht aber überall auf Neuguinea vor.

Die an der nordwestlichen Küste liegenden Dörfer zeigen allenthalben Spuren von Verfall. Sie bestehen — man sehe obiges Bild — aus Pfahlwohnungen, die im seichten Meere stehen und vermittelst einer rohen Brücke mit dem Ufer verbunden sind. Sie gleichen daher vollkommen den an den Seen Mitteleuropas zahlreich entdeckten vorgeschichtlichen Pfahlwerken. (Siehe F. v. Hellwald, Der vorgeschichtliche Mensch. Leipzig 1880. 8°. S. 554—610.)

Man muß aber bei den „Pfählen" der Papuabauten nicht an so dicke Hölzer denken, wie wir sie gewöhnlich unter diesem Ausdrucke verstehen; es sind nur ganz dünne, unbearbeitete Baumstämme, die durch ihre große Zahl ersetzen, was ihnen an Tragfähigkeit abgeht. Alle Häuser die mit ihrer Längenachse seewärts gerichtet sind, haben gleiche Form und ähneln sehr umgekehrten Fahrzeugen. Das Dach läuft nach den Seiten bis beinahe zu der Stelle rund ab, an welcher der Fußboden eingefügt ist; die Firste bildet einen seewärts abfallenden flachen Bogen und endigt in eine weit hervorragende Spitze. Diese besonders auffallenden Dächer werden gerne mit einem umgekehrten Kahne, von den Papua selbst aber mit der Schale einer Schildkröte verglichen. An der Landseite ist das etwas hervorstehende Dach gerade abgeschnitten und überdeckt einen schmalen Vorplatz, bei schönem Wetter der gewöhnliche Aufenthaltsort für die Weiber. Die Männer halten sich meist an der Seeseite auf, woselbst sich eine ähnliche überdeckte Plattform befindet. Die Häuser sind von verschiedener Größe; gewöhnlich haben sie eine Länge von 20—24 m,

während die Breite 6—8 und die Höhe 4—5 m beträgt. Die Wände sind von Stücken Baumrinde oder rohen Blättern, die Bedachung von Palmblättern; der Fußboden, bei Flut nur wenig über dem Wasserspiegel erhaben, von querliegenden Baumstämmchen, Stangen und Aesten hergestellt, welche, lose neben einander liegend, auf rohen Balken ruhen, die von in den sandigen Meeresboden eingetriebenen Pfählen getragen werden. Das Gehen auf diesem beweglichen Boden, durch dessen große Fugen man das Meer unter sich erblickt, erfordert Uebung und Vorsicht. Jedes Haus ist der Länge nach von einem 3 m breiten, mitten durchlaufenden Gang in zwei Räume geschieden, welche durch Wände von Flechtwerk in so viele Kämmerchen geteilt sind, als Familien im Hause wohnen. Diese Kammern dienen als Schlafzimmer und Küche und sind durch den darin hängenbleibenden Rauch, welcher nur teilweise durch kleine Spalten und Ritzen in Wand und Bedachung entweichen kann, von Ruß geschwärzt. Bei den meisten Häusern befindet sich neben der Brücke eine kleine Hütte, worin die Witwen sich aufhalten, deren Männer bei Lebzeiten das große Haus bewohnten. Die Hütten, welche man im Walde in den Anpflanzungen antrifft, sind klein und stehen 6—8 m hoch über dem Boden. Man steigt zu diesen balancirenden Taubenschlägen vermittelst eines langen, mit Kerben versehenen Bambusrohres hinan.

Die Wohnungen der Arfaken weichen ganz von jenen der Maforesen und der übrigen Küstenbewohner der Geelvinksbai ab; selten in Gruppen von mehr wie drei beisammen, sind sie weit und breit über Berg und Thal zerstreut. Ihre Gestalt ist die eines länglichen Vierecks von 6—15 m Länge und 5—10 m Breite; sie stehen auf 5—6 m hohen Pfählen. Uebrigens sind die Wohnungen in den einzelnen Teilen der Insel verschieden. Die rohen Stämme an der Marianastraße bauen elende Hütten nur aus vier eingerammten Pfählen bestehend, über die ein Dach aus Baumrinde gelegt ist, und so niedrig, daß ein Mensch nur gebückt darunter sitzen kann. Lebhaft erinnern dieselben an die erbärmlichen Hütten der Australier.



Model zum Verzieren von Töpfergeschirr aus Neuguinea.

Das Hausgeräte der Dorehsen besteht aus Trinkgefäßen, (das Gehäuse von Nautilus pompilius oder auch Kalebassen), kleinen Kisten und Dosen von Bambu und Blättergeflechte, Bambuköchern zum Aufbewahren von Tabak, Tragsäckchen, ausgehöhlten Kokosnüssen, Körbchen von Bamburohr, Matten, um darauf zu sitzen und zu schlafen, und endlich aus den sehr künstlich geschnitzten Hölzern („Affia"), welche auch an der Südwestküste üblich sind und worauf beim Schlafen der Hals zu ruhen kommt. Letztere, etwa 16 cm breit und 12 cm hoch, haben nach oben einen halbmondförmigen Ausschnitt, welcher auf einem zierlich mit Figuren versehenen Fußstücke ruht. Als Kochgeräte sind im Gebrauch: eiserne Bratpfannen, selbsterzeugte Töpfe von Thon (die den weit höher gestiegenen Polynesiern insgesamt fehlen), hölzerne Spachteln, Kochlöffel von Holz, Eßlöffel von Palmblättern, Näpfchen von Kokosschalen, Körbchen und kleine Messer. Viele dieser Gegenstände sind sehr sauber gearbeitet und mit netter Schnitzarbeit verziert. Die eisernen Geräte werden eingeführt. Doch hat sich über den Westen Neuguineas bereits die Kenntnis der Eisenerze und ihrer Ausschmelzung mit Hilfe des malayischen Blasebalgs verbreitet. Die sonstigen Werkzeuge der Papua sind undurchbohrte Steingeräte.

Die Waffen, welche die Dorehsen aus Faulheit nicht selbst verfertigen, sondern von ihren Nachbarn eintauschen, sind die an der Südwestküste gebräuchlichen, mit einziger Ausnahme der Keule, nämlich Bogen, Pfeile, Lanzen und Hauen. Der Bogen „Marija", (von Palmholz gemacht „Marija-frah", von Bambu „Marija amin"), ist an 2 m lang und darüber, die ziemlich kurzen, am Schaftende mit Federn verzierten Pfeile „Ikoh",

sind aus dem festen und doch leichten Stengel eines Rohres (Canna) hergestellt. Die Dorehsen bewährten sich als gute Bogenschützen bei einer Schießübung, welche Herr von Rosenberg zu sehen Gelegenheit hatte. Die Arfaken bestreichen die Pfeilspitzen häufig mit einem dunkelbraunen Pflanzengifte, „Umla" genannt, über dessen Bereitung sie jedoch durchaus keine Andeutung geben. Außerdem führen sie Speer und Beil. Die Lanzen heißen an der Geelvinksbai „Miol" und „Misnaf", je nachdem die Spitze von Knochen oder Bamburohr. Hauer oder Schwerter sieht man nur in geringer Zahl, ebenso Dolchmesser. Als Verteidigungswaffe dienen kleine hölzerne, mit roher Schnitzarbeit und Malerei verzierte Schilde und platte Schalen der Perlenmuschel, welche an der linken Hüfte getragen werden. An der Südküste ward endlich von Cook, aber nur aus der Ferne ein Rohr wahrgenommen, welches Letztere wie zum Zielen anlegten und aus dessen Mündung sie plötzlich eine Wolke hervorstießen: feinen Staub, um je nach der Richtung der Wolke weithin sichtbare Signale zu geben.

Tabakspfeife der Papua.

Die Hauptnahrungsmittel der meisten Papua sind Sago und Fische, hauptsächlich der erstere. Der Sago wird zu einem steifen Brei gekocht, ähnlich unserm Buchbinderkleister, und an Stelle von Salz, einem völlig unbekannten Artikel, durch Beifügung von etwas Seewasser pikant gemacht. Fische ißt man roh, an der Sonne getrocknet, oder auf Kohlen geröstet. Uebrigens genießt der Papua alle möglichen Tiere, welche ihm Jagd oder Zufall in die Hand liefern, hauptsächlich ist er aber doch bei der so ärmlichen Fauna Neuguineas auf Pflanzennahrung angewiesen, auf Erd- und Baumfrüchte, namentlich Mais, Melonen, Pataten, Pisang, Zuckerrohr und Kokosnüsse, die im Norden und im Südwesten auf kleinen Waldblößen angebaut werden. Von der Humboldtbai melden neuere Beobachter die auf Leckerei beruhende Sitte der Geophagie oder des Erdessens. (Van der Aa. Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea, S. 269.) Feuer erzeugt man durch Aneinanderreiben zweier Stückchen Holz oder Bamburohr. Doch meldet John C. Galton von den Eingebornen der Astrolabebai die fast unglaubliche Thatsache, daß sie durchaus kein Verfahren kennen, um Feuer zu machen, und oft gezwungen sind, wenn dasselbe erloschen, neues aus anderen Dörfern zu holen. (Nature. Bd. XIV, S. 136.) Die allgemeinen Getränke sind Wasser und Kokosmilch; geistige Getränke sind, soweit der Einfluß der Fremden reicht, beliebt, namentlich bei den Häuptlingen; aber an einigen Punkten der Nordküste hat man stets verstanden, aus dem Saft von Palmbäumen, besonders aus den Blütenträgern der Kokospalmen, oder aus Zuckerrohr eine Art Wein zu bereiten. Das Kauen von „Sirih" ist ebenfalls hauptsächlich nur bei Häuptlingen im Gebrauch, welche diese Gewohnheiten von den Tidoresen angenommen haben. Dagegen ist das Tabakrauchen sehr allgemein, zu welchem Zweck etwas Tabak in ein Stückchen eines Pisangblattes gewickelt wird. Die Qualität desselben ist nicht schlecht; er wird von der Bevölkerung selbst angebaut, welche die Blätter in an beiden Enden spitz zulaufende Rollen verpackt. Im Innern Neuguineas rauchen die Papua den Tabak aus Holzpfeifen, an den Küsten als Cigarren. „Zwar rauchen sie," berichtet Dr. Meyer, „zur Zeit immer nur eine geringe Quantität, aber nach sehr kurzer Pause zünden sie sich eine neue Cigarre an. Gegen ihre Freunde in jeder Beziehung gastfrei, teilen sie sich auch stets gegenseitig kleine Quantitäten Tabak mit, der ihnen zum Leben ebenso nötig erscheint, wie Essen und Trinken. Es sei hier gelegentlich die Eigentümlichkeit erwähnt, daß die Papua, nachdem sie den Rauch aus Nase oder Mund ausgeblasen haben, Luft durch den wie zum Pfeifen zugespitzten Mund mit Geräusch einziehen, so daß ich immer hören konnte, wenn ein Papua in meiner Nähe rauchte." (Ausland 1873, S. 963)

Die Küsten- und Inselpapua, namentlich die Dorehsen sind Seeleute im vollsten Sinne des Wortes. Jeden Gang der Küste entlang vermeidend, machen sie den größt-

möglichen Gebrauch von ihren Kanoen und von Kindesbeinen an wird die Handhabung des Ruders, das Schwimmen und Tauchen geübt. In allen diesen Fertigkeiten sind weder Junge noch Alte leicht zu übertreffen. Die Kanoen sind mit Auslegern versehen und in der Größe sehr verschieden, oft 16—20 m lang, und sehr schmal. Der Rumpf wird aus einem starken Baumstamm gehauen, die Querbalken, sowie die eigentlichen Ausleger von leichtem Holz oder Bambusrohr lose am Kanoe befestigt, so daß sie abgenommen werden können. Am Bug der größeren Fahrzeuge („Tapabehri") ist gewöhnlich als Zierde ein kunstfertig ausgeschnittenes, zuweilen auch bunt bemaltes und mit Federn und Gumutufasern geschmücktes Brett angebracht; in der Mitte erhebt sich ein kleines Dach. Der Mast hat die Form eines dreifüßigen Bockes und kann niedergelegt werden, die Segel sind von Matten, die Taue von geflochtenem Baumbast oder Rotang gemacht.

Mit Ausleger versehenes Boot der Papua.

Eine Lieblingsbeschäftigung bildet begreiflicherweise die Jagd; dazu bedient man sich der Pfeile und des Bogens; größere Tiere werden auch in Schlingen und Fallgruben gefangen. Die Fische werden teils mit einer besonderen Art von Pfeilen geschossen, teils in Reusen gefangen. Zur Vollmondszeit vergiftet man auch stille, von Korallenriffen eingeschlossene Wasserbehälter, indem man Säckchen ins Wasser legt, mit der zerstampften Wurzel einer Milletia gefüllt; die stark narkotisch wirkenden Bestandteile dieser Wurzeln teilen sich dem Wasser mit, wodurch die Fische betäubt und nun ohne Mühe gefangen werden. Landbau wird wohl fast allenthalben betrieben, aber in sehr verschiedenem Grade und nirgends sehr intensiv. Beim Anlegen von Pflanzungen geht man im Norden wie im Westen roher und oberflächlicher zu Werk. Grundeigentum giebt es nicht; Jeder nimmt nach Willkür eine Bodenstrecke in Besitz und wird, so lange er dieselbe bepflanzt, als deren Eigentümer betrachtet. Als wirklich landbautreibend werden die Papua von Amberbaken gerühmt, einer der wenigen Stämme, die nie auf Raub ausgehen. (Robidé van der Aa, Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea, S. 63.) Die Gegenstände des Anbaues sind von Cerealien Mais in geringem Maße im Westteile, nächstdem allenthalben einige Wurzeln, Hülsenfrüchte, Gurken, Gemüse, Zuckerrohr, Bananen, einige Fruchtbäume, hier und da im Westen etwas Baumwolle, häufiger noch Tabak. Von Haustieren

zieht man jedoch nicht häufig eine besondere Gattung Schweine (Sus papuensis), Hunde, und im Westen auch Hühner. (Meinicke, Die Inseln des Stillen Oceans, Bd. I, S. 122.)

Die Kriegsführung beschränkt sich, wie bei allen wilden Völkern, auf Raub- und Mordanfälle. Wird jemand aus einem Dorfe durch einen Bewohner eines anderen Dorfes überfallen, verwundet oder getötet, so stehen alle Mitbewohner wie ein Mann auf, um Rache zu nehmen. Achtet man sich dazu nicht stark genug, so wird ein befreundetes Dorf um Hilfe angesprochen, die nur selten verweigert wird. Ist eine Anzahl Streiter beisammen, so rückt man in der Stille nach dem feindlichen Dorfe, legt sich in dessen Nähe in Hinterhalt und wartet nun so lange, bis sich Gelegenheit bietet, die eine oder die andere Person aus dem Dorfe, sei es Mann, Weib oder Kind, meuchlings zu ermorden und deren Kopf zu erbeuten. Bekommt der Feind Wind von dem Hinterhalt, so verläßt niemand das Dorf, und der Ueberfallende, welcher nie das Dorf selbst anzutasten wagt, zieht sich dann unverrichteter Sache zurück, ohne darum seine Rachepläne aufzugeben. Zuweilen kommt es auch zwischen zwei feindlichen Parteien zu einem Gefecht im offenen Felde. Auch geschieht es, daß, wenn Fahrzeuge sich zur See begegnen, das stärker bemannte und ausgerüstete das schwächere zu entern trachtet. Zu einem Raubzuge ausziehend, schwärzt der Papua Gesicht und Oberkörper und sucht sich durch mancherlei Zuthaten ein schreckenerregendes Aussehen zu geben. Dazu gehört u. A. ein Kopfschmuck von Kasuarfedern an einer Binde von rot gefärbtem Baumbast, mit großen, weißen Muscheln verziert. Hat der Träger eines solchen Kopfputzes einen oder mehrere Menschen gemordet, so ist ihm gestattet, daran so viele weiße Kakadufedern zu befestigen, als er Mordthaten verübt hat. Gleiche Bedeutung haben auch die am spitzen Ende des Kammes befestigten Federn. Je größer die Anzahl derselben, welche Jemand trägt, desto höher steht er im Ansehen. Selten sieht man einen älteren Mann, welcher keine aufzuweisen hätte. Man beneidet einander sehr um dieses Ehrenzeichen und achtet genau darauf, daß der Eine oder Andere nicht mehr Federn trägt, als wozu er wirklich berechtigt ist. Gewöhnlich steckt man sie einfach ins Haar und trägt sie bei allen möglichen Anlässen. (Rosenberg, Der malayische Archipel, S. 447—450.) Da die Papua geschworene Kopfjäger („Koppesneller", wie die Holländer sagen) sind, so versteht es sich von selbst, daß sie einen Vorrat von Menschenschädeln aufgespeichert haben; ein jeder bewahrt diese Trophäen bei sich zu Hause auf; sie liegen in Matten gewickelt in einer Ecke des Wohnraumes, oder werden an Querstangen aufgehängt.

Ein großer Fortschritt des Papua gegenüber dem benachbarten Australier ist der Handel. Ob zwar in Neuguinea auf einige Rohprodukte des Innern beschränkt, die an malayische Kaufleute abgegeben werden, so trägt er doch wesentlich dazu bei, den Papua für gewisse Bedürfnisse des Lebens empfänglich zu machen, also sein Gesittungsniveau zu heben. Selbst die rohen Arfaken beziehen auf dem Wege eines freilich sehr unbedeutenden Tauschhandels von den Nachbarstämmen eiserne Geräthschaften, irdene Gefäße, kupferne oder Muschelarmbänder und andere Kleinigkeiten, wofür sie meistens Tabak in Tausch geben.

Sociale Verhältnisse.

Je nach der Gesittungsstufe der einzelnen Stämme sind die socialen Verhältnisse natürlich sehr abgestuft, bei den Arfaken z. B. derart, daß von einer „Gesellschaft" kaum die Rede sein kann. Gewöhnlich thut und handelt jeder Einzelne nach eigenem Gutdünken und gehorcht den Befehlen der Häuptlinge nur insoweit sie ihm passen; natürlich ist unter solchen Umständen die Autorität der Häuptlinge nur eine sehr geringe. Die Arfaken sind teils Freie, teils Sklaven. Frei ist ein jeder, der von arfakischen Eltern geboren; Sklaven sind hingegen die anderwärts geraubten oder gekauften Menschen und ihre Kinder. Ihre Anzahl

ist indes eine sehr geringe, weil der Arfake zum Kaufen zu arm und zum Rauben zu furchtsam ist. Die Sklaven sind das unbeschränkte Eigentum ihres Herrn, der mit ihnen nach Belieben schalten und walten kann. Das nämliche Recht über Leben und Tod der Sklaven besitzt der Herr auch bei den übrigen Papuastämmen, bei welchen fast überall Sklaverei herrscht. Während unter den Stammesangehörigen Keuschheit Sitte ist und man Ehebruch sogar mit dem Tode bestraft, werden die gefangenen Mädchen und Frauen als Sklavinnen mißbraucht, die mit ihnen erzeugten Kinder jedoch fast wie die eigenen behandelt. (Mitteil. d. k. k. geograph. Gesellsch. zu Wien, 1873, S. 538.) Bei den Papua der Geelvinksbai steht an der Spitze der Dorfgemeinschaft ein Häuptling („Korano"), welchen der Sultan von Tidore mit dem Titel Radjah, Major, Kapitän und „Djudjau" anstellt. Die Investitur findet stets zu Tidore statt, und es überreicht dabei der Sultan dem Betreffenden ein baumwollenes Oberhemd und ein Kopftuch. Dafür ist der Häuptling verpflichtet, einen jährlichen Tribut aufzubringen, welchen er von der Bevölkerung erhebt. Gegenwärtig, seitdem die Raubzüge („Hongi") der Tidoresen von der holländischen Regierung untersagt wurden, hat die Furcht der Papua vor ihren Ueberwältigern bedeutend nachgelassen, und der Tribut ist kaum noch nennenswert. Auch die Häuptlinge genießen nur geringes Ansehen und unterscheiden sich im gewöhnlichen Leben in nichts vom geringsten Dorfbewohner.

Das Oberhaupt der Familie ist der Mann; seine Anordnungen werden genau befolgt. Angelegenheiten, welche das Dorf betreffen, bespricht man in einer allgemeinen Versammlung. Die Dorf- und Familienregierung ist im Uebrigen sehr lax, so daß jeder Dorfbewohner so ziemlich sein eigener Herr ist. Die Frau hat keine Geltung in der Gesellschaft; sie ist das Lasttier des Mannes und hat außer ihren häuslichen Verrichtungen noch am Fischfang und Landbau teilzunehmen. Um nicht noch obendrein mit großen mütterlichen Sorgen beschwert zu werden, erachten die Frauen zwei Kinder für hinreichend und verhindern jede weitere Vermehrung. Außerdem besteht die Sitte, den Kindern, zumal weiblichen Geschlechts, bei der Geburt den Kopf nach vorne zu biegen und ihnen dadurch das Genick zu brechen; mißgestaltete Wesen werden sofort umgebracht. Aus diesem Verfahren macht die Bevölkerung gar kein Hehl, da sie darin durchaus nichts Unrechtes erblickt. Solche Sitten erklären wohl genügend die geringe Zunahme der Bevölkerung.

Wird eine Missethat im Dorf begangen, so bestimmen die Aeltesten die zu erlegende Buße oder Strafe nach dem Herkommen. Mord wird mit dem Tode des Thäters bestraft, und zwar erleidet er denselben durch die Hand des nächsten Blutsverwandten des Gemordeten. Doch kann die Todesstrafe abgekauft werden, wenn die geschädigte Familie damit einverstanden. Alle übrigen Missethaten, Ehebruch ausgenommen, werden mit Geldbußen gesühnt, will sagen mit Gütern, welche hier das Geld repräsentieren. Macht sich jemand vorsätzlicher Brandstiftung schuldig, so wird er desjenigen Sklave, dessen Eigentum er geschädigt. Notzucht und Verführung werden nicht bestraft und der Thäter kann nicht einmal gezwungen werden, sein Opfer zur Frau zu nehmen. Ja, die jungen

Leute rühmen sich öffentlich solcher Thaten, was übrigens dem Rufe des betreffenden Opfers in keiner Weise schadet. Handelt es sich jedoch um Entführung, so giebt dies Ursache zu heftigem Zwist zwischen den betroffenen Familien, der gewöhnlich durch Heirat oder Bezahlung einer Buße an die Familie der Entführten beigelegt wird.

Der Umgang zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechtes ist frei und unbehindert, und so früh wie möglich nimmt der junge Mann eine Frau zur Hausgenossin und Gehilfin bei seinen Arbeiten. Hat er seine Wahl getroffen und die Zustimmung des Mädchens erlangt, so richtet er ein Gesuch an deren Eltern und tritt mit ihnen in Unterhandlung über den zu zahlenden Brautschatz. Sobald letzterer ganz oder auch nur teilweise bezahlt ist, kommen die Verlobten zusammen und setzen sich vor dem Hausgötzen, dem „Korwar" nieder, worauf der Bräutigam der Braut etwas Sirih und letztere ersterem Tabak anbietet. Ist dies in Gegenwart der beiderseitigen Familien geschehen, so reichen sich beide die rechte Hand und der Ehebund ist geschlossen, um einzig und allein durch das Absterben eines der Gatten wieder gelöst zu werden. Nicht selten verloben zwei Familien Sohn und Tochter noch in den Kinderjahren mit einander, wobei gleichzeitig die Größe des Brautschatzes bestimmt und ein gewisser Teil desselben auch sogleich bezahlt wird, während der Rest erst bei Vollziehung des Ehebundes zu berichtigen ist. Ist die Uebereinkunft so weit gediehen, so wird jeglicher Umgang zwischen beiden Familien in der Weise abgebrochen, daß es selbst verboten ist, mit einander zu sprechen, daß die Verlobten weder einander ansehen, noch ihre wechselseitigen Namen aussprechen dürfen. Ist die Ehe geschlossen, so bleibt die junge Gattin noch kurze Zeit bei ihrer Familie und wird dann ihrem Gatten zugeführt, und zwar stets über See. Die junge Frau sitzt dabei in einem Kanoe, ihre Verwandten in einem andern. Letzteres wird in der Weise in Kreisen vorwärts bewegt, daß das Kanoe, in welchem die junge Frau sitzt, stets an der inneren Seite des Kreises bleibt. Obgleich Vielweiberei erlaubt ist, leben doch bei weitem die meisten Männer in Monogamie. Auch auf Misool ist es Sitte, bloß eine Frau zu haben. Bei den Arfaken darf der Mann so viele Frauen nehmen als er will, oder vielmehr als er bezahlen kann. Da aber das Volk durchweg arm ist, begnügt man sich in der Regel mit einer Frau, wofür der Mann ihren Eltern einen gewissen Preis in Tauschwaaren, aber höchstens im Werth von 24 Mark bezahlt. Ist er seiner Frau überdrüssig oder giebt sie ihm Anlaß zur Unzufriedenheit, so kann er sie jeden Augenblick ihren Eltern zurückschicken. Viele Kinder zu besitzen halten auch die Arfaken für eine große Plage, welcher sie durch künstliche Mittel zu steuern pflegen.

Die Weiber gebären gewöhnlich sehr leicht. In ihrer schweren Stunde werden sie von den Frauen des Dorfes aufgesucht und dadurch unterstützt, daß sie mit den Fäusten über der Brust geknetet oder mit Wasser begossen werden. Gleich nach der Geburt wird der Nabelstrang mit einem zugeschärften Stück Bamburohr durchgeschnitten. Dann bleibt die Mutter durch zwanzig Tage in ihrer Hütte abgesondert zurück, worauf der Vater dem Neugeborenen einen Namen giebt, den er in reiferen Jahren wechselt. Ist der Name gegen einen neuen vertauscht, so wird dies den Dorfbewohnern mitgeteilt, und es gilt nun für eine Beleidigung, das Kind bei dem abgelegten Namen zu nennen. Wegen des Mangels an Eigennamen in den Papuaidiomen erhalten die Kinder meistens die Benennung eines Baumes, einer Kokosnuß oder Banane. Nachdem das Kind von der Mutter gesäugt worden, wird es, sobald es laufen kann, sich selbst überlassen und nur selten bestraft. Der Knabe, größer geworden, begleitet den Vater auf die Jagd und lernt von ihm die Handhabung der Waffen sowie die Verfertigung der verschiedenen Gerätschaften kennen. Das Mädchen wächst zu Hause unter den Augen der Mutter heran, welche es zu den häuslichen Arbeiten anhält.

Die Behandlung der Leichen ist in Doreh gänzlich von derjenigen verschieden, welche man an der Südwestküste beobachtet. Die Leichen werden in eine 1—1,6 m tiefe Grube gebettet und später nicht wieder ausgegraben, um die Gebeine zu sammeln. Beim Verscheiden eines Häuptlings versammeln sich die Dorfbewohner im Sterbehaus und tragen die Leiche, nachdem sie gebadet und in weißes Baumwollenzeug gehüllt, zum Grabe. Nachdem man zuvor den Korwar mit heftigen Vorwürfen überladen, daß er den Tod des Patienten zugelassen, wird die Leiche mit dem Ohre auf einem Porzellanteller oder Napf in die Grube niedergelegt. Einige Waffen und Zierate werden beigefügt, das Grab hierauf geschlossen, mit einem Schutzdach versehen und der Korwar mitten darauf gestellt.

Nach dem Begräbnis versammeln sich die Leidtragenden zu einem Leichenschmaus im Sterbehause, zu welchem jeder Teilhaber einen gewissen Beitrag zu liefern hat. Bei Beerdigung geringerer Personen werden weniger Ceremonien beobachtet. Während der ersten Tage nach der Bestattung setzt man stets einige Speisen auf dem Grabe nieder; der Leiche eines Säuglings giebt man eine Kalebasse voll Muttermilch ins Grab mit. Die Leichen von Sklaven wirft man ins Meer oder sonstwo hin. Als Zeichen von Trauer tragen die nächsten Verwandten eine Schnur, und zwar um den Hals beim Tode näherer, um den Oberarm beim Absterben entfernterer Familienglieder. Nach einiger Zeit geht man an die Verfertigung eines Korwar, nämlich einer aus Holz geschnitzten Statue des Verstorbenen in verkleinertem Maßstabe, etwa 30—50 cm groß, in welche dann der umherirrende Geist des Toten hineingelockt wird. Eigentümlich sind die Totengebräuche der Arfaken. Man legt die mit dem täglichen Zierat des Verstorbenen angethane Leiche auf den Flur mit den Füßen in der Asche des Feuerherdes. Um die Leiche herum sitzen die Frauen der Familie und der Hausgenossen, erzeugen durch Schreien und Wehklagen unsäglichen Lärm, vergießen aber dabei keine Thränen. Als Zeichen der Trauer schneiden sich bloß die nächsten Anverwandten das Haupthaar kurz ab und lassen nur über der Stirne ein Büschel Haar stehen, welches mittelst einer um das linke Ohr geschlungenen Schnur zusammengebunden wird. (Rosenberg, Reistochten naar de Geelvinkbaai, S. 92.) Bei der Bestattung eines Dahingeschiedenen wird an der Astrolabebai die Leiche mit einem öligen Baumsafte eingerieben, gänzlich in wohlriechende Kräuter gelegt, darnach auf einige Wochen in der Hütte aufgehängt und erst dann daselbst begraben. Nach einer gewissen Zeit wird die Gruft wieder geöffnet, die Ueberreste werden herausgenommen und nur der Unterkiefer als großes Heiligtum in der Hütte aufbewahrt, die übrigen Knochen und der Schädel hinausgeworfen, wo sie ohne fernere Beachtung liegen bleiben.

Grabstätte eines Häuptlings der Papua.

Die Hinterlassenschaft geht auf die Kinder oder nächsten Blutsverwandten als natürliche Erben über. Witwern und Witwen ist es gestattet, sich aufs neue zu verehelichen: letztere ziehen gewöhnlich zu der Familie ihres verstorbenen Gatten und diese erhält dann auch den neuen Brautpreis. Als Zeichen der Trauer trägt eine Witwe außer der erwähnten Schnur noch ein kurzes, bis an die Knie reichendes Kleidchen; legt sie es ab, so giebt sie zu erkennen, daß sie sich wieder zu verheiraten wünscht.

Die gewöhnlichen, unter den Eingebornen vorkommenden Krankheiten sind Wechselfieber, katarrhale Leiden, Bauch- und Hautkrankheiten und Geschwüre. Mit „Cascado", d. h. Ichthyosis (weißer, schuppenartiger Hautausschlag), der

durch Unreinlichkeit entsteht, ist gewiß der dritte Theil der Bevölkerung behaftet; gegen den unter Kindern ziemlich häufigen Hautausschlag („Babonto" auf den Molukken) wird nichts gethan: man läßt die Krankheit einfach austoben, so daß viele Kinder daran zu Grunde gehen. Lustseuchen, nach Rosenberg noch unbekannt, sollen an einzelnen Orten der Geelvinksbai schon ziemlich verbreitet sein. (Van der Aa, Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea, S. 75.) Die 1863 durch ein Handelsschiff aus Ternate eingeschleppten Pocken richteten unter der Küstenbevölkerung arge Verheerungen an, sollen aber nicht, so wenig wie Cholera oder andere epidemische Krankheiten, zu den Arfaken gedrungen sein. Die üblichen sehr einfachen Heilmittel bestehen in Dekokten verschiedener Blätter und Rinden. Fieberkranke legt man während der Frostperiode in die brennende Sonne oder auch innerhalb des Hauses auf ein über dem Feuerherd angebrachtes Gerüste, während man in der heißen Periode den Kranken durch Begießen mit kaltem Wasser abzukühlen sucht. Helfen die angewandten Mittel nichts, so wird die Krankheit dem Einfluß des einen oder andern bösen Geistes (Manoën) zugeschrieben, und man holt sich nun Rat bei alten, erfahrungsreichen Personen. Gelingt es auch diesen nicht, das Uebel zu beseitigen, so überläßt man den Kranken seinem Schicksal.

Wie Sitten und Gebräuche im allgemeinen, so tragen auch die festlichen Zusammenkünfte im besonderen einen charakteristischen Stempel. Dieselben finden ziemlich oft statt, und mancherlei Ereignisse im Leben geben dazu Anlaß; so z. B. Geburten und Todesfälle, Heiraten, Namensveränderungen, der erste Haarschnitt bei Kindern, das Anfertigen eines Korwar u. s. w.

Ein Fest aus letztgenanntem Anlaß geht zu Doreh, wo jedoch schon mannigfach verfeinerte Sitten herrschen, verschiedene europäische oder fremde Erzeugnisse durch Handel Eingang gefunden und die Ursprünglichkeit des Volkes etwas verwischt ist, in nachfolgender Weise vor sich. Am Vorabend des Tages, an dem die Figur gefertigt werden soll, wird im Freien gesungen und getanzt; am nächsten Morgen begeben sich mehrere junge Leute mit einem geladenen Schießgewehr nach dem Walde, um ein taugliches Stück Holz zu hauen. Hat man ein solches gefunden, so wird das Gewehr gelöst und das Holz heimwärts gebracht, worauf die Familie, welche das Bild anfertigen läßt, den Ueberbringern etwas Tabak verabreicht. Der Holzblock wird nun dem Bildschnitzer überwiesen, welcher sich damit im Schatten eines nahen Baumes niederläßt und zu arbeiten anfängt, von den Dörflern umringt, welche Tänze und Gesänge aufführen, die man mit dem Namen „Kojop" belegt. Ein solcher auf die Toten bezüglicher Gesang möge als Sprachprobe hier Platz finden; er lautet:

Ei wuo, pombesso randisa	Ihr Toten geht voraus auf die See,
rip o kwiri	Die Wolken ziehen auf,
marinbo kora	Zerstreut sie, und ich fahre ab,
ei wu je	Die Wolken ziehen auf,
rip o kwiri	Geht voraus auf die See,
pombesso randisa	Zerstreut sie und ich fahre ab.
marinbo kora.	

Dies währt, bis das Bild fertig, worauf auch die festliche Zusammenkunft beendet ist. Findet eine Mahlzeit statt, so sitzen die Anwesenden auf dem Boden mit untergeschlagenen Beinen und speisen die Vornehmeren von gewöhnlichen chinesischen Tellern, die Geringeren von Pisangblättern. Das größte Fest, woran Alles sich beteiligt, wird bei der Rückkehr aus einem glücklich vollendeten Krieg oder Raubzug gefeiert, namentlich wenn um den Mord eines Dorfbewohners zu rächen, unternommen. Ein kaum weniger wichtiges Fest findet bei Zurückkunft der Kanoen statt, welche den jährlichen Tribut an den Lehensherrn nach Tidore bringen.

Von den Sitten der Papua an der Astrolabebai berichtet Miklucho-Maklay wie folgt: Vergnügungsabende finden in einzelnen Familien nicht statt; es giebt aber gemeinschaftliche Feste, die gewöhnlich in Folge eines wichtigen Ereignisses gefeiert, und bei welchen großartige Musik, Gesang, Spiele und Tänze veranstaltet werden. Bei Vermählungen und Beerdigungen werden zwar auch Feste ausgerichtet, jedoch sind letztere nicht so fröhlicher Art. Gewöhnlich werden solche gemeinschaftliche Feste, an denen nicht nur die Einwohner eines Dorfes, sondern sogar immer die mehrerer Dörfer teilnehmen, abwechselnd bald hier, bald da veranstaltet, und zwar ungefähr um den Dezember herum, denn dies ist gerade die Zeit, in der alle Früchte gesammelt werden, und somit in großem Vorrat vorhanden sind. Solch ein Fest dauert oft mehrere Wochen, d. h. es beginnt abends und hört immer morgens auf. Es macht einen ganz besonderen Eindruck, wenn man so 5—600 Mann sich einem Dorfe nähern sieht, alle mit ihren eigenen Vorräten, Instrumenten, Waffen, auf das reichste geschmückt mit den buntesten Federn, die sie sich um ihren beinahe gänzlich nackten Körper hängen, oder in das von der Natur krause Haar stecken, dabei verziert mit verschieden geflochtenen Arm- und aus Muscheln angefertigten Halsbändern. Sogar Greise dürfen nicht fehlen, ja, sie müssen an Tanz und Gesang teilnehmen. Zu solch einem Feste wird ein freier Platz gewählt und in Mitte desselben ein großes Feuer angezündet, um welches sich die Wilden lagern. Alles das bietet bei dunkler Nacht einen wildromantischen Anblick. Das Fest beginnt mit Tanz. Um das Feuer herum bildet sich ein Kreis von Männern, alle mit Instrumenten versehen, darum ein zweiter mit den verschiedensten Waffen, dann ein dritter Kreis von lauter Frauen, endlich ein Kinderkreis. Alle diese Kreise setzen sich beim Beginne der Musik in Bewegung. Der Tanz besteht nur in kreisförmigem Drehen, wobei Hände, Füße, der ganze Körper lebhaft in Bewegung geraten. Die Männer machen dabei noch kleine gewandte Sprünge. Der Tanz dauert oft mehrere Stunden ohne jegliche Erholung, und wahrscheinlich hört er erst dann auf, wenn der größte Teil sich völlig ermattet fühlt. Darauf setzen sich alle um das Feuer, und es beginnt das Mahl, dem natürlich stark zugesprochen wird. Dann wiederholt sich in gleicher Weise das Tanzen, zuweilen von Gesang unterbrochen, welcher ganz angenehme Weisen ertönen läßt. So dauert es bis zum Morgen. Am folgenden Abende versammeln sich wieder alle im nämlichen Dorfe, oder im nächstliegenden, je nach Verabredung.

Etwas anders gestaltet sich der Kriegstanz, welchen Hr. v. Rosenberg auf dem Strande von Mansinam zu beobachten Gelegenheit hatte und an welchem Männer, Frauen und Kinder teilnahmen. Die Männer erschienen bewaffnet, das Haar mit Federn und Blumen verziert, manche mit schwarz und weiß bemaltem Antlitz. Die Verheirateten trugen auf der rechten Schulter am Arm herunterhängende große gelbe Blätter. Die Tänzer stellten sich in zwei Reihen auf, mit dem ältesten Mann als Vortänzer an der Spitze, der einen reich mit weißen Kakadufedern gespickten Kopfschmuck trug. Ihm folgten paarweise sechs Männer als Paukenschläger, und hierauf kam die lange Reihe der übrigen Männer, hie und da mit Kindern zwischen sich; die Frauen, ebenfalls paarweise, machten den Schluß. Durch eine Schwenkung nach rechts wurde nun ein Kreis gebildet, jede Person faßte die ihr zugekehrte Hand des Nebenstehenden mit der nach außen gekehrten, Waffen tragenden, und mit etwas vorgebeugtem Oberkörper wurden die Füße rasch auf und nieder bewegt, als ob man schnell liefe, ohne daß man jedoch weit von der Stelle gekommen wäre, während der Vortänzer und zwei innerhalb des Kreises befindliche Männer unter dem Schwingen ihrer Waffen sich in allerlei Luftsprüngen zu überbieten suchten. Außer der eintönigen Paukenmusik wurde das Ballet von einem wenig modulierten Geschrei begleitet, welches öfters mit einem starken, dem Blasen einer Schlange ähnlichen Zischen abwechselte.

Die musikalischen Instrumente sind mannichfaltiger Art; man findet große und kleine Trommeln oder Pauken („Robrak"), erstere werden von mehreren Männern getragen, mit der Hand geschlagen und lassen Laute ertönen, die bei ruhigem Wetter auf große Entfernung zu hören sind, Blasinstrumente, Pfeifen, besondere, aus kleinen Bambusstäbchen zusammengestellte Harmonium, sogar Blashörner aus Riesenmuscheln. Ein besonderer Wohlklang läßt sich beim Zusammenspiele nicht erkennen. Beim Tanzen wird oft ein kleiner runder hölzerner Schild („Kab") gebraucht, an der Außenseite beschnitten und bemalt. In der Mitte befindet sich ein rundes Loch, durch das ein Pfeil gesteckt wird, vermittelst dessen der Schild in drehende Bewegung gebracht werden kann.

Ist die Zeit solcher Feste vorüber, so führen die Einwohner einzelner Dörfer ein ganz stilles, ruhiges Leben; kommt jedoch ein Gast, so wird er freundlich aufgenommen und beim Abschiede noch mit allem Nötigen reichlich versorgt.

Religion.

Wenn auch kaum eine Spur von Gebräuchen bekannt ist, welche auf religiöse Anschauungen sich zurückführen lassen, so besteht dennoch bei den Papua ein gewisser Begriff von einem höheren Wesen. Ich beeile mich beizufügen, daß ein solcher, wenn auch noch so roh, überhaupt gar keinem Naturvolke fehlt. Mit Fug und Recht darf man von einer „Religion der Wilden" sprechen, denn bis jetzt sind noch keine völlig religionslosen Völkerstämme aufgefunden worden. Nur einzelne christliche Missionäre und von den Forschern vornehmlich der mit Recht berühmte Sir John Lubbock sind es, welche eine entgegengesetzte Ansicht vertreten und einer ganzen Reihe von Naturvölkern jedwede religiöse Neigung absprechen. Die Irrigkeit dieser von den namhaftesten Ethnographen bestrittenen Ansicht hat in jüngster Zeit Gustav Roskoff auf das Gründlichste nachgewiesen. (Das Religionswesen der rohesten Naturvölker. Leipzig 1880. 8°.) Die Annahme einer aufsteigenden Entwicklung schließt die Berechtigung ein, die Richtung auch nach unten zu verfolgen, wo der Mensch im rohesten Zustande gedacht werden muß, wo das Physische in ihm so sehr vorwiegt, daß er mit dem Tiere auf gleicher Linie zu sein scheint. Zu jener Zeit wäre also der Mensch ein Geschöpf ohne Bewußtsein und Selbstbewußtsein, ohne Sprache, ohne Ahnung von Religion gewesen. Jenes entfernte Stadium haben aber die Wilden der Gegenwart ohne alle Ausnahme längst überschritten; ebensowenig als ein sprachloses giebt es ein religionsloses Volk. Haben wir doch bei den sonst auf so tiefer, dem Tiere so naher Stufe stehenden Australiern unzweifelhaft religiöse Neigungen zu verzeichnen gehabt. Freilich muß man sich dabei klar machen, daß was uns als Aberglauben erscheint, dem urzuständlichen Volke, dem Wilden, Religion ist, eine Religion, die seinen Bedürfnissen ganz ebenso entspricht, wie uns die unserige. Wo ist überhaupt die Grenze zu ziehen zwischen Glauben und Aberglauben? Wurzeln doch beide in dem nämlichen Boden, beide haben ja als gemeinsames Grundmerkmal die Beziehung auf ein Uebersinnliches. Die Religiosität, sagt Roskoff, der scharfsinnige Wiener Gottesgelehrte, für welchen die Entwicklungstheorie mit dem Rückblicke auf tierische Anfänge der Menschheit nichts Verletzendes, Empörendes besitzt, ist dem Menschen weder angeboren, noch ist ihm Religion durch äußere Offenbarung mitgeteilt; ihr Erscheinungsgrund ist vielmehr in den Gesetzen und Entwicklungsbedingungen der menschlichen Natur zu suchen und zu finden. Dazu stimmt trefflich die Meinung Zellers: „Was die Menschheit von religiöser Wahrheit und religiösem Leben besitzt, mußte sie selbst sich erwerben; was sie von Irrtum und Aberglauben daran gesetzt hat, das hat sie selbst erzeugt. Ist nun weder das eine noch das andere ein zufälliges Erzeugnis, so ist doch jenes wie dieses ihr eigenes Werk; und eben weil es dieses ist, konnte sich die Religion, wie alles Menschwerk, nur allmählich aus rohen, dürftigen Anfängen zu einer edlen geläuterten Gestalt emporarbeiten."

Als die rohesten Anfänge des Gottesbewußtseins, welches freilich mit den religiösen Regungen selbst nicht zu identifizieren ist, betrachtet Dr. Eugen von Schmidt (Die Philosophie der Mythologie und Max Müller. Berlin 1880. 8°. S. 1—11) die direkte Verehrung der Naturgegenstände und nennt dies die Gottheit als Naturerscheinung. Als eine schon höhere Stufe darf man wohl den Glauben an übersinnliche böse Wesen in Verbindung mit dem Glauben an Zauberei bezeichnen, und dieser immerhin noch primitiven Religion huldigen auch die Papua. Allgemein ist bei den Maforesen der Glaube an höhere, dem Menschen feindliche Wesen („Manoën"), welche die verschiedensten Orte bewohnen. Sie sind die Ursache aller Widerwärtigkeiten und Uebel. Bildliche Darstellungen dieser Geister existieren nicht; die hölzernen Figuren, „Korwar", „Karwar" oder „Karowar", auf der Insel Misool „Karawari" genannt, deren schon verschiedene Male Erwähnung geschah, sind einzig und allein Bildnisse verstorbener Personen, deren Fürsprache durch das Angebot von Opfern zur Abwehr von Uebeln erlangt werden muß.

„Korwar" oder Götze der Papua.

Die Korwar, deren Typus aus nebenstehender Abbildung zu entnehmen ist, sind 40 cm hoch und stellen ohne Rücksicht auf Proportion eine menschliche Figur vor, Mann oder Frau, in stehender Haltung. Der unverhältnismäßig große Kopf der Figur zeigt eine gerade, stark vorspringende Nase und einen weiten, gut mit Zähnen versehenen Mund; als Augen werden große grüne oder hellblaue Glaskorallen eingesetzt, deren Bohrloch mit einer schwarzen Masse gefüllt, den Augapfel vorstellt. Die männlichen Figuren, meist mit übertrieben accentuiertem Geschlechte, tragen in der linken Hand einen langen Schild, während die rechte das Schwert schwingt. Die Frauenbilder dagegen fassen mit beiden Händen eine auf dem umgebogenen Schwanz stehende züngelnde Schlange an. Eine zweite Art männlicher Korwar stellt eine Figur vor, die mit beiden Händen gerade vor dem Unterkörper einen auf dem Fußstück stehenden Schild von durchbrochener Arbeit festhält. Hat man den Figuren die Augen eingesetzt, so werden sie gerüttelt und angeredet in der Meinung, daß damit die Seele des Verstorbenen, den die Figur vorstellen soll, ihren Wohnsitz darin nimmt. Die Männerfiguren mit dem schildartigen Zierat, sowie die Frauenbilder werden auf Gräber gestellt, die mit geschwungenem Schwert bewaffneten dagegen in den Häusern angebracht. Will jemand den Beistand eines Korwar anrufen, oder sich bei einem solchen Rats erholen, so hockt er vor dem Bilde nieder und legt die mitgebrachten Opfer: Tabak, Stückchen Baumwollenzeug, Glasperlen u. s. w. vor denselben auf den Boden nieder. Er spricht nun über die Ursache seines Anliegens und teilt dem Korwar seine Wünsche mit. Ueberkommt den Supplikanten während der Verrichtung dieses Aktes Niesen, Zittern oder irgend ein anderer körperlicher Reiz, so gilt dies für ein ungünstiges Zeichen, und die Angelegenheit, um die es sich handelt, hat dann keinen Fortgang.

Ueberhaupt spielen Aberglaube und Zauberei eine Hauptrolle im Leben des Papua. Anlaß dazu findet er auf Schritt und Tritt. So glaubt er fest daran, ein fremder Mensch sei im Stande das Feuer seiner Hütte zu verderben und dann müsse ein Todes-

fall eintreten; der Fremde brauche dazu bloß ein Stückchen Holz mit einem gewissen Gemurmel ins Feuer zu werfen. Ebenso hegt er große Furcht vor den Geistern erschlagener Personen, weshalb auch deren Leichen unbeerdigt auf der Stelle liegen bleiben, wo sie ermordet wurden. Wird ein Totschlag im Dorfe verübt, so versammeln sich die Bewohner mehrere Abende hinter einander und erheben ein erschreckliches Geschrei, um die Seele zu verjagen, falls diese gesonnen wäre ins Dorf zurück zu kehren. Für die Geister der an Krankheit oder in Folge unglücklicher Zufälle Gestorbenen werden auch in der Form eines Hauses zugehauene Holzklötze auf Bäumen hier und dort im Walde befestigt, im Glauben, die Seelen schlügen darin ihren Wohnsitz auf. Die mit Lappen umwickelten Holzstückchen, welche die Männer um den Hals tragen, haben die Kraft, das Leben des Trägers unter gefährlichen Umständen zu beschirmen. Um sich aber den Ausschlag einer Unternehmung zu vergewissern, geht man auf verschiedene Weise zu Werk. Eine davon besteht darin, daß man einen Tropfen Speichel auf die Handfläche fallen läßt; spritzt er dabei aus einander, so gilt dies für ein gutes Omen. Steht jemand im Verdacht, ein schweres Verbrechen begangen zu haben, so unterwirft man ihn einem sogenannten Gottesurteil. Er muß z. B. mit der Hand irgend einen kleinen Gegenstand aus einem Topfe voll kochenden Wassers holen; oder man legt ihm eine glühende Kohle in die Hand u. s. w. Bleibt die betreffende Person unverletzt, so gilt dies für einen Beweis von Unschuld. Bei den Arfaken nimmt man zur Entdeckung eines Missethäters in der Regel zu einem Reinigungseid seine Zuflucht, der auf irgend eine Waffe geleistet werden muß. Stürzt ein Haus ein, so gerät das ganze Dorf in Aufruhr, da man das Ereignis als einen Ausfluß vom Zorn der Korwar des Dorfes betrachtet, welche die Manoën auf dasselbe losheßen. Unternimmt ein Teil der Bewohner eine Reise von längerer Dauer, so holen die Zurückgebliebenen ein 16 m und mehr langes Stück Rotang und verteilen sich nun in zwei an Körperkraft möglichst gleiche Parteien, von welchen eine die Abgereisten, die anderen die Zurückgebliebenen vorstellt. Jede Partei greift eine Ende des Rotangs und zieht mit Aufbietung aller Kräfte daran; bricht der Rotang, oder muß die Partei, welche die Zurückgebliebenen vorstellt, ihr Ende loslassen, so gilt dies für eine Bürgschaft des günstigen Ablaufs der Reise. In der letzten Nacht vor dem Auszug oder der Ausfahrt wird im Dorfe die möglichste Stille beobachtet, um selbst den leisesten, von außen her kommenden Ton auffangen zu können, weil jeder verdächtige Laut, wie das Brechen eines Baumastes, das Geschrei eines Kakadus u. s. w. für ein ungünstiges Vorzeichen gilt. Bei dem oben beschriebenen Fischfang durch Vergiftung des Wassers endlich müssen die am Strande zurückgebliebenen sich totenstill halten und die Blicke nur auf ihre auf dem Wasser befindlichen Genossen richten; namentlich aber darf keine schwangere Frau dabei gegenwärtig sein und nach dem Wasser schauen, weil dann das Betäubungsmittel sogleich seine Kraft verliert, in Folge dessen die Fische natürlich nicht sterben. (Ausführliches siehe bei A. B. Meyer, Notizen über Glauben und Sitten der Papuas des Mafoor'schen Stammes auf Neuguinea, in den Mitteil. d. Gesellsch. f. Erdk. zu Dresden. Bd. XII, 1875, S. 23—37.) Bei den Arfaken ist Götzendienst unbekannt, weshalb es dort auch keine Korwar, wie bei den Maforesen, giebt; wohl aber sind auch sie in der tiefsten Finsternis eines oft lächerlichen Aberglaubens befangen, der mit beinah allen Vorgängen des Alltagslebens in Verbindung gebracht wird. Allgemein verbreitet ist der Glaube an böse Geister, worunter auch die Seelen der Verstorbenen begriffen werden. Diese schwärmen in den Wäldern umher und werden so sehr gefürchtet, daß kein Arfak den Muth hätte, bei Nacht einen Wald zu betreten.

Von einem Fortbestehen nach dem Tode haben die Papua einen dunklen Begriff; letzteres findet ihrer Meinung nach in gleichen Verhältnissen statt, wie auf dieser Welt, und zwar unter der Erde. Priester giebt es nicht, wohl aber Zauberer („Kokinsor"), welche Beschwörungen machen, Zaubereien verrichten und Kranke heilen, wofür sie eine geringe Bezahlung in Tauschwaaren oder Lebensmitteln erhalten.

Seit 1855 sind sowohl in Doreh und Mansinam wie auch an anderen Orten der Geelvinksbai europäische Missionäre ansässig, zuerst durch die Goßner'sche Gesellschaft in Berlin und dann durch den Utrechter Missionsverein abgesandt. Die Ansiedelung dieser Missionäre hat aber bis jetzt keineswegs die

gewünschten Früchte getragen. An Eifer und gutem Willen fehlt es den Missionären zwar nicht. Ihre gewöhnliche Beschäftigung besteht im Schulunterricht, in Zusammenkünften mit Erwachsenen an bestimmten Wochentagen und dem Gottesdienst an Sonntagen. Einige Papua machen davon Gebrauch, einzelne sogar ziemlich regelmäßig. Sie hören andächtig zu und stellen mitunter Fragen über dasjenige, was ihnen vorgetragen wird; allein vom Uebertritt zum Christentum hat man bis jetzt nur sehr wenige oder gar keine Beispiele. Der Papua ist eben zu unkultiviert, um ein tieferes religiöses Bedürfnis zu empfinden; ebensowenig wie die christliche Lehre würde der Islam bei ihm Eingang finden, wenn Versuche gemacht werden sollten, demselben auf Neuguinea Verbreitung zu verschaffen. (Van der Aa, Reizen naar Nederlandsch Nieuwguinea, S. 66—67 und 71.) Immerhin hat derselbe dort hier und da Fuß gefaßt, und namentlich auf den westlichen Inseln, z. B. auf Misool, ist er, wenn auch ziemlich oberflächlich, angenommen.

Ungeachtet des niedrigen Grades von Entwicklung unterscheiden die Papua nichtsdestoweniger die hauptsächlichsten Sternbilder und haben eine Zeitrechnung. Von dem Wesen der Sonne („Ori") und des Mondes („Paik") haben sie freilich nicht die geringste Vorstellung. Von den Sternen unterscheidet man Venus als Morgen- und als Abendstern, weiterhin Jupiter und Orion. Das Jahr teilen sie, die Mondphasen zur Basis nehmend, in zwölf Teile ein, von Vollmond zu Vollmond rechnend. Diese Teile werden nach den darin kulminierenden Sternen oder der vorherrschenden Witterung benannt.

Die Sprache der Papua wird als eine ganz wohlklingende und sehr reiche bezeichnet; für einen und denselben Gegenstand besitzt sie mehrere Bezeichnungen, z. B. für die Kokosnuß deren acht und jeder einzelne Teil der Nuß hat wieder einen besondern Namen. Dagegen gab es natürlich für manche Dinge, z. B. Flaschen, Nägel u. drgl. gar keine Benennungen, und die Papua der Astrolabebai haben dafür die ihnen von Miklucho-Maclay mitgeteilten russischen Bezeichnungen angenommen, ein Vorgang, auf den das Augenmerk späterer Ethnographen zu richten ist. Besondere Eigennamen kommen in ihrer Sprache nicht vor. Die Papuaidiome bedienen sich ein- und mehrsilbiger Wurzeln und vollziehen die Sinnbegrenzung durch Präfixe und Suffixe, deren ursprüngliche Bedeutung meist dem Sprachverständnis entschwunden ist. Herrn von der Gabelentz' Untersuchungen führten anscheinend zu dem Schlusse, daß die papuanischen Inselsprachen mehr mit der polynesischen gemein haben, als aus einer bloßen Entlehnung der einen aus der andern hervorgehen kann. Doch könnte erst eine genauere Untersuchung papuanischer Sprachen auf Neuguinea genügendes Licht über die linguistische Verwandtschaft bringen, und von dieser ist bislang nur die Maforsprache etwas genauer bekannt. (Siehe darüber Fried. Müller, Einleitung in die Sprachwissenschaft. Wien 1876. 8°. Bd. I, 2. Abthlg., S. 30—47.) Nach dieser zu urteilen sind aber die Papuasprachen von den malayo-polynesischen (samt den mit fremden, d. i. Papuaelementen bedeutend versetzten melanesischen) grundverschieden, weshalb Müller vom sprachlichen Standpunkte aus auch an der Verschiedenheit der Papua von den Melanesiern festhält.

Bei dem Stande unserer Kenntnisse kann eine Vergleichung der reinen Papuaidiome untereinander nur äußerst mangelhaft sein; doch scheint es ziemlich sicher, daß die verschiedenen auf Neuguinea gesprochenen Dialekte mit einander in einem tieferen Zusammenhange stehen. (Müller, Allg. Ethnographie, S. 138.)

Die Mischlinge Melanesiens.

Allgemeines.

Dunkelfarbige Menschen sind die Bewohner der weiten Inselflur, für die in Ermanglung einer bessern die Bezeichnung Melanesien vorläufig beibehalten wird. Man versteht darunter alle Eilande und Inselgruppen von Neuguinea im Westen bis zum Vitiarchipel im Osten. Daß die spärlichen Eingebornen der Neuguinea zunächst umgebenden Inseln Papua sind, wird von niemanden ernstlich bestritten; nennt man doch geradezu „Papuainseln" jene nördlich von Neuguinea gelegenen Inselgruppen, welche eine Ellipse bilden, deren größter Durchmesser von Ost nach West verläuft, und die Eilande Neuhannover, Neuirland und Neubritannien umfaßt. Aber auch darüber hinaus, auf den übrigen melanesischen Inseln, herrscht vorwiegend der papuanische Typus, wenn auch, freilich in sehr verschiedenem Grade, von polynesischem Volkstume beeinflußt. Es fällt auch keineswegs die ethnographische stets mit der geographischen Grenze zusammen, welche die Erdkundigen dem Begriffe Melanesien ziehen wollen; denn papuanische Elemente spielen über die breite Meeresstraße hinüber, welche sowohl Mikronesien als das eigentliche Polynesien von Melanesien scheidet. So wird die wichtige Vitigruppe ihrer natürlichen Lage nach von den meisten Geographen, G. v. Klöden obenan, mit Recht zu Polynesien gerechnet, während über den papuanischen Charakter ihrer Bewohner in anthropologischer Hinsicht kaum mehr ein Zweifel herrscht. Umgekehrt haben Miklucho-Maclays Untersuchungen ergeben, daß die Bewohner des im äußersten Westen Melanesiens gelegenen Ninigo-Archipels, der Echiquier- oder Schachbrettinseln der Karten, keine Papua, sondern Mikronesier sind. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1878, S. 108.) Im allgemeinen aber läßt sich behaupten — und dies entspricht wohl auch den natürlichen Verhältnissen, — daß die Reinheit des Papuatypus abnimmt mit dem Fortschreiten gegen Osten, und umgekehrt, der polynesische Einfluß in Sprache und Sitte mit jenem gegen Westen. Sehr bedauerlich bleibt es, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der uns hier interessierenden Inselgruppen noch gar nicht oder nur sehr ungenügend erforscht ist; erst wenige neuere Reisen haben über sie einiges Licht zu verbreiten begonnen. Dankenswerte Aufschlüsse brachte die Kreuzfahrt des von Albert Hastings Markham befehligten englischen Kriegsschiffes „Rosario" (siehe Markhams Buch: The Cruise of the Rosario amongst the New Hebrides and Santa Cruz Islands. London 1873. 8°.), hauptsächlich

aber die Erdumseglung der deutschen Kriegskorvette „Gazelle", welche unter dem Befehle des Kapitäns zur See, Freiherrn v. Schleinitz, zur Beobachtung des Venusdurchganges 1874 deutsche Gelehrte nach der einsamen Kergueleninsel zu bringen beauftragt war; sie nahm ihren Weg über den Archipel von Neubritannien, die Salomoninseln und die Neuhebriden nach Neuseeland, berührte also gerade die interessantesten Partien Melanesiens, mit welchen die große englische Challengerexpedition bloß sehr oberflächliche Bekanntschaft machte. Im folgenden war ich bemüht, die Ergebnisse dieser Untersuchungen, soweit sie die Völkerkunde betreffen, in gedrängter Kürze zusammenzustellen.

Neue ethnologische Entdeckungen auf Neuguinea.

Am reinsten hat sich, allen Zeugnissen zufolge, die Papuarasse auf der noch sehr ungenügend erforschten Insel Neuguinea bewahrt, obgleich auch dort schon, namentlich auf der westlichen Hälfte, seit neuerer Zeit Mischungen mit asiatischen Malayen sich vollzogen haben sollen. (Peschel, Völkerkunde, S. 358.) Dem widerspricht allerdings sehr entschieden Dr. Adolf Bernhard Meyer, einer der jüngsten Erforscher des nordwestlichen Neuguinea, wenigstens für die von ihm besuchten Teile, wo, wie er betont, malayische Niederlassungen nicht existieren und niemals existiert haben. (Anthropologische Mitteilungen über die Papuas von Neuguinea. Wien 1874. 8°. S. 7.) Auch zwischen den Küsten- und den Gebirgsbewohnern besteht im Westen, diesem Gewährsmanne zufolge, kein typischer Unterschied, am allerwenigsten könne man dort von einer andern Rasse sprechen, welche die französischen Reisenden in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts entdeckt haben wollten. Indes fielen doch am Macéluergolfe, welcher von Westen her tief in die Südküste des westlichen Neuguinea einschneidet, den Offizieren des deutschen Kriegsschiffes „Gazelle" zwei ganz verschiedene Typen in der Bevölkerung auf: der Bewohner des Innern, der eigentliche, sehr dunkelbraune Papua und ein anderer, kleinerer, rötlichbrauner Menschenschlag, welcher aus der Mischung des ersteren mit Malayen, die der Handel dorthin führt, hervorgegangen zu sein scheint. (Zeitsch. d. Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin, 1877, S. 232.) Und vollends im Südosten der Insel wohnen — dies räumt auch Dr. Meyer ein — Menschen von hellerer Hautfarbe, eine Thatsache, welche neuere Untersuchungen völlig außer Zweifel stellten, wenn gleich freilich über deren ethnologische Stellung unter den Sachverständigen noch gestritten wird.

Der italienische Forscher Luigi Maria d'Albertis bestätigt geradezu das von Wallace und Andern behauptete Vorhandensein zweier Rassen auf Neuguinea, wovon die eine, physisch und geistig der andern überlegen, letztere in das Innere des Landes zurückgedrängt hat. Sie ist hellhäutiger, größer und hat kürzere Kiefern als jene. Im allgemeinen, meint d'Albertis, scheint der Westen Neuguineas von den eingebornen Papua, der Osten hingegen von der höher stehenden Rasse bewohnt. D'Albertis begleitete 1875 und 1876 den englischen Missionär S. Mac Farlane bei seinen Entdeckungsfahrten auf dem Flyflusse, der im großen Papuagolfe an der Südküste der Insel in das Meer sich ergießt, und drang auf jener Wasserstraße 675 km (bis zu Snake Point) in das Herz des Landes ein. Es gelang ihm, sich in den Besitz von 40 Schädeln beider Geschlechter

und jeglichen Alters zu setzen, welche fast sämtlich dolichokephal waren. Die überall sehr zahlreichen Eingebornen, mit welchen sich kein freundlicher Verkehr anknüpfen ließ, und von denen einige eine auffällig helle Farbe an sich trugen, schienen ohne Frage der Rasse des östlichen Neuguinea anzugehören, die, wenn mit Schwarzen des Nordwestens der Insel untermischt, doch die Gebräuche des Ostens in Kleidung, Gerätschaften, Häusern u. s. w. behält. Es machte sich ein gewisser Grad von Civilisation bei ihnen bemerkbar. Sie lebten vom Fischfang und der Jagd, zogen Bananen, Taro (Arum) und Tabak. Perlmuscheln dienten ihnen zu Schmucksachen. D'Albertis Reisegefährte, Mac Farlane, berichtet ferner, daß die Bewohner von Kerepunu und Hula, Hood Bay, an der Südostküste bei weitem die schönsten Eingebornen seien, welche er auf dieser Insel gesehen, wie auch die betriebsamsten, die ihm überhaupt in der Südsee vorgekommen. Die Dörfer sind auffällig nett und sauber, die Häuser und Kanoen gut gebaut und die Plantagen gleichen schön gepflegten Gärten in Europa. Mac Farlane sah die Arbeiten in den verschiedenen Stadien. Das Land wurde, als wäre es gepflügt, von in einer langen Reihe aufgestellten Männern mittelst zugespitzter Stöcke, welche zu gleicher Zeit in den Erdboden gesteckt wurden und dann als Hebel dienten, umgeworfen. Der so gebrochene Boden ward hierauf von den Frauen geebnet und mit Bananen, Zuckerrohr, Yams u. s. w. auf langen Beeten, so gerade wie ein Pfeil, bepflanzt. Mac Farlane fand viele Quadratkilometer solcher Anpflanzungen, alle waren eingefriedet und von Unkraut rein gehalten. Die Leute beobachteten bei ihrer Arbeit Regelmäßigkeit und Verteilung. Zwei Tage wurde gearbeitet und den dritten geruht, und während ein Teil dem Ackerbau oblag, besorgte der andere wieder den Fischfang.

Noch weiter östlich, richtiger südöstlich, lernte Kapitän John Moresby, der Befehlshaber des „Basilisk", 1872—1873 Land und Menschen auf Neuguinea und den von ihm dort entdeckten Nachbarinseln kennen. Ihm zufolge gehören die diesmal als friedlich und gastfreundlich geschilderten Bewohner dieser Küsten der malayischen Rasse an (Journal of the R. geograph. Society 1875, S. 163 und Rev. d'Anthrop. 1878, S. 335—337). Sie unterscheiden sich wesentlich von den hochgewachsenen, muskelstarken, düsterblickenden Wilden an der Torresstraße. Moresby schildert sie als kleine, leichtgebaute, kupferfarbige Leute, mit hervorstehenden Backenknochen, leichtgebogenen Nasen und entsprechendem, oft außerordentlich schönem Gesichtsausdrucke. Ihre Häuser sind häufig auf hohen Pfählen erbaut, und die fleißigen Insassen verstehen sehr gut Töpferwaren herzustellen. Den meisten unter ihnen ist der Gebrauch des Eisens unbekannt, ihre Werkzeuge sind aus einem grünen Steine gefertigt. Sie wiesen den Tausch einer Steinaxt gegen eine Eisenhacke verächtlich von sich, gaben sie jedoch wenige Augenblicke später für etliche bunte Glasperlen mit Freuden hin. Ihre Waffen bestehen in Speeren, Keulen, Schlingen und steinernen Tomahawks. Sie haben keine Bögen und offenbar hatten sie nie vorher noch einen Schuß gehört. Der Anblick des Schiffes erfüllte sie, die auch noch nie einen Weißen gesehen, mit Erstaunen und die Weiber schraken vor ihrem Spiegelbilde entsetzt zurück, was Moresby boshafterweise sehr begreiflich findet. Unter sich scheinen sie dem Kannibalismus ein wenig ergeben, doch kehrten sie diese Neigung den Weißen gegenüber nie heraus. Die Frauen werden von den Männern gut behandelt und sie danken damit, daß sie diese oft mit Kanoerudern durchprügeln. Die Leute waren im Beginne sehr schüchtern, wurden jedoch allmählich zutraulicher. Einer der kühnsten unter ihnen ließ sich endlich bereden, auf Deck zu kommen. Erst blickte er in höchster Verwunderung erschreckt umher, dann bearbeitete er mit ungeheurem Eifer mittelst des Daumens und Zeigefingers seine Nase, mit der anderen Hand seinen Mittelkörper betastend. Der Dauer und dem Eifer dieser Procedur entnehmend, daß sie eine besondere Bedeutung haben müsse, ahmten dieselbe Alle auf dem Schiffe nach und der Mann legte nun, offenbar freudig bewegt, alle Scheu ab und zeigte sich ganz vertrauensvoll. Auf gleiche Weise wurde die ganze Schar gewonnen und das Eingehen auf diese Etikette erwies sich auch noch bei andern Gelegenheiten auf Neuguinea als höchst förderlam. (Siehe Moresby: Discoveries and Surveys in New-Guinea and the D'Entrecasteaux Islands. London 1876. 8°.)

Ein weniger erbauliches Bild entwirft Andrew Goldie von den Leuten in der Umgebung von Port Moresby, offenbar ziemlich nahe Nachbarn der vorigen. Sie sind, erzählt er, von Natur große Bettler und arge Diebe. Sie halten das Stehlen, wenn man dabei nicht abgefaßt wird, für eine ganz besondere Tugend; läßt sich jedoch ein Dieb ertappen, so wird er wegen seiner Ungeschicklichkeit mit aller Strenge bestraft. Ein großer Neufundländer Hund, welchen Goldie mit sich führte, jagte ihnen großen Schrecken ein und sie wußten gar nicht, was aus dem Tiere machen. So oft man Eingebornen,

die auf der Känguruhjagd begriffen, begegnete, flohen sie eiligst davon, aus Furcht nicht sowohl vor den fremden Weißen, als vor dem Hunde. Sie waren außerordentlich kräftige Menschen und im Stande, schwere Lasten auf 8—10 km, ohne auszuruhen, fortzutragen und zwar mit einer Geschwindigkeit, welcher ein frei gehender Europäer nicht folgen kann. Die einzelnen Stämme leben in großer Feindschaft mit einander und kein Eingeborner wagt deshalb, die Grenze seines Gebietes zu überschreiten.

Nach diesen Beobachtungen muß man die Behauptung von der Rasseneinheit aller Bewohner Neuguineas, wie A. B. Meyer sie verficht, zum mindesten für stark erschüttert halten, und es geht wohl schwer an, mit ihm und Meinicke (Die Inseln des Stillen Oceans. Leipzig 1875. 8°. Bd. I, S. 115) die vorhandenen Verschiedenheiten auf die den Melanesiern — denn zu diesen rechnet letzterer die Papua — eigentümliche Variabilität in der äußeren Erscheinung zurückzuführen. Jedenfalls täuschte sich dieser sonst sehr verdiente Gelehrte in der Meinung, daß die verschiedenen Typen sich nicht räumlich von einander geschieden finden (a. a. O.), denn eine solche Grenze zwischen dem dunkeln und dem hellen Menschenschlage auf Neuguinea ist in Wirklichkeit vorhanden. W. Wyatt Gill, ein englischer Missionär, welcher 1872 dreimal die Südküste Neuguineas besuchte, konstatierte, daß alle Küstenbewohner im Westen des Fly schwarz sind, die Eingebornen an der Redscarbai dagegen von lichtkupferbrauner Färbung. Sein Amtsbruder A. W. Murray bestimmte noch genauer und schärfer, nämlich etwas westlich vom Manumanufluſſe (dem Towtau der englischen Admiralitätskarten) die Grenze zwischen zwei wesentlich verschiedenen Volksstämmen, welche von den englischen Reisenden als papuanische und malayische Rasse bezeichnet werden (Journal of the R. geograph. Society 1874, S. 29 und Petermanns Geograph. Mitteil. 1874, S. 115). Die Hautfarbe der Anwohner des Manumanu, sagt Gill, ist dieselbe, wie die der Samoa- oder Raratongainsulaner; mit letzteren stehen sie auch unbestreitbar in linguistischer Verwandtschaft, nach den von Gill mitgeteilten Sprachproben zu urteilen. Und der in Port Moresby stationierte Missionär W. G. Lawes schreibt darüber: „Daß dieses Volk malayischen Ursprungs ist, unterliegt, glaube ich, keinem Zweifel. Ihre Sprache schon zeigt es zur Genüge. Sie bewohnen nur die Küste. Die Buschmänner aus dem Innern, von denen ich einige sah, haben eine dunklere Hautfarbe, eine schönere Gestalt und sprechen eine gänzlich verschiedene Sprache; sie sind unzweifelhaft die Eingebornen des Landes“ (Petermanns Geograph. Mitteil. 1876, S. 196); in der körperlichen Entwicklung stehen die Manumanu-Leute weit zurück, meist bleiben sie unter mittlerer Größe, bisweilen haben sie zwerghafte Gestalten. Auch Octavius C. Stone, der im Oktober 1875 in Port Moresby und Umgebung sich aufhielt, bestätigt ausdrücklich die physische Verschiedenheit der Bewohner des Ostens von jenen des Westens auf Neuguinea (Journal of the R. geograph. Society 1876, S. 39). Ob es sich nun dabei wirklich um Rassenunterschiede handelt, muß erst die Zukunft zeigen; vor allen Dingen fehlt es noch gar sehr an den notwendigen linguistischen Grundlagen. Miklucho-Maclay, welcher unlängst in Sydney Gelegenheit hatte, zwei Repräsentanten dieser sogenannten „gelben Rasse“ vom Südosten Neuguineas zu sehen, ist der Ansicht, daß dieselben absolut keine Beimischung von malayischem Blute zeigen (Verhandl.

d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1880, S. 90), womit freilich ihre Zuweisung zu den Papua auch noch nicht ausgesprochen ist.

Anachoreteninseln.

Da, wie schon erwähnt, die westlichste Inselgruppe Melanesiens, der Ninigoarchipel, eine mikronesische Bevölkerung hat, so treten wir die Wanderung durch die melanesische Eilandsflur am besten mit den drei dicht beisammenliegenden Anachoreteninseln an. Die „Gazelle" fand dort, wie Kapitänlieutenant H. Strauch berichtet, eine nicht sehr dunkle, braunrote, besser leicht kastanienbraune, gemischte, nicht sehr muskulöse Rasse von mittlerer Statur — einige kaum 1,69 m hoch — aber mit guten Figuren und nicht rein papuanischen Gesichtern, ein bei niedrigem Kulturstande ganz friedliches Völkchen. Die wenigen Frauen, welche gesehen wurden, waren ziemlich klein, mit breiterer Nase als die Männer, und durchaus wohlgenährt.

Im allgemeinen haben diese Insulaner die Nase gebogen, aber nicht breit, den Mund nicht aufgeworfen, nicht einmal dick; ihr Haar ist kraus, dicht, nicht in Büscheln wachsend, und ziemlich lang (Zeitsch. f. Ethnologie, Berlin 1877, S. 35). Sie tragen dasselbe großenteils kurz; wenn etwas länger, so ist es auf dem Hinterkopf gebunden oder in ein paar quer über dem Scheitel liegenden Rollen frisiert. Bart in verschiedenen Formen schmückt bei Einigen Wangen und Kinn, hier bis zu 30 cm lang. Die Männer sind mit einer Binde aus Baststoff zwischen den Beinen, die Frauen mit großem wulstigem, 65 cm langen Schurz aus Palmblättern vorn bekleidet, der einfach an einer Bastschnur oder auch an einem etwa 25 cm breiten Gürtel von Flechtwerk befestigt ist. Tättowierung ist nicht üblich, wohl aber bei den Weibern eine seltsame Entstellung der Ohrlappen, welche durchlöchert und, mit Holzringen versehen, allmählich so erweitert werden, daß sie bis auf die Schulter hinunterreichen. Zum Schmuck, mit dem bloß die Männer sich behängen, dienen Ketten von roten Fruchtkernen mit „Muschelperlen" um den Hals, dann Federn. Die unsaubern Hütten haben keine Seitenwände und sind eigentlich nur ein halbrundes mit Palmblätter gedecktes Dach von 5—10 m Länge. Die einzige Waffe ist der Speer von sehr verschiedener Länge, aus braunem harten Holz, oben mit Widerhaken versehen. Schießwaffen sind den Eingebornen sehr wohl bekannt und erregen bei ihnen große Furcht; der Gebrauch von Eisen oder andern Metallen ist aber unbekannt. Sie besitzen dagegen mitunter ziemlich große, in besondern Bootshäusern aufbewahrte Kanoen mit Mattensegeln, wie man sie auf der nicht fernen Neubritanniagruppe nicht findet, sonst aber nur kleine elende Böte aus einem ausgehöhlten Baumstamme und mit einem Ausleger versehen. Als Probe ihrer Kunstfertigkeit rühmt Strauch eine sehr zierlich aus weichem Holz geschnitzte Büste, einen bärtigen Mann vorstellend. Von der Sittlichkeit der Anachoreteninsulaner gestatten ihm aber die in wenigen Stunden gemachten Erfahrungen nur eine äußerst geringe Meinung zu hegen. (A. a. O. S. 35—39 und Zeitsch. d. Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin 1877, S. 239.)

Admiralitätsarchipel.

Südöstlich von den Anachoreten liegt ein Archipel von 25 Inseln, welcher im weitern Sinne zu der noch so wenig erforschten Neubritanniagruppe gehört und unter dem Namen Admiralitätsinseln bekannt ist. Das Haupteiland Taui ist von Miklucho-Maclay zu anthropologischen Zwecken besucht worden,

während die englische Expedition des Challenger auf Wild Island sich aufhielt. Den Typus der Eingebornen fand der russische Gelehrte nicht sehr verschieden von dem der Papua Neuguineas, ihre Hautfarbe soll aber weniger dunkel gefärbt und ihr ganzes Aussehen jenem von Europäern nicht unähnlich sein.

Lanze mit Spitze von Obsidian.

Nach Miklucho-Maclays Messungen schwankt der Wuchs dieser Insulaner zwischen 1470—1780 mm bei Männern und 1460 bis 1670 mm bei Weibern, doch sah er auch noch größere. Die alten Weiber waren meist alle sehr mager, und mit ihrem rasierten Kopfe, dessen nicht unbedeutenden Hautfalten, ihren zusammengeschrumpften Busen und hageren Beinen gleichen sie bedeutend alten Männern. Aus 106 Kopfmessungen ergab sich ein Breitenindex: für die Männer von 73,2—84,5, für Kinder unter zwölf Jahren von 75,8—79,8, für die Weiber von 70,5—78,6. Das Kopfhaar, welches genau mit jenem der Papua übereinstimmt, wird von den Männern lang und in sehr verschiedenen Coiffuren geordnet getragen; die Haare im Gesicht, selbst die Augenbrauen, werden dagegen ausgerissen oder mit einem Obsidianbruchstück rasiert, welches auch zum Tättowieren dient (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1878, S. 110—111). An sonst wichtigen anatomischen Eigentümlichkeiten sind hervorzuheben: die auffallend großen Zähne, von welchen einige Schneidezähne (dentes incisivi) mit einer Zahnkrone von 22 mm Länge, andere von 19 mm Breite gemessen wurden; die Dicke von einigen derselben war nicht geringer als 11 mm. Von dem beständigen Betel- und Pinangkauen ist der Schmelz wie mit einer schwarzen Politur bedeckt. Bei geschlossenem Munde ragten bei Einigen die Zähne zwischen den Lippen hervor. Miklucho-Maclay beobachtete diese Erscheinung zuerst bloß auf Taui und der benachbarten Insel Agomes oder Groß Hermit (a. a. O. 1876, S. 291), glaubt aber, daß dieselbe nicht auf jene zwei Eilande allein beschränkt sei, sondern daß sie dem ganzen melanesischen Stamme zukomme. Dasselbe gilt vielleicht auch von der auf Taui wie auf Agomes beobachteten auffälligen Kleinheit des in der Bulla ovum verborgenen Körperteiles, was um so merkwürdiger ist, als gerade bei den Negern, die von allen Menschenvarietäten nebst den Hottentotten und Kaffern jedenfalls die den Melanesiern am nächsten stehende sind, das andere Extrem, eine bedeutende Größe, gefunden wird (a. a. O. 1878, S. 113—115). Endlich ist auch noch die Kürze der großen Zehe, welche, statt die anderen an Länge zu übertreffen, um 5—14 mm kürzer als die zweite ist, dann die nicht selten vorkommende seitlich gedrehte Stellung der äußeren Zehen, besonders der vierten und fünften zu erwähnen. Auch deutet wohl die bei einzelnen Individuen staunenswerte Entwicklung der Muskulatur der Zehen auf die einstige Verwendung des Fußes als Greifwerkzeug, wie bei den Affen; bei ruhig liegenden Füßen konnten nämlich die drei ersten Zehen abwechselnd eine über die andere mit einer solchen Leichtigkeit und Geschwindigkeit geschlagen werden, als ob es Finger wären.

Die Gelehrten des Challenger beschreiben die Admiralitätsinsulaner als sehr dunkelbraun, aber keineswegs negerartig, ihre Nasen sind sehr wohlgeformt. Die Männer waren alle wohlgewachsen und kräftig, die Frauen aber standen weit hinter ihnen zurück und der stete Gebrauch der Betelnuß gab ihnen ein recht abstoßendes Aussehen. Sie waren alle mehr oder weniger tättowiert und mit eingebrannten Halbkreisen bedeckt. Auf Wild Island, im Nares-Harbour, zeigten sich die Eingebornen zutraulich, ja zudringlich, legten zum Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung Speere und Messer weg und gestatteten den Fremdlingen ungehinderten Zutritt zu ihren Hütten. Aber ihrer Freundlichkeit ungeachtet, ist bei ihnen die Vorliebe für Menschenfleisch fast über allen Zweifel erhaben. Denn nicht nur waren in ihren Hütten überall menschliche Knochen zu sehen, auch durch Zeichensprache gaben sie recht deutlich zu ver-

Festliche, aus leichtem Holz geschnitzte, weiß, rot und schwarz bemalte Kopfbedeckung von den Admiralitätsinseln.

stehen, daß sie einander oder auch die Engländer unbedenklich verspeisen würden. Von Gräbern oder irgend welcher Bestattungsweise der Toten fand sich keine Spur, und so drängte sich den Besuchern der Verdacht auf, daß sie ihre toten Angehörigen weder begraben noch verbrennen, sondern verzehren. Die Eingebornen sind offenbar an den Besuch Fremder gewöhnt, da sie Perlmutter und Schildpatt verpackt zum Tauschhandel bereit halten. Ihre Kanoen waren sehr verschieden von jenen der Papua: doppelt so groß und fähig, 10—16 Mann zu halten. Auch ihre Waffen sind ganz verschieden; da sind keine Bogen und Pfeile zu sehen, sondern leichte Speere von 1,80—2,10 m, mit schweren Köpfen von Obsidian (Glasachat), wie auf S. 104 abgebildet. Zum Wurfe werden sie nahe beim Kopfe in der Hand gehalten und dann mit großer Kraft und Präzision geschleudert. Unter ihren sonstigen Gerätschaften scheint nur eine Krummaxt aus Muschelschale am bemerkenswertesten.

Es ist offenbar, daß die Eingebornen keinerlei Verkehr mit Neuguinea haben. Sie hinderten nicht am Landen, suchten aber im Anfange die fremden Besucher von den Dörfern fern zu halten, standen jedoch ziemlich bald auch davon ab. Der Tauschhandel wurde in freundlichster Weise betrieben; Eisenringe, bunte Tücher und Beile waren ganz besonders begehrt und dafür Perlmutter, Schildpatt und Waffen geboten. Etliche eingeborne Männer ließen sich bewegen, an Bord des Schiffes zu kommen, allein sie waren sehr schüchtern und brachten den Eindruck hervor, als wären sie schon von Menschenfängern heimgesucht worden. (W. J. J. Spry, Die Expedition des Challenger. Deutsch von H. v. Wobeser. Leipzig 1877. 8°. S. 244—247.) Von Civilisation konnte man auch nicht die allergeringste Spur entdecken, trotz alledem bekunden sie aber doch einen gewissen Grad von intellektueller Entwicklung und Kunstsinn, indem sie Kanoen, Häuser, Waffen und fast alle Hausgeräte mit mühsam ausgearbeiteten Schnitzereien und Malereien verzieren. Endlich besitzen sie ein einer Hausflöte nicht unähnliches Musikinstrument.

Archipel von Neubritannien.

Eingehendere Beobachtungen stehen uns, doch erst seit jüngster Zeit, über den Archipel von Neubritannien zu Gebote. Die allerneuesten rühren von dem englischen Missionär Georg Brown her (Rev. d'Anthrop. 1880, S. 141 bis 144); auch hielt sich im Spätsommer 1875 die „Gazelle" sowohl auf der westlichsten Hauptinsel Neuhannover, als auch auf Neuirland und dem eigent-

lichen Neubritannien*) längere Zeit auf. Auf allen dreien fanden Berührungen mit der eingebornen Bevölkerung statt und ergaben sich Beziehungen verschiedener Art zu derselben, welche charakteristische Schlaglichter auf das Leben und Treiben dieser unerzogenen Naturkinder warfen. Nach Professor Theodor Studer aus Bern, welcher die „Gazelle" als Naturforscher begleitete, sind dieselben Melanesier, d. h. Papua; doch bestehen unter ihnen merkliche äußere Unterschiede. Die Neuhannoveraner sind mittelgroß, zum Teil kräftig muskulös und wohlgebaut, rotfarben, mit sehr zurückweichender Stirn, breiter dicker Nase, etwas großem Mund, auffallend langen Extremitäten und krausem, meist kurz geschorenem, in Büscheln wachsendem Haar. Auf Neuirland bleibt die Körpergestalt im allgemeinen hinter jener der Neuhannoveraner zurück, die Bevölkerung im Norden der Insel erscheint ärmlicher, weniger kräftig, selbst schwach, im Süden dagegen entschieden stärker, bei Port Sulphur auch um ein geringes heller. Noch um vieles lichter als die Leute auf den beiden Inseln sind die Neubritannier; ihr Haar ist länger und nicht sehr kraus, ihre Figur meistens kräftig und wohlgebaut, nach Dr. Benda aber schwächlich, vielfach unproportioniert, die Muskulatur wenig entwickelt. Die Körpergröße beträgt 150—170 cm (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1880, S. 112). Sie haben schmale Hochschädel (Hypsistenokephale), für deren Kapazität im Durchschnitt sich 1232 ccm ergiebt, schwankend zwischen 1530—990 ccm. Dem Charakter nach werden die Bewohner des ganzen Archipel geschildert als genügsam, ziemlich harmlos, friedfertig und heiter, aber auch abgefeimt diebisch auf Neuhannover; als scheu und wirklich habgierig auf Neuirland; die Neubritannier machen aber den besten Eindruck, sind schon vielfach mit civilisierten Menschen in Berührung gekommen und bewegen sich ohne Scheu und Aengstlichkeit (Schmeltz und Krause. Die ethnogr.-anthrop. Abteilung des Mus. Godeffroy, S. 555). Nach Browns Erkundigungen soll auf der Insel und unfern von der Küste ein Stamm mit einem merkwürdigen schwanzartigen Anhängsel leben (Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1876, S. 289 und Rev. d'Anthrop. 1877, S. 376), worüber jedoch nähere Untersuchungen abzuwarten bleiben.

Von den Sitten aller dieser Insulaner entwirft Studer folgendes Gemälde: „Sie haben feste Wohnplätze, treiben Ackerbau und Fischfang, sind kunstfertig in Holzarbeiten, kriegerisch und unzuverlässig und eingestandene Menschenfresser, jedoch bekommen, wenigstens auf Neubritannien, Frauen kein Menschenfleisch zu essen. Das reichliche krause Haupthaar der Männer wird mit Thon gelb gefärbt und zu Treppen oder Terrassen verschnitten. Sie ziehen durch schwere Ohrringe die Ohrlappen bis auf die Schulter herab, durchbohren die Nasenscheidewand und tragen Armringe aus Schnecken. Die beliebtesten europäischen Tauschgegenstände sind für sie leere Flaschen und rotes Tuch; für das letztere geben sie sogar ihre Waffen hin, welche in Bogen und Pfeilen, sowie Wurfspeeren bestehen. An dem ersten Landungsplatz der „Gazelle" im Westen von Neuhannover

*) Für Neubritannien und Neuirland findet man in den geographischen Handbüchern auch die Namen Birara und Tombara. Nach den Forschungen der „Gazelle" darf man mit Bestimmtheit sagen, daß sie den Eingebornen vollkommen unbekannt sind.

zeigte sich gänzliche Unbekanntschaft der Eingebornen mit dem Eisen. Dieselben hatten bloß Steinbeile und Muschelmeißel und in ihren Hütten Vorräte von Muscheln, um das Holz damit zu bearbeiten. Am zweiten Landeplatz dagegen weiter östlich fand sich Eisen vor. Auf Neuirland bestiegen die Deutschen eine Hochebene, auf der ein Tempel lag, mit vortrefflich gearbeiteten Holzmasken. Die Sprache ist wohlklingend, aber ganz anders als in Neuguinea; in Neuirland fand sich ein Häuptling, der etwas englisch sprach. Neubritannien, als zunächst am Festland von Neuguinea gelegen, ist entschieden der civilisierteste Teil der Inselgruppe, wenigstens was die Küstenbevölkerung betrifft, welche vielleicht eingewandert ist und mit der des Innern in beständigem Streit lebt. Doch herrscht auch hier noch Kannibalismus."

Uebrigens bilden die zwei westlichen Eilande, Neuhannover und Neuirland, so zu sagen eine ethnographische Gruppe für sich, Neubritannien aber eine andere. Von Neuirland kommend, ist wenigstens der gänzliche Unterschied mit den auf Neubritannien herrschenden Verhältnissen sehr ins Auge fallend. In der äußern Erscheinung der Eingebornen beschränkt sich allerdings die ganze Differenz auf etwas hellere Hautfarbe und etwas längeres, nicht ganz so krauses Haar. Sonst aber bemerkt man kaum einen Gegenstand, der nicht in der Art seiner Ausführung, seiner Verzierung, ja selbst seinem Material nach vollkommen von den auf den zwei westlichen Inseln vorhandenen sich unterschiede, also auf gar keine Verbindung mit ihnen, welche doch nicht so weit entfernt liegen, und auf ganz eigene Verhältnisse schließen läßt, die sich ganz unabhängig von fremden Einflüssen gebildet haben. Der schon genannte Kapitänlieutenant Strauch hat über den ganzen Archipel, insbesondere aber über Neuhannover, sehr sorgfältige Aufzeichnungen gemacht, aus welchen diese Thatsache deutlich hervorgeht.

Auf Kleidung scheinen die Bewohner des ganzen Archipels nur sehr geringe Stücke zu halten, denn eine solche ist auf Neubritannien absolut nicht vorhanden; selbst bei den Frauen ward nicht die leiseste Bedeckung ihrer Blößen gesehen; auf Neuhannover und Neuirland prangen bloß die männlichen Eingebornen im vollsten Naturgewande, denn ein um den Kopf gewundenes Bastzeug, das man an einigen Individuen beobachtete, kann kaum als Kleidungsstück angesehen werden, sondern ist wohl mehr Schmuck. Die Frauen aber bedecken das nötigste entweder mit einem Schurz aus gelben und roten Schnüren oder mit einem büschelartigen, ebenfalls gelb und roten Faserschurz. Auf Neuirland hat man, jedoch sehr selten, einen Ueberwurf von Matte. Jedenfalls geben alle diese Insulaner viel mehr auf Schmuck, denn auf Kleidung, und man bemerkt auch hier, daß die Männer demselben bei weitem mehr zugethan sind als die Frauen. Der Schmuck, sehr verschiedenartig gestaltet, besteht hauptsächlich in Hals-, Arm-, Stirn-, Kopf- und Haarschmuck, sowie in Nasenzieraten. Die Materialien dieser Gegenstände sind Muscheln, als große runde Platten (wahrscheinlich von Tridacna gigas) auf der Brust oder als Ringe (von Trochus niloticus) am Oberarm, meistens am linken, getragen, „Muschelperlen" und Perlenschnüre um den Hals, geflochtene Bastringe, die Männer und Knaben sich um die Hüften, seltner über die Wade schlingen, Fruchtkolbenketten, zugleich als Schurzhalter den Frauen dienend. Eigentliche Circumcision ist nicht im Schwange, doch hat man auf Neuirland eine Trennung des Präputium wiederholt beobachtet. Von künstlichen Entstellungen kommen vor: Durchlöcherung und Erweiterung der Ohrlappen bei beiden Geschlechtern, ebenso, doch auf Neuhannover nicht so allgemein, Durchbohrung des Nasenseptums. Im meist widerlich eingerissenen Ohrlappen trägt man ein Bastband oder kleine Ringe, anscheinend aus Schildpatt, woran kurze Perlenschnürchen baumeln; auf Neuirland Schilf- oder gezackte Schildpattringe. Als Nasenschmuck, den man auf Neuirland nicht beobachtet hat, stecken Männer und Frauen durch das Septum

nur geglättete Muschel- oder Holzstäbchen. Den Neubritanniern dünkt indes diese Verzierung der Nase noch nicht ausreichend oder nicht so herrlich, denn noch häufiger wendet sich ihre Putzsucht dem Nasenflügel zu, indem sie eine Vogelklaue so durchstecken, daß eine Zehe nach oben, eine andre nach unten sieht. Federschmuck wird vielfach im Haar des Hinterkopfes getragen und ist jedenfalls keine Auszeichnung. In Port Sulphur (Neuirland) tritt auch die in Neubritannien ganz allgemein als Schmuck verwendete Perlmutter in gleicher Eigenschaft auf, kleine runde, ovale oder ausgeschnittene Plättchen werden im Haare getragen. Sehr merkwürdig sind die nur bei Tänzen und festlichen Gelegenheiten gebräuchlichen Masken sehr verschiedener Größe, die aber nicht über den Kopf gezogen, sondern auf dem Kopf getragen werden, während das Gesicht hinter einem an der Maske befestigten Stück Baumfasertuch sich verbirgt. Andre kleinere Masken aus weichem weißen Holz werden mit der Hand vor das Gesicht gehalten und sind mit Einschnitten zum Durchblicken versehen. Die Anfertigung dieser Masken ist eine äußerst originelle und sorgfältige, auffällig daran ist aber die prognathe Nase, die übertriebene Ohrdurchlöcherung und der Versuch, die verschiedenen Haartrachten darzustellen. Wir können es uns nicht versagen, eine solche, welche die „Gazelle" von Neuhannover mitgebracht, unsern Lesern im Bilde vorzuführen. Von Tättowierung hat man auf Neuhannover und Neuirland nichts bemerkt, wohl aber Bemalung, richtiger Beschmierung mit Kalk und einem roten Farbstoff (tannú), hauptsächlich im Gesicht, dann auf Brust und Rücken. Die Entstellung und damit unvermeidliche Korrumpierung der Zähne, sowie die rote Färbung der Lippen durch Betelkauen ist nur teilweise verbreitet, hauptsächlich auf Neuirland.

Eingeborner von Neubritannien.

Die Kunstfertigkeit der Insulaner steht auf verhältnismäßig hoher Stufe, doch wendet sie sich mehr nach der phantastischen Seite, als daß sie Dinge des gewöhnlichen Lebens in ihren Bereich zieht. Hauptsächlich findet sie ihren Ausdruck in der Anfertigung der oben erwähnten Masken und von größeren Schnitzwerken, an welchen die Komposition zu bewundern ist. Aber auch die technische Ausführung muß um so mehr Staunen erregen, als sie nur mit Hilfe roher Werkzeuge hergestellt wird. Doch kann nicht verschwiegen bleiben, daß alles Schnitzwerk, alle Bemalung, die auf Nachahmung menschlicher oder Tiergestalten hinausgeht, den Charakter des Verzerrten, Fratzenhaften trägt. Dahin gehören z. B. die phantastisch ausgestatteten, schwer definierbaren Vogelporträte aus Neuirland. Immerhin überragen diese Bildwerke die papuanischen Korwar.

Die Erfahrung lehrt, daß bei allen rohen Naturvölkern die Kunstfertigkeit ihr Wissen unendlich übertrifft. Es ist daher nicht so überraschend als es den Anschein hat, nackte Wilde als die Verfertiger von Werken zu ertappen, die

sehr wahrscheinlich die ältesten, aus Holz geschnitzten Götter-, richtiger Götzenbilder der Hellenen (Xoana) weit hinter sich lassen. Wenn die Geschichte lehrt, daß Reichtum das Entfalten der Kunstblüte befördert, so gilt dies auch hier; in gewissem Sinne sind nämlich die meisten Naturvölker reich, denn die tägliche Sorge drückt den Menschen bei ihnen so wenig, daß er den größten Teil seiner Zeit dem Schmuck und der Zerstreuung widmen kann. In der Regel regt sich zuerst der freilich an ein materielles Bedürfnis anknüpfende Bausinn, ihm folgen allerwärts die ersten Anfänge der Bildnerei oder Plastik, während die dritte in der Reihenfolge der Künste, die Malerei, am spätesten sich zu entwickeln pflegt. In Neubritannien zeigen sich auch von ihr schon die ersten Spuren, denn die Eingebornen verstehen ihre Schnitzarbeiten durch Bemalen mit weißer, schwarzer, blauer und roter Farbe zu heben. Auffällig ist, daß sie für schwarz und blau nur Einen sprachlichen Ausdruck besitzen, obwohl beide Farben, tiefschwarz und ein ziemlich helles Blau, an einem Schnitzwerk vorkommen. Dieser Umstand ist deshalb von Interesse, weil man auf Grund der unleugbar beschränkten Farbenbezeichnungen der Naturvölker auch einen bei ihnen weniger entwickelten Farbensinn folgern zu dürfen meinte. So hoffte man an der noch heute lebenden Menschheit die historische Entwicklung eines physiologischen Vermögens, des Farbensinns, nachweisen zu können. Aus obigem erhellt nun, daß bei unsern Insulanern, trotz der fehlenden sprachlichen Unterscheidung, ein Fall von Farbenblindheit nicht anzunehmen ist, und die in jüngster Zeit angestellten Untersuchungen haben auch für die andern Naturvölker das Irrige einer solchen Vermutung erwiesen. In der That war dieselbe von vorn herein sehr unwahrscheinlich, denn gerade das Leben im Naturzustande erheischt geschärftere Sinne, während bei wachsender Gesittung sich dieselben abzustumpfen pflegen. Stehen ja doch auch der Tierwelt meist feinere Sinne zu Gebote als dem Menschen! Gewiß deutet das Fehlen der unterscheidenden Farbenbezeichnung auf eine unvollkommenere Entwicklung hin, aber nur in linguistischer, geistiger, nicht in physiologischer Hinsicht. Wir schöpfen daraus die Lehre, wie mißlich es ist, aus den jeweiligen Sprachbeständen zutreffende Schlüsse zu ziehen; das Nichtvorhandensein einer sprachlichen Bezeichnung beweist noch keineswegs das Nichtvorhandensein des Begriffes. Deshalb ist auch dem Fehlen der Zahlwörter nicht so viel Gewicht beizumessen, wie manche wohl meinen.

Was Geräte und Werkzeuge der Eingebornen anbetrifft, so zeigen sie alle eine ziemlich flüchtige rohe Arbeit. Wenn auch der Formenreichtum und die Ausschmückung der Geräte mit Schnitzwerk, Bemalung, Federn und Muschelplättchen großes Erstaunen erregt, so steht doch die Technik der Anfertigung augenscheinlich auf niederer Stufe. Steine und Muscheln liefern hauptsächlich das Material. Das wichtigste Gerät auf Neuhannover und Neuirland ist wol ein Steinbeil mit gebogener Handhabe; hie und da kommen auch ganz ähnliche Instrumente, aber mit eiserner Schneide vor, von denen man nicht weiß, wie sie nach den Inseln gelangen; denn daß sie dort nicht erzeugt wurden, steht außer Zweifel. Sonst wurde von europäischen Werkzeugen so gut wie nichts wahrgenommen. Uebrigens sind eiserne Gegenstände sehr begehrt, denn ihr Wert ist sehr wohl bekannt. Interessant ist auch, daß die seit etwa acht Jahren mit Europäern in regere Berührung getretenen Eingebornen das eiserne Beil in Holz nachmachen und diese Nachahmung sogar manchmal bis auf die Fabrikmarke ausdehnen. (Schmeltz und Krause. Die ethnogr.-anthrop. Abteil. des Museums Godeffroy. S. XXIX.)

Von sonstigen Geräten sind noch anzuführen auf Neubritannien: verzinnte Gefäße aus Kokosnüssen mit eben solchem Deckel, Kalabassen und geflochtene Körbe. Eigentümlicherweise giebt es im Archipel nicht weniger denn drei verschiedene Musikinstrumente, nämlich Pansflöten von verschiedener Größe und mit verschiedener Anzahl von Röhren; Maultrommeln aus Bambu und Schlagtrommeln aus gleichem Stoff. An Waffen, deren es keine defensiven giebt, kennt man bloß Lanzen und Keulen, nicht aber, einen einzigen Punkt ausgenommen, Bogen und Pfeile, endlich in Neubritannien und um Port Sulphur auf Neuirland Schleudern. Auf Neuhannover warfen die Eingebornen einfach mit Steinen, die sie am Strande aufleſen und bewiesen dabei eine Geschicklichkeit, die auf die Gebräuchlichkeit dieser „Kampfweise" schließen läßt. Die Lanzen bestehen fast immer aus einem verzierten Bambusschaft mit eingesteckter und durch umwickelten Bast befestigter Spitze; von diesen Speeren giebt es zwei Größen, beide zum Werfen bestimmt; dann aber wirkliche Lanzen mit langem Schaft und von zweierlei Qualität. Eine andere Art ist mit einem Knochen versehen und mit roter, weißer und schwarzer Farbe bemalt. Auf Neuirland sind die braun polierten geschnitzten Lanzen, die dort übrigens eine besondere Bedeutung zu haben scheinen, häufiger als auf Neuhannover, und bei Port Sulphur treten die den neubritannischen ganz ähnlichen, mit Federn geschmückten Lanzen auf, welche auf letzterem Eilande auch noch mit Menschenknochen verziert sind. Die Keulen sind entweder rund, aus schwarzem schweren Holz, poliert und an ihrem Kopfe mit eingeschnittenen Verzierungen versehen, oder flach, aus einem bräunlichen, ebenfalls schweren Holz und etwa in der Form eines Löffelstieles. Die Neubritannier benützen am häufigsten eine Keule, bestehend aus einem runden Stiel, dem ein durchlöcherter rundlicher Stein aufgetrieben ist; seltener ist die Keule aus ziemlich schwerem Holz mit dreieckigem spitzen Knauf. Die dort gebräuchlichen Schleudern sind aus Kokosnußblatt und mit Schnüren aus Kokosnußfasern verfertigt. Jagdgeräte sind wohl nicht vorhanden wegen des Mangels an jagdbaren Tieren. Zur Fischerei werden Speere und Netze, — entweder einfache längliche oder quadratische mit Schnüren, oder längere, ziemlich schmale, mit Steinen und Schwimmklötzen versehene — gebraucht. Die Neubritannier verwenden auch Handreusen, die bei einem in Fahrt befindlichen Boot mit dem griffartigen Ende ins Wasser gehalten werden. Die zur Verwendung gelangenden Böte sind auf den drei Hauptinseln verschieden. Die neuirländischen Böte unterscheiden sich z. B. ganz bedeutend von den neuhannoverschen; sie sind nicht so lang als letztere, bestehen zwar auch aus einem Baumstamm, aber sind nicht oben in ihren Seitenwänden umgebogen, sondern diese stehen senkrecht, das Boot oben ganz offen lassend. Das Boot der Neubritannier, meist aus einem Holzstamm, vielfach aber auch mit zwei niedrigen Planken, je eine an jeder Seite, ist durchschnittlich größer als das neuirländische und mit eigentümlichen hohen dünnen Endstücken, Schnäbeln, verziert.

Haustiere sind nur in geringer Anzahl vorhanden und beschränken sich auf Hühner und Hunde. Schweine giebt es auf Neuirland und Neubritannien. Die Nahrung der Eingebornen ist dem Meere, vorwiegend aber der vegetabilischen Natur entnommen. Taro, Yams, Bananen und in erster Linie die Kokosnuß, bilden die Hauptnahrungsmittel, die nur teilweise roh, öfters gedämpft oder geröstet genossen werden. Diese Nährpflanzen sind besonderem Anbau unterworfen, desgleichen vereinzelt das sehr beliebte Zuckerrohr, welches ohne weitere Zubereitung einfach ausgesogen wird. Eine zwar vereinzelte Beobachtung läßt endlich die Möglichkeit der Sitte des Erdessens (Geophagie) zu. Auch dem Kannibalismus wird gefröhnt, doch erklärten die Neubritannier dem Missionär Brown, daß diese Sitte nicht aus Feinschmeckerei, sondern aus der Notwendigkeit entspringe, ihre Feinde einzuschüchtern. (Revue d'Anthrop. 1877, S. 376.) Wasser und Kokosmilch dienen als alleinige Getränke; als Trinkgefäße verwendet man Kokosnüsse, in deren Oeffnung ein dütenförmig gedrehtes grünes Blatt als Mundstück gesteckt wird. An Narkotika kaut man bloß — und dies nicht überall im Archipel — Betelnüsse mit Kalk, die in kleinen Basttaschen aufbewahrt werden. Tabak ist unbekannt.

Die Wohnungen der Insulaner sind förmliche Häuser oder Hütten aus Holz mit giebelförmigem Dach aus Bambugeripp mit Palmblätterbedeckung. Auf Neuhannover haben diese Häuser rechteckigen Grundriß und verschiedene Größe, durchschnittlich etwa 4 m Breite und 7—10 m Länge. Die Neuirländer lassen das etwas gebogene Dach über die Seitenwände hervorschießen, im Vereine mit Stützen eine offene Veranda bildend. Ganz verschieden in Grundriß und Ausführung erscheinen die Hütten auf Neubritannien; ihr Grundriß ist länglich, an den Schmalseiten oval, das wenig über die Außenwände hervortretende Dach von Palmblättern hat an beiden Seiten eine Art Türmchen, auf

deren Spitze sich ein Rohrbüschel befindet. Das Innere, durch das in die Thüre fallende Licht spärlich erleuchtet, enthält fast nichts an Einrichtungsgegenständen und ist reinlich auf Neubritannien, ziemlich schmutzig und verräuchert aber auf Neuhannover, doch ist auch hier, besonders auf Neuirland, die Reinlichkeit der Umgebung in den aus 5—10 Hütten bestehenden Dörfern äußerst wohlthuend. Häuser, welche sich vor andern auszeichneten, etwa Beratungshäuser, Tempel oder überhaupt solche, die einem besonderen Zwecke dienen, sind auf Neuhannover nicht aufgefallen.

Ueber Religion, Kultus und dergleichen konnte so gut wie nichts in Erfahrung gebracht werden, auch ist kaum etwas gesehen worden, was auf derartiges schließen ließe; nur auf Neuirland fand man etwas vor, was auf einen Kultus deuten könnte, nämlich ein tempelartiges Gebäude, auf dessen Boden eigentümliche Schnitzwerke nebst Masken standen. Auch auf der in der Blanche-Bay (Neubritannien) liegenden kleinen Henderson-Insel befindet sich ein Gebäude, das vielleicht für religiöse Zwecke bestimmt, möglich aber auch eine Art Gemeindehaus oder Rathaus ist. Genaueres war darüber nicht zu erfahren. Sonst verdient bloß das Wort „Salick" Erwähnung, mit dem sich auf Neuhannover ein dem „Tabu" der Polynesier ähnlicher Begriff des Geheiligtseins, der Unverletzlichkeit zu verknüpfen scheint. Ebenso wenig wie von den religiösen, wissen wir von den socialen Verhältnissen der Insulaner. Auf Neuhannover und Neuirland ist entschieden eine Art Ehe vorhanden, anscheinend Monogamie, mit einer der Frau eingeräumten gewissen Autorität; jedoch ist ihre Stellung auf Neuirland wegen der größeren Arbeitsleistung jedenfalls minder angenehm als in den nördlichen Teilen. Die Neuirländer um Port Sulphur haben eine, wohlhabendere auch zwei Frauen, die durch Kauf erworben werden und sich in den Hütten aufhalten, während sie auf Neubritannien sich ohne Scheu bewegen. Dort pflegen die Reicheren ihre Mädchen einige Tage vor dem Pubertätseintritt in heiligen Häusern abzusperren. Die Behandlung des Kindes ist, so scheint es, eine gute; über die Sittlichkeit läßt sich kein bestimmtes Urtheil fällen. Häuptlinge, anscheinend von verschiedenen Graden und mit ziemlicher Autorität giebt es auf Neubritannien, auf den anderen zwei Inseln wurden keine beobachtet. (H. Strauch in der Zeitsch. f. Ethnologie. Berlin 1877, S. 39—63 und 81—102.)

Die Salomoninsulaner.

Wenden wir uns von Neubritannien nach Südosten, so stoßen wir auf die Gruppe der Salomoninseln, deren Einwohner im Rufe stehen, die hinterlistigsten, verräterischsten und treulosesten aller Insulaner Melanesiens zu sein. Erst ganz jüngst (Herbst 1880) wurden der Kapitän und sechs Mann vom englischen Kriegsschiffe „Sandfly" von ihnen ermordet. Auch sie sind unzweifelhafte Papua, sogar von sehr dunkler, fast schwarzer Hautfarbe und dichtem krauswolligem weit abstehendem Haare; doch bestehen auch bei ihnen, namentlich zwischen den Bewohnern der nördlichen Inseln und des südlicheren Isabeleilands, starke äußerliche Unterschiede, und das allerdings vereinzelte Vorkommen hellfarbigerer Menschen deutet gewiß auf polynesische Einwirkungen hin. Die „Gazelle" besuchte eine der noch am allerwenigsten bekannten Inseln des Salomonarchipels, die nördliche Bougainvilleinsel, wo indes hellfarbige Menschen gar nicht bemerkt wurden, und Hr. von Schleinitz stellt fest, daß die Eigentümlichkeiten des papuanischen Typus schärfer ausgeprägt erscheinen, beziehungsweise allgemeiner werden, je weiter man von Neuhannover nach Süden hin vordringt. Auch die Körpererscheinung gestaltet sich nördlich vorteilhafter als weiter im Süden. Das mistrauische Wesen dieser Menschen, ihre tückisch blitzenden

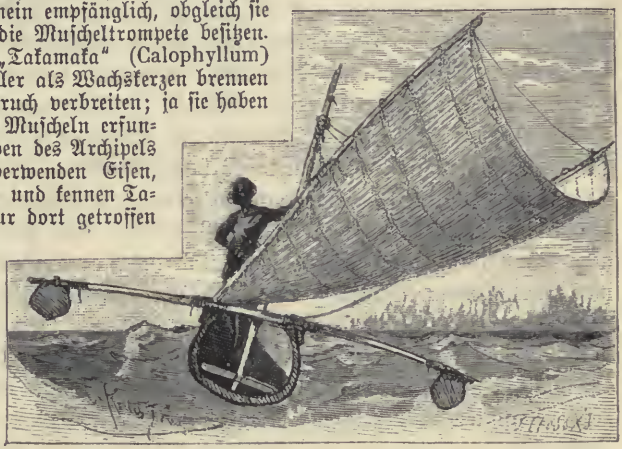
Augen, ihre Physiognomien erwecken wenig Vertrauen. So ungünstig das allgemeine Urteil über den Charakter der Insulaner lautet, in welchem die Beobachter der „Gazelle" den echten, in Neuhannover etwas verwischten Papuacharakter wiederfanden, so anerkennend spricht man von ihrem Mute und ihrer Kriegslust; reizbar und erregbar, ist ihnen allen Freude am Handel eigen, wobei sie jedoch nach einigen Zeugnissen zum Betrügen geneigt sind, während andere ihre Ehrlichkeit rühmen. Ihr Kulturzustand ist nicht mehr so ursprünglich als derjenige der Neubritannier, sonst aber demselben ähnlich. Geistig nehmen sie eine hervorragende Stellung unter den Melanesiern ein.

Die Nahrung der Salomoninsulaner ist vorzugsweise eine vegetabile, doch sind sie der Fleischkost keineswegs abhold. Vielmehr essen sie mit größtem Vergnügen nicht bloß Muscheln, Fische und Schildkröten, sondern auch die wenigen Landtiere ihrer Inseln, nämlich Schweine, Hühner und Ratten. Was ihren Appetit jedoch am meisten reizt, ist das edle Menschenfleisch. Sie sind überall leidenschaftliche Anthropophagen und verspeisen Fremde so gut wie Kriegsgefangene. Das Princip, welches hier fast durchweg herrscht, bemerkt Herr v. Schleinitz, ist: „jeder Fremde, der unseren Boden betritt, wird möglichst rasch erschlagen und verspeist." (Zeitschr. d. Berl. Gesellschaft f. Erdk. 1877 S. 257.) Von Kleidung ist bei ihnen kaum die Rede. Beide Geschlechter entschlagen sich derselben fast gänzlich, denn der allerdings vorhandene Leibgürtel ist derart beschaffen, daß er füglich nicht zählt; daher auch die Männer auf einigen Inseln ihre Blöße in ein Blatt wickeln, auf anderen gar nur — eine auch anderwärts vielfach geübte Sitte — das Präputium mit einem Faden umbinden; auch die Frauen tragen oft eine Art kurzer Schürze, auf der Insel Bauro aber nur die verheirateten, die ledigen gar nichts. Auf der Bougainvilleinsel fand v. Schleinitz ein geringes Mehr von Bekleidung als auf Neubritannien. Ueberhaupt kein schöner Menschenschlag, entstellen sich die Salomoninsulaner noch durch ihre Verschönerungsmittel. Das in absonderliche Trachten frisierte Haupthaar färben sie weiß, rot oder gelb, alles übrige Haar am Körper reißen sie sorgfältig aus. Mittelst der Betelnuß schwärzen sie die Zähne, und das Gesicht beschmieren sie mit weißen oder roten Streifen, was ihnen ein geisterhaftes Aussehen giebt. Tättowierung, besonders des Rückens, kommt auf den südlichen Inseln, aber auch auf Bougainville, das Einbrennen von Figuren bildenden Narben auf Isabel vor. In den durchbohrten und unmäßig ausgeweiteten Ohrläppchen, desgleichen in dem Septum der Nase prangt allerhand Schmuck; am geschätztesten ist indes ein Armband aus einer großen weißen Muschel, das nur die Vornehmsten zu tragen scheinen. Die Schmucksachen aus Konchylien und Fruchtschalen, dann die Flechterei zeigen einen hohen Grad von Talent für diese Arbeiten. Die Waffen sind das beste, was man in dieser Beziehung aus dem Stillen Ozean kennt, wahre Musterstücke, angefertigt mit den elendesten Werkzeugen. Pfeil und Bogen erreichen unter den Papua hier die höchste Vollkommenheit und Güte; die Pfeile sind gewöhnlich, wenigstens nach Bougainville, vergiftet. Die Keulen, oft in Gestalt von Schlachtschwertern und die Speere mit ihrem Formenreichtum der Spitzen, wie man ihn nicht zum zweiten Male in der Südsee wiederfindet, bilden wahre Muster der Sauberkeit der Arbeit. Die Spitzen einer gewissen Art Speere sind kunstreich aus Menschenarmknochen geschnitzt, eine große Anzahl anderer Speere ist ebenso wie andere Geräte mit irisierender Muschelschale ausgelegt, und die dabei gebrauchte Technik — die einzelnen Stücke werden in Kittmasse eingedrückt — ist auf den Salomonarchipel beschränkt. Aus Binsen werden leichte Schilde so dicht geflochten, daß sie Pfeilen, ja sogar Speeren widerstehen, aber auch zu friedlicheren Zwecken als Regen- und Sonnenschirme dienen. Die Kanoen, aus mehreren Stücken zusammengesetzt und an den Seiten mit Schnitzwerk verziert, sind bisweilen wahre Meisterstücke. Vorn und hinten tragen sie hohe Schnäbel, nicht bloß zum Schmuck, sondern zur Verteidigung. Daneben kommen auch kleine Holzflösse in Gebrauch, deren man sich an Stelle von Kanoen zu bedienen scheint. Die viereckigen Häuser oder Hütten sind ebenfalls nicht ohne Sorgfalt und Geschick aus Pfosten mit Dach von Palmblättern oder Gras zeltartig aufgeführt, deuten aber wenig auf häuslichen Sinn. Besonders sorgfältig gebaut und geschmackvoll mit Menschenschädeln, Malerei und Schnitzwerk geziert sind die Wohnungen der Häuptlinge und fast noch mehr die in großeren Dörfern vorhandenen Gemeindehäuser, die wohl zugleich die Stelle der Tempel

Bewohner der Salomoninseln.

vertreten. Die Dörfer, oft 1500—2000 Köpfe stark, liegen im Innern und auf den Bergen ebenso häufig wie am Meeresstrande und sind öfter befestigt. Landbau, vornehmlich die Kultur von Yams (Dioscorea alata), Kokospalmen und Bananen (Musa sapientum L.) wird auf manchen Inseln in großer Ausdehnung und mit anerkennenswerter Sorgfalt, auf anderen dagegen weniger getrieben; Hauptbeschäftigung bleibt indes der Fischfang, den sie mittelst großer, kunstvoll verfertigter Netze, Leinen und Haken aus Schildpatt und Perlmutter und mit Speeren zumal bei Fackellicht betreiben.

Ueberhaupt haben die Salomoninsulaner manches vor anderen Papuastämmen in geistiger Hinsicht voraus. Sie besitzen viel natürliche Anlage. Europäische Sprachen lernen sie ungemein leicht; ihre körperliche Gewandtheit und Schnelligkeit ist eben so außerordentlich wie ihr Gehör und ihr scharfes Auge. Für Musik sind sie ungemein empfänglich, obgleich sie bloß die Trommel und die Muscheltrompete besitzen. Aus dem Harze des „Takamaka" (Calophyllum) machen sie Lichter, die heller als Wachskerzen brennen und einen angenehmen Geruch verbreiten; ja sie haben sogar eine Art Geld aus Muscheln erfunden, das im ganzen Süden des Archipels gebraucht wird. Sie verwenden Eisen, besitzen irdene Topfwaren und kennen Tabak und Pfeife, welche nur dort getroffen werden, wo Verkehr mit Europäern nachweisbar ist. Ueber ihre Religion sind wir eben so dürftig unterrichtet wie über ihre politischen Einrichtungen. Was letztere anbelangt, so wissen wir nur, daß die Insulaner in eine Menge kleiner unabhängiger Stämme zerfallen, unter unumschränkt herrschenden und ehrfurchtsvoll geachteten Häuptlingen, deren Würde dem Anschein nach erblich ist. Krieg, d. h. Ueberfälle und Raubzüge mit dem Zwecke Menschen zum Fraße zu töten und deren Schädel zum Schmucke der Häuser zu gewinnen, ist so zu sagen der Normalzustand jener Menschen. Was das Familienleben anbelangt, so hat der Mann in der Regel zwei Frauen, die im allgemeinen keusch und züchtig sind, trotz ihrer harten, drückenden Behandlung. Die Mädchen werden in der frühesten Kindheit verlobt und sollen dann bis zur Mannbarkeit in der Familie des Bräutigams leben. Stirbt jemand, so wird die Leiche auf ein hohes Gerüst gelegt und darunter eine Grube gegraben, die das aufgelöste Fleisch aufnimmt. Das Skelett findet schließlich Ruhe in einem überdachten Grabe. Von den religiösen Ideen der Insulaner wissen wir bloß von einem blinden und tauben Gotte „Yona" auf Bauro sowie von den „Ataro", die aus den Seelen gewisser Verstorbener hervorgegangen sind. Bilder der Götter verfertigen sie aus Holz, achten sie jedoch nicht sehr; Tempel giebt es nicht, deren Stelle vertreten die Gemeindehäuser. Auch Priester werden erwähnt. Das polynesische „Tabu" ist auf den südlichen Inseln der Salomongruppe wohl bekannt und in Uebung. Zum Kultus gehören Opfer an die Götter, die in das Meer geworfen werden, dann Feste. Katholische Missionäre haben bisher ohne allen Erfolg das Christentum gepredigt: protestantische sind jetzt auf den südlichsten Inseln damit beschäftigt.



Durchschnitt eines Bootes mit doppeltem Ausleger von den Salomoninseln.

Santa-Cruz und Neuhebriden.

Oestlich vom südlichen Ende der Salomoninseln liegt der kleine Archipel der Königin Charlotte- oder Santa-Cruzinseln, unter welcher Vanikoro (La Pérouse-, auch Pitt- oder Recherchеinsel) die bekannteste ist. A. H. Markham mit dem „Rosario" hat sich längere Zeit in dieser Gruppe aufgehalten und Nachrichten über die Eingeborenen gesammelt, welche gegen Fremde sich ungemein feindselig, verräterisch und blutdürstig benehmen; auch vergiften sie ihre Pfeile. (Berl. Zeitsch. f. Ethnol. 1877, S. 103.) Mit den Salomoninsulanern an Kannibalismus wetteifernd, stimmen sie mit ihnen sowie mit den Leuten auf den Neuhebriden in den meisten Stücken überein. (Siehe Markhams Buch: The Cruise of the Rosario; ferner Proceed. R. geograph. Soc. 1872, S. 393 und Revue d'Anthrop. 1874, S. 363—364.) Sie gehören zu den dunkelsten aller Papua. Allem Anscheine nach sind indes auch Mischungen mit Polynesiern von benachbarten Eilanden vorgekommen. Daher vielleicht die auf Vanikoro beobachtete eigentümliche Schädelbildung mit dem auffallend länglichen Gesicht, während die flache Stirn zurücktritt und die Nase eingedrückt ist.

Eine wahre Musterkarte in körperlicher Hinsicht bilden die Bewohner des eben genannten Archipels der Neuhebriden, welcher im Südosten der Santa-Cruzinseln liegt und aus 40—50 bekannten Eilanden besteht, worunter Espiritu Santo, Mallicollo, Ambrym, Api, Vaté (Sandwich), Erromango, Tanna und Aneityum die bedeutendsten sind. Im ganzen dürfte der Archipel gegenwärtig etwa 70,000 Bewohner zählen, die in der Mehrzahl die Kennzeichen der Papua tragen. Die dunkelbraune fast schwarze Haut, das üppige Haupthaar, den hohen und schmalen Schädel mit dicken Augenbrauen, die fleischigen Lippen, den durch die Breite der mit der Spitze nach unten etwas gekrümmten Nase hervorgerufenen jüdischen Gesichtsausdruck, die nicht sehr große Gestalt mit den verhältnismäßig dünnen Beinen, die vielen herrschenden Dialekte oder hier richtiger Sprachen, alles das finden wir hier, wenngleich nicht ganz so rein, wie in Neuguinea. Denn die unternehmenden Malayen haben auch auf den Hebriden überall Spuren ihrer Versuche, die dunkle Bevölkerung zu verdrängen, zurückgelassen. Auf den Hebriden kam es zum energischen Rassenkrieg; die Malayen mußten weichen und nur noch an einzelnen Orten erhielten sie sich dauernd. Interessant ist es, wie scharf auf manchen Inseln die Grenze zwischen ihnen gezogen ist, und wie sich dennoch gegenseitige Verbindung in oft überraschender Weise kundgiebt. So ist z. B. Vaté von Papua bevölkert, zwei kleine Inseln in unmittelbarster Nähe desselben, Mele und Fila, aber von Malayen. Dagegen reden die Bewohner Aniwas, obschon Papua, einen polynesischen Dialekt, der dem von Raratonga ähnelt, verstehen aber auch denjenigen ihrer Nachbarn bei Port Resolution auf Tanna. Futunas Einwohner sind fast durchweg Polynesier. Auf den südlichen Inseln sind die Leute in jeder Beziehung mehr entwickelt als im Norden. In

Tanna sind sie schöner, kühner und ehrlicher als anderswo; die Erromanger, Aneityer sind kleiner, auf Api sind sie mager und häßlich, fast affenähnlich und sehr groß, auf Mallicollo mit flacher nach hinten verlaufender Stirn (die bei den Kindern mit Gewalt flach gedrückt wird), vorstehenden Backenknochen, platten und breiten Nasen, aufgeworfenen Lippen, starkem Bart und dichtem, krausem, jedoch nicht wolligem Haupthaar, nebst stark behaartem Körper. Die Eingebornen von Lakoni sind zwar nicht ganz so widerlich in ihrem Aeußern, doch ähneln sie in ihren Manieren völlig den Affen, namentlich die Weiber, die fast stets in gekrümmter, nach vorn gebeugter Haltung durch die Büsche huschen. Die Bewohner von Santo sind dagegen wohl gebildet und auch aufgeweckt, wahrhaft schöne Gestalten finden sich auf Vaté. Aehnlich ist es auf Aniwa und Futuna.

Dr. Hamy berechnet die mittlere Statur der Neuhebrideninsulaner auf 1,598 m, ohne für diese Ziffer einen endgültigen Wert zu beanspruchen. (Rev. d'Anthrop. 1877, S. 721.) Die Schädel von Mallicollo zeigen sämtlich mehr oder weniger deutlich die Spuren jener künstlichen Deformation, die unter dem Namen „Makrokephalie" bekannt ist, eine Name, der mehr ihre äußere Erscheinung als das Wesen der Deformation ausdrückt. Da wir sonst unter den Papua der Nachbarinseln nirgends etwas Aehnliches wiederfinden, so ist dieser Gebrauch wohl zweifelsohne von Polynesiern eingeführt worden. Trotz der Verunstaltung zeigen diese Schädel doch einen rein papuanischen Typus. Die Schädelkapazität beträgt im Mittel 1274, mit einem Maximum von 1460 und einem Minimum von 1080 ccm. (Schmeltz und Krause, Die ethnogr.-anthrop. Abteil. des Museum Godeffroy, S. 553.) Albino, männliche und weibliche, meistens mit krankhaften roten Augen, sind mehrfach auf den einzelnen Inseln gefunden.

Sprachlich dürfte auf der ganzen Erde wohl kein gleich großes Gebiet existieren, das nur annähernd die Neuhebriden erreichte. Man kennt von den Hauptinseln über zwanzig verschiedene Idiome. Tanna zählt drei, auf dem ganz kleinen Eiland Mai (Three Hills) hat ein jeder der drei auf ihr hausenden und stets mit einander Krieg führenden Stämme seine eigene Sprache, doch können sich die Bewohner des südlichen Teiles von Api, Sandwich und Mai, sowie der Insel zwischen Api und Sandwich gegenseitig verstehen. Die Sprache der Eingeborenen des Nordens von Api ist wieder eine ganz andere, wie diejenige im Süden, wie denn auch beide Stämme ganz verschiedene Körperformen zeigen; an der Ostküste soll noch eine dritte Sprache geredet werden, doch weiß man Näheres hierüber noch nicht. Ebenso ist es bei Mallicollo, dessen Bewohner im Süden die Sprache der Stämme im Westen nicht verstehen.

Von den Neuhebriden und ihren Bewohnern hat auf Grund der neuesten Erforschungen M. Eckhardt wohl das ausführlichste, erschöpfendste Gemälde geliefert (Verhandl. d. Vereins f. naturwiss. Unterhaltung in Hamburg, Bd. IV, Oktober 1879), an welche wir im folgenden uns durchaus anlehnen. Darnach ist die Nahrung der Insulaner die nämliche, vornehmlich vegetabilische, wie wir sie schon anderwärts kennen lernten; als Delikatesse gilt ein dicker Holzwurm, den man oft lebend verzehrt, während fast alles andere sorgfältig gekocht aufgetragen wird. Als Getränk dienen Kokosmilch und Wasser, auf einigen Inseln (namentlich Tanna) ist bei feierlichen Gelegenheiten auch das polynesische Getränk „Kawa" (aus Macropiper methysticum) im Gebrauch. Anthropophagie ist auf Aneityum ganz verschwunden (1853 ward hier der letzte Mensch gefressen), ebenso an der

Küste der häufiger mit den Europäern verkehrenden, mit Missionären oder Lehrern versehenen Inseln, doch wandert im Innern derselben noch mancher erschlagene Feind in den Rauch oder das Feuer, um mit Yams zubereitet, eine Festmahlzeit abzugeben, von der weit und breit auch Verwandten und Bekannten ein Stückchen heimgebracht wird. Das Fleisch der Weißen ist nicht so geschätzt, denn es ist nach Ansicht der Eingebornen salziger und härter, wie das der Schwarzen. Besonders gefürchtet als Menschenfresser sind die Bewohner der undurchdringlichen Wälder, die die Berge im Innern von Tanna bedecken; spricht man an Port Resolution von den „Ermama Kararei", d. h. Buschleuten, so kann kein Eingeborner sich Furcht ausdrückender Geberden enthalten. Auch die Bewohner Santos gaben den Offizieren des „Rosario" bei ihrem Besuch auf der Insel (1871) ihre Vorliebe für Menschenfleisch unverblümt dadurch zu erkennen, daß einer derselben auf einen recht beleibten Seelieutenant zuschritt, dessen Arme und Beine umfaßte und dann meinte: „He very good Kai-Kai!" und ein andrer Eingeborner versicherte Dr. Naumann, den Schiffsarzt der „Gazelle", auf eine bescheidene Anfrage mit gemütlichem Grinsen, daß sie durchaus keine Weißen äßen, aber: „men in bush kai kait (essen) us, me kai kai men in bush." (Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1876, S. 69.)

Neuhebrideninsulaner.

Die Männer gehen auf der Mehrzahl der Inseln fast nackt, tragen jedoch schon vom sechsten Jahre an eine Bast-, Zeug- oder Muschelhülse, an die ein aus Fasern geflochtener Strick befestigt ist, der die Hüften umschließt und auf einigen der nördlichen Inseln so scharf angezogen wird, daß der Bauch hervortritt; im Süden und an den häufiger von Europäern besuchten Plätzen sind weiße und gelbe Tücher um die Hüften vielfach in Gebrauch. Die Mädchen gehen bis zum zehnten Jahre nackt, tragen dann einen von der Gürtelschnur herabhängenden Blätterbüschel und nach ihrer Verheiratung einen aus Kokos- und Baumfasern gefertigten Schurz, wie er auch auf den Centralinseln hie und da vom männlichen Geschlecht angelegt wird. Auf den Banksinseln — einer kleineren, nord-östlich von Espiritu Santo gelegenen, meist den Neuhebriden beigezählten Gruppe — vertritt den Schurz ein nur 2,5 cm breites Bastband. Besondere Bemalung der Körperteile ist sehr beliebt. Eine eigentliche Tättowierung existiert nur auf Vanua-Lava, der größten der Banksinseln.

Das Haar wird auf den nördlichen Inseln in großen, oft mit Kalk, Oker oder Gelbwurz gefärbten Büscheln getragen, auf Tanna, Erromango, Aneityum und Aniwa herrscht jedoch die Sitte der kolossalen Papuafrisuren und auf dem erstgenannten Eilande wird der dichte Bart häufig so behandelt, daß es fast scheint, als ob die alten Assyrer als Vorbild gedient hätten. Oft zieren auch Federn, Stückchen Sandelholz, Blumen, Vogelkrallen und dergleichen das Haupt, und auf Api fand Dr. v. Billemoes-Suhm eine Art Kopfkratzer in dem schmutzigen, von Ungeziefer sehr belebten, krausen Haar. Dies alles gilt nur bei den Männern. Die Frauen sind sämtlich kurz geschoren; Nasenschmuck tritt hier unter den Papua zum letztenmale auf; dazu dient ein durch den Nasenknorpel gestecktes poliertes Ebenholz, an den Enden mit einer Muschel verziert, oder etwas Rohr, an dessen Ende je eine scharlachrote Beere steckt. Aehnlich geschieht es mit den Ohren. Um den Hals, zuweilen auch auf der Stirne, hängt eine Muschel oder ein Menschenknochen an einer Bast- oder Haarkette, oder einer solchen von aufgereihten Kachelot-, Schweine- und auch Menschenzähnen. Im allgemeinen fehlt dem Schmucke der Formenreichtum, den der Salomonarchipel zeigt. Eine an Australien mahnende Sitte ist das Ausstoßen der zwei Vorderzähne der oberen Zahnreihe bei verlobten oder verheirateten Weibern; ein Stock wird gegen dieselben gesetzt und mit einem Stein ein kräftiger Schlag geführt.

Die Waffen legt der Eingeborne nie aus der Hand (mit Ausnahme der Bewohner von St. Bartolomew, die häufig unbewaffnet sind). Der fast 2 m lange Bogen von Kasuarinenholz, versehen mit einer Sehne, ruht auf der Schulter; 5—6 je 0,60—1,5 m lange Rohrpfeile birgt ein als Köcher dienendes zusammengerolltes Palmblatt. Häufig sind diese Pfeile noch mit Menschenknochen verziert, am obern Ende mit einer 15—20 cm langen Spitze von hartem Holz oder von Knochen, die mit Pflanzengift, häufig von den zerquetschten Teilen der durch lebhaftes Grün der Blätter sich auszeichnenden Schlingpflanze Derris uliginosa überstrichen ist. Für die Jagd dienen befiederte, einfach zugespitzte Rohrpfeile. Auf 30—40 m treffen diese Geschosse stets ihr Ziel. Die langen, mit Widerhaken, deren Spitzen gleichzeitig nach oben und unten gerichtet sind, versehenen, oft grotesk verzierten Speere, werden mit einem am kleinen Finger der rechten Hand befestigten Wurfstrick geschleudert, ebenso hängt vom Oberarm bei Wanderungen an einer Bastschleife neben der Steinschleuder die stets zum Kampf bereite Keule aus Kasuarinenholz, oft die den Neuhebriden eigentümliche „Gesichtskeule" herab. Doch hat die Muskete fast überall schon Eingang gefunden; auch Steinäxte sind hie und da in Gebrauch. Für den Fischfang bedient man sich drei- und vierzinkiger Speere, neben guten aus Kokosfasern geflochtenen Netzen. Die Kanoen, mit denen sie kühn weit ins Meer fahren, sind aus dem Holz des Brotfruchtbaumes äußerst roh gearbeitet, im Norden Mallicollos groß und breit, für 50—60 Mann berechnet; in Api dient ein ausgebrannter Baumstamm gewöhnlich für 4—5 Personen. Der Ausleger fehlt bei den vorne abgestumpften Böten niemals, während er bei spitzer Bauart fortfällt. Kurze Schaufeln, die grade ins Wasser gesteckt werden, dienen als Ruder. Im allgemeinen läßt sich nicht verkennen, daß in fast allen Geräten der Neuhebrideninsulaner Fleiß, Vollkommenheit und künstlerische Ausschmückung in ganz bedeutend geringerem Maße zu Tage treten als auf den Salomonen.

Sehen wir uns nun das „Daheim" an, so finden wir auch den Hüttenbau auf sehr geringer Stufe. Meist genügen einige Pfähle, die ein mit Palmblättern gedecktes Dach tragen und dessen Seiten mit Baumzweigen, Blättern ꝛc. ausgepolstert sind, während die Vorderseite rot und weiß bemalte Bretter neben dem Eingange zeigt. Jedoch finden sich auf Aneityum häufig schon Holzhäuser, ebenso auf Santo, wo die Bewohner überhaupt mehr Geschick zu haben scheinen, da sie unter anderem auch die einzigen sind, die rot, schwarz und weiß bemalte irdene Töpfe fabrizieren. Auf Vanua-Lava sind die Stützen der Hütten beim Eingange vielfach in Form menschlicher Figuren, mehrfach sogar mit über der Brust gefalteten Händen und einem Heiligenschein gearbeitet. Aehnlich ist es auf Mallicollo. Die Versammlungshäuser und die Behausung des Häuptlings sind durchschnittlich 30—32 m lang, 9 m breit und fast überall mit dem sogenannten „Wärumwar", einer Einzäunung, umgeben. Im Innern hängen Knochen von Tieren, Schädel ꝛc. von der Decke herab, während bei den gewöhnlichen Insulanern derartige Zierate nicht üblich sind und nur ein möglichst gutes, mit Farnkraut gepolstertes, mit einer Bastmatte bedecktes Lager die Hauptsache bildet. Etwa 100 Häuser bilden ein Dorf, in dessen Nähe sich der sogenannte Festplatz („Malavaran", „Marum") befindet. Den 70 m langen, 36 m breiten ebenen Raum schmücken an seinem untern Ende eine Anzahl alter, in einer

Linie stehender Kasuarinen oder Bananen, die Mitte dagegen mehrere ausgehöhlte, zugespitzte, verzierte Baumstämme, die als Trommel dienen, und bei allen Tänzen ꝛc. als Mittelpunkt, um den sich alles dreht, angesehen werden.

Der Häuptling, der sehr geringen Einfluß auf die Untergebenen hat, zeichnet sich bei besondern Gelegenheiten nur durch eine Art Szepter, zugleich als Keule dienend, aus. Größere Inseln haben auch noch ihre Hauptchefs. Die Beschäftigung der Männer beschränkt sich auf Jagen, Kriegführen, Fischefangen ꝛc.; die Frauen müssen nicht nur kochen, sondern auch den Boden bestellen, nur bei der Yamsernte im März oder April greift alles mit an. Ihre Stellung gleicht fast derjenigen von Sklavinnen; früher konnten sie für drei Schweine ge- und verkauft werden, noch 1876 trat auf Valua ein Mann seine junge Frau mit Vergnügen für 250 g Tabak ab. Nur auf Mai fand Moresby, daß die Weiber eine ihrem Körperbau angemessene Stellung einnahmen. Trotzdem lebt die Familie stets in größter Eintracht, jeder ist mit seinem Los zufrieden, nur bei den Weibern der Häuptlinge — denn diese haben gewöhnlich mehrere Frauen, während der gemeine Mann sich mit einer begnügt, obschon Polygamie erlaubt ist — setzt es zuweilen Zank, bei dem dann der Mann sofort durch Gewaltmaßregeln Ruhe stiftet. Kinder werden vielfach sehr geliebt und verzogen, niemals aber gestraft. Auf einigen Inseln, z. B. auf Tanna, wird bei ihnen im 7.—10. Jahre eine Art Beschneidung vorgenommen, die jedoch nur in einer Aufschlitzung des Präputium besteht.

Hat ein Jüngling das Herz einer Schönen gewonnen, so wird, namentlich auf Tanna, die Hochzeit mit großem Prunk begangen, und zwar findet dieselbe auf dem „Marum" statt. Während sonst Frauen und Kindern untersagt ist, den geheiligten Raum zu betreten, auf dem die Männer sich übrigens täglich nach Sonnenuntergang zum Genuß einer Kawabowle einfinden, strömt bei einem Hochzeitsfest alles dorthin, um sich in der nach den vier Seiten offenen Kawahalle zu delektieren. Unter Anrufen der Götter und Gesang der Anwesenden, wird von Knaben die Kawawurzel gekaut, in die Schale gespieen, mit Wasser versetzt und durch ein Bastituch geseit. Inzwischen ist auch ein Schwein geschlachtet, im Feuer zubereitet, oder hat zufällig ein glücklicher Ueberfall stattgefunden, ein Feind zerlegt und mit Yams gekocht, von dem dann dem Häuptling als besondere Leckerbissen die Schamteile zugewiesen werden. Die Musik besteht aus Pansflöten und einigen umherstehenden ausgehöhlten, etwa 6 m hohen Baumstämmen, die mit Stöcken bearbeitet werden. Den Schluß des Festes bildet gewöhnlich nächtlicher Tanz, begleitet von äußerst monotonem Gesang.

Erkrankt ein Insulaner, so dröhnt der Ton des Muschelhornes durch den Wald, den „Krankheitsmacher" zu versöhnen, daß er den „Nahak" (Unrat) nicht verbrenne. Sie glauben nämlich, daß die Krankheitsmacher, umherziehende Gauner, die sich die Unwissenheit ihrer Landsleute zu Nutze machen, mit den bösen Geistern im Bunde stehen und durch Verbrennen irgend einer von dem Erkrankten berührten Speise das Leben desselben vernichten können. Die Freunde müssen dann, je nach dem Grad der Schmerzen, leichter oder stärker auf der Muschel blasen, dem Zauberer Geschenke machen, bis er sich erweichen läßt, den Nahak aus dem Feuer entfernt und entweder Blutentziehungen an Armen, Brust und Füßen vornimmt oder einen heilsamen Pflanzentrank verabfolgt. Stirbt jemand dennoch, so waren die Geschenke nicht genügend. Der Tote wird dann in eine Hülle aus der Rinde des Bananenbaumes gelegt, das rot bemalte Gesicht unbedeckt gelassen und am nächsten Tag unter Wehklagen in das 1,5—2 m tiefe Grab, respektive in eine an der einen Seite befindliche Höhlung gesetzt. Auf Aneityum herrschte vor Einführung des Christentums, wie noch jetzt auf Tanna, die Sitte, beim Tode eines Häuptlings dessen Weiber zu strangulieren, damit sie ihm auch in der andern Welt dienen könnten. Stets drängen sich die Wittwen dazu, so zu sterben, ja häufig töten sich auch noch Verwandte des Verstorbenen auf dieselbe Weise. Auf Tanna und auch noch auf einigen der andern Inseln begräbt man den schwachen, körperlich hilflosen Greis lebendig. Er wird in die Grube gesetzt, mit einer Matte bedeckt und unter Wehklagen Erde darauf geschaufelt. Der Tote geht, wenn er rechtschaffen gewesen, in das schöne Land im Westen, um dort nichts weiter zu thun als Tabak zu rauchen, Brotfrucht, Yams und Kawa zu genießen; war er ein Geizhals oder Mörder, so kommt er an einen Ort, wo er hungern muß und über spitze Steine geschleppt wird. Außer Sonne und Mond, letzterer sogar hie und da in steinernen Nachbildungen, werden noch eine Menge Gottheiten verehrt. Dazu giebt es noch viele Spezial-Schutzgötter, z. B. für den Fischfang, für den Schutz der Pflanzungen, für die Flüsse und Quellen, für die Jahreszeiten, ja sogar für die Bereitung der Mahlzeiten. Das bei den Polynesiern so einflußreiche „Tabu" gilt auch

hier in seiner ganzen Bedeutung. Belegt der Priester (oder Häuptling) etwas mit dem Tabu, so ist es unantastbar.

Die Bewohner der Neuhebriden sind zwar erst zum kleineren Teile zum Christentum bekehrt, doch sehen die evangelischen Missionäre von Jahr zu Jahr die Zahl ihrer Anhänger wachsen und mit ihnen steigt der Verkehr mit der Außenwelt. Einem Missionär Robertson ist es gelungen, das Evangelium immer größeren Kreisen zugänglich zu machen; mehrere hundert Eingeborne können lesen und schreiben, allein auch er wie seine junge Frau wurden Ende 1876 wie ihre Vorgänger ermordet. Der Grundcharakter aller Eingebornen, deren Intelligenz und Bildungsfähigkeit Herr Otto Martin übrigens ein günstiges Zeugnis ausstellt (Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1874, S. 207), ist indes nicht so schlimm, wie er im allgemeinen gemacht wird; wenn Greuelthaten vorkommen, so trägt häufig der Weiße die Schuld. Geraten ist es jedoch immerhin, die Augen offen zu halten, wenn sich Wilde ohne Frauen und Kinder mit dem als Friedenszeichen geltenden Palmblatt wedelnd, nahen.

Loyaltyinseln und Neukaledonien.

Die nahen, unter französischer Herrschaft stehenden Loyaltyinseln zählen 10,000—15,000 schwarze Papuabewohner, denen zwar viel Polynesierblut beigemischt zu sein scheint, gleichen aber sonst, wie der Botaniker B. Balansa bestätigt (Bulletin de la Société de géograph. de Paris 1873, Bd. I, S. 521 bis 534), im Aeußeren, Sitten und Kulturzustande den verwandten Neukaledoniern, mit welchen sie seit lange in Verkehr stehen, ohne gegessen zu werden; sie sind nämlich geübte Seefahrer und außerordentlich kluge Handelsleute, sprechen meistens englisch und verdingen sich auch als Matrosen auf britische Schiffe. Man darf sie als ziemlich christianisiert bezeichnen. Sie wurden durch protestantische Glaubensboten gewonnen, welche seit Eintreffen einer ständigen Mission 1864 das evangelische Christentum durch Eingeborne und zwar mit äußerst gutem Erfolge verbreiteten. Nach Besitzergreifung der Inseln durch die Franzosen gründeten diese eine katholische Mission, und seither haben die beiden christlichen Konfessionen den Eingeborenen das wenig erbauliche Schauspiel heftigster Befehdung gegeben; noch 1874 erschollen die bittersten Klagen der protestantischen Missionäre über die erduldeten Bedrückungen.

Geringer sind die Erfolge der christlichen Bekehrer auf der großen, aber verhältnismäßig weit dünner als die Loyaltygruppe bevölkerten, gleichfalls von Frankreich in Besitz genommenen Insel Neukaledonien, für deren Einwohner sehr oft, aber wohl irrtümlich, der polynesische Name „Kanaken", d. h. Menschen, gebraucht wird. Die Neukaledonier, über welche wir die besten Nachrichten dem sehr zuverlässigen Missionär P. Montrouzier, ferner den Herren Dr. Vieillard, Jules Garnier und J. Patouillet verdanken, und die auch die Bevölkerung der nahen Fichteninseln (Ile des Pins) bilden, sind aber nach Friedrich Müllers neuesten Untersuchungen sprachlich durchaus Papua; ethnisch allerdings sind sie mit polynesischen Elementen gemengt, und Jules Garnier, ein ganz trefflicher Kenner Neukaledoniens, bemüht sich, auch auf linguistischem Boden den

Einfluß polynesischer Einwanderungen nachzuweisen (Bulletin de la Société de géograph. de Paris 1870, Bd. I, S. 435—468), wofür auch die lichtere Hautfarbe spricht. Die übrigen Neukaledonier sind schokolade- oder sehr dunkel kupferbraun ins rußig Schwarze übergehend, mit krausem, doch nicht wolligem Haar, dicken Lippen, großem Mund, lebhaften, ausdrucksvollen Augen. Einen großen Stolz legen diese Eingeborenen auf ihre breite, flache Nase, was wohl zum Teil künstlich hervorgerufen ist, indem nach dem Zeugnisse Montrouziers schon den neugebornen Kindern die Nasenwurzel eingequetscht wird. Marinearzt Dr. Bourgarel spricht jedoch von einzelnen Ausnahmefällen, in welchen die Nasen sich der Adlergestalt nähern, die sonst den Papua eigen. Die Jochbeine stehen vor, die Schneidezähne sind prognath, die Stirne ist hoch, schmal und konvex, der Schädel aber, welchem Bourgarel und Dr. Bertillon ein besonderes Studium zugewandt, zeigt zwei höchst charakteristische Eigenschaften, die sich beim ersten Anscheine seltsam zu widersprechen scheinen: er ist nämlich schmal und sehr hoch, das Gesicht aber besonders in den mittleren Partien sehr breit, d. h. der Schädel in der Quere sehr abgeplattet, namentlich an den Schläfen. Man hat deshalb an eine künstliche Entstellung glauben wollen, Bertillon zeigt indes, daß dem nicht so sei. Dagegen lenkt er das Augenmerk auf die mächtige Entwicklung der Kinnlade bei diesen Insulanern und erbringt den bemerkenswerten Nachweis, daß dieselbe jener der Schläfenmuskeln proportionell sei. Zugleich macht der genannte Gelehrte sehr wahrscheinlich, daß die fleißige und kräftige Kauarbeit dieser Wilden ihren Schädel abplattet, und die in ihrer seitlichen Entwicklung behinderte Hirnmasse in die Höhe und Länge zurückdrängt; in letzter Linie kommt Bertillon zu dem für die sogenannten Vegetarianer unerfreulichen Schlusse: die Pflanzennahrung, aus Substanzen bestehend, deren anhaltende und schwierige Zermalmung die Abnützung seiner großen Zähne und die Abplattung der Kondylen zur Genüge verraten, ist es, welche aus dem Neukaledonier zum mindesten einen Akrokephalen macht. Ob nun diese in der Periode von der Kindheit zum Manne vor sich gehende Umgestaltung des Schädels auf die intellektuellen Fähigkeiten von Einfluß ist? Auffallend bleibt jedenfalls die gut beglaubigte Beobachtung einer Art von Rückschritt, welche bei jungen Wilden gleichwie bei jungen Affen mit der Annäherung an die Mannbarkeit sich kundgiebt; auch sind die tiefen anatomischen Veränderungen des Anthropomorphenschädels nicht ohne Analogie mit jenen, welche der neukaledonische erleidet; Bertillon fand für Kinder von 8—12 Jahren eine Schädelkapazität von 1312 ccm, was ganz respektabel wäre; diesen fehlen aber auch noch die Mehrzahl jener Merkmale, welche den ausgewachsenen Neukaledonierschädel charakterisieren. (Bertillon, Forme et grandeur des divers groupes de crânes néo-calédoniens d'après une collection inédite du Musée de Caen comparés aux crânes parisiens, lapons et cafres, in der Rev. d'Anthrop. 1872, S. 250—288.) Wie Patouillet versichert, strömt der Neukaledonier, besonders bei Erhitzung, einen ganz eigentümlichen, an jenen der großen Raubtiére erinnernden Geruch aus, welchen auch alle Reinlichkeit nicht zu beseitigen vermag. (Trois ans en Nouvelle Calédonie. Paris 1873. 8°. S. 70.)

Meinicke, dessen Stärke das anthropologische Moment nicht ist, sagt nichts vom Aeußeren der Neukaledonier; die Urteile lauten darüber verschieden; während Manche sie für einen der häßlichsten Menschenschläge des Stillen Ozeans halten, kann man sie nach Kapitän Tardy de Montravel eigentlich nicht häßlich nennen; einige haben sogar regelmäßige Züge, namentlich an der Ostküste, wo wahrscheinlich polynesische Mischungen stattgefunden haben. Aeußerst häßlich sind allerdings die frühzeitig alternden Weiber; sie sind kleiner als die meist den Europäern an Körpergröße gleich kommenden Männer (Patouillet, a. a. O., S. 67) und gebären nicht viele Kinder. Auch ist eine durch verschiedene Ursachen veranlaßte rasche Abnahme der Bevölkerung bemerkbar. Dennoch schätzt Jules Patouillet ihre jetzige Kopfzahl noch auf 70,000. (A. a. O., S. 66.) Den Charakter dieser Wilden schilderte Cook zwar als sanft, freundlich und mild, fast alle neueren französischen Beobachter jedoch übereinstimmend als roh, obgleich sich in den Sitten seit Cooks Zeiten wenig oder gar nichts geändert hat. Die Eingeborenen sind nach dem Zeugnisse Léques', welcher fünfzehn Jahre unter ihnen zubrachte, ernst und lachen selten, lügen und stehlen nicht, benehmen sich mäßig und anständig (l'Explorateur, Bd. III, S. 409 vom 27. April 1876); auch Mut und Tapferkeit, sowie Gastlichkeit werden ihnen nachgerühmt. Noch Günstigeres verlautet über ihre Intelligenz.

Hütte auf Neukaledonien.

Wenn die Männer Neukaledoniens, hat mit Recht ein französischer Beobachter bemerkt, gänzlich nackt giengen, so würden sie einen großen Schritt zur Befriedigung des Anstandes gemacht haben, denn was allerwärts verhüllt wird, das schmücken sie mit einem Blatt oder einem Stück Zeug („mne" oder „nny" geheißen). (Dr. Viktor de Rochas, La nouvelle Calédonie et ses habitants. Paris 1862. 8°. S. 148.) Allgemein ist die mit Feierlichkeit begangene Sitte der Circumcision. Wie alle Papua sind die Neukaledonier mit einer ungeheuren Haarkrone versehen, welche sie auf die ver-

schiedenste Art zu frisieren, und bald mit Kalk, bald mit roter Erde zu pudern pflegen, wenn sie sich nicht bisweilen entschließen, das Haar ganz glatt abzuscheeren, weil seine Bevölkerung einen billigen Komfort nicht mehr gestattet. In Bezug auf die Kultur des Bartes setzt keine Mode der Phantasie des Einzelnen Schranken. Tättowierung ist sehr beliebt und wird allgemein von den Frauen geübt. Letztere sind weit sittsamer gekleidet, denn sie bedecken sich mit einem 18—22 cm breiten, sehr langen Fransengürtel, der um die Hüften gewickelt wird. Außerdem tragen einige hinten noch ein kleines Schürzchen. Die Dirnen begnügen sich mit einem schmäleren Gürtel, der auf den Loyalitätsinseln seinem Zwecke völlig Hohn spricht. Die Ohrläppchen werden durchbohrt und beim Tode eines Häuptlings gänzlich aufgerissen. Denkt man sich noch hinzu, daß die Frauen ihr Haar entweder gänzlich scheeren oder nur einige Büschel stehen lassen, die sie wie die Damen der Rokokozeit mit Kalk pudern, so muß es für einen Europäer unendlich komisch sein, wenn er die Eingebornen außerordentlich häufig in genießendem Betrachten ihrer Toilette vor einem Spiegel findet. Diejenigen, welche kein solches Nürnberger Möbel erhandelt haben, benützen eine altväterische Erfindung. Um die Dörfer herum sieht man nämlich in die Kokosstämme kleine Tröge eingeschnitten, welche ältere Reisende für Wasserbehälter erklärt haben, die aber nur der Selbstbespiegelung dienen. Der Neukaledonier hat einen maßlosen Dünkel. Weiß er sich im Besitze eines Vorrates von Bananen, so glaubt er sich ein Gott an Fülle und Kraft. Sein Appetit ist aber immer nur auf seine Pflanzenwurzeln gerichtet, denn das Borsten- und Federvieh, das er züchtet, dient nur zum Tausch mit europäischen Schiffen. Nicht Mangel an Tierfleisch und Hungersnot sind es also, die zu den auch auf Neukaledonien üblichen Menschenschmäusen treiben, denn sie finden meistens zum Bananenfeste nach der Ernte beim höchsten Stande der Vorratskammern statt; die Ursache ist einzig schnöde Leckerei. Neuerdings soll allerdings das Schweinefleisch als Delikatesse das Menschenfleisch verdrängt haben, und mancher Gefangene durch Lösegeld in Gestalt eines Schweines vom Gegessenwerden errettet worden sein. (Wiener Abendpost vom 4. September 1878, S. 810.) Ja B. Balansa versichert gar, die Anthropophagie sei heute völlig von der Insel verschwunden (Bull. Soc. géograph. Paris 1873, Bd. I, S. 129), allein alles dies darf man billig als Schönfärberei betrachten, welche durch die grauenhaften Schilderungen des gewissenhaften Jules Garnier auf das Bestimmteste widerlegt wird. Dieser beobachtete gar verschiedene Kannibalenfeste, darunter einmal einen Greis mit weißen Haaren, der einen Schädel hielt und mit einem spitzen Stock das Gehirn herauszuholen sich bemühte. Werden Menschen verzehrt, so werden sie vorher en papillote in Bananenblätter gewickelt und zwischen glühenden Steinen gebraten. Die Häuptlinge wählen sich von den Leichen das Beste und verteilen dann nach Rang und Gunst das Uebrige, die Frauen dagegen bekommen nichts, obgleich man sie bisweilen verstohlen an einem Knochen nagen sehen kann. Selbst im südlichen Teile der Insel findet sich der Kannibalismus bloß in solchen Stämmen nicht mehr, die in beständiger enger Verbindung mit den Franzosen stehen. Herr Leques behauptet nun, er hätte niemals ein friedlicheres Volk gesehen als die Neukaledonier, Dr. Rochas aber beschreibt sie als tapfer, unerschrocken und leidenschaftlich für das Fehdewesen eingenommen, meist in alleiniger Absicht, um Leichen für einen Menschenschmaus sich zu verschaffen. Dem Tode treten sie mit männlicher Fassung entgegen, ihre Kriegskünste beruhen aber hauptsächlich auf Kriegslisten und plötzlichen Ueberfällen, nicht selten auch auf niedrigem Verrat. Selten begegnen sich zwei Heere in offenem Felde und messen sich in geordneter Schlacht. Fällt ein Krieger, so beeilen sich Trojaner oder Achäer, seine Leiche in Sicherheit zu bringen; beim dritten oder vierten Opfer wird die Flucht allgemein, nicht etwa aus Furcht oder Feigheit, sondern um wo möglich die Leichen zum Schmause zu retten. In ihren Kämpfen mit den Franzosen warfen sie sich mit fast rätselhafter Schnelligkeit zu Boden, wenn ein Gewehr abgedrückt ward. Haben sie die Kugeln pfeifen gehört, so springen sie wieder auf und machen, wie Peschel sich ausdrückt, dieselbe unanständige Geberde, womit alle civilisierten und uncivilisierten Soldaten der Welt den Gegner zu verhöhnen pflegen. Für das Gefecht in der Ferne dient eine aus Kokosfasern gedrehte Schleuder, womit sie eiförmige Spitzgeschosse 200 m weit werfen können. Daß sie die Vorzüge spitzer Geschosse durch die Erfahrung eingesehen, macht ihrer Beobachtungsgabe nicht geringe Ehre. Eine andere Waffe für das entfernte Gefecht ist ein dünner, unvergifteter Speer aus hartem Holz an beiden Seiten gespitzt, welcher auf 40—50 Schritte mit Hilfe einer Schlinge geschleudert wird, die an seinem Schwerpunkte befestigt und in welche beim Würfe der Zeigefinger gesteckt wird. Die Nationalwaffe für das Handgemenge war die spiegelglatt polierte Keule aus Serpentin, jetzt nur mehr als Schmuckgegenstand reichen Häuptlingen

dienend, sonst durch die europäische Art verdrängt, in deren Führung die Eingebornen eine unheimliche Gewandtheit erlangt haben.

Wie alle Papua im Vergleiche zu den Polynesiern sind die Neukaledonier schlechte Schiffer, welche mit ihren zu Kriegszwecken dienenden Doppelpiroguen — im Grunde nur Schiffe mit einem Ausleger — nie so weit segeln, daß sie das Land aus dem Auge verlieren. Pfähle, kreisförmig in den Boden gesenkt und mit einer Wand aus Flechtwerk versehen, bilden die Grundgemäuer der Häuser. Die Hütte, mit Stroh rund gedeckt, gleicht um so mehr einem Bienenkorbe, als man nur eine 60—75 cm hohe und etwa 40—50 cm breite Oeffnung als Thür, Fenster und Schornstein offen läßt. Feuer wird darin beständig unterhalten. Häuptlinge schmücken ihre Behausung mit interessantem Schnitzwerk und zeichnen sie durch davorstehende Stangen aus, welche die Schädel erschlagener und wohl auch verspeister Feinde tragen. Frauen und Mädchen haben ihre besonderen Häuser, viel niedriger und viereckig. Meist bestehen die Dörfer, von welchen Patouillets Schilderung keine großartige Vorstellung zuläßt (Trois ans en Nouvelle Calédonie, S. 74), aus solchen in den Pflanzungen zerstreut liegenden Hütten. Die Industrie der Neukaledonier ist gering; sie fertigen und färben zwar einige Zeuge, doch sind diese nicht viel wert; ziemlich hübsche Formen haben aber ihre irdenen Geschirre, denen sie auch eine Glasur zu geben verstehen. Ueberhaupt fehlt es ihnen nicht an Sinn für Kunst. Das einzige einheimische Musikinstrument ist eine Flöte, ein meterlanges, bogenförmiges Rohr mit zwei Löchern an beiden Enden, worauf je nach Belieben mit dem Munde oder aus einem Nasenloch geblasen wird, denn das andere drückt sich der Virtuos mit dem Daumen zu. Variationen und komplizierte Passagen lassen sich mit dieser Flöte, wie man gern glauben wird, nicht ausführen. Seitdem die Europäer Maultrommeln unter den Eingebornen abgesetzt haben, hat die musikalische Ausbildung namentlich des weiblichen Geschlechts große Fortschritte gemacht. Die Neukaledonier haben auch eine „Litteratur", wenn auch vorläufig nur eine mündliche, die in Feen-, Gespenster- und Rittergeschichten besteht. Die bessern neukaledonischen Dichter lassen ihre Romane stets „gut endigen", so scheint es wenigstens der örtliche Geschmack zu verlangen. Minder stark erscheint ihre arithmetische Begabung, doch giebt es immerhin Genies, die bis 100 zählen können. Nicht unerfahren sind sie im Gebrauche einfacher Arzneimittel. Wie bei allen unentwickelten Völkern hüllen aber die Aerzte ihr Wesen in Zauberspuk ein, und wissen durch Taschenspielerstücke dem Kranken irgend einen fremden Gegenstand, gewöhnlich einen Stein, aus dem Körper heraus zu zaubern, welcher dann als Genius der Krankheit angesehen wird. Weniger empfehlenswert sind ihre Hebammenkünste, dafür aber besitzen sie eine infernalische Fertigkeit in andern Fällen, und eine sehr gebräuchliche heißen sie die Bananenkur. Scheinbar besteht sie darin, daß die Patientin gekochte grüne Bananen siedend verschlingt. Da die Bananen völlig unschuldig sind, so dienen sie nur zur Verschleierung des wahren, bis jetzt noch nicht entdeckten Abortivmittels. Nur zu häufig hört man aus dem Munde der Eingebornen: „Da geht auch eine, die Bananen genommen hat". Diesem Gebrauche huldigen nämlich nicht etwa bloß Mädchen, sondern auch Frauen, um der Mühe des Säugens zu entgehen und ihre Körperreize länger zu erhalten.

Das Weib ist nur Magd und Spielzeug des Mannes, der ihre Gegenwart nicht einmal bei der Mahlzeit duldet. Die Zahl der Frauen eines Mannes übersteigt selten 3—4, nur die größten Häuptlinge bringen es auf 13. Wie bei allen polygamischen Völkern werden mehr Frauen als Männer geboren. Außerdem lichtet der Krieg die Zahl der letzteren beträchtlich. „Alte Jungfern" giebt es nirgends, wo Vielweiberei herrscht; in Neukaledonien sind gleichwohl eine große Zahl Frauen zum Cölibate verurteilt, solche nämlich, die in ihrer Jugend an Häuptlinge verlobt, von diesen aber verschmäht worden waren und welche daher niemand zu ehelichen wagt. Die weiteren schwer zu beschreibenden und ethnographisch doch so wichtigen socialen Zustände schildern wir am besten mit den Worten Oskar Peschels, des Meisters deutscher Völkerkundiger. Dieser bemerkt von den obenerwähnten Verschmähten: „Da sie keine Vestalinnen sind, so dienen sie hauptsächlich für Ausschweifungen, deren etwaige Folgen durch eine Bananenkur beseitigt werden. Die Polygamie ist übrigens auch durch abergläubische Gebräuche bedingt. Die Frau ist nämlich in der Katamenialzeit für den Mann „Tabu", d. h. unberührbar, desgleichen während der Schwangerschaft und des Stillens, welches mindestens drei Jahre dauert. Daher die geringe Kinderzahl und die häufigen künstlichen Ekbolen. Auch dauert die Ehe bloß kurze Zeit. Sie beginnt für die mit 12—13 Jahren mannbar werdenden Frauen sehr spät, nämlich mit 16—17 Jahren und endigt nach dem 25. Jahre. Daß die Mädchen ihre Keuschheit so lange bewahren, rührt nur von der abergläubischen Vorstellung her,

daß ein verfrühter Genuß unfehlbar den Tod nach sich ziehe. Nur mit Furcht und Schaudern gehen die Mädchen der ersten Berührung entgegen, auch muß ein Priester zugezogen werden, welcher durch eine Art Taufe mit „Keuschheitswasser" die befürchteten Folgen der ersten Geschlechtsverrichtung abwendet. Dann aber brechen die Begierden maßlos hervor, und die Zahl der Messalinen ist, obgleich der Ehebruch mit Tod bestraft wird, nach Dr. de Rochas keine geringe, doch widerspricht dem Balansa. Bei dem männlichen Geschlechte beginnen die Ausschweifungen viel zeitiger und sie suchen widernatürliche Wege. Was man in der Regel für Entartungen der Civilisation hält, obgleich es unter uns doch nur zu den Ausnahmen gehört, das findet sich gerade in höchster Blüte in dem vermeintlichen Paradieses- und Unschuldsstand der rohen Menschenrassen. Ehescheidungen sind ebenfalls gebräuchlich, wohlverstanden darf aber der Mann allein seine Frau verstoßen. Diese bringt keine Mitgift ins Haus, wird auch nicht bezahlt, doch macht der Gatte seinen Schwiegereltern bei besonderen Gelegenheiten Geschenke. Die Neukaledonier vermeiden alle nahen Verwandtschaftsgrade ängstlich auf väterlicher, nicht auf mütterlicher Seite; doch muß jedermann die Witwe seines Bruders heiraten. So große Furcht aber haben sie vor einer Blutschande zwischen Geschwistern, daß eine Schwester nie ihrem Bruder nahen darf, wenngleich die Regung der Geschwisterliebe außerordentlich lebhaft zu sein scheint." (Ausland 1862, S. 1092.) Auch die Zärtlichkeit der Eltern zu ihren Kindern ist sehr warm, erkaltet aber rasch. Für alle Zeit bleibt das Haupt des Vaters und des ältesten Bruders für Kinder oder Geschwister Tabu. Der Vater ist der Häuptling der Familie, und die Häuptlinge die Väter der Dorfschaften, über denen wieder als Monarch und Erzvater das Oberhaupt des Stammes steht, welcher nicht immer der Reichste, wohl aber einer der vornehmsten Leute ist. Seine politische Macht ist indes an die Zustimmung eines Senates aus den Dorfhäuptern und den Aeltesten gebunden; dafür hat er Anspruch auf Roboten, die mit außerordentlicher Bereitwilligkeit geleistet werden. Ueberhaupt erfreut er sich solch abgöttischer Verehrung, daß das Volk nicht murrt, wenn der Souverän einen der ihrigen niederschlägt, so oft er um einen Feiertagsbraten in Verlegenheit ist; im Gegenteil bewundern sie in solchen Handlungen die Herrschergröße. Selbst zwischen verschwägerten Stämmen besteht bloß ein schwacher Verkehr. Sonst bleibt und lebt jeder Stamm für sich, denn Besuche, wenn man nicht erschlagen und verspeist werden will, macht man sich nur auf eine Einladung zum „Pilupilu", dem von Tanz begleiteten Erntefeste, welches Garnier (Globus Bd. XV, S. 163) und Patouillet (Trois ans en Nouvelle Caledonie, S. 177—186) ausführlich schildern, und dann auch nur in vollzähligen und bewaffneten Geschwadern. Wenig Völker erleben so geringe Abänderungen als die Neukaledonier, die geboren und begraben werden auf dem engen Kanton ihres Stammes, daher denn auch die Verschiedenheit der Mundarten bis zum gegenseitigen Unverständlichwerden ausgebildet ist. Mit ihrer unverkennbaren Roheit bilden dagegen andere Erscheinungen in ihrem Leben einen seltsamen, unerwarteten Kontrast. Vor allem gilt das von ihrem Landbau. Mit Axt und Feuer verwandeln sie Dschungeln in urbares Land, und sorgen für die künstliche Bewässerung ihrer Felder. Da keine Tiere auf der Insel leben, so giebt es auch keinen animalischen Dünger. Gleichwohl pflegen die Neukaledonier die Felder durch Torf sowie durch in Asche verwandelte Pflanzenreste zu düngen, ja durch Ausstreuen von Muschelschalen, aber nur dort, wo der unfruchtbare, eisenhaltige Thonboden es erfordert, zu mergeln.

An ihrem Scharfsinn wird darnach niemand zweifeln, daß sie aber Bestien und zwar reißende Tiere sind, zeigt sich nicht bloß bei ihrem Menschenfraße, sondern auch in einer anderen Gewohnheit. Hochbetagte Leute, Mann oder Weib, wenn sie krank werden oder auch ohne dies, schweben in der Gefahr, von ihren Erben aus der Welt geschafft zu werden. Solche Vorgänge heißen in schnöder Ironie „das Fest der Greise". Zumeist entscheidet das Familienoberhaupt, daß ein Fest gefeiert werden soll, das Fest seines Vaters oder seiner Mutter, von denen er annimmt, daß sie billigerweise lange genug gelebt haben und reif für die Beerdigung seien. Es soll indessen auch vorkommen, daß Greise selbst ihre Quiescierung beantragen. Drei oder vier Jahre vor der Exekution bemüht sich dann jedermann dem Opfer noch Wohlthaten zu erweisen und alle seine Wünsche zu befriedigen, selbst wenn sie gegen die Tabugesetze verstoßen sollten. Am festgesetzten Tage legt sich dann der Betreffende mit Fassung in die Grube und erliegt bald den Streichen seiner Totengräber. Die Neukaledonier erreichen übrigens kein hohes Alter, und Patouillet hat keinen, weder Mann noch Weib gesehen, der älter als 60 Jahre wäre; gewöhnlich aber sterben sie schon mit 40 Jahren, zumeist an Lungenaffektionen,

die jedoch erst mit Ankunft der Weißen ihren Einzug hielten. Unter den übrigen verheerenden Krankheiten, welchen de Rochas ein belehrendes Kapitel widmet (La Nouvelle Caledonie, S. 126—138), sind die Lustseuche, die Skrofeln und die schreckliche Elefantiasis besonders zu erwähnen.

Ueber die Religion der Eingeborenen besitzen wir widersprechende Nachrichten. Balansa sagt ausdrücklich, sie hätten keine Idee von einer Gottheit. (Bull. Soc. géograph. Paris 1873, Bd. I, S. 127), Hr. Léques dagegen, daß sie an eine Gottheit und ein künftiges Leben glauben. (Explorateur, Bd. III, S. 410.) Jedenfalls ist ihre Religion keine hochentwickelte. Jeder Stamm rühmt sich mehrerer Männer, sogenannter „Tagata", die in Verzückung verfallen und von denen man vernimmt, daß sie, während sie sich in diesem Zustande befinden, mit den Geistern der Abgeschiedenen in Verkehr stehen. Sie schildern die Existenz der Geister so ziemlich der irdischen ähnlich, mit dem Unterschiede nur, daß im Jenseits ein Ueberfluß an Yamswurzeln herrscht, der den Lebenden sehr beneidenswert dünkt. Die Guten werden nach dem Tode belohnt, die Bösen gegeißelt. Es giebt keinen großen Häuptling im Reiche der Schatten, wohl aber gigantische, boshafte Geschöpfe da, wo die Bösen hausen. So berichten die Visionäre der Neukaledonier, die sehr gern solchen Erzählungen lauschen und damit das Fundament der Moral und Religion legen. Ihr Entwicklungsstadium ist lehrreich in einer Zeit, in der man es gelernt hat, die aufsteigenden Phasen im Leben der Menschheit in ihrem Zusammenhange zu betrachten.

Die Vitibewohner.

Als letzte der gemeiniglich zu Melanesien gezählten Inselgruppen wird der Vitiarchipel*) betrachtet, im ganzen mehr denn hundert Eilande verschiedener Größe, von denen jedoch kaum die Hälfte bewohnt ist. Ihr Gesamtflächeninhalt kommt ungefähr dem des Königreichs Griechenland gleich, die Bevölkerung der seit 10. Oktober 1874 von England in Besitz genommenen Inseln erreicht aber kaum, je nach den sehr schwankenden Schätzungen, 100—150,000 Köpfe, und nimmt überdies an Zahl immer mehr ab. Auch vor diesem Zeitpunkte waren indes die Vitiinsulaner schon so vielfach mit Weißen in Berührung geraten, besonders auf den beiden Hauptinseln Viti-Levu und Vana-Levu, daß die Ursprünglichkeit der Sitten hier längst verloren gegangen. Hatten ja englische Einflüsse den alten schwarzen Kannibalen-„König" Thakombau so weit gebracht, daß im November 1871 in der Hauptstadt Levuka auf Ovalau ein Parlament seine erste Sitzung hielt (Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 41 vom 10. Febr. 1872, S. 616), nachdem schon mancherlei Verhandlungen mit der britischen Regierung vorangegangen (siehe darüber: Edinburgh Review vom

*) Die deutsche Schreibart Fidschi und die englische Fiji, mit dem Ton auf der letzten Silbe sind unrichtig. Die Eingeborenen selbst nennen sich Kai Viti (Kai = Mann) mit dem Accent auf der vorletzten Silbe, wie überhaupt bei fast allen polynesischen Wörtern.

Oktober 1872, S. 429—461). In ihrem heutigen Zustande ist daher der Vitiarchipel in ethnographischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht gerade durch das Uebergangsstadium hochinteressant, in welchem sich seine Bewohner befinden. An ihnen, den vor wenigen Jahrzehnten noch völlig wilden, läßt sich deutlich die Wirkung der Einflüsse Europas und des Christentums, welchem die Mehrzahl des Volkes gewonnen ist, studieren und beobachten.

Ueber die Stellung der Vitiinsulaner in der Klassifikation des Menschengeschlechts herrscht große Zerfahrenheit unter den Systematikern. Man darf die Viti indes wohl mit ziemlicher Sicherheit als ein Mischvolk bezeichnen, in anthropologischer Hinsicht mit vorwiegend papuanischem Typus. Der Viti von reinem Blut besitzt alle Merkmale der papuanischen Menschenrasse. Doch zeigt die Schädelbildung sehr viele Spuren polynesischen Einflusses. Noch mehr haben, obwohl gerade auf der Hauptinsel Viti-Levu, wie T. Kleinschmidts Untersuchungen bekunden, sehr viel eigenartiges sich erhalten hat, dem Volkstume nach polynesische Einwirkungen stattgefunden. Dafür legt sowohl die Sprache als auch sogar manche Legende, z. B. jene von der schönen Rorandini (siehe dieselbe bei W. T. Pritchard, Polynesian Reminiscences; or, life in the South pacific islands. London 1866. 8°. S. 384—387) beredtes Zeugnis ab.

Die Viti sind, nach Dr. Max Buchner, welcher ihnen bei längerem Aufenthalte auf Kandávu große Aufmerksamkeit zugewandt, schöne, schlanke, muskulöse Menschen, „im Durchschnitt länger und kräftiger als die Europäer, mehr gleichlang und mehr gleichentwickelt, ohne die Extreme der bei uns vorkommenden Riesen und Zwerge, Dickwänste und Klapperskelette. Ihre Gesichtszüge sind meistens angenehm, oft edel, selten so roh und brutal wie man bei den Söhnen der schlimmsten Kannibalen, welche die Geschichte der Menschheit kennt, erwarten möchte. Die Nase ist breit, die Nüstern sind ebenso wie bei den Polynesiern etwas weit geöffnet, die Jochbogen nur mäßig und wenig vorspringend. Der Mund ist sinnlich voll, ohne unschön zu sein. Die horizontal geschlitzten Augen sind dunkelblau, die Haare schwarz, in der Regel aber künstlich ins Rötliche gefärbt, die Haut braun, schokolade- bis rotbraun, bald heller, bald dunkler." (Buchner, Reise durch den Stillen Ozean. Breslau 1878. 8°. S. 227—228.) Von dem bläulichen Schimmer der Haut, den ihnen Gerland und Peschel beilegen, hat Dr. Buchner nichts wahrgenommen. Das Haar ist kraus und wird gegenwärtig allgemein sehr kurz gehalten; das von Wallace für die Papua als charakteristisch angegebene Pudelhaar hat unser Gewährsmann aber nur einmal an einem fünfjährigen Mädchen beobachtet. Der Bartwuchs ist bei den Viti, namentlich den adeligen, reichlich. Greise haben weiße Haare und weißen Bart. „Unter den jüngeren Weibern," fährt Buchner fort, „giebt es hübsche anmutige Gestalten mit freundlichen Zügen. Ihre Formen sind zuweilen sehr üppig. Im allgemeinen aber fehlt den nicht mehr in der ersten kurzen Blüte befindlichen Frauen die Grazie der europäischen Weiblichkeit; sie nähern sich zu sehr dem männlichen Typus, wozu auch noch der Umstand beiträgt, daß sie die Haare kurz geschoren tragen, und sie werden sehr rasch welk und alt. Die Brüste, auch der eben erst reif gewordenen Mädchen, zeichnen sich aus durch eine auffallende Hervorragung des Warzenteils, der leicht abgeschnürt erscheint und so dem ganzen Organ etwas Birnförmiges verleiht."

Was die Schädelbildung betrifft, so besitzen die Viti, nach Dr. Rudolf Krauses höchst wertvollen Messungen des im Museum Godeffroy zu Hamburg vorhandenen Materiales, sehr hohe, schmale hypsistenokephale Schädel mit extremer Dolichokephalie. Die Kapazität von 74 gemessenen Schädeln beträgt durchschnittlich 1359,2 ccm, schwankend von 1680—1040 ccm, im Mittel für die Männer 1368, für die Weiber nur 1269,4 ccm, übertrifft also jene der Leute vom Neuhebriden- und Neubritannienarchipel, ein Ergebnis, das man wohl mit den Berichten der Reisenden in Zusammenhang zu bringen versucht ist, wonach die Viti als ein geistig verhältnismäßig stark entwickeltes Volk geschildert sind, so daß sie unter den Bewohnern Melanesiens am höchsten stehen. Längenbreitenindex und Längenhöhenindex wachsen, während der Breitenhöhenindex abnimmt, je weiter

wir von Westen nach Osten innerhalb der Inselgruppe vorschreiten, und dies bedeutet eine Zunahme der Breite und Abnahme der Höhe der Schädel im Verhältnis zur Länge. Diese Erscheinung läßt sich nur erklären, wenn ein fremder Einfluß auf die Bevölkerung stattgefunden, und Dr. Krause will dieselbe wohl mit Recht auf Rechnung einer mit den exquisit brachykephalen Tonganern eingegangenen Vermischung setzen; nachweislich befinden sich auch diese mit den östlicheren Inseln Vitis in näherem Verkehre. (Schmeltz und Krause, Die ethnographisch-ethnologische Abteilung des Museum Godeffroy, S. 549—552.)

Aus dem häufigen Verkehr der drei nachbarlichen Viti-, Tonga- und Samoagruppen erklärt sich die Uebereinstimmung vieler Gebräuche: das Trinken der Kawa, die Bestrafung des Ehebruches mit dem Tode; das Abschneiden von Fingergliedern als Zeichen der Trauer um einen Toten; die Tättowierung und Beschneidung; die Bevorzugung des Bruders vor dem Sohne bei der Nachfolge; die Vererbung von Rang durch die Mutter auf die Kinder; das Erbrecht der Neffen (Schwestersöhne).

Die Vitisprache, eine Abart des Polynesischen, klingt nach Buchners Versicherung wo möglich noch wohllautender als das Maori der Neuseeländer. Dabei läßt ihre Artikulation an Deutlichkeit nichts zu wünschen. Im Viti braucht man ein Wort bloß einmal gehört zu haben, um es später sofort wieder zu erkennen.

Knabe von den Vitiinseln.

Die Viti sprechen alle das reine linguale R, während bei den Hawaiiern, deren Konversation Buchner später belauschen sollte, das gutturale R vorherrscht. Mit den Samoainsulanern haben sie die Ausnahme gemein, ein S zu besitzen, welches den übrigen Polynesiern fehlt. Das aspirierte S dagegen, unser Sch, besitzen sie nicht und scheinen es meist durch das ihnen ebenso wie den Arabern, Griechen, Spaniern und Engländern eigentümliche Theta (scharfes englisches Th) zu ersetzen. Buchner hörte statt „Schilling" immer nur „Thilling". Eine andere Eigentümlichkeit, welche an die Sprachen der westafrikanischen Neger erinnert, besteht darin, daß sie den Buchstaben D, G, K und M fast immer ein N, und dem B ein M als Vorschlag voransetzen. Die Missionäre als erste Vitigrammatiker haben deshalb die Schreibweise Kadavu, Vega, Bau, Thakobau, Buke, Dalo, Malatta, Galoa eingeführt, während man Kandávu, Mbenga, Mbau, Thakombau, Mbuke, Ndalo, Nmalatta oder Namalatta, Ngaloa oder Angaloa sagt, indem sie, wunderlich komplizierend, die richtige Aussprache von der Kenntnis dieser Regel

und der dazu gehörigen Ausnahmen abhängig machten. Zur Transskription des Vitilautes Th (= dem englischen weichen Th) haben manche das C verwendet. Deshalb liest man auch Cakobau.

Es giebt eine Menge Dialekte im Viti, wenn man fein unterscheiden will, vielleicht ebenso viele als einzelne Inseln.

Zum erstenmal begegnen wir hier auf Viti in der Bedruckung des „Masi", d. i. des einheimischen Bastzeuges für die Körperbedeckung, welches Viti mit den polynesischen Inseln Tonga, Samoa und Futuna gemein hat, den Anfängen einer Schriftsprache, indem die damit hergestellten Zeichen immer auf bestimmte Stämme, beziehungsweise Familien, beschränkt erscheinen.

Die Druckformen scheinen auf Viti den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben, wenigstens sind hölzerne Druckformen und Druckrollen für Liniendruck, wie sie Kleinschmidt dort auffand, von anderwärts nicht bekannt; dagegen weiß man nichts von aus Holz geschnitzten Idolen. Perrücken, wie sie auf Viti benutzt werden, finden sich auf keiner anderen Gruppe wieder und von Schmucksachen bilden Brustplatten, teils ganz aus Walzahn, teils aus Verbindung von Walzahn mit Perlmutter gefertigt, ein bemerkenswertes Zeichen von Geschmack und Fleiß der Eingeborenen. Die Verwendung von Muscheln zu Schmucksachen, wie sie auf den Papuainseln so gebräuchlich, ist hier sehr zurückgegangen und Walzahn an Stelle dieses Materials getreten. Ohrgehänge fehlen in der Regel ebenfalls; der Ohrenschmuck ist auf eine in ein Loch des Ohrlappens gesteckte Vermetusröhre oder Bambusstücke oder auch auf einen in das Loch geklemmten Walzahnring beschränkt. Von den auf Kandavu üblichen Zieraten erzählt indes Dr. Buchner: „Alle möglichen Schmucksachen hiengen an den braunen Burschen. Ringe, aus großen Schnecken geschliffen, umspannten die Handgelenke, kreisförmig in sich zurückgebogene Hirscheberzähne, weither von westlicheren Inselgruppen als Handelsartikel gebracht, hiengen ihnen an Bändern um den Hals, ebenso mehrfache Schnüre von kleinsten farbigen Glasperlen, zu geschmackvollen, mannigfaltigen Mustern gereiht und vorne wie eine Krawatte in zierlichen Knoten mit herabfallenden Enden geschürzt. Viele trugen ein Tuch turbanartig um die Stirne gebunden, welches ihnen bei dem Mangel an Kleidungsstücken als Tasche zur Aufbewahrung der erlösten Geldstücke diente. Ihren Tabak aber trugen sie, gleich wie die Maori auf Neuseeland, in den durchbohrten Ohrläppchen. Es war erstaunlich zu sehen, welcher Ausdehnung dieses Anhängsel des menschlichen Hauptes fähig ist. Bei einzelnen war es durch allmähliche Erweiterung des Loches zu förmlichen Schlingen umgebildet, welche bis zu den Schultern herabhiengen, groß genug, um die fünf Fingerspitzen mehr als 3 cm weit durchzustecken. Blechstückchen, Metallknöpfe, Draht, kurz, was sie nur immer aufgabeln konnten, hiengen an denselben, einer hatte einen ganz gemeinen Uhrschlüssel mit einem schwarzen Faden daran baumelnd befestigt" (Reise durch den Stillen Ozean, S. 200—201). Auch in Bezug auf Hautschmuck weichen Buchners Beobachtungen auf Kandavu von dem ab, was J. Schmeltz als Gesamtcharakteristik für den Archipel aufstellt. Darnach begegnen wir dort zuerst der polynesischen Sitte des Tättowierens durch Nadelstiche, doch hätten sich Spuren der papuanischen Art und Weise in der Verzierung von Brust und Arm mittelst Narben erhalten. (Die ethnogr.-anthrop. Abteil. des Museums Godeffroy, S. 29.) Buchner aber sagt geradezu: Das „Tättowieren war bei den Viti niemals im Schwung. Bloß erlauchte Häuptlingsfrauen ließen sich an beide Mundwinkel je einen markstückgroßen, runden, blauen Tupfen eintättowieren, was hie und da noch an alten Individuen zu sehen ist. Dagegen liebten es die vornehmen Krieger, sich das Gesicht mit roter, weißer und schwarzer Farbe in regelmäßigen, meist geradlinigen Ornamenten, aber stets möglichst fürchterlich zu bemalen." (Reise durch den Stillen Ozean, S. 225.) Dagegen schildert uns unser Gewährsmann die Häufigkeit der Hautnarben bei Alt und Jung beider Geschlechter als eine sofort in die Augen springende Eigentümlichkeit. Diese häufig auf den Rücken symmetrisch angebrachte Narben sind alle von der Größe einer Bohne, etwas oblong und rundlich erhaben und können nur durch fortgesetzte Mißhandlung kleiner Wunden entstanden sein. (A. a. O., S. 201—203.) Auch nach Meinicke ist die Tättowierung nur auf Frauen beschränkt, bei Männern aber überaus selten. (Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. II, S. 32.) Der Missionar Thomas Williams bemerkt, es sei bei den Frauen nur wenig davon sichtbar, weil gerade diejenigen Körperteile die Zeichnungen empfangen,

Keulen und Speere der Vitiinsulaner; mit Zuckerrohr und Zweigen des Brotfruchtbaumes (Artocarpus incisa).

welche der Liku bedeckt. (Fiji and the Fijians. London 1858. 8°. Bd. I, S. 160.) An Waffen giebt es: Speere, entweder aus einem Stück Holz, jedoch ohne Doppelwiderhaken, oder solche, die an vier Holzspitzen um den Schaft mittelst Kokosfasergeflecht befestigt sind; Wurfkeulen („Ulo"), morgensternartige und gewehrkolbenähnliche Schlagkeulen, für welch letztere vermutlich die Musketen von Spaniern, die im sechzehnten Jahrhundert den Stillen Ozean besuchten, als Muster gedient haben; endlich Bogen und Pfeil, letzterer aber bloß mit einfachen Holzspitzen oder auch mit vier solchen, die divergierend sind, um zur Jagd auf fliegende Hunde (Pteropus) zu dienen. Die Anfertigung irdener Geschirre geschieht mit solchem Geschick und einem Grad von Sauberkeit, wie sie von keiner zweiten Gruppe Melanesiens bekannt sind.

Pritchard stellt — allerdings mit Unrecht — die geistige Entwicklung der Viti höher als die der Tonganer, jedenfalls sind jene in Verfertigung von Gerätschaften geschickter als ihre polynesischen Nachbarn, auch überraschen sie durch ihre große geistige und gemütliche Begabung. In Bezug auf Intelligenz scheinen sie Dr. Buchner nicht tiefer zu stehen als unsere Bauern, in Bezug auf Anmut der Erscheinung und des Benehmens meist höher. Ihr gutmütiges, freundliches, heiteres Wesen muß jeden gewinnen, der über das Vorurteil der Hautfarbe erhaben ist. Im ganzen schienen ihm diese nackten Insulaner die glücklichsten Menschen zu sein, die man sich denken kann. Die Missionäre haben es noch nicht vermocht, ihnen ihre natürliche kindliche Heiterkeit zu rauben, und es ist erfreulich, daß auch in Bezug auf ihre ursprüngliche einfache Tracht die Christianisierung nicht viel geändert hat — erfreulich, weil europäische Kleider sie nur verweichlichen dürften, da sie dieselben nicht zu gebrauchen verstehen. Sie würden sie wahrscheinlich nur während des Tages anziehen, um in der Sonnen-

hitze damit Staat zu machen, bei Nacht aber die kostbaren Gegenstände zur Schonung sorgfältig einpacken und sich nackt auf ihre alten Matten legen, wie Buchner mehrfach selbst zu beobachten Gelegenheit hatte.

In vorchristlicher Zeit trugen die Männer, nach Papuaart, ihr starkes und langes, krauses Haar in die Höhe und Breite zu ausgezupft mächtigen Perücken, geeignet, die Wucht von Keulenschlägen abzuschwächen. Bis zum zehnten Jahr und oft noch länger giengen die Kinder beiderlei Geschlechts nackt. Um diese Zeit wurde bei den Knaben, welche bis dahin als unrein galten, die Circumcision vorgenommen. Später schlangen sie um die Lenden aus einem schmalen Stück Basttuch, dessen nun dem eingeführten Kattyn immer mehr weichende Erzeugung Williams genau geschildert hat (Fiji and the Fijians, Bd. I, S. 65—66), den sogenannten „Malo". Die Weiber schoren sich auch damals schon die Haare kurz und banden um die Hüften den „Liku", einen 50—80 cm langen Rock aus schmalen Schilfblättern, angereiht an einem Strick aus Kokosnußfasern. Diese vorchristliche Tracht soll noch auf Viti-Levu bei den wenigen noch nicht unterworfenen Stämmen herrschen. Ueberall, wo die Missionäre gebieten, scheren sich jetzt beide Geschlechter die Haare kurz und beide tragen den „Sulu", ein 2 m langes Stück Baumwollenzeug um die Hüften geschlungen. Den Frauenzimmern haben die Missionäre außerdem noch ein kurzes, bis zum Nabel reichendes Busenhemdchen („Pinnefore") aufoktroyiert, womit sie aber gewöhnlich nur in der Kirche paradieren. Sie scheinen nicht viel davon zu halten, und die Bedeutung der züchtigen Gewandung scheint ihnen noch unklar zu sein, denn außerhalb der Kirche tragen sie dieselben fast immer aus den lästigen Aermeln herausgeschlüpft über die Schultern zurückgeworfen. Zum Fischen ziehen die Weiber noch immer den altmodischen Liku an, weil dieser in der Nässe bequemer ist als der anklebende Sulu. Obgleich fast ganz nackt, haben die Viti doch ein gewisses Schamgefühl, denn sie halten es nach Charles Wilkes für äußerst unschicklich, den ganzen Körper zu zeigen. (Ausland 1848, S. 346.) An den wenigen Ausnahmen von der allgemeinen Nacktheit konnte Dr. Buchner verschiedene Grade europäischer Bekleidung würdigen bis zu den höchsten hinauf, der im Vorhandensein eines Hutes und einer Hose gipfelte. Nur Stiefel waren an keinem der Insulaner zu entdecken.

Die Wohnungen sind der Form nach sehr mannigfaltig, meist aber niedrige, länglich viereckige Hütten aus Laubwerk, Palmblättern oder Schilfrohr, welche Materialien in verschiedenen Mustern über ein festes Pfahlwerk aus Holz gebunden werden. Williams bestätigt die Aeußerung des Dr. Pickering (The Races of man, S. 153), daß von allen sogenannten wilden Völkern die Viti den größten Geschmack zeigen und ihre Baukunst keine geringe Entwicklung erreicht hat. (Fiji and the Fijians, Bd. I, S. 85.) Charakteristisch für die alte echte Bauart sind die beiden Enden des Giebelbaumes, indem sie, aus schwarz gekohlten, nach außen konisch verdickten Baumfarnstämmen bestehend, von den Kanten des Daches 1 m weit hervorragen. Die Thüren sind so niedrig, daß man nur hineinkriechen kann, und gegen die Schweine, die frei in den Dörfern herumlaufen, mit einem Vorbau kurzer Palissaden geschützt. Der Boden im Innern ist mit Matten belegt, die mit Farnkraut unterpolstert sind, so daß man sehr weich darauf liegt. Er wird äußerst reinlich gehalten. Darauf zu spucken wäre ein grober Verstoß. Wer ausspucken will, muß den nächsten Zipfel einer Matte aufheben und darunter auf das Farnkraut spucken. Dies gilt natürlich nur bei den Vornehmen, arme Leute sind weniger skrupulös. Ein Bett hat der Viti nicht. Er schläft auf weichem Mattenboden, neben ihm brennt ein kleines Feuer an der Wand, welches er von Zeit zu Zeit mit einem Fächer anwedelt, als Kopfkissen dient ihm, nach polynesischer Sitte, die wir hier zuerst häufiger antreffen, vereinzelt aber auch auf den Neuhebriden und der Salomongruppe, ein Stück Bamburohr der verschiedensten Form, das an beiden Enden auf je zwei Füßchen ruht. So liegt er nackt und meist ohne Decke da, höchstens daß er vielleicht die unter ihm befindliche steife Matte aufbiegt und halb um sich rollt, häufig seinen Schlaf unterbrechend, um das Feuer neben sich anzufachen. Die Nächte sind manchmal sehr kühl, und man hört dann die nackten Menschen beständig husten. Bei den Aermeren ist in der Hütte gewöhnlich noch ein größerer Feuerplatz in einer Ecke, zum Kochen bestimmt. Hier liegen horizontal zwei große und schwere Töpfe, deren Form ganz genau dem Nest der Töpferbiene nachgeahmt, aber zu dem Durchmesser von $^1/_2$ m vergrößert ist. In diese Töpfe wird nun alles zusammen hineingeschoben und gegossen, was gekocht werden soll, und die enge Oeffnung mit einem Stöpsel aus zusammengebundenen Cordylineblättern verstopft. In jeder Hütte findet man hohle

Kokosnüsse als Wassergefäße an der Wand hängen. In einem der Löcher am stumpfen Ende der Nuß ist eine Schnur durch einen Pflock festgeklemmt, an jeder Schnur baumeln auf diese Weise zwei Nüsse, so daß sie bequem paarweise um den Nacken gehängt werden können, wenn die Weiber ausgehen, um im nächsten Bach Wasser zu holen. Die beiden andern Löcher sind durch kleine Keile von zusammengerollten Blättern verschlossen. Aus diesen Gefäßen zu trinken, ist nicht ganz leicht. Man muß sich das Wasser aus einer gewissen Entfernung in den Mund gießen. Die Lippen an die Oeffnungen zu legen, gilt für sehr unanständig. Das Mobiliar einer Vitihütte ist somit von klassischer Einfachheit. Die unterpolsterten Matten, einige Bambukopfkissen, eine oder zwei Feuerstellen, einige Fächer, die zwei Kochtöpfe und etwa sechs paar Kokosnußwassergefäße, mehr braucht eine Vitifamilie nicht in ihrem Daheim und zu ihrem Glück. Eine spezifische Vitieinrichtung, die indes immer mehr und mehr verschwindet, ist das „Bure-bure". Eigentlich bezeichnete man mit diesem Namen den alten Tempel der Viti vor ihrem Uebertritt zum Christentum. Heutzutage jedoch versteht man unter Bure-bure oder „Bure ni sa" eine auf gemeinschaftliche Kosten der Bewohner eines Dorfes erbaute, etwas größere Hütte, welche die Bestimmung hat, den durchreisenden Fremden oder Gästen als Unterkunft, aber auch als Klubhäuser und Schlafplätze für die männliche Bevölkerung zu dienen.

Die Nahrung der Viti ist eine vorzugsweise vegetabilische. Taro und Yams, Kumala, Bananen und Brotfrüchte liefern die Hauptgerichte. An Kokosnüssen ist kein Mangel, aber sie sind von den Missionären „tambu" erklärt, und fast vor jedem Kokospalmenhain stecken drei oder vier lange Stangen in der Erde, an deren Spitzen Strohbüschel hängen, das Zeichen des „Tambu", was dem „Tabu" der Polynesier entspricht. Die christlichen Sendboten schämen sich nicht, des heidnischen Gebotes sich zu bedienen. Denn in Kokosnüssen haben die Eingeborenen ihren Zehnt an die Missionäre und ihre Steuer an die englische Regierung zu zahlen. Der Botaniker Berthold Seemann, der 1860 und 1861 die Vitiinseln in offiziellem Auftrage bereiste und ein interessantes Buch darüber schrieb (Viti: or an account of a government mission to the Vitian or Fijian Islands in the years 1860—1861. London 1862. 8°.), sagt, daß Yams die Hauptnahrung sei. Auf Kandavu scheint indes Taro überwiegend gebaut zu werden. Taro, Yams, Kumala, Bananen und Brotfrucht werden gekocht gegessen. Schweine und Hühner sind in jedem Dorfe vorhanden, werden aber nur bei hervorragenden festlichen Gelegenheiten, und dann in um so größeren Quantitäten verzehrt. Fische alle Tage und Schildkröten ziemlich selten liefert die See. An regelmäßige Mahlzeiten scheinen sich die Eingebornen nicht zu binden. Die auf den Riffen erbeuteten Fische werden entweder in Körbchen nach Hause getragen oder sogleich an Ort und Stelle verzehrt. Die Jungen, die mit hinausbummeln, tragen klimmende Holzscheite mit und schwingen sie von Zeit zu Zeit im Kreise, um sie in Brand zu erhalten. Haben sie einen kleinen Fisch, so wird er kurzweg lebendig auf die Glut gehalten, um erst die eine Seite, dann die andere ein bißchen anzuschmoren, in den Mund geschoben und abgebissen. Vor jedem Dorfe am Strande sind an einer tieferen Stelle im Wasser Stangen kreisförmig dicht neben einander in den Grund gesteckt und oben durch Stricke verbunden, Käfige, in die man die Schildkröten einsperrt, bis man sie schlachten will. Die zahlreichen Papageien und Tauben des Waldes tragen nichts zur Küche des Vitiinsulaners bei. Es ist ein großes Glück für die ornithologische Fauna der Inseln, daß jene mit den Gewehren, die sie besitzen, nicht umzugehen verstehen. Teller, Gabeln und Messer hat man für gewöhnlich nicht. Man ißt mit den Fingern beider Hände, die Speisen werden sehr reinlich auf Blättern serviert. Früher bediente man sich für Menschenfleisch besonderer geheiligter Gabeln aus Holz.

Die Adeligen und Vornehmen der Viti waren früher die schlimmsten Kannibalen der Erde. „Indes, ich glaube nicht," sagt Dr. Buchner, „daß man alles für wahr zu halten braucht, was von den Missionären hierüber berichtet wird, von den Missionären, denen daran gelegen sein mußte, die Heiden möglichst schwarz und damit den Glorienschein ihrer Bekehrung möglichst strahlend zu machen. Ich vermag auch durchaus nicht, vor dem Kannibalismus ebenso entsetzt die Augen zu verdrehen, wie dies für manche zum guten Ton zu gehören scheint, wenn ich an die Rechtsgebräuche unserer biederen Vorfahren denke. Dennoch kann niemand leugnen, daß die Zustände der Viti in der vorchristlichen Zeit gräßlich genug waren. Es wird mit allem Anschein der Glaubwürdigkeit erzählt, daß ein Mann einmal seine Frau, mit der er in Eintracht lebte, lebendig in den Ofen schob, kochte und fraß, bloß um den Ruf eines fürchterlichen Menschen, eines ‚verfluchten Kerls', zu erlangen." Diese letztere Thatsache meldet

Williams (Fiji and the Fijians, Bd I, S. 210), welcher von dem früheren Kannibalismus der Viti ein schaudervolles Gemälde entwirft. Noch 1851 wurden nicht weniger als fünfzig Leichen oder „Bakolo" auf einmal in Namena gebraten. Uebrigens ist der Viti nicht wählerisch; jung und alt, Mann und Frau, alles ist Bakolo; nur werden Herz, Schenkel und Oberarm als die größten Leckerbissen betrachtet. Selbst Gräber waren nicht vor der Lüsternheit sicher, und damit die Greuel völlig erschöpft werden, müssen wir hinzusetzen, daß sich bisweilen auch noch die Folter zur Menschenfresserei gesellte, indem den Opfern Arme oder Beine abgeschlagen und vor ihren Augen gebraten und verzehrt wurden. Uebrigens soll Menschenfleisch so schwer verdaulich sein, daß selbst die gesündesten Magen drei Tage an Ueberladung leiden; auch werden stets dreierlei Arten Gemüse dazu gegessen, um den Magensäften beizuspringen. Von den Bewohnern Wezatas, der ehemaligen Hauptstadt der Inselgruppe, versichert indes W. T. Pritchard, daß sie die Menschenfresserei verabscheuten und Menschenfleisch nur aus Furcht und auf Befehl der Häuptlinge von Bau verzehrten. Auch sieht der nämliche Beobachter — wohl allzu rosig — in der Anthropophagie der Viti weniger die Befriedigung eines widerlichen Hungergelüstes, als vielmehr die Sättigung einer Rache und das Bestreben, Furcht und Schrecken einzuflößen. (Polynesian Reminiscences, S. 371.) Jetzt giebt es in Viti wohl keine Menschenfresserei mehr. Indes ist 1874 der italienische Reisende Giovanni Branchi (Tre mesi alle isole dei Cannibali nell' arcipelago delle Figi. Florenz 1880. 8°.) an den Ufern des stattlichen Rewaflusses auf Viti-Levu mit halbwilden Stämmen in Berührung gekommen, bei denen weder die frühere einheimische Herrschaft, noch jetzt jene der Engländer oder der Einfluß der Missionäre Zugang gefunden und die daher in ihren alten kriegerischen und anthropophagen Gewohnheiten fortfahren. Es fällt jedoch schwer, die Grenze anzugeben, bis wohin sich diese wilden Stämme erstrecken oder gar deren Kopfzahl mit annähernder Genauigkeit zu bestimmen. Einige schätzen die Cannibal tribes auf 20,000, Andere mit größerer Wahrscheinlichkeit bloß auf 2500 Köpfe.

Ein nie fehlendes Gerät bei Häuptlingen und Vornehmen und auch bei weißen Ansiedlern ist die Kawabowle. Die „Kawa" ist das allen Polynesiern bis auf die Maori eigentümliche und von diesen auch den Viti überlieferte Getränk, welches durch Kauen und Auslaugen der Wurzel einer Pfefferart, Piper methysticum, bereitet wird. Man liest oft, daß dabei ein Gährungsprozeß eine wesentliche Rolle spiele. Dies ist unrichtig. Gährungsvorgänge bedürfen immer einer gewissen Zeit. Die Kawa aber wird sofort getrunken, sowie sie zubereitet ist. Die Viti sagen für Kawa „Yankona". Die Kawagelage, bei denen ein gewisser Trinkcomment herrscht, werden nur von den Vornehmen und gewöhnlich am Abend abgehalten. Auf Viti liegt das Geschäft des Kauens in der Regel Knaben und jungen Männern ob. Die gekauten Bissen werden mit Daumen und Zeigefinger in die große Bowle gelegt, nicht gespieen, wie man oft liest. Dann wird Wasser darauf gegossen und mit einem Stück Bast filtriert, um die holzigen Reste zu entfernen. Sobald dies geschehen, wird die Flüssigkeit, welche aussieht, wie trüber Thee mit Milch und schmeckt wie Seifenwasser mit etwas Tannin, in einer halbierten Kokosnuß kredenzt. Ueber die Wirkungen der Kawa sind noch keine genauen Beobachtungen vorhanden, und alles was darüber behauptet wird, daß Augenentzündungen, Hautkrankheiten, Lähmungen aus ihrem zu häufigen Genuß entstehen sollen, gehört wohl in den Bereich der vielen ethnographischen Fabeln. Die Kawa ist ebensowenig ein berauschendes als ein gegohrenes Getränk, sondern ein reiner Aufguß, wie unser Thee, höchstens vielleicht mit dem Unterschiede, daß der wahrscheinlich geringe Stärkemehlgehalt der Wurzel durch den Speichel in Zucker umgesetzt ist. Auch die weißen Ansiedler trinken oft und gern die Kawa, die sie sich auf dieselbe nach europäischen Begriffen höchst unappetitliche Weise von ihrer braunen Dienerschaft zubereiten lassen. Herr Branchi ist daher zwar nicht im Irrtum, wenn er von der Kawa sagt, daß sie das Erstaunen und den Ekel aller Reisenden errege; denn in der That wissen diese meist wenig Schmeichelhaftes von der Kawa zu berichten, allein die angesiedelten Europäer scheinen anders zu urteilen als die Reisenden. Auch Tabak gehört zu den beliebtesten Genußmitteln der Kinder so gut wie der Erwachsenen. Die Geselligkeit befördert es noch, daß man mit dem Rauchen auch das gegenseitige Absuchen (respektive Verzehren) des Ungeziefers — utile dulci — verknüpft.

Ehen wurden früher ohne jede Mitwirkung der Priester zwischen den Angehörigen verabredet und geschlossen. Alle erwachsenen Männer schlafen aber gemeinsam in einem „Bure", während die Knaben wiederum ein Bure für sich des Nachts benutzen. Die Frauen und Mädchen bewohnen einzelne Hütten, und es wäre der größte Verstoß gegen die Sitte, wenn ein Mann mit seiner Familie unter einem Dache übernachten würde.

Erst am Morgen besucht der Mann Frau und Kinder. (Seemann, Viti, S. 110.) Sonstige Begegnungen aber finden immer nur verstohlen im Walde statt. So will es die alte Vitisitte, die jetzt, nach Einführung des Christentums, allerdings nur noch beim alten Adel zu beobachten ist. Drei bis vier Jahre nach der Geburt eines Kindes bleiben Mann und Frau sich völlig fremd, damit die Mutter Zeit hat, das Kind so lange zu ernähren, eine Sitte, die sich bei dem weit entfernten Volke der Chewsuren im Kaukasus wiederfindet. Wie bei diesen nimmt man, wird jemals ein anderes Kind innerhalb jener herkömmlichen Frist geboren, großen Anstoß daran. Diese Enthaltsamkeit entschuldigte wiederum in sehr beträchtlichem Grade die Vielweiberei, und es ist widersinnig von den Missionären, wenn sie die Polygamie vertilgen, bevor sie die Eingebornen nicht an andere

Doppelpirogue der Vitiinsulaner.

eheliche Sitten gewöhnt haben. (Ausland 1863, S. 173.) Machte doch Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Leonore, die Nichte des Vitikönigs, Herrn Seemann das offene Geständnis: „daß sie sehr gering von ihrem Gemal denken müßte, wenn er sich mit einer Frau begnügen wollte". Förmliche Ehescheidungen waren selten, nach Seemann auch der Ehebruch, auf den Todesstrafe stand. Dagegen schildert Williams die eheliche Treue als schlecht bewahrt, und oft geschah es, daß Häuptlinge die Frauen eines Platzes den Kriegern oder willkommenen Gästen preisgaben, in welchem Falle Widerspruch nicht verstattet war. Vielweiberei gehörte natürlich, wie überall, zu den Begünstigungen der Häuptlinge und Mächtigen. Entfernung des Leibesfegens war nach Williams so häufig, daß nur wenige Frauen überhaupt nicht in irgend einer Art Kindsmord begangen hatten, namentlich an Neugebornen weiblichen Geschlechtes. Auch blühte noch zu Seemanns Zeiten zunftmäßige Unzucht; ein neuer Beweis, daß jenes Uebel nicht, wie so oft geschieht, als die Folge einer überfeinerten Kultur betrachtet werden darf. Wenn nach Dr. Buchner die Viti

gegenwärtig, im Gegensatze zu den lasciven Polynesiern, im Rufe großer Keuschheit stehen, so scheinen also die Verhältnisse entweder auf Kandavu andere zu sein oder sich in den jüngsten Dezennien sehr gebessert zu haben. Ihr nächtlicher Tanz, das „Meke Meke", den übrigens Branchi wild und unheimlich nennt, hat dem deutschen Reisenden zufolge keine obscöne geschlechtliche Bedeutung, wie jener der meisten andern Südseeinsulaner, sondern nur die reine Freude an rhythmischer Bewegung und an Gesang als Motiv. „In doppelten Reihen," erzählt Dr. Buchner, „tanzten Mädchen und Jünglinge, bis auf das Tuch um die Hüften nackt und mit Blumen- und Blattguirlanden geschmückt, die geschmeidigen Bronzekörper mit Oel gesalbt, um ein Feuer, erst nach rechts und nach links, dann beide in entgegengesetzten Richtungen, traten zwischen einander hindurch und wieder zurück, hoben und senkten die Arme, bogen und wogen die Hüften und klatschten in die Hände. Ein junger Mann saß daneben, vor ihm hockte ein Knabe und hielt ihm ein Stück Bamburohr entgegen, auf welches jener mit zwei Stäbchen den Takt der Musik trommelte, begleitet von dem Gesang aller Anwesenden, Tänzer sowohl als Zuschauer. Der Gesang, allerdings auch nur in wenigen Noten auf- und niedersteigend, war viel melodischer als jener, den ich bei den Maori auf Neuseeland zu hören bekommen hatte. Der Rhythmus bewegte sich in einem fast endlos wiederkehrenden Daktylus (— ‑ ‑), bis plötzlich mit einem kurz ausgestoßenen, rauhen Ton eine Strophe und zugleich eine Tanzfigur schloß. Einer der Tänzer schien Kommando zu geben, indem er zuweilen laut in der Fistel krähte, was ungefähr wie „Tirürü" lautete und worauf sofort eine neue Wendung eintrat. Ich habe niemals etwas Graziöseres gesehen, als die natürliche Anmut in den freien ungezwungenen Bewegungen einiger Mädchen bei jenem Meke Meke. Nicht die leiseste Spur von zweideutigen, anstößigen Gebärden. Nur etwas sah ich, was mich frappierte und der zu herrschen scheinenden Decenz widersprach. Mehrere kleine Jungen stellten sich außerhalb des Reigens paarweise einander gegenüber, umfaßten einander auch wohl und machten Bewegungen zusammen nach dem Takt der Musik, die im höchsten Grade obscön waren und an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Die Aeltern aber, namentlich die Weiber, lachten und schrieen ausgelassen vor Freude über diese gelungenen Scherze ihrer sechsjährigen Sprößlinge." (Reise durch den Stillen Ozean, S. 273.) Eine ergötzliche Sitte ist das „Bale Mari". Die Vitileute, wie alle Wilden, schwelgen nämlich in Etikettevorschriften, und unter diesen wird auch verlangt, daß wenn ein Ortshäuptling fällt, die anwesenden Plebejer, um ihm die Verlegenheit zu ersparen, sich gleichzeitig auf den Boden werfen oder das „Bale Mari" verrichten müssen. (Fenton Aylmer, A cruise in the Pacific. London 1860. 8°. I. Bd., S. 240.) So paßt denn selbst für die Vitilande die Horazische Weisheit: Quidquid delirant reges plectuntur Achivi. Höchst eigentümlich ist auch das Recht, welches die Sitte den „Wasu" zugesteht. Wasu nennt man die Schwestersöhne der Häuptlinge. Diese Schwestersöhne genießen nicht bloß Neffenerbrechte, sondern können schon bei Lebzeiten über alle bewegliche Habe ihrer Oheime, ja oft ganzer Gemeinden oder Staaten verfügen.

Nicht gering sind die Kunstfertigkeiten der Viti. Obenan steht die Fabrikation des einheimischen Bastzeuges, des „Masi". Die Frauen verfertigen ferner ganz prächtige Matten, die in der Wirtschaft des Volkes eine wichtige Rolle spielen. Aus überaus zierlichem Flechtwerk werden Fächer hergestellt; auch auf das Korbflechten verstehen sich die Insulaner ganz ausgezeichnet, und sowol bei diesem wie bei der Bereitung von Töpfergeschirr bethätigen sie vollendeten Kunstgeschmack und ein völliges Verständnis für das, was angemessen ist. Das Glasieren geschieht vermittelst des Harzes der Kaurifichte, welches man einreibt, wenn die Töpfe noch warm sind. Die Schiffe der Viti sind mit Segel und Steuerruder lenkbare und gedeckte Doppelkähne, mit einer großen Planke belegt, welche über den Bord hinausreicht. Darin befinden sich die Luken, damit die Schiffer in den Raum gelangen können, und auf derselben steht ein Deckhaus, von welchem herab der Kapitän seine Befehle giebt.

Recht interessant sind Branchis Beobachtungen über die jetzt übliche Eintauschmethode. Zur Zeit, als Branchi jene Gegenden besuchte, befanden sich nämlich die Vitiinsulaner des Innern gerade in dem Uebergangsstadium vom Tauschhandel zum wirklichen

Kaufe und Verkaufe. Der Ruf des Geldes war bis zu ihnen gedrungen, und zwar sahen sie dessen Vorteile so gut ein, daß sie es alsbald jeder anderen Tauschware vorzogen: allein die Münzen unter einander wußten sie noch nicht zu unterscheiden, sondern glaubten sich dadurch helfen zu können, daß sie die Münzen neben einander legten und deren Größe verglichen. „So oft ich daher," erzählt Branchi, „einen neuen Gegenstand acquirierte, verglich der Verkäufer zuerst das Silberstück, das ich ihm dafür bot, mit jenen, welche ich bereits seinen Gefährten verabreicht hatte. War es gleich groß, so war er damit zufrieden, ganz unbekümmert um den Wert des von ihm verkauften Gegenstandes; andernfalls wäre er auf den Handel nicht eingegangen. Dieses mir bereits von früheren Anlässen her bekannte System nötigte mich übrigens mitunter, Ungerechtigkeiten solchen Verkäufern gegenüber zu begehen, die mir wertvollere Dinge anboten. Recht gern hätte ich ihnen den wahren Preis dafür bezahlt, allein von jenem Augenblicke an wäre mir kein Gegenstand mehr, selbst nicht der unbedeutendste, für einen geringeren Preis abgelassen worden. Ich mußte daher unwillkürlich einen gleichförmigen Tarif für alle meine Erwerbungen beibehalten. Indes begann die Anzahl der kleinen Münzen, welche ich auf diese Weise verausgabte, das Erstaunen der guten Insulaner in besonderem Maße zu erregen, die sich eine ganz übermäßige Vorstellung von meinem Reichtume machten. Dies kann freilich nicht Wunder nehmen, wenn man erfährt, daß bis zu meiner Ankunft das einzige im Dorfe vorhandene Silberstück ein dem Missionär gehöriger Shilling war, welchen dieser mir auch sofort mit dem Befragen zeigte, ob ich ihn wirklich für echt halte. Alsbald gab sich in der Versammlung der Wunsch kund, zu erfahren, wie viel solcher Münzen ich besäße. Anfangs zögerte ich, endlich aber ließ ich die mich umringenden Neugierigen etwas zurücktreten und schüttete den Inhalt meiner Börse, etwa 20—25 Shillingstücke, vor mir aus. Nimmer werde ich die in allen Tonarten sich Luft machenden Ausbrüche des Erstaunens und der Bewunderung vergessen, welche der Anblick so großer Schätze den einfältigen Vitiinsulanern entlockte."

Ward früher ein Mann alt und hinfällig, so sorgten ganz so wie auf Neukaledonien die Seinigen dafür, ihn aus der Welt zu schaffen. Furchtbar ehrte man den Hingeschiedenen durch das „Lolokú", ein Totenopfer, welches seine Frauen und Freunde betraf. Ihre Leichen wurden die „Streu" für sein Grab genannt. Auch von langwierigen Krankheiten Befallene jeden Alters und Geschlechtes werden nach Herrn Benjuans Versicherung von den nächsten Angehörigen erdrosselt. (Journal of the R. geograph. Soc. London 1862, S. 46.) Mit der Ausbreitung des Christentums, des „Lotu", schwinden natürlich diese alten Heidensitten.

Ein Dorf sieht so ziemlich aus wie das andere. Ueberall dieselben struppigen Hütten, regellos weit herumgestreut und halb hinter Buschwerk versteckt. Den Mittelpunkt bildet die immer etwas höher und sorgfältiger gebaute christliche Kirche, „Hale ni loma" (Haus des Glaubens) geheißen. Meist ist diese mit weißem Kalk beworfen und glänzt dadurch schon von ferne unter den übrigen Hütten des Dorfes hervor. Kommt man näher, so fällt noch ein anderer Schmuck in die Augen, der sie auszeichnet. Die beiden für die Vitibauart charakteristischen konischen Enden der Giebelbäume, welche nach vorne und nach hinten aus der Firste ein Meter herausragen, sind mit festgebundenen Muscheln, dem weißen Ovulum ovum, verziert, oder es hängen Guirlanden dieser Muscheln an Stricken aufgereiht von den Enden herab. Diese Guirlanden waren früher das Wahrzeichen der Häuptlinge. Jetzt dienen sie dazu, die Hoheitsrechte der Kirche auszudrücken. Vor jeder Dorfkirche auf Viti liegen neben dem Eingang die beiden Glocken oder Trommeln, „Lali" geheißen, zwei kurze, backtrogähnlich ausgehöhlte Baumstämme, einer davon größer und mit tieferem Ton, welche, durch Klöppel an den Kanten angeschlagen, dazu dienen, die Gemeinde zum Gottesdienst oder zur Beratschlagung zu versammeln.

Die wesleyanischen Missionäre, die erste Macht in der Südsee, haben ihre Hierarchie aufs beste organisiert. Kein Dorf ist ohne seinen eingebornen Priester, gleichfalls „Lotu" genannt, der täglich ein- bis zweimal, an Sonntagen zwei- bis dreimal den Gottesdienst abzuhalten hat. Nur in Richmond Settlement, an der Westseite der Namalattabucht, befindet sich ein englischer Oberpriester. In allen Dörfern, wo Herr Branchi auftrat, war der Lotu der erste, der, sobald der Ruf „Kai Papalang" (Europäer) durch die Ansiedlung erscholl, vor dem Weißen erschien, um sich ihm mit Namen vorzustellen und seine Dienste anzubieten. In jenen Tagen passierte es Branchi häufig, von seiner Pirogue aus ein lautes „Sahandra" (guten Morgen, wörtlich: du wachst) mit Männern am Ufer wechseln zu müssen, die durch alle möglichen Gebärden sich als Missionäre zu erkennen zu geben beflissen waren. Uebrigens unterscheidet man diese meistens schon an ihrer

Tracht, da sie den Sulu anstatt farbig weiß und überdies viel länger tragen als die übrigen Eingebornen. Mitunter kommt es freilich vor, namentlich in Zeiten der Theurung oder wenn sie völlig unter sich sind, daß diese Duodezapostel selbst jenes einzige, wahrlich nicht kostspielige Gewandstück bei Seite lassen und zur seligen Einfalt der früheren Tage zurückkehren. Besonders komisch nahm sich jener Lotu aus, welchen einmal Branchi gerade im Augenblicke überraschte, wo derselbe im Begriffe war, ein Bad im Flusse zu nehmen, dieses aber beim Anblicke des Weißen sofort verließ und, nur darauf bedacht, dem letzteren den heiligen Charakter zu verkünden, welchen er bekleidete, das Ufer entlang dahinlief und aus Leibeskräften schrie, er sei der Missionär des Dorfes, dabei aber völlig darauf vergaß, daß er in der Eile alles, selbst das traditionelle Feigenblatt, zurückgelassen hatte. Wo das Christentum sich solcher Werkzeuge zur Verkündung seiner erhabenen Lehre bedient, kann es kaum Wunder nehmen, wenn die Bekehrungen selber mehr nur äußerliche, scheinbare sind. Gerade der Umstand der Massenbekehrungen ist in solchem Falle verdächtig. Branchi hält dafür, daß, zum mindesten auf der Vitigruppe, der wohlthätige Einfluß der Missionäre bedeutend überschätzt worden sei; was man dort von relativer Civilisierung antreffe, verdanke man lediglich der Berührung des Eingebornen mit dem weißen Manne, gleichviel ob nun dieser Kaufmann oder Missionär sei. Auch spiele bei den Bekehrungen die Politik eine größere Rolle als das religiöse Bedürfniß. So begann der letzte Aufstand gegen die Herrschaft Thakombaus am Rewa mit der Ermordung einiger native teachers und endigte mit der einfachen Rückkehr zum Kannibalismus, vermutlich aus keinem andern Grunde, als weil dieser von der neuen Regierung verboten worden war. Nach Berth. Seemann aber ist die Bekehrung der Südseeinsulaner eine reine Geldfrage. So und so viel Pfund Sterling, so und so viel Christentum. Im übrigen wiederholt sich auch hier das Spiel, daß protestantische und katholische Sendboten sich fortwährend anfeinden und sogar bekriegen.

Neben dem Missionär herrscht in jedem Dorf ein Häuptling, „Tui", und alle Häuptlinge zusammen stehen unter einem Oberhäuptling, welcher von dem englischen Gouverneur zu Levuka offiziell anerkannt ist und ein jährliches Gehalt als Staatsbeamter bezieht. Zur Zeit der Unabhängigkeit war die Nachfolge in der Häuptlingswürde etwas verwickelt; in der Regel schloß der Bruder den Sohn aus, doch gieng stets die Macht vor dem Recht. Zwischen den einzelnen Häuptlingen herrschten fortwährend Fehden, über ihre Untergebenen besaßen sie aber die größte Macht. Das Eigentum an Grund und Boden ist nie persönlich, sondern gehört den Stämmen und Familien; jeder Strich und Zipfel hat seinen Namen, die Grenzen sind genau bekannt und scharf gezogen.

Natürlich weiß man auch schon von gewaltigen Fortschritten in der Civilisation zu melden, welche die Eingebornen unter dem neuen britischen Regime gemacht haben. So finden z. B., wie aus den dortigen Zeitungen hervorgeht, Kulturgegenstände, wie feine Leibwäsche, Parfümerien und Delikatessen einen recht guten Absatz unter den hochgestellten Viti, die ihren englischen Vorbildern in dieser Hinsicht energisch nacheifern. Sie könnten es weit bringen, wenn ihnen die Civilisation nicht gar zu sehr zusetzte und ihre Reihen derart verdünnte, daß man ihr völliges Aussterben befürchten muß. Denn es scheint, daß die Bewohner der Vitiinseln unter äußerst unglücklichen Auspizien in die Reihe der civilisierten Nationen eingeführt worden sind. Eine Masernepidemie ward nämlich durch das englische Kriegsschiff Dido eingeschleppt. Plötzlich brach die Krankheit allenthalben aus, immer von Dysenterie gefolgt, pestartig auftretend. Alle Anstrengungen, ihrer Ausbreitung Einhalt zu thun, waren vergeblich. Auffallenderweise waren es die Häuptlinge, die zuerst der Krankheit zum Opfer fielen. Einer nach dem andern starben sie dahin in stummer Ergebung. So wurde ein Dritteil der Bevölkerung weggerafft. Die Zahlenangaben sind verschieden. Nach den einen betrug die eingeborne Bevölkerung vor dem Ausbruch der Epidemie 150,000, von denen noch etwa 100,000 übrig sein sollen. Nach anderen sind diese Zahlen zu hoch gegriffen. Erst im Sommer

ließ die Seuche etwas nach, doch meldeten spätere Berichte von dem Auftreten des Typhus, welcher neue Verheerungen anrichtete. So manifestiert sich denn überall das Verhängnis der Südseebevölkerung: sobald sie mit dem „Segen" der europäischen Kultur in Berührung kommt, ist sie rettungslos dem Tode geweiht.

Die Mischlinge Mikronesiens.

Allgemeines und Körperbeschaffenheit.

Mikronesien, sagt Meinicke, besteht aus drei Archipelen. Der östliche, der Mulgrave-Archipel, zerfällt wieder in zwei Abteilungen, welche die Geographen die Gilbert- oder Kingsmill- und die Marshall-Inseln nennen; letztere zerfallen dann noch wieder in zwei von den Eingebornen je als ein ganzes angesehene und besonders benannte Ketten: Ratak im Osten und Ralik im Westen. Darauf folgt im Westen der große Archipel der Karolinen und nördlich von diesem jener der Ladronen oder Marianen, an den sich nördlicher noch eine Zahl von kleinen Inseln und Gruppen anreiht, von denen die bedeutendste die Gruppe der 1876 von Japan in Besitz genommenen Boninninseln; sie werden auf manchen Karten mit dem Namen der Magelhaesinseln und des Anson-archipels bezeichnet. Nach Gerland zerfallen die Bewohner dieser Eilande in zwei große Stämme: in einen östlichen, welcher die Karolinen-, Marshall- und Gilbertinseln umfaßt und einen westlichen, von den Marianen gebildet. Letzterer ist höher entwickelt als ersterer, woran außer der natürlichen Bodenbeschaffenheit seiner Wohnsitze auch die Nähe der Philippinen, vielleicht selbst spätere Einwanderung Anteil hat. Dies stimmt mit dem von Dr. Krause auf kraniometrischem Wege gefundenen Resultat überein. Beide Stämme sind in Sitten und Glauben vollkommen ähnlich und harmonieren darin zumeist mit den Polynesiern; es liegt somit kein Grund vor, die Mikronesier, wie oft geschieht, als ein besonderes Volk zu betrachten, sondern es handelt sich auch hier um eine von Polynesiern und Papua gemischte Bevölkerung, in welcher jedoch das polynesische Blut die Oberhand besitzt.

Reiner Mikronesiertypus.

Nur aus dem Gilbert- und dem Karolinenarchipel ist genügendes Material vorhanden, um daraus kraniometrische Ergebnisse von Wert abzuleiten. Nach Dr. Krause beträgt die Schädelkapazität auf den

	im Mittel	Männer	Weiber
	ccm	ccm	ccm
Gilbertinseln . . .	1320 (1520—1070)	. . . 1352,5	. . . 1236,6
Karolinen	1304,9 (1480—1080)	. . . 1312,8	. . . 1261

Die Indices berechnet der genannte Gelehrte für die

	Längenbreitenindex	Längenhöhenindex	Breitenhöhenindex
Gilbertinseln	73,8	77,7	104,5
Karolinen	75,3	78,2	103,8

Auf den Gilbertinseln macht sich häufig eine Abweichung von der papuanischen Kopf- und Gesichtsform bemerkbar, und es kündigt sich hier das Eindringen eines fremden Typus in die rein papuanische Bevölkerung an, der von jetzt ab immer deutlicher zu Tage tritt. Von Osten nach Westen nimmt nämlich der Längenbreitenindex zu und zeigt sich immer mehr der Einfluß einer breitschädeligen Bevölkerung, wie sie eben das südöstliche Asien besitzt. Es ist eine ähnliche Erscheinung, wie auf den Viti, nur verläuft sie hier umgekehrt: am meisten dolichokephal sind die Bewohner von Ponapé, der am weitesten gegen Osten gelegenen Karolineninsel. Die in der Mitte des Archipels befindliche Gruppe Ruk (Hogoleu) hat bereits die Dolichokephalie verlassen und besitzt eine mesokephale Bevölkerung. Die ganz westlich gelegenen Inseln Yap und Palau zeigen bereits eine ausgesprochen brachykephale Einwohnerschaft. (Schmeltz und Krause, Die ethnogr.-anthrop. Abteil. d. Mus. Godeffroy, S. 557—559.) Auf Yap schwankt nach Miklucho-Maclay der Breitenindex bei Männern zwischen 74,3—81,7, bei Weibern zwischen 73,7—84,3. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1878, S. 103.) Diesen Verhältnissen entsprechen auch die sonstigen ethnographischen Momente. Auf den Gilbertinseln im Osten, die den Papua noch so nahe stehen, verrät sich in vielen Dingen eine gewisse Summe des den Papua eigenen künstlerischen Sinnes, während auf den Karolinen der malayische Einfluß sich auch wieder in der Anfertigung der Waffen, Geräte und Bekleidungen in auffallender Weise dokumentiert.

Unter den Bewohnern Mikronesiens zeichneten sich die Chamorro, wie die Spanier die alten Eingebornen der Ladronen oder Marianen nannten, besonders die Männer und unter diesen wieder die Vornehmen, durch hohen, vollen Körperbau, starke Gliedmaßen, langes, glattes, schwarzes Haar und ausdrucksvolle Gesichtszüge mit wenig schiefstehenden Augen, mäßig hoher Nase und etwas dicken Lippen aus. Die Hautfarbe der mit den Karoliniern, in manchen Beziehungen auch mit den Tagalen Luzons verwandten Chamorro war hellbraun oder olivenfarbig. Jetzt hat sich das geändert. Bei der reißend schnellen Abnahme der Chamorro ordnete nämlich die spanische Regierung seit 1741 die Einführung von Tagalen an, welche sich mit den alten Eingebornen so vermischten, daß man sie kaum von ihnen unterscheiden kann. In Rota haben sich die Chamorro noch am reinsten und eigentümlichsten erhalten; die jetzige Mischbevölkerung ist eher klein, die Männer zwar nicht häßlich, doch an den untern Gliedern etwas zu kurz; die Frauen dagegen nichts weniger als schön. Die Hautfarbe ist dunkel, die Augen sind kleiner, der Mund breiter, die Backenknochen hervortretender als bei den Polynesiern.

Bei den Karoliniern ist die körperliche Bildung nicht unvorteilhaft. Sie sind durchgehends gut und stark gebaut, wenn auch nur von mittlerer Größe. Auf Ponapé sowie auf allen übrigen niedrigen Inseln beobachtete indes Dr. Finsch eine auffallende Weich- und Schlappheit der Muskelpartien, welche wahrscheinlich von der vorherrschend vegetabilischen Nahrung und der allgemeinen Faulheit herrührt. Die Leute auf Ponapé bezeichnet er eher als häßlich, doch sind sie manchmal selbst schön, besonders einzelne Frauen und Mädchen. Sie zeichnen sich durch große, schwarze, schöne Augen aus, die

Fröhlichkeit und Sinnlichkeit verraten; diese Augen sind von feinen langen Wimpern dicht beschattet und erhalten durch schön geformte schwarze, dichte Brauen erhöhten Reiz. Die Hautfarbe ist ein dunkles, in das Kupferbraune übergehendes Gelb, auf den westlichen Inseln erscheint sie noch dunkler. Das Haar ist stets schwarz, lang und glatt, nicht selten auch mit einer Neigung zum Krausen und Lockigen, der Bart gewöhnlich nicht stark. Die angenehmen Gesichtszüge zeugen ebenso wohl von Gutherzigkeit als von Geist; die schwarzen, lebhaften Augen stehen häufig leicht schräg; die hohe Stirn ist oft nur schmal, die Nase etwas platt, die Backenknochen ein wenig vorspringend, der Mund groß, mit nicht sehr dicken Lippen, der Gliederbau symmetrisch, doch die Beine etwas verkürzt. So schildert sie Meinicke. Auf der Insel Yap oder Guap, einer der westlichsten in der östlichen Gruppe dieses Archipels, zugleich vielleicht die am genauesten durchforschte aller Karolinen, fand jedoch Miklucho-Maclay den Wuchs bei Männern zwischen 1500—1690, bei Weibern zwischen 1360 — 1485 mm schwankend; das Haar ist selten straff, meist in verschiedenem Grade lockig. Bei einzelnen männlichen Individuen zeigt sich eine bedeutende Behaarung des Körpers, nicht selten sogar der ganzen Stirn, welche der russische Forscher auch an drei Mädchen beobachtete. Bei Mädchen von 15—20 Jahren, die noch nicht geboren hatten, fand er eine sonderbare Form der Brüste, mit eingeschnürtem areolaren Teil, welche er bei Papuamädchen von Neuguinea, sowie bei jungen Polynesierinnen auf Samoa ebenfalls antraf. An Neugebornen wird während der ersten Monate das Zerquetschen der Nase vorgenommen, welche Operation „Andoweck" heißt. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1878, S. 103—105.) Nach Miklucho-Maclay stehen die Yapinsulaner keineswegs etwa isoliert da, sondern sind von der westlichsten Gruppe der Karolinen, den sogenannten Palau- (nach englischer Schreibweise Pelew-) Inseln und überhaupt von den Westmikronesiern nicht zu trennen. Auf den Palauinseln ist nun nach Professor Carl Sempers Versicherung in den Gesichtszügen der dunkelkupferfarbigen Eingebornen unverkennbar der Papuatypus ausgeprägt. Schon auf dem Eilande Pelelin fiel ihm ein kleiner Mann mit ausgesprochen jüdischen Zügen auf, welche, wie wir wissen, von allen Reisenden an den echten Papua, niemals aber an Stämmen rein malayischer Herkunft beobachtet worden sind. Daß aber die Palau außer Papuablut auch malayisches in den Adern haben, beweist das breitknochige, fast viereckige Gesicht mit den stark hervortretenden Backenknochen und den äußerst kleinen Augen. (C. Semper, Die Palau-Inseln im Stillen Ozean, Reiseerlebnisse. Leipzig 1873. 8°. S. 32—34.) Der Breitenindex schwankt zwischen 71,4—83,5 bei Männern und 75—81,6 bei Weibern, der Wuchs zwischen 1520 bis 1770, beziehungsweise 1450—1590 mm. Das Haar ist auch hier vorherrschend lockig, die Nase so flach, daß man nicht selten auf dem breiten Rücken derselben Längsfalten bemerkt.

Im Mulgravearchipel haben die Menschen in körperlicher Hinsicht zwar die meiste Aehnlichkeit mit den Bewohnern der östlichen Karolinen; aber ihre Hautfarbe, ein dunkles Kupferbraun, ist dunkler als bei diesen; auch ändert sich mit der Annäherung an Polynesien der Typus und zwar bestehen zwischen den verschiedenen Inseln selbst merkliche Verschiedenheiten. Auf den Marshallinseln scheinen die Eingeborenen früher ein größerer, stärkerer Menschenschlag gewesen zu sein und sind es heute noch auf den mehr nördlich gelegenen Inseln, welche weniger von Fremden besucht werden und mehr Nahrungsmittel produzieren. Die Häuptlinge und Könige sind nach Franz Hernsheim (Beitrag zur Sprache der Marshallinseln. Leipzig 1880. 8°. S. 34) auch jetzt noch durchwegs große wohlgebaute Gestalten mit intelligenten, angenehmen Zügen, hoher, wenn auch stark zurückfliehender, an den Schläfen eingedrückter Stirne, gut geformter, nicht sehr platter Nase, proportioniertem, hie und da sogar schön gebildetem Munde und ausgezeichneten weißen Zähnen. Die große Mehrzahl der Eingebornen jedoch sind kleine schmächtige, schwache, früh alternde Menschen; die Weiber, mit mehr rundem Gesichte, noch kleiner und verkümmerter, mit dünnen fleischlosen Händen und verwelkend, ehe sie zur vollen Blüte kommen. Die Hautfarbe, ein schmutziges Braun, variiert von Gelb- bis Schwarzbraun; die Haare sind schwarz, grob, glatt oder nur wenig gekräuselt; dieselben trug man früher allgemein lang und in der Weise, daß auf dem Wirbel des Kopfes ein Knoten geschlungen wurde, bis die Missionäre diese unchristliche Tracht aus ihrem Bereiche nach den nördlicheren Inseln verdrängten. Der Bartwuchs ist im allgemeinen spärlich und gedeiht auf den Wangen fast gar nicht. Im allgemeinen stimmt damit die Charakteristik überein, welche Dr. Benda von den Einwohnern der Marshallinsel Jaluit entwirft. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1880, S. 111.) Die Gilbertinsulaner sind von mittlerer Größe und hager, doch wohlgestaltet; die Weiber, im Verhältnis noch kleiner, erfreuen sich angenehmer Gesichtsbildung und zarten Gliederbaues. Meinicke sagt von ihnen: „Die Frauen, schön

und zart, haben langes schwarzes oft lockiges Haar, regelmäßige von Geist und Frohsinn zeugende Gesichtszüge mit gut entwickelter Stirn, lebhaften dunklen Augen, etwas vorspringenden Backenknochen und verbreiterter Nase, weißen, durch das Kauen der Pandanusfrucht oft verdorbenen Zähnen." (Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. II, S. 333.)

In der ganzen Südsee lassen sich, gewiß zum Mißbehagen aller demokratischen Gleichheitsapostel, die Aristokraten von den Plebejern äußerlich schon durch ihren höheren und kräftigeren Wuchs unterscheiden, wie auch ihre geistigen Fähigkeiten durchschnittlich entwickelter sind. Sie beobachten aber strenge den Grundsatz: Noblesse oblige und suchen es dem Volke in allen Stücken vorauszuthun. Sie haben durchschnittlich so auffallend schöne Gesichtszüge, daß frühere Reisende in ihnen eine besondere Rasse haben erkennen wollen. (Seemann, Viti, S. 79.) Eine unangenehme Beigabe dagegen ist der allen Mikronesiern eigentümliche Geruch, welcher teilweise von dem ranzigen Oele, womit sie Körper und namentlich Kopfhaar einreiben, teilweise aber auch von der Hautausdünstung herrührt. (Zeitsch. f. Ethnol. 1880, S. 305.) Bei dieser Gelegenheit sei der in der ganzen Südsee bei den Völkern sowohl papuanischer als polynesischer Abkunft und auch anderwärts herrschenden seltsamen Sitte der Begrüßung durch Aneinanderreiben der Nasen gedacht, in welcher wohl mit Recht eine der letzten Spuren aus der tierischen Urzeit des Menschen zu erblicken ist. Denn es ist festgestellt, daß diese Sitte keineswegs, wie man allgemein annimmt, auf einer bloßen Ceremonie beruht, sondern der Gruß besteht eben darin, daß zwei Wesen, die sich begegnen, einander beriechen, beschnüffeln, gerade wie zwei Affen thun. Wie Dumont d'Urville ermittelte, handelt es sich darum, den sanft ausgehauchten Atem des Einen mit dem des Andern zu verschmelzen und in sich aufzunehmen. Das Wort, womit jene Völker den Akt des Grußes bezeichnen, bedeutet auch riechen, wittern, und das Nämliche ist, wie Wilhelm von Humboldt in seinem Werke „Ueber die Kawisprache" ausführt, bei allen primitiven Völkern der Fall.

Krankheiten sollen unter den Bewohnern Mikronesiens in alten Zeiten nicht häufig gewesen sein; jetzt sind sie es desto mehr. Auf den Ladronen ist vor allem Aussatz in verschiedenen Formen erstaunlich verbreitet, auf den Karolinen Dysenterie, Rheumatismus und Fieber; hier herrscht auch die unter den Viti ebenfalls vorkommende schreckliche Elefantiasis, ein schuppiger Ausschlag, der aber, wie uns B. Seemann zuerst belehrte, nur auf niedere und feuchte Thäler beschränkt ist und für den der davon befallene Europäer bloß ein untrügliches Gegenmittel besitzt, nämlich schleunige Entfernung in kältere Erdgürtel. Diese Hautkrankheiten breiten sich von Hals, Schultern und Armen mehr oder minder zuweilen über den ganzen Körper aus, und die Grenzen der Veränderung treten zugleich durch Verschiedenheit der Färbung sehr stark hervor. Diese Schuppenkrankheit und den sogenannten „Ringwurm" beobachtete Dr. Finsch weit häufiger bei Männern als bei Frauen. Der Verkehr mit Europäern hat dann noch andere Krankheiten den Insulanern zugeführt, besonders Influenza, Masern, Pocken, welche seit 1779 eingeschleppt zu Zeiten entsetzliche Verheerungen anrichten, und die Lustseuche, welche jedoch nicht stark um sich gegriffen hat. Beiläufig bemerkt, giebt

es für diese Erscheinungen wohl keine andere Erklärung, als daß die natürliche Zuchtwahl die Bewohner bestimmter Länder gegen die in ihnen herrschenden Infektionskrankheiten festigt, während Fremde, in deren Heimat die betreffenden Krankheiten seltener sind, denselben sofort unterliegen. Nur so kann man sich die wiederholt beobachtete Thatsache erklären, daß die Landung von Schiffen mit anscheinend gesunder Mannschaft wiederholt bei Naturvölkern verheerende, denselben unbekannte Infektionskrankheiten erzeugte. (Kosmos, Bd. VIII, S. 399.)

Junger Krieger von den Marianeninseln.

Charakter und Bildung.

Der Charakter der mikronesischen Mischlinge wird im allgemeinen nicht ungünstig, ja teilweise, z. B. auf den Karolinen, als in hohem Grade günstig geschildert, und zweifelsohne sind sie einer der gutmütigsten und friedfertigsten Volksstämme im großen Ozean. An Freundlichkeit und Gefälligkeit stehen sie den Polynesiern nicht nach, sie übertreffen sie noch an Sanftmut und Gutartigkeit, doch verhalten sich nicht alle Insulaner gleich. So schildert Wilkes die Bewohner der Gilbertgruppe sogar als tückisch und äußerst gefährlich, ja nach Wood stehen sie an Wildheit am tiefsten unter den Mikronesiern, daher denn auch in der That mancher Fremde den Tod von ihren Händen findet. So hat erst 1878 auf Apamama, einer der Aequatorinseln im Gilbertarchipel, auf Befehl des Häuptlings ein Massakre sämtlicher Fremden stattgefunden. (Allgem.

Zeitg. vom 13. Oktober und 27. November 1878.) Obzwar mutig und tapfer, sind die Mikronesier im allgemeinen doch nicht sehr kriegslustig, am meisten noch die unruhigen Gilbertinsulaner und jene, welche die hohen Inseln bewohnen. Aber auch dort artet der Krieg selten in Unmenschlichkeit aus, eigentlicher Kannibalismus ist ihnen nicht vorzuwerfen; wenn die Gilbertleute manchmal von den Leichen erschlagener Feinde ein Stück Fleisch genießen, so geschieht es mehr aus Rache. Den Palau wurden allerdings starke anthropophage Gelüste nachgesagt, doch schweigt Karl Semper über diesen Punkt, und im allgemeinen kann man keine Beispiele von Anthropophagie in Mikronesien beibringen. (Richard Andree, Die Verbreitung der Anthropophagie. Leipzig 1874. 8°. S. 61.) Frohsinn und Heiterkeit, aber auch Trägheit sind weitere Charakterzüge dieser Menschen, denen es übrigens an einer gewissen Schlauheit, gepaart mit hoch entwickelten geistigen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, durchaus nicht fehlt. Unter sich ehrlich, lassen sie diese Eigenschaft im Verkehre mit Europäern öfters vermissen und die Ladronen haben ihren Namen (Diebsinseln) von den Erfahrungen, welche die ersten Entdecker mit den Insulanern machten und worüber der vizentinische Patrizier und Rhodusritter Antonio Pigafetta, der Reisebegleiter Magelhaes', umständlich berichtet. (Lord Stanley of Alderley, The first voyage round the world by Magellan. London 1874. 8°. S. 68.) Auch den Mulgraveinsulanern ist die Lust am Stehlen eigen, besonders im Gilbertarchipel; im allgemeinen bewährt sich der Erfahrungssatz des alten Kapitän Cook: daß alle hellfarbigen Südseeinsulaner an Diebsgelüsten leiden, die dunkelfarbigen aber nicht. Eine rühmliche Ausnahme machen die Karolinier, bei welchen auch die Zuchtlosigkeit außer auf einigen hohen Eilanden so wenig vorhanden ist, daß in manchen Inseln die Frauen sogar mit ängstlicher Sorgfalt vor den Fremden gehütet werden; auch unter den Gilbertinseln fallen bloß einige durch Schamlosigkeit auf; auf den Ladronen dagegen ist die Unsittlichkeit auf außerordentliche Höhe gestiegen. Ob dies lediglich dem Einflusse der Europäer zuzuschreiben, wie Meinicke fast vermutet, läßt sich wohl nicht sicher entscheiden; ihm zufolge wäre es auch gewiß, daß die Bewohner Mikronesiens in früheren Zeiten auf einer viel höheren Stufe der Bildung standen als jetzt. In der That sprechen dafür verschiedene Anzeichen, wie z. B. die rätselhaften Ruinen der Karolineninsel Ponapé und auf Tinian unter den Ladronen, welche in kyklopischer Manier aus vulkanischem Material, meist Basaltsäulen oder Lavastücken, errichtet sind. Nach Karl Semper ist auf den Palauinseln jetzt keine Spur des künstlerischen Sinnes mehr zu finden, welcher früher so viele Dinge auszuschmücken wußte. (Die Palauinseln, S. 354—355.) Mit dieser absteigenden Erscheinung darf vielleicht wohl auch das Sinken der Kopfzahl, noch mehr aber die sehr auffallende, gut beglaubigte Verschlechterung des Körpertypus in Mikronesien zusammengehalten werden. Was indes die eben erwähnten Ruinen anbelangt, so kennt man deren mehrere ganz ähnliche sowohl in Melanesien als auch in Polynesien, und Dr. Krause hat sehr wahrscheinlich gemacht, daß man für die Urheber dieser Denkmäler die Vorfahren der jetzigen Bewohner Polynesiens halten müsse. (Die ethnogr.-anthrop. Abteil. d. Mus. Godeffroy, S. 579—580.)

Materielle Gesittung.

Werfen wir nun einen Blick auf das materielle Leben der mikronesischen Inselmenschen, so sehen wir dieselben zunächst auf eine armselige, häufig ungenügende Nahrung angewiesen. Den Landesverhältnissen entsprechend ist dieselbe überwiegend eine vegetabilische: Pandanusfrüchte, Kokosnüsse, die Früchte des echten Brodbaumes (Artocarpus incisa L.), dann Reis, Mehl aus den Knollen des Taro (Arum esculentum L.), Pfeilwurzel (Marantha arundinacea L.), aus deren Stocke das Arrowrootmehl gewonnen wird, hie und da Bananen und Zuckerrohr bilden nebst Fischen die gewöhnliche Kost. Die animale Nahrung besteht aus Muscheln, Schildkröten, Krustaceen und Seevögeln, selten aus zahmen Hühnern, die auf dem Mulgravearchipel gleich den Ratten nur aus Not verzehrt werden; die Karolinier essen auch Schweine und Ziegen, mit Vorliebe aber Hunde, endlich in den östlichen und centralen Inseln Ungeziefer aller Art. Salz kennt der Eingeborne nicht, sondern ersetzt es durch Seewasser. Die Speisen werden von alters her überall gekocht, auf Rosten oder in heißer Asche, jetzt in Töpfen und auf offenem Feuer, das alle durch Reiben von Holzstücken zu erzeugen wissen. Beim Kochen wie beim Essen sind sie sehr reinlich. Das landesübliche Getränk ist Wasser und Kokosmilch; auch verstand man stets überall in Mikronesien der Kokosnuß Oel zu entpressen. Spirituosen waren früher unbekannt, sind aber durch die Europäer längst eingeführt. Die „Karaka", einen auf den Gilbert aus der Kokospalme gewonnenen Syrup, wandelten letztere in ein geistiges Getränk um; auf den Karolinen sind Palmwein sowie der durch Einkochung daraus erzeugte Syrup sehr beliebt, Kawa wird nur auf Ponape und Kusaie getrunken; auf den Ladronen haben die Spanier die Bereitung von Wein, Branntwein und Weinessig aus Kokossaft und eines Branntweines aus Mais verbreitet. Desgleichen den Tabak, welcher sich jetzt allgemeiner Beliebtheit erfreut. Beide Geschlechter rauchen auf den Marshall schon vom 5. bis 6. Jahre an den ganzen Tag und so oft sie Nachts aufwachen. Nach einigen Zügen wird die kleine Thonpfeife an den Nachbar gegeben, der auch einige Züge thut, um sie dann weiter oder zurückzugeben. Betel wird nur in Yap, Palau und den umliegenden Inseln gekaut.

Die Kleidung ist schon an vielen Orten europäisch, sonst aber überaus einfach, im wesentlichen der uns schon genügend bekannte an einem Leibgürtel befestigte Bastfaserrock, beim weiblichen Geschlecht aus längeren Matten gebildet. Doch nicht selten gehen die Männer ganz nackt, so auf den Karolinen, namentlich auf Ruk, in den nördlichen Palau, den Gilbert und auf den Ladronen, wo sie höchstens mit dem Gürtel bekleidet sind, bei festlichen Anlässen aber spanische Tracht anlegen. Auf Ponapé begnügt sich das weibliche Geschlecht mit einem buntfarbigen Tuche, malerisch um die Lenden geschlungen, und „in Wahrheit erscheinen die Eingebornen," wie Dr. Finsch bemerkt, „in ihrer Nationaltracht, wenn man sich so ausdrücken darf, bei weitem vorteilhafter als die halb oder

drittel europäisch gekleideten Eingebornen der Missionen. Dies gilt ganz besonders für das weibliche Geschlecht. Während die bekehrten Insulanerinnen in ihren langen taillelosen Kleidern ebenso unschön als unbeholfen erscheinen, sind die gutgeformten schöngliedrigen Mädchen in Landestracht, umhüllt von buntfarbigen grellen Tüchern, lieblich mit Blumen geschmückt, anmutige Gestalten, deren Gesamtbild nirgends den Schönheitssinn und das Dekorum beleidigt." (Zeitsch. f. Ethnol. 1880, S. 315.) Kinder gehen allenthalben nackt. Zierate sind viele. Das Haar tragen beide Geschlechter, wie sonst nirgends im Ozean, lang herabhängend oder auf dem Kopfe in einen Knoten geflochten; es wird gesalbt und mit allerlei Dingen, Federn, Blumen, Tierzähnen u. dgl. geschmückt. Den Bart scheeren die Mulgraveinsulaner nicht, die Karolinier aber reißen ihn sorgfältig aus. Die Ohrläppchen werden fast überall, am wenigsten auf den Ladronen, in der bekannten Manier verziert oder besser verunstaltet. Auch Hals-, Arm-, ja hie und da auch Fußbänder sind üblich und auf manchen Karolinen kommen blumenverzierte Nasenlöcher vor. Allgemein ist die Sitte der Tättowierung im Mulgrave- und Karolinenarchipel; nicht aber auf den Ladronen, wo sie niemals bestanden zu haben scheint. Das Gesicht ist sehr selten oder nie, die Frauen sind weniger als die Männer, Kinder sehr wenig, die Männer aber je nach ihrer Rangstufe vom Oberschenkel aufwärts am ganzen Körper tättowiert. Im ausgedehntesten Maße üben diese Kunst die Mulgraveinsulaner und zwar in einer Vollkommenheit, daß sie sich darin mit den Neuseeländern und Marquesanern wohl messen können. Auch auf Ponapé oder Ascension, in den östlichen Karolinen, ist eine durchaus originelle, von der auf den Marshall- und Gilbertinseln völlig verschiedene Tättowierung allgemein gebräuchlich, und Dr. Otto Finsch, der neueste wissenschaftliche Erforscher der Südsee, behauptet im Widerspruch zu allen früheren Beobachtern, daß dieselbe weder mit Rang, Stand und Religion noch mit Alter und Geschlecht irgend etwas zu thun habe. Ein besonderes Ceremoniell oder irgend welche Feierlichkeiten finden bei der Tättowierung nicht statt. (Zeitsch. f. Ethnol. 1880, S. 308—315.) Dagegen weiß der nämliche Gewährsmann von einer seltsamen, sonst nur noch auf Niuatabutabu (einer der Freundschaftsinseln) beobachteten Verstümmelung zu berichten, durch welche man einer möglichen Orchitis für immer vorzubeugen meint, während bei dem weiblichen Teile Verunstaltungen nach Hottentottenart beliebt sind. (A. a. O., S. 316.)

Die Wohnungen bestehen auf den Marshallinseln aus armseligen Hütten, wenn man ein Dach von Pandanusblättern, unter das man kriechen muß, so nennen darf. Die Häuptlinge haben zwar bessere Behausungen, doch gehören sie dem nämlichen Systeme an; um den Hauptbau herum liegen kleine Hütten, in denen sich die Frauen aufhalten. Weit stattlicher sind die Wohnungen der Karolinier, im ganzen jenen der Polynesier ähnlich, aber in den einzelnen Inseln große Verschiedenheiten zeigend, so daß es schwer ist eine Norm dafür anzugeben. Die viereckige Form ist indes doch allen gemeinsam. Sehr kunstvoll waren die Häuser der alten Chamorro auf den Ladronen, so kunstvoll, daß sie im Großen Ozean nichts Aehnliches haben; jetzt aber sind dieselben ganz außer Gebrauch.

Die heutigen Wohnungen gleichen den europäischen und sind auf niedrigen hölzernen Pfosten ruhende viereckige Holzhütten mit Palmblättern bedeckt; stets liegt die Küche getrennt daneben, was auch auf den Marshallinseln der Fall. Die Häuser stehen meist zu Dörfern größeren oder kleineren Umfangs vereinigt; nur auf den Marshall liegen sie oft zerstreut.

Landbau wird in ganz Mikronesien, aber in sehr verschiedenem Grade getrieben. Nach ihrer Weise große Sorgfalt wenden ihm bloß die Mulgrave-

Haartracht von den Marianeninseln.

insulaner und unter den Karoliniern die Bewohner von Yap zu; auf den übrigen Eilanden und ganz besonders auf den Ladronen ist er dagegen stark vernachlässigt. Dort haben dafür durch die Europäer Viehzucht und Jagd Eingang gefunden, die sonst in Mikronesien unbekannt sind. Auch der Fischfang, worin alle Mikronesier sehr geschickt und erfahren sind, wird auf den Ladronen nicht mehr in ausgedehntem Maße betrieben. Im allgemeinen braucht man dazu Netze, Haken und Leinen, am häufigsten jedoch, wie es scheint, den Speer, den man auch bei dem Fange nachts bei Fackellicht anwendet. Die zum Fischfang dienenden Boote sind klein und einfach; dagegen haben die größeren und für den Verkehr be-

stimmten, besonders die sogenannten „fliegenden Proas" der alten Chamorro die Bewunderung und das Staunen der Europäer erregt.

Davon legt noch M. Richard Waltern, der Kapellan des Admiral Lord Ansons auf dessen Reise um die Welt 1740—1744 Zeugnis ab, indem er von Ladroneninsulanern sagt: „Diese Indianer sind ein kühnes Volk und haben starke Leibesglieder. Aus einigen Stücken Arbeit, die sie machen, sollte man auch schließen, daß es ihnen nicht am Verstande fehlet. Denn ihre fliegenden Proen insonderheit, welche vor Zeiten die einzigen bei ihnen gewöhnlichen Fahrzeuge gewesen, sind eine so sonderbare und ungemeine Erfindung, welche auch der geschicktesten und scharfsinnigsten Nation Ehre machen könnte. Denn wenn wir in Erwägung ziehen, wie wohl diese Proen sich zu der diesen Inseln ganz eigenen Schifffahrt schicken, indem dieselben, da sie beinahe unter einem Mittagszirkel und in dem Striche des Passatwindes liegen, durchaus erfordern, daß die Fahrzeuge, mit welchen man von einer zu der anderen fähret, besonders eingerichtet sein müssen, um bei dem Winde zu segeln; oder wenn wir die ganz ungekünstelte und natürliche Bauart und Erfindung bei denselben, oder die außerordentliche Geschwindigkeit, mit welcher sie sich bewegen, untersuchen; so werden wir befinden, daß sie in einem jeden von diesen Punkten unsrer Bewunderung würdig sind und unter den mechanischen Werken der gesittetsten Völker, bei welchen Künste und Wissenschaften in einem sehr großen Flor gewesen, eine Stelle verdienen." (Des Herrn Admirals, Lord Ansons Reise um die Welt. Aus dem Englischen in das Deutsche übersetzt. Leipzig und Göttingen 1749. 4°. S. 312.) Der würdige Kapellan giebt dann eine sehr ausführliche Beschreibung dieser Boote. Der Grund ist ein ausgehöhlter Stamm; die Seitenplanken von Artokarpusholz, aneinander gebunden mit verstopften Fugen; sie haben zwei erhöhte und ganz gleiche Enden, so daß sie nicht zu wenden brauchen, häufig ist die eine Seite senkrecht, die andere konvex, obschon sie jetzt auch häufig deren mit zwei konvexen Seiten bauen. An der einen Seite ist der Ausleger an dem Boote befestigt, über der andern liegt die Plattform, auf der eine Hütte für die Waren und die Provision steht, der untere Teil des Bootes ist schwarz, der obere rot bemalt, das Holzwerk oft zierlich geschnitzt oder mit Muscheln geschmückt. Sie führen einen beweglichen Mast mit großem, dreieckigen Segel; man bedient sich auch der Ruder und hat noch eine Art Steuerruder. Anker braucht man nicht. Wenn man sie nicht benützt, werden diese Boote auf dem Lande unter Schuppen verwahrt. (Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. II, S. 373.)

Auf den Ladronen hat sich von dieser alten Schiffsbaukunst fast gar nichts erhalten, denn dort werden nur mehr grobe, plumpe Ruderboote gebaut; im übrigen Mikronesien sind aber die geschilderten Boote allgemein gebräuchlich, und die Bewohner der Marshallinseln sind nächst denen der westlichen Karolinen zweifelsohne die ersten Seefahrer des ganzen Ozeans und übertreffen als solche alle reinen Polynesier bei weitem. Mit ihren schwachen Böten, welche stetes Ausschöpfen erfordern, legen sie weite Reisen zurück; früher machten die Eingebornen häufig Fahrten nach den Inseln der ganzen Marshallgruppe und die Karolinier besuchten nicht bloß alle Inseln ihres ausgedehnten Archipels, sondern haben auch den Weg nach den Ladronen entdeckt, wohin sie jährlich in großen Flotten segeln, ohne Kompaß, bloß nach den Sternen sich richtend. Die Marshallinsulaner haben gar eine Art von Seekarten aus Stöckchen und Steinen erfunden, worin kleine aneinander gebundene Stricke Richtung und Länge der Kurse bezeichnen. Neuerdings freilich reisen sie nur selten und ungern in ihren Kanoen, sondern zahlen lieber das Passagiergeld auf einem europäischen Schiff.

Der kunstvolle Kanoebau der Mikronesier ist um so bewundernswerter, als er ohne Modell oder Zeichnung und ohne andere Werkzeuge als eine Stein- oder Rundaxt ausgeführt wird. Die vorhandenen Geräte sind wenig, einfach und dürftig: Muscheln und scharfe Korallensteine. Eisen wußte man zwar längst zu schätzen, doch vermochte man es sich erst seit dem gesteigerten Verkehre mit den Europäern zu verschaffen. Europäische Werkzeuge haben die alten auf den Ladronen schon völlig verdrängt und auch auf den Karolinen sind spanische Messer aus Eisen allgemein verbreitet. Geschick und Geschmack entwickeln die Frauen im Verfertigen der Matten aus Kokos-, Pandanusblättern oder anderem

Material, Stricke bereiten die Männer aus Kokosfasern, und Zeuge werden auf allen Inseln gewoben, hauptsächlich, doch nicht ausschließlich aus Bananenfasern. Sonst haben sie verschiedene Arten Gefäße von Kokosschalen, Muscheln, Holz, Körbe aus Gras oder Blättern geflochten, in Palau selbst irdene Töpfe, die gebrannt aber nicht glasiert werden, jetzt jedoch durch die eisernen verdrängt sind. Die Betten sind durch Matten, das Kopfkissen durch einen Stein, die Teller durch Blätter vertreten.

Die einheimischen Waffen Mikronesiens bestehen hauptsächlich in Speeren, teils einfachen, die bloß zugespitzt sind, teils mit Widerhaken oder mit Haifischzähnen besetzt. In den Marshall sind sie schwach, lang und stark aber auf den Gilbert und den Karolinen, wo man auch leichtere Wurfspieße mit Rochenstacheln kennt. In Yap werden dieselben angeblich nach australischer Art mit Hilfe eines rinnenförmigen Bambusstückes geworfen. Schwere hölzerne Keulen und Schleudern aus Kokosfasern sind im Mulgrave- wie Karolinenarchipel gebräuchlich, und auf den Gilbert bildet eine Art hölzernes Schwert, dessen beide Seiten mit Haifischzähnen besetzt sind, eine furchtbare Waffe. Auf letzteren Inseln vollenden im Kriege ein rockartiger Panzer oder Brustharnisch, aus sehr festen Kokosfaserstricken geflochten, und dazu ein Helm aus Fischhaut die Bewaffnung. Eigentümlich ist an dieser Panzerkleidung eine bis über den Kopf hinaufreichende Verlängerung des steifen Rückenteiles, die den Zweck hat, das Hinterhaupt der in der vorderen Reihe kämpfenden Männer gegen verfehlte Steinwürfe der in den hinteren Reihen am Kampfe teilnehmenden Weiber und Kinder zu schützen. (Schmeltz und Krause, Ethnogr.-anthrop. Abt. d. Mus. Godeffroy, S. 226.)

Sociale und Stammesverhältnisse.

Sicherlich ist es eine sehr überraschende Erscheinung, Menschen, denen wir immerhin eine nach unseren Begriffen tiefe Rangstufe der Gesittung zuschreiben müssen, im Besitze einer socialen Ordnung zu treffen, welche zu den verwickeltsten gehört, die sich ersinnen läßt, die auf den verschiedenen Eilanden auch nicht überall die nämliche ist, stets aber mit peinlicher Strenge gehandhabt wird. Man ist noch weit entfernt, die socialen Verhältnisse sämtlicher Insulaner Mikronesiens erforscht zu haben, was man aber bisher von einigen Inselgruppen ergründete, genügt wohl, um die dortige Ordnung der Dinge zu den interessantesten und merkwürdigsten Phänomenen der Völkerkunde zu zählen. Am besten studiert sind nach dieser Richtung die Palauinseln durch Professor Semper, der zehn Monate dort verweilte, die Karolinen und darunter ganz besonders die dem centralen Teile angehörende Mortlock-, dann die Ebongruppe durch den polnischen Naturforscher Johann Kubary, endlich die Marshallinseln, über welche man Franz Hernsheim ausführliche Mitteilungen verdankt. Zusammenfassen lassen sich die Ergebnisse dieser Untersuchungen nicht, daher eine dieser Gruppen nach der andern zur Betrachtung gelangen muß. Am einfachsten liegen die Dinge

auf den Marshallinseln, auf welchen hauptsächlich die scharf ausgeprägten Standesunterschiede auffallen, die also keineswegs eine besondere Eigentümlichkeit der europäischen Kulturnationen darstellen.

Man unterscheidet auf den Marshallinseln vier Stände: 1) Der „Armidwon" oder „Kajur", der gemeine besitzlose Mann. Ueber einer Anzahl dieser steht 2) ein „Leadagedag", dem die erste Klasse Nahrung zu bringen hat und überhaupt gehorchen muß. Ihm ist eigener Besitz gestattet. Der nächste Stand ist 3) der der „Budag", aus den Brüdern und Söhnen des Königs gebildet. Ueber allen steht schließlich 4) der „Irod" oder König, von welchem der Leadagedag seine Befehle empfängt.

Der Kajur darf nur eine Frau haben; für die höheren Stände fällt diese Beschränkung weg und kommen bei ihnen gewöhnlich zwei oder drei Frauen vor. Auch steht dem Irod das Recht zu, dem Manne aus einem niederen Stande die Frau einfach wegzunehmen. Auf der anderen Seite darf der Leadagedag mit des Irods Frau weder sprechen, noch sie besuchen. Verreist der Irod und läßt er seine Frau zurück, so müssen auch alle Leadagedag und die Budag, soweit sie nicht Söhne des Irod sind, die Insel verlassen. Wird eine einem höheren Stande angehörige Frau von ihrem Manne weggejagt — und dies kommt täglich vor, so lange keine Kinder vorhanden sind — so darf sie von keinem, einem niedrigeren Stande Angehörigen zur Ehe genommen werden, wohl aber kann der niedrigere Mann die Tochter aus einem höheren Stande heiraten und erwirbt damit ihren Stand. Nachfolger des Königs ist nicht sein Sohn, sondern sein jüngerer Bruder, welchem zugleich die Verpflichtung erwächst, sämtliche Frauen des Verstorbenen zu heiraten. Die sexuellen Verhältnisse bieten auch im übrigen wenig Erfreuliches. Mädchen und Knaben haben Umgang lange vor der Pubertät. Von den Mädchen wird keineswegs Keuschheit verlangt oder erwartet, ehe sie sich verheiraten, und unnatürliche Laster stehen in voller Blüte. Junge Frauen bekommen nie, oder doch nur sehr selten Kinder, und erst wenn sie anfangen alt und häßlich zu werden, erfüllen sie ihre natürliche Bestimmung, da sie, wenn kinderlos, häufig weggejagt werden. Ehebruch bestraft man strenge, in den benachbarten Gilbert auch schon, wenn die Frauen besondere Häuser bewohnen, das Eintreten eines Mannes in ein solches. Doch nur die Frauen der Gemeinen sind dort zuchtlos, die der Vornehmen dagegen züchtig und keusch, wenn auch die unverheirateten Mädchen volle Freiheit genießen. Die Behandlung der Frauen ist im ganzen Mulgravearchipel achtungsvoll, ihr Einfluß manchmal sehr groß, ihre Lage keineswegs drückend; sie besorgen die Wirtschaft und die Geschäfte des Hauses. Mord der neugeborenen Kinder findet in Ratak statt, auch soll mit Ausnahme der Vornehmen keine Frau über drei Kinder aufziehen dürfen, weshalb zu gewissen Zeiten in den Gilbert künstliche Mittel gebraucht werden. Die Ponapesen sind nach Johann Kubary in sinnlicher Richtung ebenso stark als tierisch und extravagant. Daraus erhellt zur Genüge, daß wie nach der notorischen Roheit nicht anders zu erwarten, Liebe und Ehrbarkeit in unserem Sinne keine Stelle im Charakter jener Menschen einnehmen. Wie Gefühl und gegenseitige Neigung überhaupt nicht in Betracht kommen, so auch nicht Ehr- und Schamgefühl. Doch würde man irren, deswegen die entgegengesetzten Eigenschaften bei ihnen vorauszusetzen; im Gegenteil, sie machen niemals irgend welche unzüchtige Gebärden und überschreiten im Betragen nie die Grenzen des Anstandes, was vielfach zu dem Irrtume führte, diese scheinbare Sittsamkeit als wirkliche darzustellen. Wenn aber solche in unserem Sinne zweifelsohne bei diesen Völkern überhaupt nicht vorhanden waren, so scheint es Dr. Finsch andererseits nötig, die in so vielen Büchern aufgestellte Behauptung zu widerlegen, als seien diese Eigenschaften erst seit dem Verkehre mit den Weißen nach und nach verschwunden.

Auf allen Inseln der Marshall- und der Karolinengruppe, mit einziger Ausnahme von Yap, ist der Ausgangspunkt der socialen Einrichtungen derselbe, nämlich ein durch die Einheit des weiblichen Blutes bedingter Stamm. Auf Yap kommt die Mutter nicht in Betracht und der Sohn folgt dem Vater, obwohl Spuren einer ursprünglicheren weiblichen Stammesverfassung nicht zu verkennen sind. Ganz dieselbe Verfassung hatte einst auch Polynesien, indem die Nachkommenschaft einer Frauenlinie den Vorzug hatte und z. B. Häuptlingstitel und Würden auf den Bruder, nicht auf den Sohn des Vaters,

übergiengen. Die centralen Karolinen, die Mortlockinseln, scheinen diese Stammesverfassung am reinsten erhalten zu haben. Jeder einzelne Stamm fand hier genügenden Platz sich zu behaupten. Die Vermischung der Stämme zum Zwecke einer Staatenbildung ist nicht so stark ausgeprägt, wie auf Palau oder Ponapé, oder dieselben unterlagen nicht individueller Willkür einzelner Stämme oder deren Häuptlinge, wie dies auf der Marshallgruppe der Fall ist.

Der Mortlocker nennt einen Bruder oder eine Schwester „Pui" (puim, puin u. s. w.), und er betrachtet einen jeden Menschen für seinen „Puin", wenn die Mutter des letzteren von demselben Blute war wie seine eigene. Durch „Puipui" bezeichnet er das Verwandtschaftsverhältnis selbst und dann die ganze Gesamtheit seiner Verwandten von mütterlicher Seite. Die Verwandten von väterlicher Seite gehören nicht zu dem „Puipui". Das „Puipui" entspricht also dem Begriffe Stamm und ist die eigentliche Basis, von welcher alle Erscheinungen des staatlichen Lebens ihren Ursprung nehmen. Zu einem Stamme gehören Individuen beiderlei Geschlechts, welche ihre Abkunft traditionell von einer und derselben Frau ableiten können. Die Mitglieder eines Stammes, beiderlei Geschlechts, betrachten sich als Geschwister und dürfen sich nicht geschlechtlich vermischen, oder körperlich oder moralisch schädigen. Die Bande der Stammesverwandtschaft bestehen ohne Rücksicht auf Entfernung und geographische Verteilung. Staaten bekämpfen sich demnach nur innerhalb ihrer sich gegenseitig fremden Stämme. Wenn eine Insel die Stämme a und b hat, eine andere aber auch von denselben bevölkert ist, dann wird a der einen Insel mit b der andern, b der ersteren mit a der letzteren kämpfen müssen. Außer dieser Stammeseinteilung existiert keine andere sociale Einteilung auf den Karolinen, beispielsweise in Stände, Klassen, geheime Brüderschaften u. dergl. Ein Stamm besitzt gewöhnlich eine Strecke Landes, welche er als sein Eigentum gegen die Angriffe anderer Stämme zu beschützen hat, und bildet alsdann einen Staat für sich. Hat derselbe Stamm auch bedeutenden Grundbesitz auf einer anderen Insel, so entsteht ein anderer Staat, der von dem ersten unabhängig ist, aber seine Stammesverwandtschaft nie verleugnen kann. Ein Stamm nach vorstehender Art ist nicht von Dauer, weil die Männer und Frauen desselben keine Ehen eingehen dürfen. Zu seinem Fortbestehen muß er mit einem anderen Stamme in Berührung treten und so eine Nachkommenschaft zu erzielen suchen. Je mehr Frauen zu einem Stamme gehören, desto mehr Heiraten und Nachkommenschaft, desto größer demnach die Wahrscheinlichkeit seines sicheren Bestehens. Hieraus resultiert die bevorzugte Stellung der Frau, welche ihren Ausdruck darin findet, daß die älteste Frau des Stammes als dessen sociales Haupt angesehen und mit besonderer Achtung behandelt wird.

Einfluß und Bedeutung der Frauen in dem Stamme, besonders der ältesten Frau, sind auf den verschiedenen Inseln der Karolinen verschieden. Das Verhältnis scheint von den Bedingungen abzuhängen, in welchen sich die Stämme vereinigten, um Staaten zu bilden. Die älteste Frau des Stammes heißt überall, ebenso wie das männliche politische Haupt des Stammes, „Häuptling". Auf den Palau stehen der ältesten Frau der Familie, der Königin der Frauen, eine Anzahl Frauenhäuptlinge zur Seite, welche den „Rupack el dil" ausmachen und von großem Einfluß auf die Gesellschaft sind. (Journal des Museum Godeffroy, Heft IV, S. 39 (215). Bei den „Tips" (Stämme) auf Ponapé ist dies ebenso.

Das politische Haupt des Stammes ist der älteste Mann aus der ältesten Familie des Stammes. Der ganze Stamm nennt ihn seinen Häuptling „Somol". Der Häuptling nennt jedes Mitglied seines Stammes Pui, also Schwester oder Bruder, ohne Rücksicht auf das Alter. Stirbt ein Häuptling, so folgt ihm sein Bruder, oder falls dieser fehlt, der nächste männliche Verwandte. Stirbt die älteste Familie aus, so folgt die nächste, die folgende u. s. w., so daß der letzte Mann des Stammes Häuptling desselben werden kann, wenn an ihn die Reihe kommt. Jedes Dorf für sich ist ein kleiner Stamm, eine Familie, aus welcher die Nachkommenschaft des männlichen Teils ausgeschlossen und in welcher die des weiblichen beibehalten ist. Die durch die Bande der Stammesverwandt-

schaft aneinander geketteten Dörfer anerkennen ein Dorf als den Sitz der Hauptfamilie, welche den Häuptling des Stammes liefert. Jedes dieser Dörfer, dessen Bedeutung im Stamme in einer stufenweise angeordneten Reihe bestimmt ist, kann das Hauptdorf des Stammes werden, falls die vorgehenden wichtigeren Dörfer ausgestorben sind. Die Mitglieder eines Stammes haben eine Strecke Landes in ihrem Besitz, welche in kleinere Gemeinden geteilt ist, von denen jede eine eigene Niederlassung besitzt. Eine solche Niederlassung heißt: „Key" und mit den dazu gehörenden Ländereien „Bey". Der Stamm ist also eingeteilt in Bey, deren jeder einen männlichen Somol, den ältesten Mann der Gemeinde, hat, welcher dieselbe nach außen repräsentiert. Die Bey haben eine Rangordnung, deren Spitze der Key Somol, das Hauptdorf bildet, wo der Häuptling des Stammes lebt. Die Anordnung des Key — ein großes Haus „Le fel", wo das Haupt des Dorfes mit den männlichen Bewohnern schläft, umgeben von kleinen Hütten, in welchen die Frauen der Gemeinde für sich allein, oder mit ihren Männern (die nicht zu dem Stamme gehören) sich aufhalten —, ist bloß ein sichtbarer Ausdruck der Stammesregel, daß die beiden Geschlechter sich als Geschwister betrachten sollen. Die Niederlassung ist kein Dorf, in dessen Häusern die Familien gemütlich zusammen leben, sondern die Frauen und Männer sind aufs strengste abgeschieden; alle durch die Tradition überlieferten Gesetze, die sich als Sitten und Gebräuche offenbaren, trachten darnach die Annäherung der beiden Geschlechter eines Stammes unmöglich zu machen. So wird ein Geschwisterpaar nie in einem Hause schlafen, sondern der Sohn schläft in dem Fel, die Tochter mit ihrer Mutter in dem „Im". Die Frau des Bey Somol darf nicht den Fel betreten, eine Frau aus irgend welchem Bey des Stammes darf nicht den Fel des Oberhäuptlings betreten, dagegen ist eine Frau aus einem anderen Stamm durch kein Gesetz an dem Eintritt verhindert. Dieses Streben, die beiden Geschlechter eines Stammes von einander zu halten, hatte verschiedene Folgen. Zuerst rief es eine Reihe von Gebräuchen und Verbote hervor, welche der Wichtigkeit der Frau im Stamme scheinbar nicht genügend Rechnung tragen und die Frau auf eine scheinbar niedrigere Gesellschaftsstufe stellen als die Männer. So darf die Frau nicht in Gegenwart des Mannes neben ihrem leiblichen Bruder stehen, wenn er sitzt, und sie darf ihn nicht mit der Hand berühren. Wenn sie entlang des Ufers gehend ihn sitzen sieht, so muß sie ihn zum Aufstehen auffordern; thut er das nicht, und muß sie an ihm vorbei passieren, so thut sie dies in gebückter Haltung. Der heutige Mortlocker, befragt nach dem Sinn dieser Gebräuche, giebt zur Antwort, daß die Frau dem Manne nicht gleich sei, und daß, wenn seine Stammesschwester über ihn stehen würde, er sterben müsse. Es scheint diese Sitte nur eine scharfe Abgrenzung der Geschlechter zu bezwecken, denn sie findet keine Anwendung bei denjenigen Frauen, welche einem andern Stamme angehören. Die Ehefrauen und Töchter sind ebenfalls nicht von dem Verbote betroffen, weil sie Fremde sind und sich nur als zeitweilige Gäste des Stammes bei demselben aufhalten. Das Verbot irgend welcher Annäherung seitens der Frauen wird besonders streng in Rücksicht auf den Häuptling aufrecht erhalten. Die Frau darf des Häuptlings Haus nicht betreten, auch nicht während seiner Abwesenheit. Eine geschlechtliche Vermischung seitens der Angehörigen eines Stammes wird als die schreiendste Blutschande betrachtet und würde bei allen Stammesgenossen ohne weitere Umstände Rächer finden. Nur durch den Tod würde ein solches Vergehen zu sühnen sein.

Eine andere Folge dieser Stammesverfassung besteht darin, daß die Männer ihre Ehefrauen und sonstige Frauengesellschaft außerhalb des Stammes suchen müssen und deshalb fast immer von ihrer Heimat abwesend sind. Die älteren Männer, welche eine Frau von einem anderen Stamme heiraten, müssen sich bei ihr aufhalten und das ihr zugehörige Land bearbeiten. Sie besitzen außerdem ihr eigenes Land in ihren Stämmen, d. h. in ihrer Heimat, von wo sie die Produkte meistenteils nach der Familie der Frau bringen. Die jungen Männer, welche sich erst Frauen suchen, haben gar keine Pflichten; sie treiben sich in fremden Dörfern umher, putzen sich, um möglichst guten Eindruck auf die Töchter des Landes zu machen und warten ungeduldig auf den Aufgang des Mondes zur Abendzeit, wo dann gewöhnlich in einem oder dem anderen Dorfe ein „Urur", d. h. eine gesellschaftliche Versammlung, am Strande stattfindet, an dem sich die Jugend beiderlei Geschlechts unter Gesang und Tanz oft ganze Nächte hindurch ergötzt. Bei dieser Gelegenheit werden die Mädchen mit Geschenken überhäuft, sammeln die mortlockschen Don Juane ihre Lorbeeren, und werden meistens die Ehen zu Stande gebracht. Das Mädchen z. B. des Sopunstammes ist tugendhaft, so lange es mit einem Sopunmann keinen Umgang hat. Sie ist sonst, so lange sie nicht verheiratet ist, frei in ihrem Umgange mit Männern anderer Stämme, obwohl in jedem Falle der äußere Anstand strenge bewahrt

wird. Dies geht soweit, daß man in Gegenwart einer Frau, deren Stammesgenosse zugegen ist, sich nicht erlauben darf, irgend welche freien Redensarten zu führen, ja man darf dann nicht einmal das Wort Nabel, Bauch, den Namen des Gürtels „Kinsak" oder des die Hüften deckenden „Aroar" nennen. Würden letztere Gegenstände sich nicht an dem Leibe der Frau befinden, sondern auf der Erde liegen, so wäre deren Nennung kein Vergehen gegen den Anstand. In Gegenwart eines Stammesverwandten darf man von einer Frau seines Stammes nur Gutes sprechen; jede Anzüglichkeit ist tödliche Beleidigung. Der Vater z. B., welcher seine Tochter unsittlich fand, darf der Mutter darüber keine Vorstellungen machen, weil Tochter und Mutter eines Stammes sind. Eine Mutter wird nie die Autorität des Vaters gegen die Tochter anrufen, eine Schwester nie die Geheimnisse ihrer Schwester verraten. Die mortlocksche Frau hält hinsichtlich der Sittlichkeit jeden Vergleich mit den Frauen der benachbarten Inseln mit dem größten Vorteil aus. Die verheirateten Frauen sind treu und ergeben, liebevoll und sorgsam für Kinder und Gemahl, gegen Fremde sehr scheu.

Jeder Mann besorgt seine eigene Arbeit, sogar der Häuptling bebaut seine eigenen Tarofelder selbst, was als eine Kunst, die nicht jedermann versteht, betrachtet wird. Der Häuptling des Stammes ist ein unbeschränkter Verwalter des dem Stamme gehörenden Landes. Das Land ist meist unter die verschiedenen Key verteilt; die noch unbesetzt gebliebenen Strecken bilden das Eigentum des Hauptkeys, also ein mehr unmittelbares Eigentum des Häuptlings. Ueber das zu dem einzelnen Key gehörige Land schaltet und waltet der Aelteste des Beys, so lange er seine Pflichten gegen den Oberhäuptling erfüllt. Falls er die Erstlinge der Früchte des Landes dem Häuptlinge vorenthält und ihm den Gehorsam verweigert, so hat letzterer das Recht, ihn durch einen anderen Mann desselben Beys zu ersetzen. Willkürlich kann der Häuptling nur mit dem Lande seines eigenen Beys schalten, was dennoch voraussetzt, daß die Zustimmung der Angehörigen eingeholt ist. Er verteilt das Land an die Frauen des Beys und giebt jedem seiner Kinder ein Stück. Da die Kinder aber nicht zum Stamm gehören, so würde letztere Verteilung einen Verlust für den Stamm bedingen, wenn nicht Sitte wäre, daß der Häuptling des Stammes, zu welchem die Kinder gehören, seinerseits durch ein Landgeschenk an die Angehörigen des ersteren Stammes den scheinbaren Verlust ausgleicht. Es ist also nur ein scheinbarer Austausch, da die Kinder gewöhnlich immer in demselben Stamm heiraten und deren Nachkommen wieder Stammesangehörige sind, das Land also nie aus dem wirklichen Besitz des Stammes herauskommt. Die Aeltesten in den einzelnen Bey können wieder ihren Kindern von den Ländereien des Beys zuteilen, aber nie ohne die vorherige Bewilligung des Oberhäuptlings. (Joh. Kubary in den: Mitteil. der geograph. Gesellsch. in Hamburg 1878—1879, S. 247—253.)

Hie und da liest man die Angabe, nur die polynesischen Völker hätten die Gewohnheit, Menschen, Tiere oder andere Gegenstände durch das „Tabu" — ein vom Priesterkönige ausgesprochenes Interdikt — gegen jede Gewalt oder Berührung zu schützen. Dies ist falsch. Wir haben diese Sitte schon auf den Neuhebriden und auf Viti, wo man sie mit „Tambu" bezeichnet, kennen gelernt. Auf den Palau und den Karolinen herrscht sie gleichfalls, nur das Wort ist ein anderes, auf den Palau z. B. „Blul"; selbst manche malayische Stämme wenden, wie Karl Semper bemerkt, wenn auch nicht in ganz so ausgedehntem Maße wie die Polynesier, das gleiche Verfahren an. Ganz Analoges bieten die karolinischen Mortlockinseln.

Außer der formellen Gewalt über das Land des Stammes hat dort der Häuptling das Recht, dasselbe zeitweilig unter „Puuu" (Verbot) zu legen, was zur Folge hat, daß die Produkte des so betroffenen Landes von niemand genossen werden dürfen. Der Gründe, welche den Häuptling zu dem Verhängen des Puuu veranlassen können, giebt es viele, und es ist keinenfalls nur ein blinder Ausdruck seines Willens. Gewöhnlich betrifft das Verbot bloß die Kokospalmen, und sind von demselben die um das Haus stehenden Palmen ausgenommen. Solches Puuu wird regelmäßig jedes Jahr zur Zeit der Brotfrucht verhängt, und ist dasselbe dann nur eine politisch ökonomische Fürsorge für den Stamm. Ohne dies Verbot würden die Einwohner zur Zeit, wo sie genügend Brotfrucht zur Nahrung haben, auch die reifen Nüsse verbrauchen und zur Zeit

der nördlichen Winde hungern müssen. Während der drei bis vier Monate des Verbotes sammelt sich aber eine solche Quantität von alten Nüssen an, daß dieselben in der Zeit der Not die Bevölkerung ernähren können. Eine weitere Veranlassung zum Verhängen eines Puuu ist der Tod eines Stammesgenossen oder sonst einer Person, welche ihrem Stamme nicht gleichgiltig war. Dieses Trauerpuuu kann sich auf eine größere oder kleinere Zeit, auf die ganze Insel oder nur auf einen gewissen Teil derselben erstrecken. Das Trauerverbot erhält den Namen von der verstorbenen Person, und die während des Verbots angesammelten Nüsse werden den Verwandten des Toten als Trauergeschenk ausgeliefert. Sind verschiedene Tote zu betrauern, so folgen die bezüglichen Puuu nach einander, je nach dem Interesse, welches der Stamm für den Verstorbenen empfand. Das Trauerpuuu entspricht der europäischen Hof- oder vielmehr allgemeinen Landestrauer; es ist ein Ausdruck der Pietät gegen den Toten, dessen Geist beruhigt ist und die Zahl der guten Gottheiten vermehrt; dann ist es aber auch ein Mittel, um den benachbarten Stämmen durch eine durch die Politik diktierte Trauer den Grad der gehegten Freundschaft zu offenbaren. Stirbt der Häuptling der Ue oder der Sor, so werden die Sopun tiefe Trauer anlegen, die angesammelten Nüsse nach den fremden Stämmen schicken und von den so geehrten Stämmen umgehend ein entsprechendes Gegengeschenk empfangen. Das Totenpuuu wird über den Landbesitz jedes Verstorbenen verhängt, welcher dann so lange von niemand betreten werden darf, bis der Häuptling selbst das Verbot aufgehoben hat. Das schwerste Puuu folgt dem Tode des Stammhäuptlings. Der ganze Stamm ist dann von jedem Verkehr abgeschlossen, indem die an den Grenzen aufgepflanzten Puuuzeichen jedem Fremdling das Uebertreten bei Todesstrafe verbieten.

Obwohl der Häuptling zu seinem persönlichen Unterhalte genügende Mittel aus seinem eigenen Bey besitzt, wo seine Frauen für die Bereitung der Speisen Sorge tragen, so ist es doch natürlich, daß der ganze Stamm, alle Bey zusammen, zu dem Unterhalte ihres Hauptes beitragen. Da jedoch die Produkte des Landes sehr sparsam sind, so finden keine alltäglichen Lieferungen, sondern bloß zu gewissen Zeiten des Jahres formelle Abgaben statt. Der Häuptling des Stammes wird von seinen Stammesangehörigen mit der größten Achtung behandelt und als der Höchste im Stamme geehrt; ein äußeres Abzeichen seiner Würde indessen hat er nicht, auch werden ihm keine auffallenden äußeren Ehrfurchtsbeweise gezollt. Das Verhältnis der Frauen des Stammes zum Häuptling ist dasselbe wie jedem andern Manne des Stammes gegenüber. Theoretisch aufgefaßt giebt die Stammesverfassung dem Häuptling die höchste Stelle und innerhalb der Grenzen der Verfassung eine unbeschränkte Macht über den Stamm, aber Herr über Leben und Tod kann er nicht sein, weil niemand seinen Stammesgenossen nach dem Leben trachten darf. Nur wenn sich jemand durch sein Betragen der Rechte der Stammesgenossenschaft unwürdig erweisen würde, könnte die Todesstrafe über ihn verhängt werden. Das Recht körperlicher Züchtigung hat aber der Häuptling und übt es stante pede bei auf der That ertappten Dieben und sonstigen Missethätern jüngeren Alters aus.

Den größten Einfluß auf den Stamm erhält der Häuptling durch den religiösen Kultus. Die Geister der Vorfahren sind die Gottheiten „Anu" des Mortlockers und es ist natürlich, daß die Gottheiten des Hauptbey, die Vorfahren des Häuptlings, als die Hauptgötter des Stammes betrachtet werden. Diese Hauptgötter schützen den Häuptling und rächen somit jedes Vergehen gegen denselben. Dieser Umstand allein reicht bei einem noch in einem embryonischen Stadium seines Daseins verweilenden Naturvolke aus, um die Autorität des Häuptlings aufrecht zu erhalten, wie aus nachfolgendem Beispiel klar wird. Sobald ein Mortlocker erkrankt, versucht er seine eigenen Götter, die Geister seiner Vorfahren anzurufen; tritt darauf hin keine Besserung ein, so beraten seine nächsten Verwandten und suchen die Ursache der Erkrankung zu erforschen. Stellt sich nun heraus, daß der Kranke einst einen großen Fisch für sich allein behielt, oder das Puuu im geheimen brach und sich einige Kokosnüsse holte, so bleibt nichts weiter übrig, als die Götter des Häuptlings anzurufen. Dies kann nur mit Erlaubnis des Häuptlings selbst geschehen, und um diese zu erwirken, werden demselben Geschenke gegeben, wird das Vergehen gebeichtet und um Vergebung gebeten. Der Häuptling ruft dann seine Götter an und offenbart deren Willen. (Joh. Kubary, A. a. O., S. 254—257.)

Nicht minder eigentümlich als die im Vorstehenden geschilderten sind die staatlichen und sozialen Einrichtungen in den östlichen Karolinen, auf den sogenannten Palauinseln. Dort lernt man zunächst die Kraft des Wortes „Mugul"

Eingeborner von Korror (Palauinseln) an Bord eines europäischen Fahrzeuges.

kennen, welches mit seinem Gegensatz „Tokoi" das dritte Wort in der Unterhaltung bildet. Jenes heißt „schlechter", dieses „guter Gebrauch". Mugul ist also der Ausdruck für etwas nach dem konventionellen Sittlichkeitskodex der Inseln Verwerfliches; denn so locker in geschlechtlicher Beziehung die Sittlichkeit ist, so fest begründet ist in dem durchaus aristokratischen Staatswesen die Etikette. Bei vollständig mangelndem oder doch nur ganz unklarem Verständnis von der ethischen Bedeutung der Gesetze können natürlich die Einzelnen in ihrem Verkehre unter einander immer nur die Gewohnheit, die Sitte zur Richtschnur ihres Handelns nehmen.

Auch die Palau zerfallen in eine Menge kleiner Staaten, deren mehrere oft auf einer und der nämlichen Insel Raum finden. Im Staate Aibukit auf Bathethaub herrschen, wie Semper berichtet, zwei Könige, der „Mad" und der „Krei". Beide Männer hießen in ihrer Jugend anders, vertauschten aber bei ihrem Amtsantritte ihren Namen mit diesen unwandelbaren Titeln ihrer Würde. Das gleiche Vorrecht besitzen bloß noch die „Rupack", die eigentlichen Fürsten, welche die erste Klasse der Bevölkerung bilden. Mad ist der eigentliche König, dem als solchen, neben dem Vorsitze im Fürstenrate die alleinige Entscheidung und Sorge über die religiösen Feste und Alles, was mit dem Ahnenkult sich verbindet, zusteht. Zweiter im Staate ist der „Krei", der Krieger und Feldherr, sowie Anordner aller öffentlichen und Gemeindearbeiten, ein echter Majordomus. Im Fürstenrate sitzt er dem Mad gegenüber, und jedem schließt sich auf seiner Seite ein Gefolge kleinerer Fürsten an, und zwar nicht bloß im öffentlichen Leben. Jeder der beiden Fürstenhäupter ist nämlich zugleich auch Vorsteher seines Gefolges, mit welchem er zusammen ein großes Haus, hier „Bai" genannt (= Fel auf Mortlock) besitzt und worin die Mitglieder dieser merkwürdigen Vereinigung oder Klubs, des sogenannten „Clöbbergöll", die Nächte und einen großen Teil des Tages zubringen. In der zweiten Klasse der Bevölkerung, der sogenanten kleinen Fürsten („Kikerirupack") oder derjenigen der Freien sowohl wie in der dritten, der Hörigen — des „Armeau" — finden sich ähnliche aber viel zahlreichere Clöbbergöll, die sich am besten wohl noch mit unseren Regimentern vergleichen lassen. Denn in der That herrscht hier eine allgemeine Wehrpflicht, wie sie weitgehender und in alle socialen Verhältnisse tiefer eingreifend wohl kaum gedacht werden kann. Die Männer der Clöbbergöll haben nämlich ohne Widerrede, falls sie nicht um ein schweres Stück Geld gestraft werden wollen, bestimmte öffentliche Arbeiten zu verrichten, und zwar: 1) Dienst im Kriege zu Lande wie zu Wasser; 2) Fronarbeiten bei Gelegenheit der Abhaltung aller öffentlichen Feste ohne Unterschied; 3) das Bauen der Häuser, in welchen die Clöbbergöll wohnen; 4) das Nähen der Segel zu den Kriegsböten; 5) das Fangen gewisser Fische. Alle solche Arbeiten im Dienste der Clöbbergöll oder des Staates werden durch das unübersetzbare Wort „Makesang" bezeichnet. Vom fünften oder sechsten Jahre an sind alle Knaben gezwungen, in einen solchen Clöbbergöll einzutreten. Aber in ihnen sind die Freien und die Hörigen nicht streng von einander geschieden, wenngleich jene immer den Vorrang haben, einmal als Freie, dann aber auch, weil aus ihrer Zahl die eigentlichen Fürsten, teils nach Erbfolgegesetzen, teils durch Wahl genommen werden. Während also von diesen viele nur bis zu einem gewissen Lebensalter einem der zahlreichen niederen Clöbbergöll angehören, dann aber als Rupack in den Fürstenkongreß eintreten, bleiben jene, die Männer des Armeau bis an ihr Lebensende in den Regimentern zweiter Ordnung. Eine Trennung findet hier nur insofern statt, als in jedem einzelnen Clöbbergöll, welcher im Durchschnitt etwa 35—40 Mann zählen mag, immer nur gleichalterige Knaben oder Männer zugelassen werden, so daß ein jeder von ihnen während seines Lebens (normaler Dauer) wenigstens drei oder vier verschiedenen Clöbbergöll angehört hat. (Semper, Palauinseln, S. 35—37.) Jeder Clöbbergöll hat seinen besonderen Namen.

In ganz ähnlicher Weise wie die Männer bilden auch die Weiber ihre Genossenschaften, die wie bei jenen ihre Anführer haben und die denen der Männer gegenüber die Rechte einer anerkannten Körperschaft besitzen, ohne freilich an den öffentlichen Arbeiten und am Kriege teilnehmen zu müssen oder ihre Mitglieder zum Bewohnen gemeinschaftlicher Häuser zwingen zu können. Ihre Arbeiten im Hause und Felde besorgt jede Hausfrau für sich allein, und sie haben höchstens bei den häufigen Festen zu Ehren fremder Gäste einige kleinere Hülfeleistungen gemeinschaftlich zu verrichten. Es scheint also, daß

das Bedürfnis nach einer gewissen Repräsentation im Staate, von den Frauen gefühlt und von den Männern anerkannt, diese Weiberclöbbergöll hervorgebracht und ihnen die mancherlei Vorrechte gewonnen hat, welche sie zweifellos besitzen. (A. a. O., S. 72—73.) So wie jedes Individuum einen Busenfreund, „Sakalik" (d. h. „mein Freund") besitzt, kann auch jeder Clöbbergöll sich einen oder mehrere solche Sakalik, ja gleich einen ganzen anderen Clöbbergöll auf einmal dazu erwählen. Die Stellung eines Sakalik ist eine sehr bevorzugte; ihm wird nichts versagt, dafür aber muß er sich auch ganz ihrem Dienste weihen. Die Versammlungsorte eines Weiberclöbbergöll darf z. B. kein anderer Mann betreten als der oder die erwählten Sakalik. Natürlich herrschen auf den Palau nach unseren Begriffen recht leichtfertige Sitten im Verkehre der beiden Geschlechter. Es ist „Mugul", daß ein Mann in dem Hause schläft, wo seine polygamische Familie wohnt; deshalb bringt er die Nacht im Bai seines Clöbbergölls zu. Mann und Frau sehen sich nur des Tages und auch nur in ihren Häusern; auf der Straße kennen sie sich nicht. Ist nun eine Frau ihrem Manne böse, so läuft sie in das nächste Bai; dann muß der Mann, wenn er sich wieder mit ihr versöhnen will, sie durch ein Stück Geld von dem Clöbbergöll auslösen, dem das Bai gehört. Mag er nicht zahlen, so hat er kein Recht mehr an sie. Dann bleibt sie bei den Männern des Clöbbergölls so lange, bis ein anderer Mann, der mächtiger war als ihr früherer, sie von jenen loskauft. Es ist ganz allgemeine Sitte, daß die Frauen in dieser Weise ihren Männern einmal davonlaufen. Es leben aber auch immer zur Bedienung unverheiratete Mädchen „Armungul" im Männerbai, welche an dem freien ungebundenen Leben, das sie als solche dort führen, ganz besonders aber an der Bedienung seitens der verheirateten Frauen Gefallen finden; letztere müssen nämlich den Armungul im Bai täglich Nahrung bringen, denn da die rechtmäßige Gattin vor der Welt niemals zeigen darf, daß sie mit ihrem Manne in so vertrautem Verhältnisse lebe, so würden die Männer auch keine Bedienung mehr haben. Die Armungul bleiben gewöhnlich drei Monate lang in dem Bai, lernen hier den Männern dienen und ihnen gehorsam sein, und wenn sie zurückkehren, so bringen sie ihren Eltern ein hübsches Stück Geld mit. Es ist dies, so denkt das weibliche Geschlecht auf den Palau, eine köstliche Sitte. Als ein ganzer Weiberclöbbergöll einmal nächtlicherweise zum Männerclöbbergöll eines anderen Eilandes entflohen war und Dr. Semper eine befreundete Insulanerin mit Vorwürfen über diesen Unfug befrug, warum sie nicht bei Tage abgereist seien, erhielt er folgende, die Denkweise jener Menschen charakterisierende Antwort: „O, Doktor, das geht nicht, dann würden es ja die Männer des Dorfes sehen und dann gäbe es einen harten Kampf. Denn diese dürfen eigentlich die Mädchen nicht fortziehen lassen, drum geschieht es bei Nacht, damit sie es nicht merken und Streit anfangen. Es wäre so schade, wenn dabei einige unserer Männer umkämen; es hilft ja doch nichts, denn in ein Bai müssen nun einmal die jungen Mädchen, wenn sie erwachsen sind. Das ist unser Makesang. Wenn ein junger Clöbbergöll in das richtige Alter kommt, so muß er irgend wohin gehen, und keins von den Mädchen darf dann zurückbleiben; thut eine es doch, so schelten ihre Eltern sie aus, und sie findet auch so leicht keinen Mann, denn nun heißt sie überall im Staat ein ungeschicktes dummes Mädchen, das nicht zur Frau taugt. Aber die andern, wenn sie heimkehren, verheiraten sich rasch." (A. a. O., S. 324.) Professor Semper vermutet, daß das Bai mit dem so scharf ausgeprägten getrennten Leben der Geschlechter eigentlich papuanischen Ursprungs sei und bringt dafür einige Anhaltspunkte, woraus er schließt, daß in ganz Melanesien früher ähnliche Einrichtungen bestanden haben mochten, wie sie auf Palau im Clöbbergöll ihre schärfste, kürzeste Bezeichnung gefunden. Aber auch in Mikronesien finden sich Anklänge an denselben. So besaßen die Chamorro auf den Ladronen die Einrichtung der „Ulitao", Gesellschaften, welche in den einzelnen Dörfern gewisse Häuser besaßen, in denen sie Orgien feierten, die bis zur Blutschande führten; der Verkehr mit ihnen hatte für die Mädchen so wenig Entwürdigendes, daß er vielmehr für eine Ehre galt. (Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Bd. V, Abteil. 2, S. 148—149.) Nach den vorhandenen Berichten sind diese Ulitao ganz dasselbe wie die Clöbbergöll auf den Palau gewesen.

Trotz der dem weiblichen Geschlechte eingeräumten Freiheiten, wird die Ehe auf den Karolinen doch für heilig gehalten, die Frau sorgfältig und eifersüchtig behütet. Obwohl jedes Vergehen seinen ganz bestimmt abgeschätzten Wert in dem landesüblichen Scherbengelde (bunte Glasscherbe oder Henkel eines alten Topfes) hat, so besitzt ein Palauehemann, wenn er seine Nebenbuhler in flagranti ertappt, das Recht, augenblickliche Sühnung durch Tötung desselben zu nehmen und das angebotene Geld zurückzuweisen, wenn er will. Allgemein ist auf den Palau auch die Sitte des Annehmens der Kinder,

namentlich der Knaben, und diese werden so gänzlich mit den eigenen verschmolzen, daß sie häufig im späteren Alter das Bewußtsein, eigentlich einer anderen Familie anzugehören, gänzlich verlieren.

Auf den Palau vererbt sich die Thronfolge in der weiblichen Linie, aber es sind immer nur die männlichen Kinder der Schwester des Königs, welche den Thron besteigen. Im Grunde genommen, bildet jedes Dorf einen Staat für sich; jeder derselben hat auch für die entsprechenden Aemter seine besonderen Titel, die niemals die nämlichen sind wie im Nachbarstaate. Sehr eigentümlich ist der „Klilt", d. i. der erste Halswirbel der indischen Seekuh (Halicore dujong), der seit jeher als wirklicher Männerorden betrachtet wird. Der König allein hat das Recht ihn zu verleihen; er auch allein kann ihn dem in Ungnade Gefallenen wieder abnehmen. Das Anlegen des Ordens ist wie das Abnehmen eine grausame Prozedur; mit Gewalt wird die Hand durch das enge Loch gezwängt; dabei geht oft ein Finger verloren, die Haut wird jedesmal mit fortgerissen. Diese Auszeichnung können nur Fürsten und Freie erhalten. Die Männer des Armeau bekommen ihn nie, und Frauen ebensowenig. Auf den Marshallinseln haben Macht und Ansehen der Könige und Häuptlinge, vor dem Eintreffen der englischen Missionäre sehr bedeutend, wesentlich abgenommen. Früher war auch ein Krieg bei diesen Völkerschaften nichts Ungewöhnliches; wenn solche jetzt noch vorkommen, verlaufen sie ziemlich unblutig.

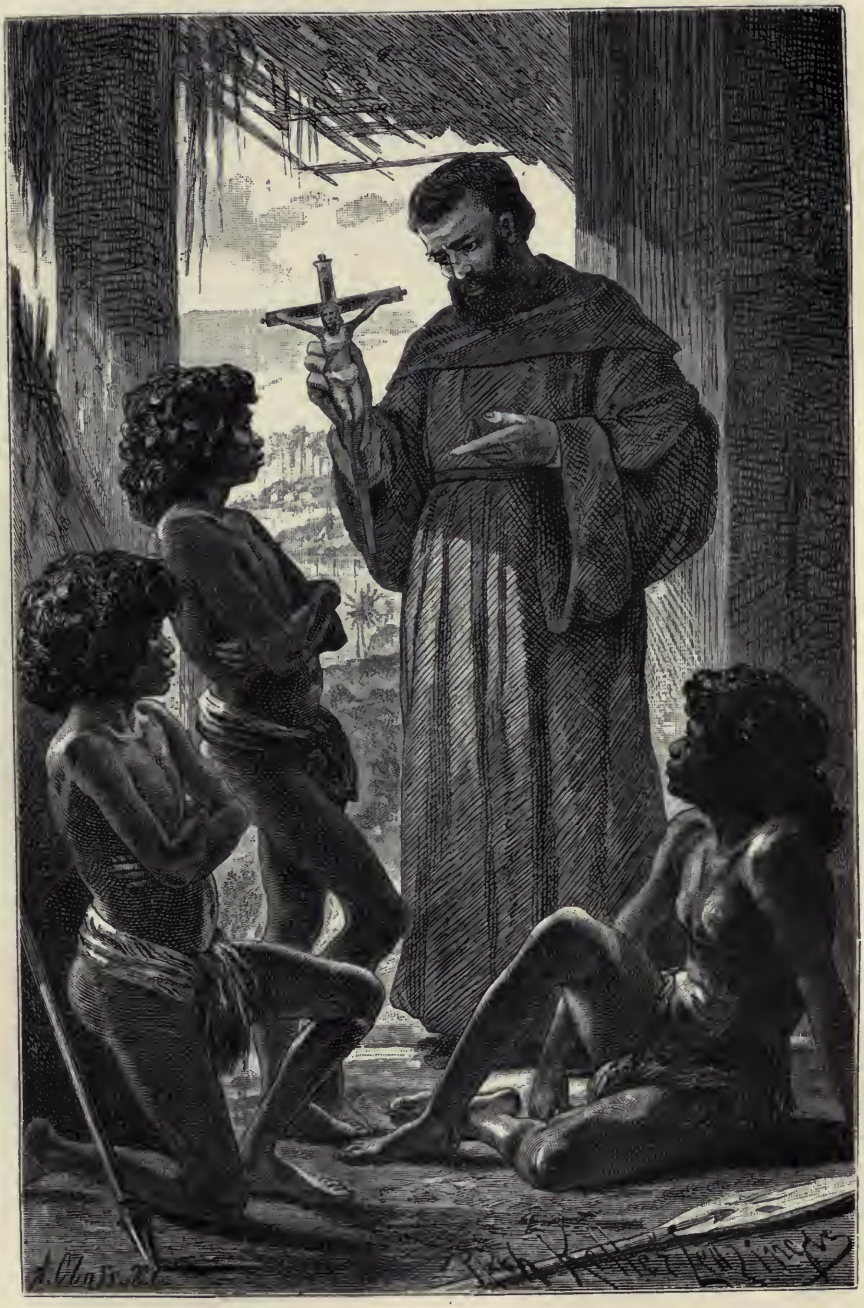
Diese Kriege bestehen auf den Marshall hauptsächlich darin, daß eine Partei der anderen möglichst viel Kokospalmen zerstört und Hütten abbrennt. Zu einer Schlacht kommt es fast nie. Die eine Partei — gewöhnlich die schwächere — befestigt einen Platz mittelst einer dicken, trockenen Steinmauer. An den beiden schmalen Eingängen werden unschuldige alte Kanonen aufgestellt. In dem inneren Raume steht Hütte an Hütte und beherbergt Habseligkeiten und Familie. Die Krieger sind von Kopf bis Fuß eingeölt, Federn und Papierstreifen tragen sie in den Haaren, Kränze und Muschelverzierungen um Hals- und Handgelenke. So stolzieren sie majestätisch zwischen den Hütten umher. Statt der früheren Speere, mit Flinten und Büchsen, hie und da auch guten Rifles bewaffnet, macht die eine Partei der Eingeschlossenen gegen die Belagerer Ausfälle, in denen viel Pulver verschossen wird, ohne daß der Ausgang besonders blutig wäre. Drei bis vier Tote sind wohl das Höchste in einem Monate. Schließlich wird dann die belagernde Partei müde und zieht unverrichteter Sache wieder ab oder sie erhält durch Uebergang oder Hinzuziehung anderer Eingeborenen von einer benachbarten Insel ein wesentliches numerisches Uebergewicht; die eingeschlossene Partei wird ausgehungert und ergiebt sich. Der Anführer und vielleicht einige seiner Nächststehenden werden getötet und der Krieg ist beendet, aber Land und Bäume so verwüstet, daß für die nächsten 6—8 Monate die größte Not herrscht, die in der Ratakkette schon öfters so hoch stieg, daß die Eingebornen Ratten aßen.

Dem Tanze und Gesange liegen alle Insulaner Mikronesiens mit besonderer Vorliebe ob. Die Tänze bestehen in Bewegungen nach dem Takte eines einförmigen Gesanges; am thätigsten ist dabei der Oberkörper, während die Beine verhältnismäßig ruhig bleiben. Früher kamen häufig auch obscöne Tänze vor, die aber jetzt, wo Europäer und Missionäre ansässig sind, nur mehr bei geschlossenen Thüren aufgeführt werden. Sehr reich an verschiedenen Tänzen sind die Palauinseln, wo es deren besondere für Männer und für Weiber giebt; einen der letzteren schildert sehr anschaulich Professor Semper (Die Palauinseln, S. 250—251), welcher uns auch noch mit dem sehr ausgelassenen Mondscheintanz der Weiber (A. a. O., S. 294), dem nur von Knaben ausgeführten Ratten-

tanz (A. a. O., S. 293) und dem heiligen Tanze „Ruck" (A. a. O., S. 305, 311—312) bekannt macht. So wie ihre Sagen, stammen diese Tänze der Palauinsulaner zum guten Teil aus Yap, mit welcher Insel sie seit jeher in intimem Verkehr standen.

Religionswesen.

Die religiösen Vorstellungen in ganz Mikronesien zeigen eine große Aehnlichkeit mit denen der Polynesier, unterscheiden sich aber von ihnen darin, daß die bei diesen hervortretende rücksichtslose Verschwendung des Menschenlebens fehlt. Sie glauben zwar an obere, allgemeine, dann an niedere Gottheiten, aber nur letztere, welche aus der Vergötterung gestorbener Vorfahren hervorgegangen, genießen wirkliche Verehrung; die eigentliche Religion in Mikronesien ist also wesentlich Ahnenkult. So war es schon bei den Chamorro, so ist es noch im Mulgravearchipel und auf den Karolinen. Natürlich führen diese Gottheiten überall verschiedene Benennungen. Auf den Palau spielen die „Kalid" eine große Rolle. Nach Semper sind diese Kalid völlig identisch mit den Totem der Amerikaner; Kalid heißt in der Palausprache: Heilig, geheiligter Gegenstand, Priester. Jeder Bewohner hat seinen besonderen Kalid, vielleicht ein Erbstück seiner Vorfahren; ganz sicher hängt es gleichfalls mit ihren Anschauungen über das Seelenleben nach dem Tode zusammen. Ein Insulaner erklärte: „Wir nennen Kalid Alles was im Meere und im süßen Wasser lebt; aber auch alle Tiere, vor denen wir uns fürchten; wir glauben, daß unsere Vorfahren in ihnen leben. Deshalb hat jeder von uns einen andern Kalid." (Semper, die Palauinseln, S. 193.) Die Kalid haben einstens auf Erden gelebt, sind aber längst in den Himmel gezogen, von wo sie mitunter noch herabsteigen, um unter den Menschen zu wohnen und für die Aufrechterhaltung der guten alten Sitte zu sorgen. Es ist dies dann ein Mensch, dessen sich der Kalid als seines Sprachorganes bedient. (A. a. O., S. 284.) Bilder der Götter und Tempel fehlen fast überall; der Kultus besteht im Mulgrave- und Karolinenarchipel in Opfern von Lebensmitteln und Blumenkränzen, verbunden mit Gebeten und großen Festlichkeiten. Allgemein ist der Glaube an Zauberei, an das Tabu, welches die nämlichen Wirkungen wie in Polynesien besitzt, und an ein zukünftiges Leben in einer anderen Welt. Die Bestattungsweise der Toten ist verschieden. In den Gilbert wird die Leiche gewaschen, bekleidet und geölt, dann eine Zeitlang öffentlich ausgestellt bis alles Fleisch vertilgt ist, worauf die Knochen gereinigt und begraben oder auch sonst aufbewahrt werden. Auf den Marshall werden nach Hernsheim die Toten nach zwei Tagen in eine Matte gehüllt und in die See geworfen. Die Karolinier bedienen sich der ersteren von diesen zwei Arten für die Vornehmen, der zweiten für die Armen, nur übergeben sie dieselben dem Meere auf Bretter oder in kleine Böte gelegt. Trauergebräuche sind allenthalben heftige Klagen, besonders der Weiber, in den Marshall auch



Priester und Neophyten auf der Marianeninsel Guam.

Tänze. Den nächsten Anverwandten des Verstorbenen und in erster Linie dem Bruder werden dort Geschenke gebracht, die er erwidern muß. Auf einigen Eilanden der Karolinen plündert man das Eigentum des Toten.

Priester giebt es überall, sowohl auf den Karolinen, wo sie bedeutenden Einfluß besitzen und Beschwörungen wie Orakelverkündigungen ausführen, als auf den Gilbert- und den Marshallinseln, und Meinicke ist im Irrtum, wenn er letzterer Gruppe Priester abspricht. (Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. II, S. 338.) Hernsheim sagt ausdrücklich, daß die Zunft der Priester („Dri-kanan"), welche hauptsächlich aus Wahrsagern bestand, auch heute noch dort existiert.

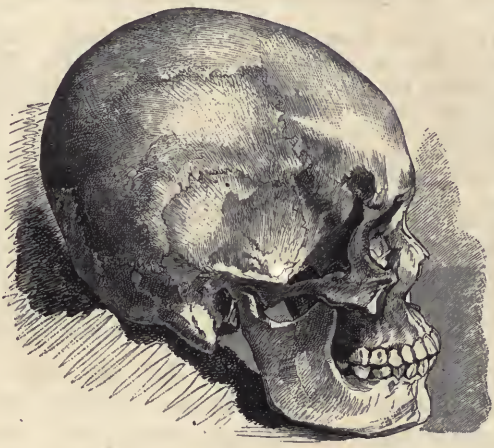
Gott („Anith") erschien ihnen und offenbarte die Zukunft. Während einer solchen Erscheinung, die 1—2 Tage zu dauern pflegte, nahmen sie keine Speisen zu sich. Sie aßen und tranken niemals aus schon benutzten Gefäßen und zerbrachen die Schale, nachdem sie daraus getrunken hatten. Sie wurden über mutmaßlichen Wind und Wetter, Sieg und Ernte befragt, auch zu Kranken gerufen, jedoch nur um auszusagen, ob der Betreffende leben oder sterben würde. Heilmittel waren und sind fast ganz unbekannt. Warmes Wasser, einige Blätter, besonders aber Reiben, das von alten Frauen unter Beschwörungsformeln besorgt wird, sind die einzigen Medikamente. Hingegen war es Sitte, daß die Freunde zum Erkrankten kamen, trockene Pandanusblätter mitbrachten und solche in gleich große Abschnitte zusammenfalteten; kam der letzte Abschnitt mit den übrigen von gleicher Länge aus, so wurde dies als ein gutes Omen für die bevorstehende Genesung angesehen; andernfalls wurde der Kranke je nach der Länge des übrig bleibenden Stückes an einen mehr oder weniger entfernten Ort gebracht. Diese und noch manche andere Gebräuche sind teils gänzlich verschwunden, teils im Aussterben begriffen.

Die jetzigen Bewohner der Ladronen sind alle schon seit zwei Jahrhunderten katholische Christen; auf den übrigen Archipelen Mikronesiens haben sich hie und da evangelische Glaubensboten niedergelassen. Auf den Marshallinseln, in denjenigen Distrikten, wo die englische Mission Stationen errichtet hat, ist etwa ein Zehntel der Eingebornen zum Christentum übergetreten, jedoch besteht nach Hernsheim der Uebertritt meist nur in Aeußerlichkeiten. Die Konvertierten tragen insgesamt kurze Haare, die Männer Hemd und Strohhut, die Weiber eine Jacke oder ganzen Ueberwurf. Dann äußern sie ihr Christentum noch durch das Absingen einiger frommen Lieder und durch den Besuch der Kirche. Liedersingen und Kirchenbesuch sind aber von den meisten dieser Neochristen längst wieder aufgegeben. Daß nun die Eingebornen von den Missionären etwas gelernt haben und daß namentlich die in Ebon lebenden weißen Missionäre sich in ihrer Art bemühen, die Eingebornen kultivierter zu machen, ist nicht zu bestreiten. Viele ihrer Zöglinge können lesen, manche schreiben und sogar ein wenig rechnen; sie haben einen Begriff von Geld, und da sie ja von den Missionären hören, daß in den Vereinigten Staaten ein Arbeiter 2—3 Dollars pro Tag verdient, verlangen auch sie neuerdings einen Dollar pro Tag, obschon natürlich ihrer fünf nicht so viel leisten wie ein Europäer. Nur wenige Vornehme und keiner der Häuptlinge haben der Polygamie entsagt und in der Moralität der Mädchen und Weiber ist durchaus keine Besserung eingetreten. Diebstahl und Trunkenheit sind in Zunahme und die Tugend der Dankbarkeit noch ebenso unbekannt wie früher.

Die Polynesier.

Allgemeines.

Den ganzen Osten der pazifischen Inselflur bewohnen die hellhäutigen malayischen Polynesier, zu welchen die Insulaner Mikronesiens, wie wir sahen, in allernächster Verwandtschaft stehen. Von kleineren Eilanden abgesehen, sind demnach polynesisch: die Inselgruppen von Samoa (Schiffer- oder Navigatorinseln), Tonga (Freundschaftsinseln, Friendly islands), Ellice (Lagunen-inseln), Tokelau (Unionsinseln) Rarotonga (Cooks- oder Herveyinseln), Tupuai (Australinseln), Tahiti (Gesellschaftsinseln, Society islands), Manihiki, Paumotu oder Tuamotu (Gefährliche oder Niedrige Inseln), Mangareva (Gambierinseln) und Markesas (Washingtoninseln oder Mendaña-Archipel). Daran reihen sich die Bewohner einzelner Eilande, welche vereinsamt im Ozean umherliegen, darunter Waihu oder die Osterinsel, das östlichste aller von Polynesiern bewohnten Eilande, ferner zwei größere aber völlig abgelegene Inselkomplexe, nämlich der Hawaiiarchipel oder die Sandwichinseln im Norden und Neuseeland im Süden. Diesen beiden letzteren sollen besondere Abschnitte gewidmet werden, während ich die Polynesier der übrigen Gruppen in einer gemeinsamen Schilderung vereinigen will.



Schädel eines Kanaken von Hawaii.

Nach den Versicherungen der meisten Beobachter zählen die Polynesier an Körperschönheit zu den vornehmsten Menschenstämmen. Cook und seine Begleiter, namentlich die beiden Forster, haben von der Schönheit jener Insulaner begeisterte Schilderungen entworfen. Allein auch kühlere Naturen beschreiben die Polynesier übereinstimmend als schön und gut gebaut, stark und muskulös, groß

von Gestalt, den Europäern gleich, wo nicht noch größer, dabei fleischig, vor allem, obschon nicht ausschließlich, die Vornehmen. Diese schönen Menschen stehen nun an Civilisation den Papua weit voran, was physisch seinen Ausdruck in der bedeutend höheren Schädelkapazität von 1481 ccm gegenüber 1283 ccm bei den Papua gefunden hat. Sie liefern zugleich einen neuen Beweis für die auffällige, allerdings sonst nicht weiter erklärliche Thatsache, daß die Befähigung zur Gesittung in der Regel mit der Helle der Hautfarbe und der Schönheit der Körperbildung zu wachsen scheint. Von diesem Gesichtspunkt aus ist man vollauf berechtigt, die weißen und wohlgestalteten Rassen als die höheren, edleren zu bezeichnen im Gegensatze zu den dunkleren, welche zwar teilweise wohlentwickelte, selbst athletische Völkerstämme umfassen, unter denen sich aber auch die körperlich am wenigsten begünstigten Menschenexemplare vorfinden. Wie Dr. Krauses Untersuchungen nun lehren, hat die polynesische Rasse in ihren Schädelverhältnissen sich bis heute rein und unvermischt auf den Tongainseln, vielleicht auch auf dem benachbarten Ellice- und Herveyarchipel erhalten. Es ist dies ein exquisit brachykephaler Menschenschlag; er bildet äußerlich den geraden Gegensatz zu der dolichokephalen Papuarasse und ist im allgemeinen in der Südsee viel seltener vertreten. — Des Vergleiches halber stellen wir hier einen dolichokephalen Papuaschädel und einen brachykephalen Polynesierschädel neben einander, wobei wir nur bemerken, daß der letztere aus Hawaii stammt, also nicht einmal zu den allerreinsten Vertretern des polynesischen Typus gehört. Der Gegensatz ist übrigens immerhin auffallend genug. — Von den Tonga- und Samoainseln als Centrum soll nun nach Friedrich Müller die Besiedlung der

Schädel einer zwanzigjährigen Papuanin von Neuguinea.

meisten polynesischen, ursprünglich von langschädeligen dunklen Menschen bewohnten Inseln durch diese Kurzköpfe vor sich gegangen sein, und J. D. E. Schmeltz stützt diese Ansicht durch die interessante Beobachtung, wie auch in unseren Tagen ein analoger Vorgang sich vollzieht und teilweise schon vollzogen hat: wie nämlich die weiße Rasse der Europäer, Samoa vor ungefähr dreißig Jahren zum Ausgangspunkte nehmend, sich Schritt für Schritt weiter ausgebreitet hat und noch ausbreitet und wie vor ihr sowohl die gelbe als auch die schwarze Rasse rasch verschwindet. Aus ganz ähnlichen Ursachen erklärt sich das kraniologische Verhalten der Bewohner auf den eigentlich polynesischen Inseln, auf dem Hervey-, Gesellschafts-, Markesas-, Austral- und Paumotuarchipel. Dort tritt nämlich wieder die Erscheinung zu Tage, daß mit der Entfernung von dem eigentlichen Herde des brachykephalen Typus, also von den Tongainseln, der Längenbreitenindex in geradem Verhältnis abnimmt. Der ganz enorme Einfluß, welchen die von Westen kommenden fremden Stämme auf die mit ihnen zusammentreffenden dunkeln Menschen hatten, kann nur seinen Grund darin haben, daß sie ihnen an Bildung weit überlegen waren, ganz so wie heutzutage ihnen die Europäer. Ueberall wohin sie kamen, sei es als Eroberer, sei es nur im Verkehr, haben sie den Bewohnern den Stempel ihres geistigen Wesens aufgedrückt in Sitte, Sprache und Religion. Auf manchen Inseln ist gewiß die Einwanderung der malayischen Polynesier an Zahl eine geringe gewesen, so daß nur die herrschende Klasse, die Adelsfamilien, von ihnen gebildet wurden, infolge dessen die Vermischung mit der Urbevölkerung bloß eine schwache sein konnte und der ursprüngliche Typus nur wenig modifiziert wurde.

Die polynesischen Sprachen (siehe Fried. Müller, Linguistischer Teil der Novarareise, S. 296—316) bilden mit den malayischen einen Sprachstamm, der unabhängig dasteht und mit keiner anderen Sprache der Welt zusammenhängt. Sie sind Abkömmlinge einer gegenwärtig nicht mehr existierenden Ursprache, welche sich in drei bis vier Aeste teilte zu einer Zeit, als ihr Bau noch nicht vollendet war. Wahrscheinlich, meint Müller, war sie in Bezug auf grammatische Ausbildung nicht über die Wurzelvariation hinausgekommen. Es stimmen daher sämtliche malayo-polynesische Sprachen in allen jenen Punkten überein, welche in der Ursprache bereits ausgeprägt vorlagen, wie Lautsystem, allgemeine Form der Stammwörter, Inventar der Formelemente und das Prinzip der grammatischen Formung. In Betreff der Entwicklung bilden sie eine Stufenleiter, auf deren unterster Stufe die polynesischen Idiome sich befinden. Man nennt sie schön, doch sind sie wegen ihres Vokalreichtums monoton und nach manchem Urteile auch hart. Um noch Einiges zu erwähnen, sei bemerkt, daß das Samoanische nur 14 Buchstaben besitzt, daß man Sámoa und nicht Samóa sagt, daß man nach älterer Sitte oft Toga schreibt, aber Tonga ausspricht (denn das n ist rein nasal), sowie daß besondere Zahlformen für verschiedene Dinge bestehen, für „zwei Menschen" beispielsweise ein anderes Zwei als für „zwei Bäume". Auch sind manche Sprachformen verschieden, je nachdem man von Adeligen oder Nichtadeligen spricht. Besonders eigentümlich aber berührt uns gegenwärtig die Häufigkeit jener Wörter, die aus dem Deutschen herübergenommen sind. Bei der früheren

Abgeschlossenheit des Volkes mußte sich fast ein Drittel ihrer Sprache erst neu bilden. Abgesehen von den biblischen Ausdrücken gab es Tiere und tausenderlei Kulturbedürfnisse, von denen die Polynesier niemals gehört hatten. Unter den ersten Pionieren der Kultur, seien sie nun Matrosen, Kaufleute oder Missionäre gewesen, müssen sich aber wohl sehr viele Deutsche befunden haben. So kommt es, daß fast alle Tiernamen: Löwe, Ziege, Bär und dergleichen, deutschen Ursprunges sind. Noch neulich erst hat Herr Weber, der bisherige deutsche Konsul in Apia, das Wort „Kaisa" für die höchste Herrscherwürde in die Sprache von Samoa eingeführt.

Von den drei großen Inselkomplexen der Südsee, Melanesien, Mikronesien und Polynesien ist die Bevölkerung des letzteren, die polynesische Völkerfamilie, zweifelsohne die schönste und intelligenteste, dabei aber auch dem schnelleren Aussterben verfallen. Die rasche Bevölkerungsabnahme datiert erst von der Ankunft der Europäer und der Christianisierung her, also nur 50—100 Jahre zurück. Die melanesischen Inseln, wo das Christentum noch keinen Eingang gefunden, wo der Menschenfraß im vollsten Schwunge steht, sind wahrscheinlich die bevölkertsten der ganzen Südsee. Gegenwärtig ist Polynesien fast ganz christianisiert und die Bezeichnung der Eingebornen als eines wilden Stammes, als eines „Naturvolkes" ist nur noch halb zutreffend. Man darf sich nicht wundern, hie und da einen anscheinenden Wilden geläufig englisch reden zu hören, oder andere Kulturschnitzel nicht selten in den eigentümlichsten Verzerrungen vorzufinden. Allerdings haben im ganzen die Polynesier ihre Eigentümlichkeiten viel treuer bewahrt als manche andere Naturvölker; Hugo Zöller hat aber vollkommen recht, wenn er sagt: „auf die Schilderungen der Südsee aus den Zeiten Cooks, die ja heute nicht mehr zutreffen, sollte man aber doch nicht immer und immer wieder zurückkommen. Daß es in der Südsee ein halbes Hundert einheimischer Reiche giebt meist mit nachgeahmten europäischen Regierungsformen; mit Parlamentsverfassung und verantwortlichem Ministerium, daß deutsche, englische, amerikanische Kaufleute fast auf all den zahllosen Inselgruppen wohnen, daß Apia und andere Städtchen der Südsee sehr wohl mit den bescheideneren der deutschen Badeorte verglichen werden könnten, während auf einigen wenigen Inseln noch der Kannibalismus blüht — diese ganze ungeheure Verschiedenartigkeit der Entwicklung pflegt gänzlich unbeachtet zu bleiben. Kaum minder groß ist die allgemeine Unkenntnis in Bezug auf den Einfluß und die Machtausdehnung der verschiedenen europäischen Mächte." (Rund um die Erde. Köln 1881. 8°. Bd. I, S. 100—101.) Im nachstehenden will ich daher versuchen, nach Möglichkeit die jetzigen Zustände und Verhältnisse zur Anschauung zu bringen, und von dem was gewesen nur so viel heranziehen, als zum Verständnisse der Gegenwart erforderlich ist.

Körperbeschaffenheit.

Die Polynesier sind von mittlerer Größe, doch überragen sie an Statur alle übrigen Zweige der Malayen; Hände und Füße sind im Verhältnis klein, Arme und Beine nervig, letztere jedoch etwas verkürzt. In manchen Fällen kann der sehnige wohlproportionierte Körperbau der Männer beinahe athletisch genannt werden. Die Tahitier z. B. schildert Fenton Aylmer als einen gutgewachsenen, hellolivenfarbigen Menschenschlag mit schönen Augen, schönen Zähnen und schönem Haar (Aylmer, A cruise in the Pacific, Bd. I, S. 202), und Darwin als sehr groß, breitschulterig, athletisch und wohlproportioniert. Die Paumotu unterscheiden sich von den Tahitiern nur durch eine tiefere Hautfarbe und kleineren, mehr gedrungenen Wuchs. Die Tonganer sind hochgewachsene stattliche Leute mit schönen klugen Gesichtern.

Die so vielfach gepriesene Schönheit der Polynesier gilt im allgemeinen bloß von den Männern. Aylmer preist zwar auf Nukuhiwa den untadelhaften Wuchs der Frauen und Mädchen, namentlich Füße und Knöchel waren sehr anmutig geformt, Charles Darwin aber, und mit ihm die meisten gewissenhaften Beobachter erklären sich in Bezug auf die persönliche Erscheinung der Frauen für sehr enttäuscht; sie stehen den Männern in allen Beziehungen bei weitem nach. (Reise eines Naturforschers um die Welt. Deutsch von J. Viktor Carus. Stuttgart 1875. 8°. S. 464.) Und der Berichterstatter der Kölnischen Zeitung, Herr Zöller, sagt von Samoa: „Die Samoaner sind um vieles hübscher als die Chinesen, aber ein auch nur annähernder Vergleich mit der weißen Rasse ist trotzdem nicht möglich. Die schönste Samoanerin würde doch nimmer nur mit einem hübschen deutschen Bauernmädchen verglichen werden können. Um feinere Züge darzustellen, dazu sind die Nasen zu breit, stehen die Backenknochen zu sehr hervor. Schöne Frauen würde man nur schwer, hübsche sehr leicht herausfinden können, so lange sie noch jung sind." (Rund um die Erde, Bd. I, S. 112.) Auch von den Penrhyninsulanerinnen bestätigt Lamont: bis zu zwanzig Jahren sind Mädchen wie Frauen anziehende Geschöpfe, mit dem vorrückenden Alter werden sie aber immer hexenhafter. Der Körperbau der Polynesierinnen ist etwas untersetzt und plump, der Busen zwar fest und selten herabhängend, aber, wie für den malayischen Typus überhaupt charakteristisch, spitz zulaufend. Die Samoanerinnen allerdings werden höchlich entstellt durch die börsenförmige Ausdehnung der Brüste. Da ihre Erschlaffung aber erst nach der Heirat und der Mutterschaft eintritt, so mag die Entstellung teilweise daher rühren, daß die Mütter den Kindern, die sie bis zum zweiten Jahre säugen, die Brüste über die Schulter zu reichen und die Kinder sich am Rücken der Mutter hängend zu ernähren pflegen. (Pritchard, Polynesian Reminiscences, S. 141—142.)

Der Schädel der Polynesier ist breit und hoch. Dr. Krause berechnet für die Tongaschädel einen Breitenindex von 83,5, einen Höhenindex von 82,2 und einen Breitenhöhenindex von 100,9. Sie zeigen alle eine hohe, steile, breite Stirne, flach und steil nach unten abfallendes Hinterhaupt, zu beiden Seiten herausstehende Tubera parietalia, breites Gesicht, große Augen, geringe Prognathie. Anatomische Unregelmäßigkeiten sind verhältnismäßig selten. Diese Darstellung findet allerdings nur auf die echten Polynesier, speziell auf die Tonganer Anwendung. Weiterhin ändern sich etwas die Verhältnisse. Namentlich weicht die strenge Kurzköpfigkeit einer in wechselnden Grenzen sich bewegenden Mesokephalie. Dr. Krause hat leider für die übrigen Archipele Polynesiens nur über

einzelne oder wenige Schädel verfügen können, seine daran vorgenommenen Messungen bestätigen indes im allgemeinen die von Welcker gewonnenen Resultate. Auf den Ellice- und den Herveyinseln herrscht noch der exquisit brachykephale Typus, sonst aber treffen wir Mesokephalen auf Samoa, auf den Markesas (Breitenindex 74), auf Tahiti (Breitenindex 75, nach Krause 77,5), auf den Paumotuinseln (Breitenindex 76,1), auf der Chathaminsel (Breitenindex 76). Was aber an allen diesen polynesischen Schädeln als besonderes Merkmal hauptsächlich ins Auge fällt, ist ihre ungewöhnlich hohe Kapazität. Bei den Tongaschädeln beträgt dieselbe, aus acht Exemplaren berechnet, durchschnittlich 1538,2 ccm, schwankend von 1720—1425, was also selbst mehr ist, als der für deutsche Schädel berechnete Hirnraum. Es stimmt dies zwar überein mit anderweitig gemachten Erfahrungen, wonach brachykephale Schädel im Mittel größere Kapazität besitzen sollen als dolichokephale; allein auch die polynesischen Mesokephalen weisen überraschende Schädelkapazitäten auf, so z. B. die Paumotu 1440, die Markesas und Tahiti 1465 und 1510 ccm.

Als allgemeine Charakteristik der polynesischen Gruppe kann man mit Dr. Krause sagen: sie „besitzt einen breiten Kopf, flaches breites Gesicht, orthognath, mit etwas hervorstehenden Backenknochen, Nase kurz und breit, eine in verschiedenen Abstufungen gelbbraune Haut, glattes grobes schwarzes Haupthaar und geringen Bartwuchs." (Die ethnogr.-anthrop. Abteil. des Museums Godeffroy, S. 567, 568.) Und Friedrich Müller schreibt: „Der Schädel ist hoch (Breitenindex 76,30 nach Broca), von starkem Knochenbau, mit großen von einander abstehenden Seitenhöckern; die Scheitelbasis ist schmal, die Stirn hoch, das Hinterhaupt abschüssig und viereckig, die Jochbögen stehen ein wenig vor, die Nasenbeine sind ein wenig abgeplattet und klein, die Schläfen flach, nach vorne konvergierend. Von oben betrachtet hat der Schädel eine nach hinten breite Keilform. Die Nase ist bedeutend größer und mehr hervorragend, so daß sie in vielen Fällen beinahe adlerartig genannt werden kann (wie bei den Papua). Die Farbe der Haut ist um mehrere Töne dunkler, und zwar ist dies nicht so sehr unter dem Aequator, wie man glauben sollte (wo die Farbe gerade am hellsten ist), als vielmehr an den beiden äußersten Enden im Süden und Norden (Neuseeland und den Sandwichinseln) der Fall. Das Auge ist klein, schwarz, selten braun und von besonderer Lebendigkeit. Das Haar ist schlicht, grob, mit einer Anlage zum Kräuseln, von schwarzer Farbe mit einem Stich ins Blaue, seltener rötlich oder flachsgelb, wahrscheinlich infolge einer Beizung mittelst Korallenkalk. Der Bartwuchs ist besser entwickelt als beim Malayen; der Bart ist gleich dem Haare etwas zum Kräuseln geneigt, was wohl auf die Mischung mit papuanischem Blute zurückzuführen sein dürfte." (Allg. Ethnographie, S. 334.) Die Hautfarbe durchläuft natürlich verschiedene Abstufungen. Im Gegensatze zu den kaffeebraunen Sandwichinsulanern und den Maori Neuseelands sind Samoaner und Tonganer ganz licht gefärbt, mehr goldgelb als die Chinesen, aber kaum eine oder zwei feine Schattirungen dunkler, dabei braunes oder rotblondes Haar, das man bei uns goldig nennen würde. Die Markesaner sind kupferfarben, während durchgängig deren Weiber fast weiß erscheinen, was wohl hauptsächlich dem Gebrauche zuzuschreiben ist, daß sie den Saft des Papawbaumes als ein Kosmetikum benutzen und sich von der ersten Jugend an damit einreiben. Die Leute auf Futuna sind braun.

Im allgemeinen sind die Polynesier gesund, verbreitet sind jedoch Ausschläge und die leidige Elefantiasis, welche auf Samoa ein heftiges Fieber begleitet, das in seinen Symptomen, aber nicht in dem periodischen Erscheinen, dem Wechselfieber ähnlich ist; häufig ist eine Art Flechte (Ichthyosis), wobei die Haut über den ganzen Körper in schuppigen Blättern sich loslöst. Zu großen Ringen gruppiert schreitet dieser Ausschlag immer weiter und kommt fast auf allen niedrigen Inseln vor, auch Augenübel sind nicht selten, am schlimmsten und verderblichsten jedoch die Skrofeln und Lungenleiden, deren Einfluß durch die Beschaffenheit der Wohnungen und Bekleidung noch sehr gesteigert wird; endlich sind durch den Verkehr mit den Europäern auch hier manche sehr gefährliche Krankheiten, wie Influenza, Masern, Blattern, Cholera u. s. w. eingeführt worden.

Moralische Eigenschaften und geistige Fähigkeiten.

Nach Charakter- und Geistesanlage bildet der Durchschnittspolynesier das Widerspiel des Papua. In seinem Benehmen zurückhaltend, höflich, ceremoniös, besitzt er ein phlegmatisches Temperament und tritt nicht gerne demonstrativ aus sich heraus, wie jener. Er ist ruhig und nicht streitsüchtig, dagegen kann er gegebenen Falles hinterlistig und im höchsten Grade grausam sein. Dem Kannibalismus — an sich überhaupt kein Merkmal niedriger Rassen, ja in sehr vielen Fällen eher des Gegenteiles — frönten die schöngeformten, hellpigmentierten Polynesier in eben solcher Ausdehnung und Heftigkeit wie die papuanischen Stämme, wenn sie letztere darin nicht gar übertrafen.

In der Gegenwart schwinden zwar nach und nach die paradiesischen Zustände, welche früher herrschten, aber mit ihnen auch der Kannibalismus und die Fehden, zu denen er führte, um einer wachsenden Bevölkerung Nahrung zu schaffen oder wenigstens Abwechslung in die vegetabilische Diät zu bringen, auf welche man durchgängig angewiesen war. In Hanavava auf Nukuhiwa zeigte man 1878 den Offizieren der „Ariadne" noch den Platz, auf welchem vor sechs Jahren der letzte Mensch verspeist worden war. Auf den Gesellschaftsinseln hat die Menschenfresserei längst aufgehört, allein auf den Markesas kommen noch dann und wann Fälle der Art vor, namentlich soll dies auf der Insel Dominica der Fall sein. (Allg. Zeit. vom 17. März 1877.) Die Bewohner von Futuna, welche früher nicht allein ihre Kriegsgefangenen verzehrten, sondern selbst die Kinder zu diesem Zwecke ihren Müttern stahlen, haben sich den Genuß von Menschenfleisch völlig abgewöhnt. Auf Tahiti lag der Kannibalismus schon zur Zeit der Entdecker in den letzten Zügen. Auch auf Samoa und Tonga ist er jetzt erloschen, daß er aber dort nie bestanden, ist eine irrige Annahme. (Rich. Andree, Die Verbreitung der Anthropophagie. Leipzig 1874. 8°. S. 56—59.)

Hand in Hand mit der Anthropophagie, zu deren Entschuldigung kaum ein religiöser Hintergrund anzunehmen ist, schreitet die jetzt gleichfalls in der Abnahme begriffene Sitte des Kindermordes. Und mit dieser Grausamkeit paart sich ein überaus sinnlich-leidenschaftliches Gemüt, eine psychologische Erscheinung von hoher Wichtigkeit, welche im Leben ganzer Völker wie selbst einzelner Individuen unter den Kulturnationen so häufig wiederkehrt, daß man sie fast als eine feste Regel betrachten darf. Es giebt nun heute noch keine Rasse, welche im Punkte der Sinnlichkeit den Polynesiern an die Seite gestellt werden könnte, und auf dem paradiesischen Tahiti scheint sie ihren Gipfelpunkt zu erreichen.

Schamhaftigkeit kannte man dort, wie Cook berichtet, weder in Worten noch in Werken, und gerade die sanften aber zügellosen Tahitier übten den Kindermord in wahrhaft schrecklicher Weise, führten ihre inneren Kriege mit der größten Grausamkeit und ließen auf dem Altare des Kriegsgottes dereinst das Blut von Menschenopfern dampfen. Dieser eigentümliche Zug, der uns bei den Polynesiern zum erstenmale in solch ausgesprochener Schärfe entgegentritt, bildet einen der stärksten jener Ringe, welche die Menschheit mit ihrer tierischen Ahnenreihe und ihren jetzigen Verwandten verketten. Man braucht dazu bloß auf die auffällige Aehnlichkeit hinzuweisen zwischen diesen Trieben im Menschen und den Aeußerungen derselben bei den Affen. Bekanntlich ergeben sich letztere maßlos ihren Begierden, maßloser denn sonst ein tierisches Geschöpf; zugleich aber zeigen sie das höchste Entzücken, wenn sie andere Wesen martern können, lediglich um des Vergnügens des Marterns willen, und es ist gar nicht allgemein bekannt, wie viel Mühe ein Durchschnittsaffe es sich kosten läßt, diesen Trieb zu befriedigen. (Siehe darüber: Nature, Bd. XI, S. 149.)

Bezeichnend für das moralische Gefühl der Polynesier ist, daß Diebstahl und Lüge, an Fremden begangen, nicht für Vergehen gelten. Im ganzen ist der Hang zu Diebereien nirgends so wie hier entwickelt und die Geschicklichkeit dabei beinahe bewunderungswürdig. Professor Gerland entwirft nachstehendes Gesamtbild der hervorstechendsten polynesischen Charakterzüge: „Die Polynesier, mit Ausnahme der Hochbegabtesten, noch ganz unter der Herrschaft ihrer Vorstellungen stehend, sind begehrlich, diebisch, genußsüchtig, unzuverlässig; sie sind freigebig, gastfrei, rachgierig, nicht immer tapfer, immer aber wild und grausam, kalt und rücksichtslos oft gegen die Nächsten; großmütige, edlere Züge finden sich selten; dabei stolz, ja prahlerisch und eitel, und im guten und bösen Sinne sehr empfindlich, bis zur Melancholie, wie denn ein melancholischer Zug ihnen nicht fehlt; mäßig, zum Teil aber durch Wollust entartet; warmer Religiosität und auch feineren Regungen des Gewissens nirgends unzugänglich; sie zeigen also im ganzen ein melancholisch-choleri-

Häuptling von den Samoainseln.

sches Temperament, das zwar leicht sanguinisch erscheint, aber keineswegs sanguinisch ist." (Gerland-Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI. Bd., S. 117—118.)

Will man die Polynesier in ihrer Reinheit sehen, so muß man sie auf abgelegenen Eilanden, nicht auf den größeren Inseln suchen. Wenn z. B. der Nukuhiwier spricht, belebt sich sein schwarzes Auge mit Glanz, und beim Lachen zeigt er das Schönheitserbstück aller kindlichen Völker, eine Reihe unbefleckter Zähne. Er ist gastfrei und sein Benehmen anfänglich einnehmend, sanft und heiter; seine Verschlagenheit und seine List weiß er

hinter einer Maske von Gemütlichkeit zu verbergen, unberechenbar bleiben aber seine Zornesausbrüche, so daß man ihm nie recht trauen darf. Die Wortkargheit der Polynesier reicht so weit, daß sie sich stundenlang Auge in Auge gegenüber sitzen können, ohne eine Silbe zu sprechen. Es fehlt ihnen nicht an Fassungsgabe und an scharfer Erkenntnis von Recht und Unrecht, aber ihre Trägheit und Sinnlichkeit verhindert die Entwicklung ihrer Gaben. Gleich den meisten Naturvölkern, sind sie von einem gewissen Stolze erfüllt und haben für Beleidigungen ein treues Gedächtnis; auch sind sie tapfer und unternehmungslustig. Die Tonganer z. B. spielen in der Südsee eine Normannenrolle. Sonst aber sind die Polynesier ebenso faul und indolent als gastfrei und höflich. Die Leute möchten mit wenig Mühe viel verdienen, und da die Natur so verschwenderisch ihre Gaben ausbreitet, so reicht auch thatsächlich ein sehr geringer Aufwand von Mühe aus, um die Lebensbedürfnisse zu befriedigen.

Trotz geringer Phantasie und ohne künstlerische Regungen, wie die Papua besitzen, stehen die Polynesier in intellektueller Beziehung doch ziemlich hoch, ja in geistiger Begabung um ein bedeutendes höher als alle übrigen Naturvölker der Erde. „In dem Ausdrucke ihres Gesichtes," sagt Ch. Darwin, „liegt eine Milde, welche sofort die Idee eines Wilden verbannt, und eine Intelligenz, welche deutlich zeigt, daß sie auf dem Wege der Civilisation fortschreiten." (Reise eines Naturforschers, S. 463.) „Wenn sie es auch nicht faktisch," erklärt Friedrich Müller, „zu einer besonders hohen Kulturstufe gebracht haben, so muß man einerseits die geringe Anzahl der Nutztiere und Nutzpflanzen in Anschlag bringen, welche sie aus ihrer alten Heimat auf die Inseln mitgebracht haben, andererseits die isolierte Lage dieser nicht übersehen." (Allgem. Ethnographie, S. 347.)

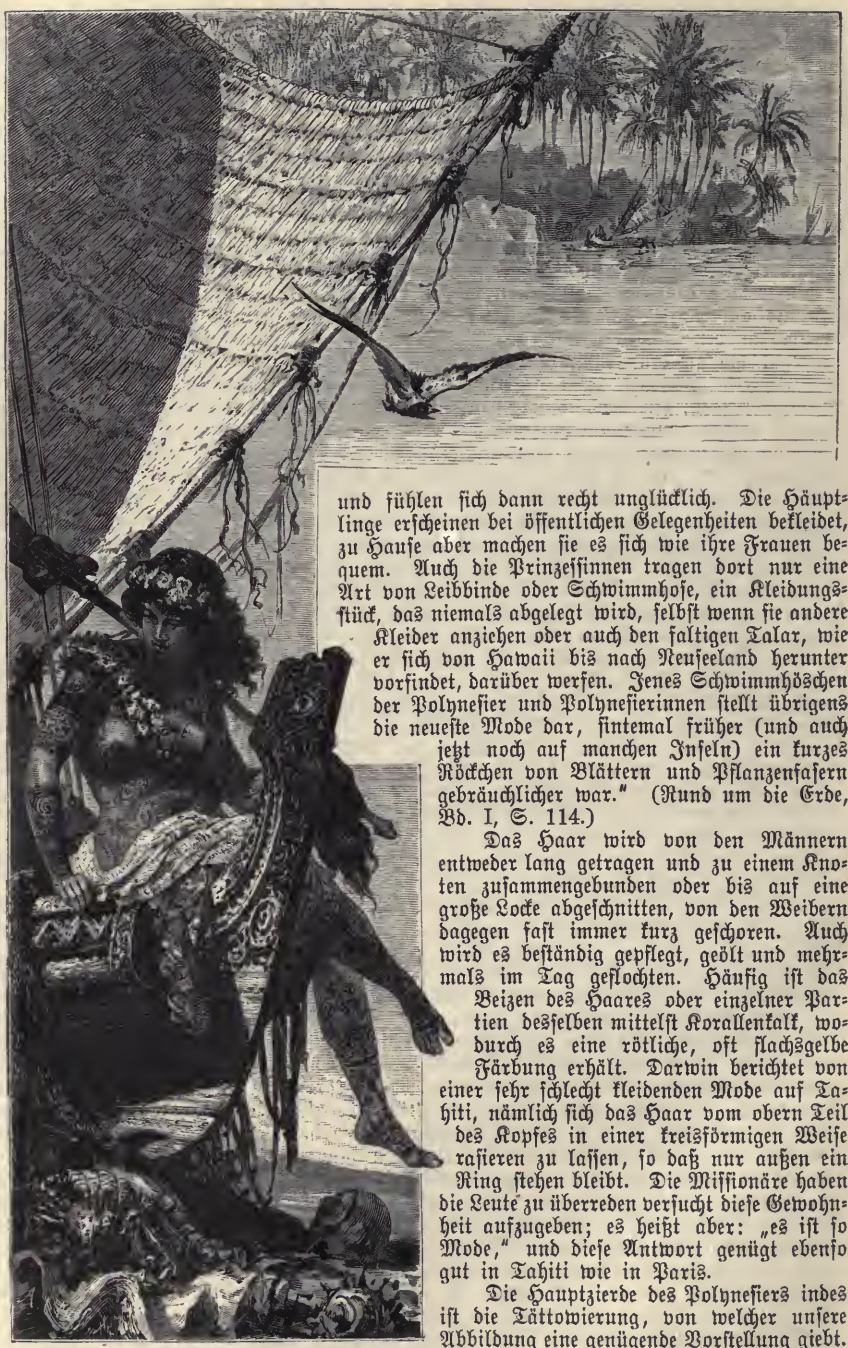
Materielle Gesittung.

Die geographischen Verhältnisse bringen es mit sich, daß die materielle Gesittung der Polynesier keine so starke Abweichungen von jener der Papua und ihrer Mischlinge aufweist, wie die Rassenverschiedenheit vielleicht erwarten ließe. Die von den Polynesiern bewohnten Eilande liegen unter dem nämlichen Himmelsstriche und besitzen ziemlich die nämliche Natur wie die übrigen Inseln im Großen Ozean; sie haben alle das gleiche Klima, die gleiche Tier- und Pflanzenwelt. Bemerkenswert ist nur, daß die Bewohner der Atolle oder niedern Koralleninseln physisch und geistig viel weniger entwickelt sind als die der hohen Inseln. Schon die Einförmigkeit der Nahrung — Kokosnüsse und Fische — wirkt ungünstig auf beides. Der Erwerb dieser Nahrung bildet sie nur zum Fischfang aus. Ferner ist die Luftwärme auf den Atollen sowohl was die Wechsel der Jahres- wie der Tageszeiten betrifft, sehr geringen Schwankungen ausgesetzt. Auf den hohen Inseln dagegen fällt nächtlich Tau, und die Lüfte, welche von den Bergen herabströmen, führen eine Erniedrigung der Temperatur herbei; folglich müssen die Bewohner der hohen Inseln für ein besseres Obdach sorgen. Im allgemeinen sind aber die Polynesier in Kleidung, Nahrung und Wohnung annähernd auf die gleichen Substanzen angewiesen wie alle anderen Südseeinsulaner.

In Bezug auf Toilette scheinen auch die Polynesier einem Mäßigkeitsverein anzugehören; bis zur Pubertät gehen an den meisten Orten beide Geschlechter in der Regel

nackt. Erwachsene legen einen Gürtel aus Gras oder Palmengeflecht um die Hüften, der bei den Männern ungemein schmal, bei den Weibern aber bis über die Knie hinabhängt. Die Namen für diese Alltagsbekleidung beider Geschlechter sind ungemein verschieden. Die Samoaner nennen sie „Titi", die Penrhyninsulaner „Titschĕ" (bei den Weibern), weitaus die gangbarste Bezeichnung ist aber „Maro". Nur bei festlichen Gelegenheiten tragen die Samoaner Gewänder, die man aus „Tapa", einem bedruckten Zeuge aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes bereitet und „Siapo" nennt. Den höchsten Putz bilden indessen Matten mit Federfransen, die man für so kostbar hält, daß ihr „Stammbaum" von Geschlecht zu Geschlecht gewissenhaft überliefert wird. (W. T. Pritchard, Polynesian Reminiscences, S. 131.)

Mit dem Ueberhandnehmen des Christentums ist jedoch diese einfache Tracht schon vielfach einer ausgiebigeren Verhüllung gewichen. Auf den Paumotu, deren Bewohner zu den wenigst gesitteten Polynesiern zählen, beobachtete Mrs. Annie Brassey sowohl auf Hao als auf Maitea an den Weibern meist ein langes, weites und buntes Gewand, „welches an den Schultern mit einer Passe versehen, lose herabfällt und die Gestalt der Trägerin bis zu den Fußspitzen verhüllt. Diese Kleidungsstücke müssen aus England oder Amerika stammen, denn sie sind mit der Maschine gearbeitet, und das gedruckte Baumwollenzeug, aus dem sie hergestellt sind, zeigt die merkwürdigsten Muster. Kirschrot mit weißen, dunkelblau mit weißen oder gelben Streifen; rot mit gelben Punkten und blau mit gelben Kreuzen scheinen sich besonderer Beliebtheit zu erfreuen." (Brassey, Eine Segelfahrt um die Welt. Deutsch von A. Helms. Leipzig 1879. 8°. S. 196.) Auf den Tonga- oder Freundschaftsinseln und auf Tahiti oder den Gesellschaftsinseln herrschte früher eine ähnliche Bekleidung, eine Art kurzer Rock, der Unterrock „Parehu". Der Schnitt ist sehr einfach und erheischt weder Schneider noch Nähterin; denn der Parehu ist bei beiden Geschlechtern üblich. Man nimmt einfach nur ein Stück Tapa, ungefähr 2 m breit und 2,5 m lang, legt es so zusammen, daß es doppelt zu liegen kommt, legt es um die Umbiegung der Hüften, nähert die beiden Enden einander und bindet sie vorne zusammen. Der untere Teil fällt bis auf die Mitte des Beins, bisweilen bis auf den Knöchel herab; die andere Hälfte, welche die Schultern bedecken kann, wird bei Nacht heraufgeschlagen und häufig auch am Tage, wenn starke Winde oder Regen eintreten. Auf der Markesasinsel Hiwaoa sah der Irländer E. H. Lamont allerdings im Gefolge des nebst dem Lendenschurze eine scharlachene Wollendecke um die Schulter tragenden „Königs" eine Anzahl von Begleiterinnen auf sein Schiff kommen, von denen einige, aus Vergeßlichkeit wahrscheinlich, die Kleider am Land zurückgelassen hatten. Die nach Lamonts Schilderung zum Teil an die mediceische Venus erinnernden Damen begannen sogleich Toilette zu machen, d. h. sich zu salben, und nach dieser Verrichtung konnten sie als unnahbar für Europäer gelten, denn wenn auch die Salbe aus gewürzigen Blumen und anderen wohlriechenden Pflanzenstoffen bereitet wird, so wirkt doch das beigefügte Kokosöl überwältigend auf christliche Nerven. (Lamont, Wild life among the Pacific Islanders. London 1867. 8°. S. 24—25.) Die Königin von Tahiti, die wohlbekannte Pomare, empfieng dagegen unseren Irländer angethan in ein fließendes Gewand von schwarzem Atlas, genau nach dem Schnitte der Eingebornen, doch hatte sie weder Schuhe noch Strümpfe. Ihr Gemahl, der König, trug eine Phantasieuniform von kobaltblauem Samt mit Silberborten und zeigte sich nie anders als mit einem Dreimaster auf dem Haupte. Früher hatten die Tahitierinnen europäische Moden nachgeahmt, sind aber glücklicherweise seitdem zu ihren alten malerischen Trachten zurückgekehrt, deren Kleidsamkeit auch Frau Brassey rühmt, nur wird gegenwärtig das ehemalige Rindenzeug (Tapa) durch Kattun, meist rosa oder blau gefärbt ersetzt. Die Gewohnheit, eine weiße oder scharlachrote Blüte am hinteren Teile des Kopfes oder in einem kleinen Loche in jedem Ohr zu tragen, ist hübsch. Den Inselkönig von Huahine fand Lamont in weißem Hemd und scharlachnem Mantel, und auch auf Mankĕ, einer der Cooks- oder Hervеyinseln, zeigten die Eingebornen sich wohlgekleidet. Dasselbe wird von Rimatara, südsüdwestlich von Tahiti und zur Tabuaigruppe gehörig, berichtet, deren Bewohner übrigens völlig europäisiert scheinen. Wie wenig tief diese Europäisierung indes mitunter geht, zeigt nachstehender Bericht Zöllers: „Auf den Gesellschaftsinseln, wo eine etwas eigentümliche Kultur schon weit vorangeschritten ist, sind Hemden, Beinkleider, Kattuntalare für die Frauen oder irgend ein anderes europäisches Kleidungsstück die Regel. Zum mindesten ist dort die Anzahl der bekleideten Leute ebenso groß als die der nackten. Anders auf Samoa. Selbst auf der Hauptinsel Upolu und in Apia tragen die Eingebornen ihre Kleider bloß zum Schmuck, Sonntags beispielsweise auf dem Kirchgang,



Idealer Typus der Polynesierinnen. — Tättowierung der Markesas.

und fühlen sich dann recht unglücklich. Die Häuptlinge erscheinen bei öffentlichen Gelegenheiten bekleidet, zu Hause aber machen sie es sich wie ihre Frauen bequem. Auch die Prinzessinnen tragen dort nur eine Art von Leibbinde oder Schwimmhose, ein Kleidungsstück, das niemals abgelegt wird, selbst wenn sie andere Kleider anziehen oder auch den faltigen Talar, wie er sich von Hawaii bis nach Neuseeland herunter vorfindet, darüber werfen. Jenes Schwimmhöschen der Polynesier und Polynesierinnen stellt übrigens die neueste Mode dar, sintemal früher (und auch jetzt noch auf manchen Inseln) ein kurzes Röckchen von Blättern und Pflanzenfasern gebräuchlicher war." (Rund um die Erde, Bd. I, S. 114.)

Das Haar wird von den Männern entweder lang getragen und zu einem Knoten zusammengebunden oder bis auf eine große Locke abgeschnitten, von den Weibern dagegen fast immer kurz geschoren. Auch wird es beständig gepflegt, geölt und mehrmals im Tag geflochten. Häufig ist das Beizen des Haares oder einzelner Partien desselben mittelst Korallenkalk, wodurch es eine rötliche, oft flachsgelbe Färbung erhält. Darwin berichtet von einer sehr schlecht kleidenden Mode auf Tahiti, nämlich sich das Haar vom obern Teil des Kopfes in einer kreisförmigen Weise rasieren zu lassen, so daß nur außen ein Ring stehen bleibt. Die Missionäre haben die Leute zu überreden versucht diese Gewohnheit aufzugeben; es heißt aber: „es ist so Mode," und diese Antwort genügt ebenso gut in Tahiti wie in Paris.

Die Hauptzierde des Polynesiers indes ist die Tättowierung, von welcher unsere Abbildung eine genügende Vorstellung giebt. Sie stellt eine Tahitierin vor, auf welche

wir, um zugleich den leiblichen Typus der tättowierten Polynesier zu veranschaulichen, die Tättowierung, wie sie auf den benachbarten Markesas üblich ist, übertragen haben. Die Tättowierung wird in der Regel an den erwachsenen Jünglingen um die Zeit der Pubertät vorgenommen und besteht in dem Einstechen gewisser Linien und Figuren in die Haut, welche, um dauerhaft zu sein, mit einem in Fett aufgelösten Farbstoffe reichlich

Mit Ausleger versehenes Boot der Markesasinsulaner.

eingerieben werden. Diese sehr feine Punktierung wird mit einem kammartigen Werkzeuge und einem kleinen Hammer in die Haut geätzt. Die Operation, welche der deutsche Gelehrte G. H. von Langsdorff auf den Markesas genau beobachtet und ausführlich beschrieben hat (siehe: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803—1807. Frankfurt a. M. 1813. 8°. Bd. I, S. 155—165), ist nicht nur sehr schmerzhaft, sondern auch sehr kostspielig, weil den Künstlern, welche diese Verzierungen ausführen, ein hohes Honorar bezahlt werden muß. Und wie man sich bei uns öfter als einmal impft, so lassen auch ältere Männer die Tättowierung wiederholen, damit die Farben wieder frischen Glanz erhalten. Ist der ganze Körper ausgiebig und gut tättowiert, wie dies auf manchen Inseln, in größter Vollendung auf den Markesas, zu geschehen pflegt, so scheint es, als ob er mit einem enganliegenden Tricot bekleidet wäre und es verschwindet vollständig die für uns so anstößige Empfindung der Nacktheit. Diese geschmackvolle Tättowierung ist auf den Markesas gewöhnlich tiefblau, auf den Paumotu bei beiden Geschlechtern schwarz. Nach Aylmer hat das ehemalige Tätto-

Vorderansicht des Canots mit Ausleger.

wieren auf Tahiti jetzt aufgehört; noch zu Charles Darwins Zeiten aber (1835) waren die meisten Männer dort tättowiert, „und die Verzierungen folgen den Krümmungen der Körperlinien in einer so graziösen Weise, daß sie eine sehr elegante Wirkung hervorbringen. Ein sehr häufiges, in seinen Details abänderndes Muster ist in etwas der Laubkrone eines Palmbaumes ähnlich. Es entspringt von der Mittellinie des Rückens und schlängelt sich graziös um beide Seiten des Körpers. Der sich mir aufdrängende Vergleich mag etwas phantastisch erscheinen, aber mir kam es vor, als sei der Rumpf eines in dieser Weise verzierten Mannes wie der Stamm eines edlen Baumes, welchen eine zarte Schlingpflanze umgebe. Bei vielen der älteren Leute sind die Füße mit kleinen Figuren bedeckt, die so angeordnet sind, daß sie einer Socke ähnlich sind. Indessen ist diese Mode zum Teil vorübergegangen und andere sind an ihre Stelle getreten. Obgleich die Mode durchaus nicht unveränderlich ist, so muß sich doch ein jedes Individuum mit der genügen lassen, welche zur Zeit seiner Jugend herrschte. Auf diese Weise trägt ein alter Mann für immer den Stempel seiner Zeit auf seinem Körper und kann nicht das Ansehen eines jungen Dandy annehmen. Die Frauen sind in derselben Weise tättowiert wie die Männer und sehr gewöhnlich auch an ihren Fingern." (Darwin, Reise eines Naturforschers um die Welt, S. 463—464.) Friedrich Müller stimmt mit Professor Gerland darin überein, den Ursprung der Tättowierung, welche den Polynesiern in dieser Art und in diesem Umfange ganz eigentümlich ist, in religiösen Motiven zu erblicken, genau so wie jenen der auch bei den Polynesiern vielfach wiederkehrenden Sitte der Circumcision. (Ueber diese Operation siehe: G. H. von Langsdorff. Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, Bd. I, S. 213—214.) Der nämliche moderne Reisende fand auf einer der Tongainseln auch jene Verstümmlung im Schwange, deren schon bei den Mikronesiern Erwähnung geschah. (Siehe oben S. 144.) Doch neige ich mehr der Ansicht des Reisenden Otto Finsch zu, nach welchem die Tättowierung wenigstens weder mit Religion noch Rang etwas zu thun hat und rein willkürlich ist. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1880, S. 151.)

Als Wohnung dienen den Polynesiern meist große Hütten, in der Mitte etwa 10 m hoch, an den Seiten aber bis 1,30 m herabgehend. Das Gerüste solcher Hütten besteht aus Pflöcken, das Dach aus Blättern. Wegen ihrer leichten Bauart sind die polynesischen Häuser sehr luftig und kühl. Das Innere bildet in der Regel ein einziger Raum, nur selten durch leichtes Flechtwerk oder Matten in mehrere Teile gesondert; auf den Markesas ist die innere Flur über das äußere Niveau erhöht, um bei den tropischen Regengüssen den Fußboden vor Ueberschwemmung zu sichern. Ein langer Querbalken teilt den Raum, dessen eine Hälfte, mit wohlriechenden Kräutern und mit Matten bedeckt sowie mit einem zweiten Querbalken als Kopfkissen versehen, den Bewohnern ohne allen Unterschied von Alter und Geschlecht als gemeinsames Schlafzimmer dient. Thüren und Fenster sind unbekannte Dinge bei diesen Hütten, die in Samoa und auf Futuna eine ovale Form nebst einem hutförmigen Dach haben. Die Dachbedeckung besteht aus Zuckerrohrblättern, die an Rohrstäbe gereiht, wie Dachziegeln über einander gelegt und mit Kokosnußfasern an die Dachstuhlstäbe festgebunden werden. Auf Nukufelau fand Dr. Graeffe die Hütten der Eingebornen auf einem freien Platze in Reihen geordnet, durchgängig klein, vierseitig und öfters mit einem oberen Stockwerke versehen. Letzteres ist auch auf Nanomea der Fall. Der Häuserbau wird von einer bestimmten Handwerkerzunft gegen Bezahlung besorgt. Nur an der Herbeischaffung und Bearbeitung einzelner Bestandteile beteiligen sich auch die Weiber.

Wie bei den Papua ist, den natürlichen Verhältnissen entsprechend, die Nahrung vorwiegend vegetabilisch und zunächst auf die Brotfrucht, Kokosnuß, Yams, Taro und die Batate (süße Kartoffel) beschränkt. Die animalischen Nahrungsmittel: Fische, Schildkröten und Schaltiere, Hühner, Hunde und Schweine, — das Fleisch der letzteren schmeckt, vielleicht wegen der streng vegetabilischen Mast, ganz wie Kalbfleisch — werden seltener und gewöhnlich nur bei festlichen Gelegenheiten genossen. Die Speisen werden in Gruben auf heißen Steinen oder glühender Asche gebraten. Das Fleisch wird vorher mit Meerwasser begossen, da der Gebrauch des Salzes unbekannt ist. Feuer verschaffen die Polynesier sich in der bekannten Art, daß sie einen stumpf zugespitzten Stock in einer, in einen andern Stock gemachten Vertiefung reiben, bis der Staub entzündet wird. Darwin schildert die Bereitung eines Nachtmahles auf Tahiti folgendermaßen: „Nachdem die Tahitier ein kleines Feuer von Holzstäben gemacht hatten, legten sie an zwanzig Steine, so groß wie Cricketbälle, auf das brennende Holz. In ungefähr zehn Minuten war das Holz verbrannt und die Steine heiß. Vorher schon hatten die Leute

in kleine Stückchen von Blättern Stücke Rindfleisch, Fische, reife und unreife Bananen und die Spitzen des wilden Arum eingelegt. Diese grünen Paketchen wurden nun in je einer Schicht zwischen zwei Schichten heiße Steine gelegt und das Ganze mit Erde bedeckt, so daß kein Rauch oder Dampf entweichen konnte. In ungefähr einer halben Stunde war alles auf das köstlichste fertig gekocht. Die ausgesuchten grünen Paketchen wurden nun auf ein Tischtuch von Bananenblättern gelegt; aus einer Kokosschale tranken wir das kalte Wasser des Baches, und so genossen wir freudigst unser ländliches Mahl." (Reise eines Naturforschers um die Welt, S. 470.) Darwin versichert, er habe niemals Menschen auch nur annähernd so viel essen sehen, wie jene Insulaner und vermutet, daß derartige so ungeheuer geräumige Mägen die Folgen davon sein müssen, daß ein großer Teil ihrer Nahrung aus Früchten und Gemüsen besteht, welche in einer gegebenen Masse eine vergleichsweise nur geringe Menge eigentlicher Nahrung enthalten. Doch kann diese Annahme nicht richtig sein, denn die fast nur von rohem Fleische lebenden Eskimo verschlingen wohl noch weit größere Massen. Auf Nukuhiwa verzehren die Eingebornen roh so viel von jedem Fischzug, als sie zu schlingen vermögen, der Rest wird aber am nächsten Tag unter das Poï, Popoï oder den Brotfruchtteig gemengt. Dort lernte E. H. Lamont das „Poey-poey" kennen, ein Gericht, welches dem Ansehen nach dem Schaumrahme gleicht. Es wird nämlich zuvor eine Brotfrucht über Feuer geröstet und ihr die Schale abgenommen, wo sie dann einem Weißbrotleib gleicht, von dem man die Rinde abgelöst hat. Nachdem diese Fruchtkrume in einem Mörser klein gestoßen worden ist, wird sie mit ein wenig anderer Brotfrucht gemischt, welche in der Erde vergraben gelegen und dort in Gährung übergegangen war. Sie dient als Sauerteig, giebt dem Poey größere Leichtigkeit und einen angenehmen säuerlichen Geschmack. Zuletzt wird über den Brei Kokosmilch geschüttet und beides zusammen gekocht. Genossen wird der Brei, indem man die Finger einsenkt und sie mit den Lippen dann abschleckt. Abgesehen von dieser Art der Nahrungszufuhr erklärt jedoch Hr. Lamont das Gericht als außerordentlich schmackhaft. (Wild Life among the Pacific Islanders, S. 30—31.) Auch das Lieblingsgetränk der Polynesier, nämlich der Saft junger, noch grüner Koko-

Zusammenstellung von Waffen und Geräten der Südseeinsulaner.

nüsse, wird von den Meisten hoch gepriesen. Darwin erklärt, nichts Köstlicheres zu kennen. Als Festtrank dient der Kawapunsch, aus der gekauten Wurzel des Piper methysticum bereitet, doch wird derselbe nicht nach, sondern vor der Mahlzeit zu sich genommen; auch war er stets nur den vornehmen Männern gestattet, niemals den Weibern und dem gemeinen Volke. Die Wirkungen dieses Getränkes äußern sich sowohl in einem mit wollüstigen Bildern erfüllten Rausche, als auch in einer dem Aussatze ähnlichen Hautkrankheit, welche bedeutende Narben zurückläßt. Diese galten aber stets für Ehrenzeichen, da sie auf die vornehme Abkunft des Betreffenden deuteten. Auf Tahiti war Anfangs der Dreißigerjahre der Gebrauch der Kawa verboten worden, doch verbreitete sich nach der Einführung von Branntwein die Trunksucht außerordentlich. Seither ist es den Missionären gelungen, eine Mäßigkeitsgesellschaft zu Stande zu bringen, auf anderen Inselgruppen, z. B. den Markesas, ist aber die Gier nach „Namu" (Branntwein) noch unbezähmt.

Unter den häuslichen Geräten der Polynesier sind namentlich hervorzuheben die zierlich gearbeiteten Decken, welche bei festlichen Gelegenheiten als Mäntel und nachts als Betten dienen, die netten Körbe und Schwingen, sowie die zierlich zugeschnitzten Kokosschalen. Die Fischnetze, von den Frauen aus Pflanzenfasern mit freier Hand verfertigt, zeichnen sich durch Festigkeit und Dauerhaftigkeit aus. An Kähnen giebt es kleinere einfache, meist sehr schmal und übermäßig lang, daher auch mit einem Ausleger versehen, dann viel breitere Doppelkähne mit hohem reich geschnitzten Schnabel. Schneideinstrumente und Waffen der Polynesier waren aus hartem Holze und Fischknochen verfertigt. Unter den Waffen stehen obenan die Keule, oft zierlich geschnitzt und mit Haifischzähnen ausgelegt, dann der 2—2,5 m lange Speer, dessen Spitze mit scharfen Fischgräten besetzt ist. Fast überall war die Schleuder im Gebrauche, mit welcher man Steine von der Größe eines Hühnereies warf. Selten benützte man Bogen und Pfeile und zwar niemals im Kriege, sondern nur auf der Vogeljagd. Uebrigens werden heute schon an vielen Orten einheimische Waffen nur noch auf Nachfrage für Liebhaber ethnographischer Raritäten verfertigt. Unsere Abbildung auf S. 171 zeigt uns eine Trophäe von Waffen und Geräten, deren oberer Teil polynesischen Ursprungs ist, während der untere aus Melanesien stammt, was sofort die in beiden Gebieten herrschenden Unterschiede zu erfassen gestattet.

Bei dem Mangel einer größeren Zahl von Nutztieren war stets neben der Fischerei der Ackerbau die vornehmste Beschäftigung der Polynesier. Man verwendete namentlich auf den Anbau der spärlichen Knollengewächse, die man besaß, große Sorgfalt, indem man den Boden auflockerte und durch Abbrennen des Unkrautes düngte. Auf Nukuhiwa bildet indes der Fischfang das einzige häusliche Geschäft der Männer, welche dabei große Geschicklichkeit an den Tag legen; auch wissen sie durch Vergiftung des Wassers die Fische in den Zustand der Chloroformierung zu versetzen. Bei der Haifischjagd zeigen sie hohen Mut.

In Folge des warmen Klimas und der leichten Bekleidung sowie der insularen Lage befleißigen sich die Polynesier einer großen Reinlichkeit. Man badet gewöhnlich wenigstens einmal des Tages, wodurch der Schweiß und das Fett, womit man den Körper einreibt, sich nicht auf der Haut ansammeln können. Alle Polynesier haben die Geschicklichkeit von Amphibien im Wasser und schwimmen beinahe besser als die Fische. Um die heiße Mittagsstunde sind die kühlen Weiher unter schattigen Bäumen der gewöhnliche Versammlungsort der weiblichen Jugend, die durch ihr Lachen weithin ihre Gegenwart verrät. Die Missionäre hatten zwar im Anfang diese uralten Gewohnheiten auszurotten versucht, sie fanden aber, daß durch das Verbot das Unschuldige zur Sünde würde und ließen seitdem den Eingebornen ihren Willen.

Sittliche und eheliche Verhältnisse.

Auf welcher Stufe der Gesittung wir den Menschen auch zu beobachten die Gelegenheit wahrnehmen, niemals vermag derselbe die tierischen Seiten seiner Natur völlig zu verbergen. Gelingt dies selbst den höchstgestiegenen Kulturmenschen nicht, um wie viel weniger erst den Naturkindern auf den abgeschiedenen Südseeinseln, welche bei aller geistigen Begabung doch die allerunterſten Stadien

der Civilisation in unserem Sinne noch nicht verlassen haben. Was wir Moral nennen, was wir als den Grund- und Eckpfeiler unserer gesellschaftlichen Ordnung zu betrachten gewöhnt sind, ist ihnen fremd, ja oft kaum verständlich, und so geschieht es, daß Handlungen, deren bloßer Gedanke schon unseren Abscheu erregt, von ihnen in aller Unschuld des Geistes wie des Gemütes begangen werden. Unsere eigene Gesittung ist eben nichts anderes als die Zähmung des Menschen, d. h. des Säugetieres Mensch, wie ich dies schon an einem anderen Orte entwickelt habe (Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung, Bd. II, S. 17). Wie jede Zähmung entwickelt sie gewisse Eigenschaften, um gleichzeitig andere zu unterdrücken; die Civilisation fördert nun die Entfaltung des Geistes und erheischt, je weiter sie fortschreitet, die wachsende Einschränkung unserer Physis und ihrer Ansprüche, so weit dies eben möglich ist. Mit Recht sprechen wir daher von der „Bezähmung" der sinnlichen Begierden, welche wir wie alles, was uns an das Tierische unseres Wesens mahnt, zu den Nachtseiten der menschlichen Natur rechnen. Der Völkerkunde, welcher, mit einem römischen Dichter zu reden, nichts Menschliches fremd bleiben darf (nil humani a me alienum puto), ist es nicht verstattet, vor diesen Schranken Halt zu machen, will sie ihren eigenen Inhalt erschöpfen. Und dies ist nicht ohne Vorteil für uns selbst, denn nur so läßt sich mit Erfolg den Lästerern unserer europäischen Gesittung Schweigen gebieten, indem aufgezeigt wird, wie wenig in den Gesellschaftskreisen unkultivierter Völker die Beherrschung der natürlichen Regungen zu einem Sittlichkeitsgebote sich verdichtet hat, obgleich es auch bei ihnen an einem Kodex der Anständigkeit nicht fehlt. Nirgends auf Erden ist nun das was wir Sittenlosigkeit nennen größer als in der Südsee, und mehrere drastische Beispiele haben wir davon schon kennen gelernt, nirgends aber in der Südsee ist dieselbe wiederum größer, als gerade unter den so wohlgebildeten Polynesiern. Zwar haben die Zustände sich seit hundert Jahren wesentlich gebessert, und Charles Darwin mag mit Recht den allzu strengen Tadlern die von Cook und Banks beschriebenen Szenen ins Gedächtnis zurückrufen, bei welchen die Urgroßmütter und Großmütter des gegenwärtig lebenden Geschlechtes eine Rolle gespielt haben. Aber auch was heute davon noch übrig bleibt, trotz der anerkennenswerten, aber oft auch an Mißgriffen reichen Anstrengungen der christlichen Missionäre, ist noch immer stark genug, um den obigen Ausspruch zu rechtfertigen.

Sobald ein Fahrzeug auf hoher See sichtbar wird, gerät alles in große Aufregung, und die Neuigkeit verbreitet sich mit Blitzesschnelle über die Insel. Dann stürzt sich eine bunte Menschenmasse in die See und schwimmt dem Schiffe entgegen. G. H. von Langsdorff, welcher Krusenstern in den Jahren 1803—1807 auf einer Reise um die Welt begleitete, beschreibt seinen Empfang auf der Markesasinsel Nukuhiwa: „Anfänglich konnten wir in großer Entfernung nur eine große Anzahl aus dem Wasser hervorragender und schwarz behaarter Köpfe gewahr werden, kurze Zeit nachher aber hatten wir das seltene Schauspiel, einige hundert nackte Männer, Weiber und Mädchen um unser Schiff schwimmen zu sehen, wovon die meisten Kokosnüsse, Bananen und Brotfrüchte zum Verkauf herbeibrachten. Das Geschrei, Gelächter und Toben dieser immer frohsinnigen Menschen war unbeschreiblich, und machte auf jeden einzelnen einen eigenen Eindruck. Der immerwährende Lärm war größer als auf dem zahlreichsten unserer Jahrmärkte, und kaum konnten wir bei Tische unser eigenes Wort hören. Die jungen Mädchen und Weiber, die sich eben so wie die Männer ganz nackt und in nicht geringer Anzahl ver-

sammelt hatten, waren außerordentlich laut und gesprächig, und dabei nach unseren europäischen Begriffen unverschämt. Sie brachen bei jeder unserer Bewegungen oder Handlungen in ein lautes und frohes Lachen aus, und da wir auch nicht ein Wörtchen von den vielen schönen Sachen, die sie uns vorerzählten, verstanden, so machten sie sich sehr bald durch die unsittlichsten und unanständigsten Geberden und Pantomimen, mit denen sie ihre Reize anboten, verständlich. Die mit ihnen herangeschwommenen Männer waren nicht im geringsten eifersüchtig; im Gegenteil, der Mann schien die Vorzüge seiner Frau, der Bruder die seiner Schwester, der Vater die seiner Tochter, der Liebhaber die seiner Geliebten anzupreisen." (Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, I. Bd., S. 123—125.) An dieser Schilderung hat sich auf den östlichen Inseln auch heute nichts geändert. Die Frauen empfangen auch jetzt noch, wie die von Korvettenkapitän von Werner befehligte deutsche Glattdeckskorvette „Ariadne", welche 1878 die Südsee besuchte, beobachten konnte, von ihren Männern Aufträge, was sie als Lohn für ihre Gefälligkeiten vom Bord zurückbringen oder wohl gar entwenden sollen. Ihren Lendenschurz, damit er nicht naß werde, halten sie beim Schwimmen an einem Stabe befestigt über dem Wasser und jede beeilt sich die erste an Bord zu sein: denn sowie die Mannschaft sich mit Schönheiten versehen hat, werden alle überzähligen Damen zurückgewiesen und müssen unter dem Hohngelächter ihrer Gefährtinnen heimschwimmen. Liegen mehrere Schiffe auf Rhede und reicht die Anzahl der Damen nicht aus, dann wird frische Zufuhr von entfernteren Punkten entboten. An Bord aber wird die Szene häßlich, denn dort bricht bald rohe Ausschweifung aus. Eigennutz ist übrigens die einzige Triebfeder dieser Prostitution. Dies gewahrt man am besten daraus, daß die polynesischen Nereiden, die nach den Schiffen schwimmen, immer die nämlichen Personen sind, während die ehrbaren Frauen stets eine würdige Zurückhaltung beobachten und Verführungen unzugänglich bleiben.

Im ehelichen Leben der Polynesier herrschte die Polygamie, wobei die Anzahl der Weiber sich natürlich nach dem Vermögen und Stande des Mannes richtete. Arme hatten meist nur eine Frau, Häuptlinge aber deren fünf bis sechs; doch scheint zwei das allgemeine Maß gewesen zu sein. Wo indes die Missionäre zu wachsender Herrschaft gelangten, ist die Polygamie selbstredend verboten, doch entstanden dadurch, wie Dr. Eduard Graeffe konstatiert, große Störungen in den häuslichen Verhältnissen, denn die Polygamie hat bei uncivilisierten Völkern ihre Berechtigung. Wo in den patriarchalisch zusammenlebenden Familien weder Sklaven noch dienende Personen vorhanden sind, hat die einzeln stehende Frau eine große Last zu tragen. Sie soll ihre Kinder pflegen, auf den Fischfang gehen, kochen, Matten flechten u. s. w.; was zu den Zeiten der Schwangerschaft oft gar nicht möglich ist. In diesem Falle übernahm früher die ältere Frau die häuslichen Geschäfte. Ein anderer Grund der Polygamie ist die schnelle Entwicklung und das rasche Abblühen des weiblichen Geschlechtes auf den Südseeinseln, während die Männer unverhältnismäßig länger ihre Kraft bewahren. Durch die rasche Auflösung der bestehenden polygamischen Verhältnisse ward außerdem die abgeschiedene Frau in das moralische Verderben gestoßen. (Ausland 1867, S. 1186.) Allerdings hat also im ganzen unter dem Einflusse der Missionäre die Polygamie in Polynesien aufgehört; indessen ist an ihre Stelle die Häufigkeit der Scheidungen getreten, und diese wie der zeitweilige Nahrungsmangel der Frauen sollen die Hauptgründe der schnellen Bevölkerungsabnahme sein.

Das Eingehen der Ehe stoßt bei den Polynesiern auf keine Schwierigkeiten. Rechtlich ist in den Augen der Samoaner z. B. eine Ehe geschlossen, sobald der Mann die Frau in sein Haus aufnimmt; was sonst geschehen mag, ist gleichgültig. Bei legitimen Ehebündnissen wird durch Vertrag die Höhe der Mitgift festgesetzt. Auf Seiten des

Mannes besteht sie in Nahrungsmitteln, Haustieren, Waffen, Hausgerät, Fahrzeugen, auf Seiten der Braut in Kleiderstoffen und schönen Matten. Auf den Markesas werden die Ehen nach Einwilligung der Eltern durch die Wahl der Heiratslustigen entschieden und höchstens durch das Schlachten eines Schweines gefeiert. Wenn die Eltern nicht einwilligen, so flüchtet das Liebespaar. Die Ehe dauert so lange wie das gegenseitige Behagen und hört durch gemeinsames Einverständnis auf. Während der Dauer der Ehe werden von den Frauen Keuschheit und Eingezogenheit gefordert und in der Regel auch beobachtet. Ehebruch wird auf den meisten Inseln strenge geahndet, wird die Frau allein untreu, so züchtigt sie der Ehegatte, oder es kommt wohl gar zum Zweikampfe zwischen den beiden Nebenbuhlern. Auch Blutschande wird überall — bis auf einzelne Fälle, welche der königlichen Familie erlaubt sind — verabscheut, und der nach den Penrhyninseln verschlagene Irländer Lamont erzählt, wie er in Sararak keine eheliche Verbindung schließen konnte, weil er durch Adoptionen mit der gesamten Einwohnerschaft verschwistert worden war und jeder Umgang mit Verwandten aufs höchste verabscheut wird. Zügellos dagegen ist an vielen Orten das Leben der unverheirateten Mädchen, welchen völlige Schrankenlosigkeit im Umgange mit dem anderen Geschlechte zugestanden wird. Die „Atapeïus" oder weiblichen Häuptlinge auf Nukuhiwa leben sogar sehr oft in Vielmännerei. Ein schwangeres Mädchen findet dort sogleich, wenn sie will, zwanzig Männer zur Auswahl, mag der Urheber gewesen sein wer da will, und namentlich Priester und Häuptlinge sind begierig sie zu besitzen. Schwangerschaften fangen nämlich an zu den Seltenheiten zu gehören, denn durch die oft schon mit dem zwölften Jahre beginnenden Ausschweifungen wird die Fruchtbarkeit mutwillig zerstört. Die Polynesier müssen aber Kinder besitzen um jeden Preis, denn diese sind nicht bloß Stützen im Alter, sondern auch zu den vorgeschriebenen Bestattungsfeierlichkeiten verpflichtet, ohne welche die Seele des Verstorbenen der völligen Vernichtung anheimfällt. Nicht überall herrscht indes die erwähnte Ausgelassenheit der Mädchen. Auf den Penrhyninseln sind dieselben, nach Versicherung Lamonts, auch vor der Verheiratung Muster von Keuschheit, und ebenso ist auf Samoa die Keuschheit ihrer Töchter der höchste Stolz der Häuptlinge und der Ruhm des Stammes. Die jungen Prinzessinnen werden daher bis zur Vermählung ängstlich überwacht von ihren Palastdamen. Die Hochzeitsfeier war bis unlängst zugleich der Tag der Prüfung. Sollte sich ergeben, daß die Braut nicht mehr unberührt sei, so erschlägt sie der Vater eigenhändig mit der Keule. Im umgekehrten Falle bricht die Versammlung in den höchsten Jubel aus und die Prinzessin muß durch das Volk wandeln, ehe sie wieder nach Hause kehrt. Erst am dritten Tage nachher beginnt das eheliche Zusammenleben. Jetzt kommen derartige Auftritte nicht mehr vor, sondern die Samoaner haben sich schon so weit civilisiert, daß sie durch Liebesbriefe die Neigung der Auserwählten zu gewinnen suchen.

Wie sich bei der sinnlich-leidenschaftlichen Anlage des polynesischen Gemütes erwarten läßt, giebt es auch Fälle wahrer Liebe und Zuneigung, und namentlich wenn Kinder vorhanden sind, pflegt sich das Band der Ehe immer mehr und mehr zu festigen; ja es geschieht mitunter, daß Eifersucht nicht bloß zwischen Männern sondern auch zwischen Frauen zum Morde führt. Ganz besonders merkwürdig und auffallend ist aber, daß die Geschichte aller Niederlassungen von Europäern unter farbigen Völkern zahlreiche Beispiele enthält, daß die einheimischen Frauen, gegen ihren eigenen Stamm verschworen, fest an ihren weißen Galanen hielten. Auch die polynesischen Konkubinen der französischen Offiziere auf den Markesas ergriffen entschlossen die Partei ihrer Geliebten und leisteten natürlich die besten Kundschafterdienste. Ueberall in Polynesien hat das Hereinfluten der Europäer mehr oder minder zu sogenannten samoanischen Ehen geführt. Heute pflegt nämlich bei Verbindungen zwischen Europäern und Samoanerinnen eine Art von stillschweigender Uebereinkunft vorzuwalten, die man *samoanische Ehe* nennt. „Die Missionäre nämlich predigen die Heiligkeit und Notwendigkeit der Ehe; die Samoanerin namentlich aus den Adelsständen würde ohne den Schein der Ehe nicht leicht die Frau eines Weißen werden, obwohl sie sehr gut weiß, daß kein gesetzliches Band sie zusammenhält. Eine Art von stillschweigender Uebereinkunft aber ist es, daß die Ehe zum mindesten so lange dauert, als der Weiße im Lande bleibt. Bei den zahllosen Kaufmannsagenten, ehemaligen Matrosen und dergleichen, die durch irgend welchen Zufall auf irgend eine kleine Insel verschlagen worden sind, bei diesen unter den einfachsten Verhältnissen lebenden Leuten dauern diese Ehen fast immer für das ganze Leben. Anders in Apia, in den meisten größeren Orten, wo sehr viele Kaufleute leben, die später nach Europa zurückkehren. Es giebt zwar auch Beispiele von regelrechten Ehen, dann aber waren die Frauen meist selbst schon aus-

einer Verbindung zwischen Weißen und Polynesiern hervorgegangen. Sie waren vielleicht aus königlichem Geblüt, waren vielleicht schon einmal in London oder Paris gewesen und konnten also füglich in allen Ehren von ihren Männern nach Hause geführt werden. Die Folgen einer samoanischen Ehe äußern sich bei dem eigentümlich zutraulichen Charakter des Volkes zunächst darin, daß der ganze Anhang der Frau sich als zur Familie gehörig betrachtet. Werden Koffer und Kisten nicht gehörig verschlossen, so mausen die unbekleideten Herren Väter und Brüder Alles weg, weniger aus Diebsgelüsten als aus einem mangelnden Verständnis des Eigentums. Maust dir beispielsweise dein Schwiegervater, und sei er ein großer Häuptling, zu höchsteigenem Gebrauch das Taschentuch aus der Rocktasche, so beabsichtigt er damit durchaus keinen Diebstahl zu begehen. Es bleibt ja in der Familie. Er bringt dir vielleicht nach achttägiger Benutzung das Taschentuch zurück. Er würde es dir auch gar nicht verübeln, wenn du, falls er selbst ein Taschentuch besäße, das Gleiche thätest." (Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 113.) Uebrigens bestätigt Pritchard aus Samoa: von zehn eingebornen Frauen, die mit Europäern im Konkubinat gelebt haben und von ihnen verlassen worden sind, zeigen neun entschiedenen Widerwillen sich später an eingeborne Männer zu verheiraten, sondern ziehen die Prostitution vor. Zu dieser drängen außerdem mehrere aus den sozialen Anschauungen der Polynesier sich ergebende Umstände. In jedem Dorfe auf Samoa z. B. befindet sich ein „Fale-telle" oder ein freies Wirtshaus für die Reisenden. Zum Hauswesen dieser Hotels gehören gewisse Frauen, von denen stillschweigend angenommen wird, daß sie den Reisenden zu Diensten stehen. Gewöhnlich sind es geschiedene Frauen von Häuptlingen. Bevor nämlich ein Häuptling zu Rang und Würde gelangt, schließt er Bündnisse mit Mädchen niederen Ranges, die er früher oder später verstößt. Die Bewerbungen geschehen stets durch Mittelspersonen, von denen sich immer etliche im Gefolge der Häuptlinge befinden, wenn sie auf Reisen gehen, und gewöhnlich lassen sich immer ein paar Mädchen verlocken, so oft ein Häuptling längere Zeit in einem Dorfe verweilt. Werden sie nicht schon früher verstoßen, so müssen sie jedenfalls das Haus des Häuptlings bei einer standesgemäßen Heirat verlassen. Sie dürfen aber nie einen zweiten Mann ehelichen, denn dies würde der Häuptling als einen tödlichen Schimpf ansehen. Fehde wäre die Folge, wenn ein Häuptling die Geschiedene zu sich nähme, während ein gemeiner Mann einfach von den Leuten des Häuptlings erschlagen wird. So oft der letztere Fall eintritt, wird übrigens die Frau frei und kann zur dritten Ehe schreiten. (Pritchard, Polynesian Reminiscences, S. 133—135.) Trotz oder vielmehr in Folge dieser Sittenlosigkeit gab es auch unnatürliche Laster in Hülle und Fülle. (Siehe: F. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 341.) Zwei Punkte sind es jedoch im ehelichen Leben der Polynesier, welche nach europäischen Begriffen einen unauslöschlichen Fleck auf ihren moralischen Charakter werfen. Zunächst die sogenannte Blutsfreundschaft oder Wahlbruderschaft, wonach zwei Männer, nachdem sie mit einander eine auf einem gegenseitigen Schutz- und Trutzbündnisse beruhende Freundschaft geschlossen, zur Gütergemeinschaft sich verpflichten, die sich sogar bis auf die Ehefrau erstreckt, wobei es schon vorgekommen ist, daß wenn z. B. ein Europäer Wahlbruder („Ikoa") eines Polynesiers wird und keinen Gebrauch von seinem Rechte macht, der Eingeborne sich gekränkt und verschmäht hält. Auch hatte der mehrfach erwähnte Lamont auf den Markesas wenigstens Gelegenheit sich von der Herrschaft der Sitte zu überzeugen, welche dem Gastfreund die Frau des Hauses zur Verfügung stellt. Uebrigens wollen wir zugleich warnen, wegen dieses Gebrauches allzu niedrig von den Eingebornen zu denken; wir empfehlen vielmehr das zu beherzigen, was Adolf Erman gesagt hat, der in Kamtschatka auf gleiche Art von einem Gastfreund geehrt ward. Der zweite schwarze Punkt ist aber der Kindermord, der nirgends in der Welt in diesem Umfange und mit dieser alles moralische Anstandsgefühl empörenden Schamlosigkeit wie in Polynesien geübt wird. Verschiedenheit des Standes verhinderte, wie wir sehen, die Schließung des Ehebundes keineswegs; allein die aus der Verbindung von Vornehmen mit Gemeinen entsprungenen Kinder wurden jederzeit gleich bei der Geburt getötet, und das ist nach Meinicke die Quelle des Kindermordes, obschon nicht geläugnet werden kann, daß er in neuerer Zeit nicht bloß um die Reinheit des Blutes der Vornehmen zu erhalten, sondern auch aus Vergnügungssucht und der Unlust sich mit dem Aufziehen der Kinder zu beschäftigen, geübt wurde. (Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. I, S. 50.)

Die Erziehung der Kinder, wenn man von einer solchen in Polynesien sprechen kann, besteht darin, daß das Kind von den Eltern in den Handgriffen, welche es zur Fristung seines Daseins braucht, unterwiesen und mit den Sagen

der Familie und des Stammes sowie mit den auf Anstand bezüglichen Reden und Gebräuchen bekannt gemacht wird. Sonst werden dem Kinde alle Unarten nachgesehen, es wird nie ernstlich gezüchtigt, damit man nicht seinen Trieb nach Freiheit und Selbständigkeit lähme. Knaben und Mädchen bleiben völlig unbewacht und können aus den Unterhaltungen in der elterlichen Hütte sich schon sehr früh in den Mysterien des geschlechtlichen Lebens ausbilden. Eigentümlich ist übrigens der Charakter der polynesischen Kinder. Nie sieht man sie sich unter einander streiten oder raufen, nie sieht man sie weinen, nie aber auch ausgelassen lärmen.

Die Hauptbelustigung der Polynesier bildet der Tanz. Tänzer und Tänzerinnen treten in einen Kreis von Zuschauern, welche bis die Reihe an sie kommt, den Takt schlagen, der auch durch einen hölzernen Trommelkasten angegeben wird. Unzüchtige Hüftenbewegungen, seltsame Verdrehungen der Glieder, ruckweise Biegungen des Rumpfes bilden die Hauptmomente dieser lüsternen Mimik, wo Männer und Frauen sich kreuzen, um einander sich drehen und sich streifen, bis sie nach etlichen Minuten erschöpft hinsinken, um andern „Künstlern" Platz zu machen. „Hupahupa" heißen diese Tänze auf den Paumotuinseln, und die Markesaner veranstalten Volksfeste, „Koika", auf denen gemeinschaftlich geschmaust und getanzt wird.

Einem französischen Augenzeugen verdanken wir die Schilderung eines solchen Koika. Die Männer erscheinen dabei im Nationalschmuck, d. h. mit dunklen Federbüschen höher wie die Bärenmützen der Grenadiere. Ein Opfer eröffnet das Fest. Es waren etwa 1500 Personen gegenwärtig, die gleichzeitig gespeist wurden. Um die passende Stunde erschienen in Prozession mindestens hundert Eingeborne, welche ganze gebratene Schweine, Früchte und Piroguen voll Popoï (Brotfruchtbrei) herbeitrugen. Bei der Verteilung der Lebensmittel entstand nicht die geringste Verwirrung, so daß man vermutete, jedermanns Platz und jedermanns Portion sei schon durch herkömmliche Anordnung im vorhinein bestimmt gewesen. Gegen 4 Uhr Nachmittags beim Aufsteigen der frischen Brise begannen die Tänze von neuem. Sie wurden von einem halben Dutzend Frauen eröffnet, sämtlich Witwen, die zu Ehren ihrer Abgeschiedenen einen Totentanz aufführten. Sie entblößten sich dazu aller ihrer Kleider und suchten durch Pantomimen ihre innere Trauer darzustellen, auch fehlte diesen traurigen Bajaderen nicht der Ausdruck allgemeinen teilnahmsvollen Bedauerns, als sie von der Schaubühne sich entfernten. Dann wurde das berühmte „Comumu Puaca", die Schweinshymne, aufgeführt. Wer der Dichter dieses musikalischen Ballets gewesen ist, wird uns leider verschwiegen, seine Eigentümlichkeit besteht aber darin, daß die Tänze der Frauen im Chor von einem allgemeinen Schweinsgrunzen begleitet werden. Nie hat sich wohl die schaffende Phantasie an einen schmutzigeren Gegenstand gewagt, die Nukuhiwier indes geraten bei der Aufführung dieses Nationalgesanges in die höchste Verzückung. Nach Sonnenuntergang fand eine Fackelprozession zu den „Tiki" (Götzen) und ein abermaliges Opfer statt. Als die Franzosen am dritten Tage nach dem Koika zurückkehrten, war das Volksfest im Erlöschen. Der Anblick war aber kein heiterer, sondern im höchsten Grade widerlicher. Der Genuß von Kawa und von Namu hatte die meisten überwältigt. Ermattet lagen alle umher und erhoben kaum die Augen mit trüben Blicken. Die Damen, die so stolz auf ihren Haarputz zum Feste gezogen waren, kümmerten sich nicht mehr darum, daß nur noch Fetzen um sie herumhiengen und die Blumen entblättert waren. Eine Schwüle schwebte über der Versammlung, überall glitt der Fuß aus auf Ueberresten der Mahlzeit, ein saurer Geruch peinigte die Nerven, und Wolken von Moskito labten sich in dieser verpesteten Atmosphäre. Das aber ist Zweck und Ende eines jeden Koika. (Ausland 1861, S. 108.) Die Penrhyninsulaner frönen mit Vorliebe dem „Pehu" oder der Ceremonie des Gesanges, der freiwillige Hautaufritzungen begleitet.

Auf Tahiti sind die Tänze die frühere Hauptbelustigung, von der so leicht verletzlichen französischen Polizei wegen ihrer Unzüchtigkeit verboten worden und werden nur an großen Festen geduldet. In Folge dessen haben sich die Eingebornen auf das Kartenspielen verlegt und das eine Laster mit dem andern vertauscht.

Staatliche und soziale Einrichtungen.

Gegenwärtig gibt es nicht viele Inseln mehr in der Südsee, auf welchen nicht Europäer, wenn auch oft bloß vereinzelt, leben, und diese haben wie in Glaube und Sitte so auch in den politischen Institutionen der Eingebornen eine bedeutende Veränderung hervorgerufen. Auch von den polynesischen Eilanden sind mehrere in bestimmte Beziehungen zu europäischen Staaten getreten, und erst am 15. September 1880 meldete das Journal officiel die Annexion der Gesellschaftsinseln (Tahiti), der Freundschaftsinseln (Tonga) und der Insel Hivaoa im Markesasarchipel durch Frankreich*). Tahiti stand schon früher unter einem französischen Protektorate, welches dem Besitze gleichkam und sich auch auf die Paumotu oder Niedrigen Inseln erstreckte, so daß die dortigen Halbwilden und Anthropophagen längst „konstitutionelle" Freiheiten genießen, denn sie senden ihre gewählten „Deputierten" zur „Assemblée nationale" auf Tahiti, wo sie ihre Beredsamkeit glänzen lassen, da ihnen, wie allen Ozeaniern, das Mundwerk sehr geläufig ist. Thatsächlich erscheinen alle polynesischen Staaten gleichmäßig im Verfall, der übrigens schon lange vor dem Auftauchen der Europäer auf diesen Inseln begonnen haben muß und sich auf verschiedene Weise entwickelte. Die Europäer haben aber in diesen Prozeß fördernd eingegriffen, so daß nur auf den abgelegensten Eilanden, und kaum mehr auf diesen, die alten Zustände in ihren allgemeinsten Umrissen zu erkennen sind.

Nach Friedrich Müller, dem ich hier ausschließlich folge, beruhten die politischen Institutionen der Polynesier auf der altmalayischen Stammverfassung, die ihrerseits wiederum nur eine erweiterte Familienverfassung war. Darnach sind die Gemeinden, nämlich die verwandten Familien, deren Hütten und Felder in der Regel zu Dörfern vereinigt sind, ursprünglich von einander unabhängig. Früher, als es noch wilder in der Südsee zuging, hatten die Eingebornen ihre Dörfer in den Bergen. Jetzt ziehen sie immer mehr zu der Küste hin. An der Spitze eines solchen unabhängigen Dorfes steht ein Oberhaupt oder Häuptling, der in Krieg und Frieden eine gewisse Autorität ausübt, aber durch keinerlei Abzeichen von den einzelnen Gemeindemitgliedern sich unterscheidet. Doch tritt in der Anrede und im Gespräche dieser Rangunterschied hervor, und man bedient sich dabei — dieser Zug ist der malayischen Rasse so ganz eigentümlich — gewisser Phrasen und bestimmter Titel. Zu gewissen Zeiten findet eine Vereinigung mehrerer unabhängiger Gemeinden unter einem höheren Oberhaupte statt, sei es daß äußere Verhältnisse dazu zwingen, sei es daß ein Häuptling mit seinem Stamm eine gewisse Oberherrlichkeit an sich gerissen hat, wie dies z. B. auf den Tongainseln, auf Tahiti und Hawaii geschehen, wo richtige Könige das Szepter führen, oder bis unlängst führten, während auf Samoa das nämliche Streben Krieg und Parteiungen hervorrief. Diese

*) So lauteten wenigstens die ersten Mitteilungen in den Zeitungen. In allen späteren Berichten hat man aber die Tongainseln nicht mehr nennen hören, so daß die Anexion sich wohl bloß auf Tahiti und Hivaoa beschränkt.

Oberhäupter entscheiden im Frieden vorkommenden Falls nach althergebrachten Satzungen. Dieselben beziehen sich auf die verschiedenen Vergehen und setzen entwickelte Ideen über die menschlichen Verhältnisse voraus. Bei wichtigen gemeinsamen Angelegenheiten versammeln sich die Gemeinden auf einem großen mit Brotfruchtbäumen umgebenen Platz. Es ist dies der „Mara", auf den Penrhyninseln ein geweihtes Heiligtum, das von großen Steinplatten, letztere bisweilen von 2 m, eingeschlossen ist, und wohl mit dem „Morai" auf den Markesas identisch ist, auch für die Frauen „Tabu" ist, d. h. von ihnen nicht betreten werden darf. Bei diesen Versammlungen bilden die Familienhäupter das Parlament, während der Häuptling und der Oberhäuptling oder König schweigend zuhören. Eine solche Versammlung dauert oft Tag und Nacht, da mit den dabei geltenden Förmlichkeiten mehrere Stunden vergeudet werden. So ist es z. B. Sitte, daß wenn jemand sprechen will, alle zur Rede berechtigten Mitglieder der Versammlung sich zum Worte melden, um schließlich, indem sie aus Höflichkeit gegen einander auf dasselbe verzichten, es dem ersten zu überlassen. Dieser beginnt nun die Rede, einen Fliegenwedel aus Haar in der Hand haltend und auf einen Stab oder eine Lanze gestützt, nicht mit einer an alle gerichteten Ansprache, sondern mit einer speziellen Anrede aller Anwesenden, wobei er deren Titel und Würden weitläufig zu erwähnen nicht vergißt. Die einzelnen Sätze werden nicht, wie bei uns, mit gegen Ende fallender, sondern steigender Stimme gesprochen, die letzten Worte überdies mit einer besonderen Kraft ausgestoßen. (F. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 342—343.) Diese altmalayischen Versammlungen enthalten also die wesentlichsten Keime des Parlamentarismus, welchen Unkundige für ein arisches und wo möglich spezifisch germanisches Produkt ausgeben wollen, und ich bin fest überzeugt, daß nur auf Grund des schon von Alters her Bestehenden das parlamentarische Regime nach modernem Zuschnitt, wie wir es heute auf einigen Inseln Polynesiens antreffen, dort so rasch Eingang gefunden hat.

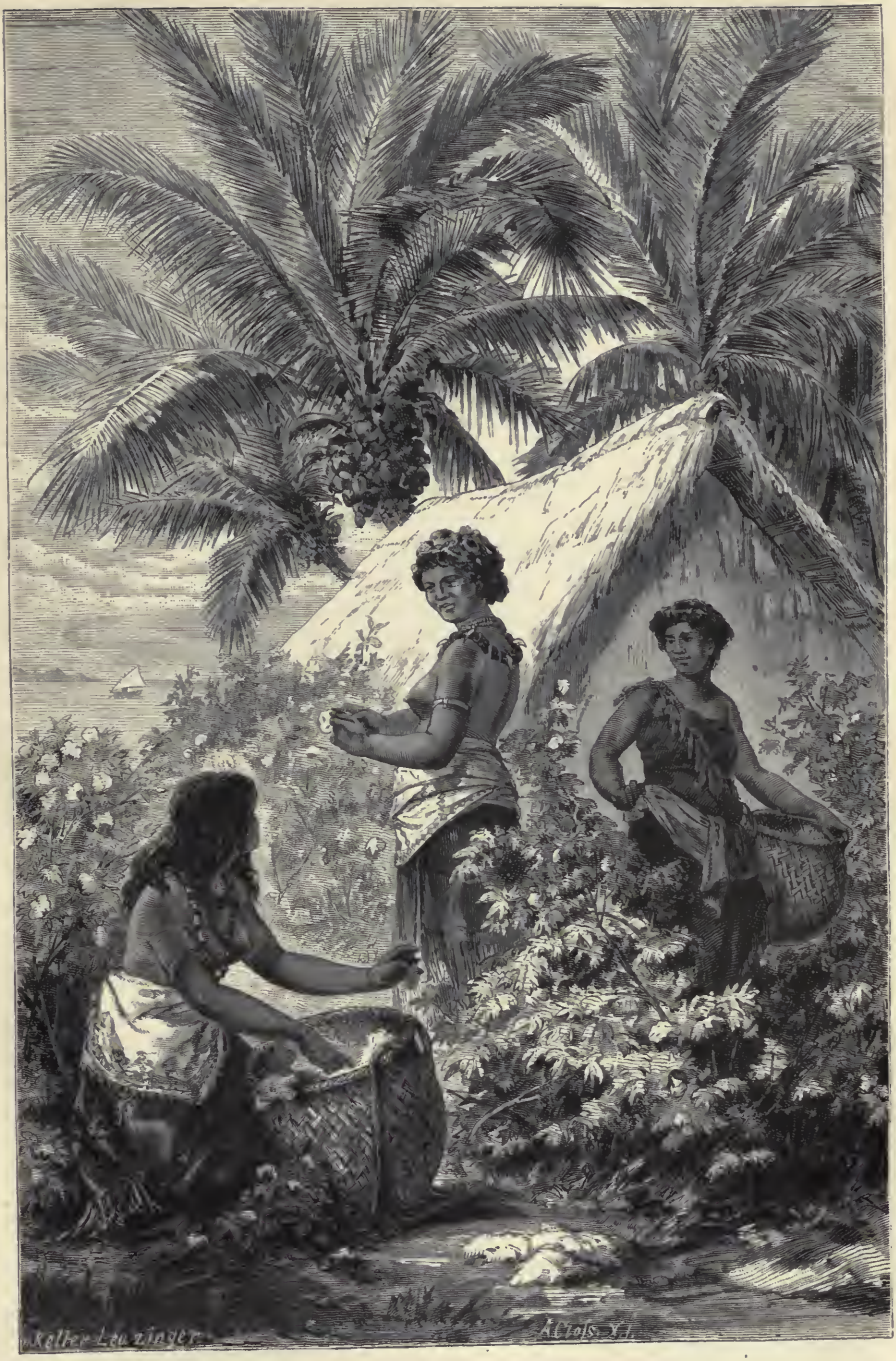
Die Gesellschaft zerfällt beinahe auf allen Inseln in drei Stände: Adel, Volk und Sklaven. Letztere, durchwegs Kriegsgefangene, sind jedoch in so geringer Anzahl vorhanden, daß sie praktisch nicht mitzählen. Auf den Markesas fanden die Franzosen die Eingebornen in zwei Klassen geteilt, wovon man die erste als einen Geburts-, Geld- und Intelligenzenadel bezeichnen kann, wenn man zu den weltlichen Häuptlingen oder „Akaiki" auch die Priester („Tahua") hinzurechnet. Die andere Klasse, die „Kikino", umfaßt das übrige Volk. Der Adel, hie und da in den höheren und den niederen (die Landbauer, welche zu dem höheren Adel in einer Art Lehensverhältnis stehen) geteilt, ist der eigentliche Besitzer aller politischen Rechte und aller Macht. Die Macht eines markesanischen Akaiki reicht freilich nicht weiter als seine persönliche Geltung und schwankt mit dieser an Umfang; er hat einen Anspruch auf die Zehnten von den Ernten der Plebejer, und seine höchsten Befugnisse bestehen darin, daß er Dinge „Tabu" oder unberührbar machen und Tabufrevler bestrafen darf. Ueberall aber befindet sich das Volk in Abhängigkeit vom Adel. Bezeichnend für die Stellung des niederen Volkes zum Adel und namentlich zu den Häuptlingen ist es, daß ehemals auf Tonga die Weiber desselben den Adelichen unweigerlich zu Willen sein mußten. Das Leben des gemeinen Mannes hatte überhaupt keinen Wert, er war zur Verrichtung der niedrigsten Handgriffe, wie Feldbau, Kochen — Beschäftigungen, welche sonst den Weibern obliegen — verurteilt. Die Gemeinen besitzen zwar die persönliche Freiheit, allein keinen Grundbesitz und leben auf den Gütern der Adeligen auf Grund einer Art von Lehensverfassung, ein Umstand, welcher in der Gegenwart im Verkehre mit den Fremden manche unliebsame Verwicklung veranlaßte. Die Europäer kauften Land, die Eingebornen aber betrachteten die Sache als eine Art von Lehensvertrag und wollten die Grundstücke später in ihrem verbesserten Zustande wieder als rechtmäßiges Eigentum zurücknehmen. Auch verkauften die Häuptlinge das Land ihrer Unterthanen, ohne dazu berechtigt zu sein. Das polynesische Rechtsbewußtsein hat sich überhaupt noch niemals bis zur vollen Anerkennung des persönlichen Eigentums emporgeschwungen.

Am reinsten und ursprünglichsten hat sich die altmalayische Verfassung auf Samoa und Tonga erhalten, dagegen auf den übrigen polynesischen Eilanden nicht unwesentliche Abänderungen erlitten, worin einerseits Tahiti, Raratonga und Hawaii mit einem Streben zum zentralisierten Königtum, andererseits Neuseeland, die Paumotu- und Markesasgruppe mit immer wachsender Tendenz zur Isolierung unter einander übereinstimmen.

Die beiden, ihres Handels mit den Europäern wegen wichtigsten unter den unabhängigen Reichen der Polynesier, Tonga und Samoa, geben sich in

mancher Hinsicht einen völlig europäischen Anstrich. In Tonga ist seit 1845 der greise, mehr denn 80jährige König Georg Tubau als Beherrscher sämtlicher Inseln des Archipels anerkannt. Er gilt für einen zuverlässigen Freund Deutschlands, welches auch mit ihm am 1. November 1877 ein Freundschaftsbündnis abschloß, wodurch es auf Vavao eine Kohlenstation erwarb. Missionäre der wesleyanischen Kirche haben vor etwas mehr denn vierzig Jahren das Tongareich bekehrt, welches eine Art von politischer Idylle in dem gährenden Völkergetriebe der Südsee bildet.

Auf einem Flächenraume, der etwa dem des Fürstentums Waldeck gleichkommt (1046 qkm), zählt es nach Missionärangaben 23,000, nach den Veröffentlichungen des deutschen Auswärtigen Amtes etwa 30,000 Einwohner. Und obwohl seine Bevölkerung einen der intelligentesten, aber am wenigsten fleißigen Völkerstämme der polynesischen Rasse darstellt, so erfreut sich doch das kleine Reich eines ausnehmenden Wohlergehens. Dieses Wohlergehen ist fast ausschließlich das Verdienst des eingebornen Königs George Tubau, eines Mannes, dem selbst das wenigst günstige Urteil der Europäer immerhin einen hohen Grad von mehr ruhiger, würdevoller und selbstbewußter als glänzender Klugheit zuerkennt. Dieser Herrscher hat während seines langen Lebens das Inselreich aus den verworrenen Zuständen und den teilweise damals noch fortbestehenden Ueberlieferungen einer Art von Zweikönigtum, ähnlich dem japanischen (mit Mua, als dem Sitze des kirchlichen Herrschers) zu seinen heutigen geordneten Verhältnissen emporgehoben. Unterstützt wurde er dabei von der wesleyanischen Mission, die das Land unter ihrem Vorsteher Herrn Baker zu einer Art von protestantischem Paraguay umzugestalten trachtete. Daß Herr Baker, der seit langen Jahren die Rolle eines ersten Ratgebers der Krone gespielt hat, das Wohl des Volkes vor Allem im Auge hatte, ist selbst von den Kaufleuten, den gewohnheitsmäßigen und erbitterten Feinden der Missionäre, niemals geleugnet worden. Drei weiße Instrukteure, ein Deutscher, ein Engländer und ein Amerikaner, haben dem König von Tonga eine kleine stehende Armee von 500 Mann (Garden und Artilleristen) herangebildet, die zu verschiedenen Malen das Staunen der deutschen Seeoffiziere erregte. Körperlich kräftig wohlgestaltet und mit einem feinen Gefühl für Takt und Rhythmus begabt, sollen diese Polynesier ein ganz vortreffliches Material zu militärischer Schulung abgeben. Ihre Marschleistungen sollen ausgezeichnet sein und eine Parade in den weißen Helmen, den in Sydney gefertigten teils roten, teils blauen Uniformen soll kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Um jedoch das Bild für einen deutschen Offizier nicht allzu verlockend erscheinen zu lassen, möge hinzugefügt werden, daß jene großen Marschleistungen unmöglich wären, falls nicht die Soldaten ihre Stiefel in der Hand tragen dürften. Die Einkleidung soll überhaupt ihre Schwierigkeit haben, da der überwiegende Teil der Rekruten nie vorher ein europäisches Kleidungsstück auf dem Leibe gehabt hat. Die Stärke des stehenden Heeres wird von König und Kammer des Nähern festgesetzt. Die unverheirateten Männer losen alsdann, und wen das Los trifft, der muß sieben Jahre bei der Fahne (in diesem Falle rot und weiß) bleiben. So kommen jene 500 Mann zusammen, von denen 200 auf Tongatabu stehen, die übrigen auf den Inselgruppen der drei dem Reiche unterworfenen Archipele verteilt sind. Im Kriegsfalle hat jeder waffenfähige Mann die Pflicht, sich der Miliz, einer Art von allgemeinem Volksaufgebot und natürlich ohne Uniform, es seien denn die abgelegten des stehenden Heeres, anzuschließen. Die Bewaffnung der kleinen Armée à l'européenne wie der blaugekleideten Polizisten (jeder dritte oder vierte Mensch etwa nennt sich Polizist, wagt es aber nur selten einem Weißen etwas anzuhaben) besteht wie diejenige der meisten Samoaner aus Feuergewehren ältern Systems, die ja von den Kaufleuten freigebig auch an die wilderen Völkerstämme der Südsee verteilt werden. Im Kriegsfalle würde die Miliz freilich wohl teilweise noch zu den altgewohnten Keulen und sonstigen Gewehren greifen müssen. Schlechter sieht es mit der artilleristischen Bewaffnung aus. Tonga besitzt sechs Bronze- und zwei eiserne Geschütze, die aber einstweilen vorwiegend zu Signal- und Salutschüssen verwendet werden. Die Paradeuniform des obersten Befehlshabers der Armee, also des Königs, ist der eines englischen Admirals nicht unähnlich: blauer oder roter Rock mit goldenen Schnüren auf der Achsel und unter den Armen, dazu eine seidene Schärpe über der Brust. Die Krone des Königs (Gold ohne Edelsteine) ist in Sydney gefertigt worden und kostet 5000 Mark. Das Wappen des Reiches zeigt in vierfach geteiltem Felde eine



Baumwollenernte auf Samoa.

Krone, eine Taube, drei Sterne und drei Schwerter, letztere beide als Anspielungen auf die drei Archipele. Darunter steht: „Koe otua mo toga ko hoku tofia", was so viel bedeutet als Tonga für die Tonganer. (Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 135—141.) Das kleine Musterreich der Südsee führt natürlich auch seine eigene nationale Flagge. Jeder Erwachsene hat eine jährliche Abgabe von 7 Dollars zu entrichten. Es werden keinerlei geistigen Getränke auf den Inseln verkauft, da ein Zoll von 1 Dollar per Gallone Wein, 2 Dollars per Gallone Spirituosen und 1 Shill. per Flasche Bier, sowie eine Steuer von 100 Dollars für eine Verkaufskonzession den Konsum von selbst verbieten. Das Gesetz, nach welchem jeder Matrose um 8 Uhr Abends auf seinem Schiff sich einfinden muß, trägt nicht wenig dazu bei, die Nüchternheit auf den Inseln zu erhalten.

Im Samoaarchipel oder den Schifferinseln standen sich seit Jahren zwei Parteien feindlich gegenüber: diejenige des Häuptlings Malietoa, welcher von den Inseln Savaii und Manono, sowie eines Teiles von Upolu als König anerkannt wurde, und jene der alten Malo-Regierung, eines aus den Häusern der Taimua und Faipule bestehenden Parlaments. Die fremden Regierungen erkannten diese an und das deutsche Reich schloß am 24. Januar 1879 einen Freundschaftsvertrag, dessen Verhandlungen ziemlich langwieriger Art waren, mit „Ihren Exzellenzen den Herren der Taimua im Namen der Regierung von Samoa", Exzellenzen übrigens, die nur in den Berichten unter diesem Titel figurieren, während ihnen sonst jeder Matrose ungestraft einen Fußtritt geben zu dürfen glaubt. Die „Taimua" ist eine Art Versammlung von Häuptlingen, deren Machtvollkommenheit mit den Senaten der Hansestädte vergleichbar ist. In der Faipule steht ihr eine Art Bürgerschaft oder Unterhaus zur Seite. Den langjährigen Kämpfen ward nun endlich dadurch ein Ende bereitet, daß am 23. Dezember 1879 die Vertreter der acht Provinzen des Reiches, — je zwei Häuptlinge für die Provinz — sich in Apia, dem wichtigsten Handelshafen des Landes, versammelten, die samoanischen Grundrechte berieten und festsetzten und Malietoa zum lebenslänglichen König wählten. Als derselbe am 8. November 1880 auf Savaii im Alter von 65 Jahren starb, folgte ihm anstandslos auf dem Throne sein Neffe Laupepa als Malietoa II. Die Regierung ist darnach konstitutionell und besteht aus einem Ober- und Unterhaus, während deren Vertagung ein Parlamentsausschuß dem Könige die Bürde der Regierung tragen helfen soll. Hafen und Umgegend von Apia auf Upolu, wo die meisten Fremden wohnen, sind neutrales Gebiet, über welches eine aus den Konsuln von Deutschland, Nordamerika und England gebildete Behörde die oberste Gerichtsbarkeit ausübt. Amerika hat sich durch Vertrag den Hafen von Pangopango auf der Insel Tutuila, das deutsche Reich den in der Nähe von Apia gelegenen Hafen von Saluafata zur Anlegung einer Kohlenstation gesichert. Der früher so bedeutende Handel mit Deutschland hat jedoch einen heftigen Schlag bekommen, durch die Zahlungseinstellung des Hamburger Hauses von Joh. Cäsar Godeffroy und Sohn, die mit kühnem Geist ihre Kontore und Faktoreien über Tonga, Viti, die Karolinen und Marshallinseln, über Neuirland und selbst das ungastliche Neuguinea, kurz über die ganze Südsee ausgebreitet hatten und deren Einfluß sich unter dem Titel der Société commerciale de l'Océanie selbst nach dem französischen Tahiti hinüber erstreckte.

Die Polynesier haben sich schon vollständig an den Gebrauch des Geldes

gewöhnt, doch sind Silberpiaster an manchen Orten in ihren Augen die einzige gangbare Münze, der sie mit Begierde nachstellen, denn jene idyllischen Zeiten, wo anlegende Seefahrer um eine Anzahl Pottfischzähne eine Ladung Sandelholz eintauschen konnten, sind längst vorüber. Silber, Waffen, Schießbedarf und Zeuge, namentlich Wollenzeuge, sind die einzigen Tauschmittel, und die Eingebornen fordern sehr unbescheidene Preise.

Auf Samoa und Tonga gibt es, wie schon erwähnt, nur noch einige Heiden, obwohl das Christentum der großen Masse auch dort meist ein recht äußerliches ist. Natürlich ist es dies noch weit mehr auf den weniger civilisierten Eilanden. So zogen auf Nukuhiwa die Blicke Lamonts ein paar Mädchen auf sich, die züchtig ihre langen seidenen Wimpern niederschlugen und ihre Augen nicht von den Kruzifixen und Gebetbüchern abziehen ließen, aus welchen letzteren sie andächtig sich erbauten. Später aber, in einer traulichen Stunde, gestanden sie alle, daß sie nur mit den Lippen und aus Furcht vor den „Wi-wi" (Franzosen) „missionärisch" geworden seien. Auch auf Tahiti äußert sich das angenommene Christentum nur als ein halbes Heidentum. (Allg. Zeit. vom 17. März 1877.) Auf Rarotonga, wo die Bevölkerung von dem berühmten polynesischen Apostel Williams bekehrt worden war, fiel dieselbe später wieder ab, bis die Partei der Missionäre durch einen Bürgerkrieg das Heidentum unterdrückte. Auch die Bewohner der Paumotu sind von katholischen und protestantischen Missionären bearbeitet und mit Kapellen beschenkt worden. Mehr Erfolg aber als diese Würdigen hatte ein mormonischer Sendbote, dessen polygamische Lehren den Ozeaniern weit besser mundeten. Hie und da, wie auf St. Augustin oder Nano-mea (im Ellicearchipel, nordwestlich von Samoa) sind die Eingebornen noch bei ihren alten heidnischen Gebräuchen geblieben, schon auf dem benachbarten Waitupu aber haben sie ihre Idole verlassen und sind zum Christentum übergetreten.

Die herrschende geistliche Macht auch auf den meisten Inselgruppen Polynesiens sind die Wesleyaner. Sie treiben Handel und Plantagenbau, verfügen über bedeutende Geldmittel und könnten in mancher Hinsicht die „Jesuiten der Südsee" genannt werden. Auf Samoa wirken amerikanische Independenten und Mitglieder der englischen Staatskirche, auch hat auf Tutuila bis vor kurzem eine Mormonenstation bestanden, die dort aber wegen mangelnden Erfolges eingegangen ist. Alle diese Missionäre haben großen, oft gar zu großen Einfluß, den sie nur zu häufig mißbrauchen, zumal wenn gerade kein fremdes Kriegsschiff im Hafen ist oder wenn der Kommandant eines solchen sich ihnen dienlich zeigt. (Allgem. Zeit. vom 8. Dezember 1877.) König Malietoa I. von Samoa war von den Missionären erzogen und durch den Einfluß dieser frommen Herrn zum König erwählt worden; sie schürten dort auch das Feuer des Bürgerkrieges zu Gunsten ihres Lieblings. (R. Parkinson, Aus der Südsee, im Ausland 1878, S. 91—92.) Ueberall haben die frommen Apostel die strikte Feier des Sonntags eingeführt, an welchem der ohnehin eben so faule als indolente Polynesier keine Arbeit verrichten darf; wo sie konnten, richteten sie auch eine Art Polizei ein, welche Vergehen gegen Sitte und Gesetz überwacht und die Uebertreter mit Bußen, in abzuliefernden Oel, Schweinen, Matten und dergleichen bestehend belegt. Hr. Lamont fiel auf Mangaia, einer der Hervey-inseln, in die Hände solcher „Rikos" oder eingeborner Polizeidiener, richtiger Tugendwächter. Es sind dies lauter verheiratete Männer, deren Amt es ist, allen nächtlichen Zusammenkünften der Jugend nachzuspüren und die daher in jedes Haus eindringen. Wird ein Bursche nicht in seiner Behausung, sondern allein im Hause einer Frau oder eines Mädchens angetroffen, so wird er dieses Vergehens halber vor den Richter gezogen. Die Aussage des Riko gilt als beschworene Wahrheit, und Berufung gegen ein Urteil geht an den

Missionär, dessen Entscheidung endgültig ist. Dem Schuldigen wird eine schwere Geldbuße auferlegt, welche der Riko, der König, der Richter und (bei Appellation) der Missionär unter sich verteilen. Diese Bußen sind eine reiche Einkommensquelle, da das schöne Geschlecht von Mangaia noch genau so wenig standhaft ist wie zur Zeit der ersten Landung von Heidenbekehrern. Gewöhnlich betreiben die letzteren auch noch einen einträglichen Monopolhandel, indem sie von den Eingebornen kaufen und die Produkte gegen europäische Waaren vertauschen, die sie dann wieder unter ihren „Schafen" absetzen, so daß sie, da jedem anderen die Geschäfte untersagt sind, eine Elle Zeug, die vielleicht 12 ₰ wert ist, mit 1 Mark, also dem vierfachen Preise sich bezahlen lassen. Dafür sorgen sie aber, daß kein Branntwein abgesetzt wird, und Tabak, dessen alleinigen „Regieverkauf" sie sich selbst bewilligt haben, nie an Sonntagen unter schwerer Strafe geraucht oder gekaut werden darf. (Lamont, Wild life among the Pacific Islanders, S. 83—86.)

Nicht ohne Erfolg sucht übrigens der Katholizismus auf Samoa sowohl wie auf Tonga den Protestanten Konkurrenz zu machen. Die französischen Missionäre kommen von zwei Seiten her zur Südsee; von Auckland aus haben sie sich in West- und Mittelpolynesien, von Tahiti aus in Ostpolynesien festgesetzt. Auf der letztgenannten Insel neigen übrigens, obgleich französische Missionäre dieselbe wahrhaft überschwemmt haben, die Eingebornen doch mehr dem Glauben der protestantischen Sendboten zu, die von England und den Vereinigten Staaten aus sich mit ihren Familien dort niederließen. In Apia giebt es katholische Missionsschwestern, in Leoni auf Tutuila eine Priesterstation und eine andere soll in Pangopango errichtet werden. Auch italienische Missionäre haben sich in der Südsee versucht, zwei Bischöfe und fünf Missionäre aber sind auf San Cristobal erschlagen und wahrscheinlich verspeist worden, worauf die Italiener die Lust verloren zu haben scheinen. (Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 116—117.) Die katholischen Missionäre, ohne Frau lebend, führen im allgemeinen auf den Inseln ein nicht sehr beneidenswertes Leben und müssen vieles entbehren, während die verheirateten englischen Missionäre sehr bequem eingerichtet sind, besser als die meisten Kolonisten. Wo sie es können, wie z. B. auf Futuna (westlich von Samoa) üben auch sie ein Priesterregiment, welches Gesetzgebung und Sitten regelt und sogar dem Widerstrebenden Strafen auferlegt; „dem Anscheine nach," bemerkt Dr. Eduard Graeffe, „fördert dieses jedoch nicht unwesentlich das Gedeihen des kleinen Völkchens; jedenfalls befinden sich diese besser unter dem heitern katholischen Priestertum als andere unter dem ernsten, alle Vergnügungen verbannenden Puritanismus vieler englischer Missionäre." (Ausland 1867, S. 1142.) Ist es da zu wundern, daß alle Reisenden, gleichviel welchen Bekenntnisses, einstimmig die katholischen Missionäre preisen, die arm die Heimat verlassen und arm zurückkehren, welche die Eingebornen nicht unnütz quälen, sondern sie zu bessern und zu heben suchen?

Uebrigens ist überall das Verschwinden der polynesischen Rasse besiegelt, denn wo immer die europäische Civilisation halb entwickelte Völker berührt hat, da brachte sie ihnen sichern Tod. Das Unfruchtbarwerden der Weiber, ein gewisser Lebensüberdruß und eine Sehnsucht nach dem Jenseits sind nur die überall sich gleichenden Symptome des nämlichen an geologische Vorgänge erinnernden Prozesses. Unter diesen Umständen kann man auch den Bestrebungen der Missionäre keinen Beifall spenden. Sie bringen mit der Lehre die christliche Civilisation, mit dieser den Rassentod, und unter ihrer Wirksamkeit verarmt die Schöpfung rascher an Varietäten des Menschengeschlechts. Wenn man auf den noch unberührten Eilanden die gesunden muskulösen Gestalten voll Lebenslust und Fröhlichkeit mit den meisten der im allgemeinen Handelsverkehr und unter den Missionen stehenden Insulanern vergleicht, so kann man nicht umhin, mit Dr. Graeffe den Wunsch auszusprechen, daß sie noch lange vor der sogenannten Civilisation bewahrt bleiben mögen.

Mythologie und religiöse Sitten.

Weil die gegenwärtigen religiösen Zustände der Polynesier fast überall mehr oder weniger von der erfolgten und immer weiter um sich greifenden Christianisierung beeinflußt sind und diese wiederum auf der zugleich als Ordner sozialer Dinge auftretenden Missionswirthschaft aufgebaut ist, so habe ich das Nötige dem vorstehenden Abschnitte einverleibt. Da aber, wie schon bemerkt, das heutige Christentum in Polynesien doch zumeist bloß ein äußerliches ist, so kann der alte Glaube dieser Völker hier nicht völlig mit Stillschweigen übergangen werden, denn der polynesische Gedankenkreis ist nächst oder neben dem buddhistischen der ausgedehnteste, den wir auf der Erde besitzen. Eine überraschende Gleichartigkeit dehnt sich durch die Weite und Breite des Stillen Ozeans, und wenn wir Ozeanien in der vollen Auffassung nehmen, mit Einschluß Mikro- und Melanesiens, selbst weiter. Es läßt sich sagen, daß ein einheitlicher Gedankenbau, in etwa 120 Längen- und 70 Breitegraden ein Viertel unseres Erdglobus überwölbt. Leider ist uns, wie Professor Dr. Adolf Bastian betont, fast so gut wie gar nichts von dieser gewaltigen Gedankenschöpfung bekannt, denn wie in der alten Welt, so bewahrten auch in Polynesien die Priestergilden mit emsiger Eifersucht die Geheimnisse der Religion, und der Reisende drang nur in den seltensten Fällen in das Mysterium ein. So besaßen wir eigentlich nichts weiter als „hie und da auf den verschiedenen Inselgruppen unterscheidungslos aufgeraffte und willkürlich durch einander gewürfelte Mythen". In diese Kategorie gehören selbst allerneueste, an sich sehr wertvolle Erkundigungen, wie z. B. jene Hübners über die „Duk-Duk"-Ceremonie auf Neubritannien. (Siehe Schmeltz und Krause, Ethnogr.-anthrop. Abteil. des Museum Godeffroy, S. 17—18.) Von tieferem Gehalte war nichts vorhanden. Dazu kommt, daß die alten Ideen immer mehr der Vergessenheit anheimfallen. Nur die ältere Generation hält noch fest an dem Glauben und den Gebräuchen der Vorväter, die jüngere dagegen ist bereits von Zweifelsucht stark angesäuert und lacht über den vormaligen Aberglauben und die religiöse Ehrfurcht der Altgläubigen. Dahin sterben also die letzten Träger der alten unverfälschten Traditionen; ehe sie aber auf immer den Mund schließen, trachtete William Wyatt Gyll (Myths and Songs from the South Pacific. London 1877. 8°.) noch zu retten, was zu retten war, und ganz neuerdings zwang an zwei wichtigen, von einander entlegenen Stellen, auf Neuseeland und Hawaii, der obengenannte deutsche Gelehrte Bastian sie noch zum Reden, so daß wir einen mehr als flüchtigen Blick in die religiösen Vorstellungen der Südseevölker zu thun vermögen. Die alte Religion der Polynesier besteht demnach in der Verehrung bestimmter Gottheiten, teils allgemeiner, teils lokaler Natur. Ihre Anzahl ist sehr groß und hat frühzeitig zur Schöpfung eines Sagencyklus geführt, der, was poetische Kraft und Tiefe der Auffassung anbelangt, sich kühn mit den Sagenkreisen mancher Kulturvölker messen kann.

„Tangaro", „Taaroa" oder „Kanaloa" ist der Schöpfer bei den Polynesiern. In seinem weit verbreiteten Kultus erscheint er in verschiedenen Masken. So weilt auf Raiatea seine Schöpferkraft in einer Muschel, anderwärts tritt er als Schildkröte auf und erneuert sich durch Abwerfen der Schale oder er schwebt in einem vom Winde umhergetriebenen Ei. Die Schiffszimmerleute von Tonga, deren Schutzgott er war, übertrugen auf ihren Seefahrten seinen Dienst an andere Küsten; in Neuseeland schreitet er als Spukgespenst über die Wogen. Seine schöpferische Thätigkeit auf den Markesas schildert ein erst kürzlich bekannt gewordener Sang:

„Im Anfang der Raum und Gefährte,
Der Raum in des Himmels Höhe
Tanaoa erfüllte, durchwaltet den Himmel
Und Mutuhei schlingt drüber sich hin.
Keine Stimme damals, kein Laut noch war,
Nichts Lebendes in Bewegung.
Noch Tag war nicht, noch war kein Licht,
Eine finstere, schwarzdunkelnde Nacht.
Tanaoa wars, der die Nacht beherrscht,
Aus Tanaoa hervor Atea (das Licht) entsprang
In Lebenskraft schwellend, mächtig und stark,
Atea wars nun, der den Tag beherrscht" u. s. w.

Ueberall in Polynesien beginnen die Kosmogonien mit dem Begriffe der Urnacht „Po", in welchem Räumliches und Zeitliches verbunden ist. Aus diesen Urnächten treten die Welten ins Dasein und die Götter hervor, die „Atua fauna po", die nachtgeborenen Götter im Gegensatz zu den jüngeren niederen Göttern, welche durch Heroen in die Menschen übergehen. Die Götter- und Geisterwelt Polynesiens (Atua) zerfällt demnach in drei Hauptgruppen: Die Götter, denen die Schöpfung der Welt zugeschrieben wird, die niederen Gottheiten und Dämonen der Elemente, endlich die vergötterten Menschen. Po, räumlich und zeitlich gedacht, umfaßt das Ganze, die Keime und gesetzlichen Vorbedingungen für die künftige Schöpfung. Es ist die causa absoluta prima Spinozas. (A. Bastian, Die heilige Sage der Polynesier. Kosmogonie und Theogonie. Leipzig 1881. 8°. S. 12—15.) Auf den meisten polynesischen Inseln sieht man rohe aus Holz geschnitzte Götzenbilder mit menschlichen Fratzen; diese Götzen selbst heißen „Tiki"; der Rang der Atua, die sie vorstellen, ist jedoch so verschieden, daß mancher Tiki sich einer schnöden Behandlung ausgesetzt sieht.

Ein Lieblingsgedanke der Polynesier, verzogener Kinder einer üppigen Zone mit herrlichster Szenerie, ist die Ausmalung des Lebens nach dem Tode. Doch wurden nach älteren Anschauungen bloß die Edlen desselben teilhaftig, da nach dem Glauben der Polynesier nur diese eine individuelle Seele besitzen, das gemeine Volk dagegen sich in diesem Punkte von den Tieren nicht wesentlich unterscheidet. Erst später wurde die Fortdauer allgemein und man erklärte die Seele für ein ätherisches Element des Leibes. Eine Bestrafung oder Belohnung für Gutes und Böses wird indes nicht erwartet. Himmel und Hölle sind nur verschiedene Orte höherer und geringerer Glückseligkeit.

Der Himmel wird bewohnt von der haute volée des polynesischen Olymps, von den Göttern höherer Abkunft, von den Frauen die im Kindbett sterben, von den Selbstmördern, endlich von den Häuptlingen dieser Welt. An der table d'hôte dieses Paradieses gibt es Popoï, Schweinefleisch und Fische „à l'indiscrétion", und Weiber, wie man sie nur träumen kann. In die Hölle dagegen, wo es viel frugaler hergeht, kommen die Plebejer. Uebrigens können die Abgeschiedenen von der Unterwelt zeitweilig die Oberwelt besuchen, wo sie während des Tages in der Regel als Tiere, während der Nacht als verschiedenartig gestaltete Gespenster erscheinen und auf die Schicksale der Menschen bedeutenden Einfluß ausüben können. Kindische Gespensterfurcht im Finstern ist daher auch bei den Polynesiern, wie fast bei allen Wilden und Halbwilden anzutreffen. Der Sitz der abgeschiedenen Seelen, in der Unterwelt gedacht, war anfangs von dem Sitze der

Götter, die ober der Erde wohnend vorgestellt wurden, ganz verschieden; erst später machte sich hie und da eine Vermischung nicht nur der beiderseitigen Wohnsitze, sondern auch der beiden Welten geltend. (Otto Henne-Am-Rhyn, Das Jenseits. Kulturgeschichtliche Darstellung der Ansichten über Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geisterreich. Leipzig 1881. 8°. S. 40—44.)

Der Tod ist dem Polynesier nur das Mittel zu einem besseren Tausch, und bloß der Schmerz von den Seinigen zu scheiden, vermag die letzten Augenblicke zu trüben. Die Umstehenden trösten auch den Leidenden, daß er nun bald sterben werde und machen vor seinen Augen Vorbereitungen zur Herrichtung des Sarges. Der Sterbende trifft seinerseits kaltblütig die letzten Verfügungen und bezeichnet namentlich die Personen, welche sich der mühsamen Zubereitung seiner Leiche unterziehen sollen. Beginnt dann der letzte Todeskampf, so erweist ihm einer der Umstehenden den Liebesdienst, ihm Nase und Mund fest zuzudrücken, damit die Seele vorläufig nicht entschlüpfen solle. Erstickung ist auch in fast allen Fällen die Todesart der „natürlich" Sterbenden.

Von Angehörigen und Freunden wird der Tote betrauert, und zwar richtet sich das Maß der Trauer nach der Stellung, die er im Leben eingenommen. Namentlich bei Königen war die Trauer groß und allgemein. Die Leichen wurden mit Oel gesalbt und in Tücher eingehüllt, oft auch mit einer für uns empörenden Hingebung einbalsamiert. Arme Leute legte man einfach in die Erde, Reiche dagegen in einen kahnartigen Sarg oder in einen alten Kahn selbst und begrub sie mit dem Haupte nach Osten in der Nähe der Wohnung. Auf das Grab wurden Steine gehäuft und ringsum meist einige Bäume gepflanzt. Trüb war aber das Los derjenigen, welche unter der Keule des Gegners gefallen waren und deren abgetrenntes Haupt der Sieger als Trophäe mit sich herumtrug. Die Schatten dieser Unbeerdigten verfolgen die überlebenden Verwandten, und bei jedem Krachen eines Astes und bei jedem Windstoß im Wald glaubten sie die Klage des Unglücklichen und die Worte: „ich bin kalt, bin kalt" zu vernehmen. War auf Samoa irgendwo ein Todesfall vorgekommen, so fasteten die Einwohner des Hauses während des Tages und nahmen nur des Nachts außer dem Hause Speise und Trank zu sich. Man hütete sich auch die Leiche zu berühren, da man sonst einer fünftägigen Reinigung mit heißem Wasser an Gesicht und Händen sich unterziehen mußte. Jene aber, welche den Leichnam berührt hatten, durften nicht selbst essen, sondern mußten gefüttert werden, da man fürchtete, es würden ihnen bei Berührung der Speisen Haare und Zähne ausfallen. (F. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 345.)

Ein Ausfluß des religiösen Glaubens der Polynesier ist das „Tabu" oder „Tapu" eine der nützlichsten gesellschaftlichen Einrichtungen in der Südsee, die sich, wenn ihr Zauber zerstört würde, durch nichts anderes ersetzen ließe. Im Tabu wird ein Objekt als zeitweiliger Sitz des Göttlichen gedacht und verehrt. Nach Mariner und Meinicke bedeutet Tabu heilig, nach Fr. Müller Merkmal, Zeichen, womit angedeutet wird, daß das Ding als von Atua besessenes und bewachtes bezeichnet werden soll. Es findet sich angewendet auf Essen, Trinken, Bäume, Plätze, Tempel, Personen, Tiere und gewisse Zustände. Die Anerkennung des Tabu geht durch ganz Polynesien und Mikronesien, hier aber weniger streng. In Polynesien tritt es als religiöser Bann, negativ als Verbot auf. Wer das Tabu bricht, wird als „Kakini" (Schuft) durch den Tod bestraft. Blieb die Verletzung des Tabu unbekannt, so glaubte man, daß die Götter den geheimen Tabufrevler mit Tod oder Krankheit bestrafen werden. Die Mißachtung der allerdings sehr komplizierten Tabusatzungen seitens der Europäer hat diese oft schon in großes Unheil gebracht, wie denn unter anderen die Ermordung des großen Cook nur die Rache für einen begangenen Tabufrevel war.

Da die göttliche Kraft des Tabu sich darin äußert, daß alles, worüber es sich ausdehnt, dem Gebrauche der gewöhnlichen Menschen entzogen wird, so zerfällt alles auf Erden in zwei Klassen, die in allen polynesischen Sprachen durch die Worte „moa“, heilig und „noa“, gemein, bezeichnet werden. Zu ersterer gehörte alles, worauf das Tabu als von selbst ruhend gedacht wurde, weil es Eigentum der Götter und der bevorrechteten Menschen oder diesen jederzeit vorbehalten war; zur zweiten gehörte alles, was vom Tabu frei, also den Menschen zu benutzen gestattet war. Auf diese konnte zwar das Tabu auch übertragen, aber durch gewisse Ceremonien auch wieder von ihnen genommen werden. Da den bevorrechteten Ständen göttliche Kraft zuerkannt wird, so begreift sich, daß das Tabu, wie jede menschliche Einrichtung, in der Hand des höheren Standes zur Ausbeutung des Volkes mißbraucht werden kann. Alles, was der König mit dem Tabu belegt, gilt als sein Eigentum. Geht er z. B. in ein Haus, so wird es Tabu und der Eigentümer darf es nicht mehr bewohnen. Allein viel öfter kam dem gemeinen Manne das Tabu zu statten; denn manches Tabu kann auch von Plebejern zur Sicherung ihres Eigentums verhängt werden. Die Tabu haben ihre eigenen Zeichen, an welchen sie jedermann erkennt. So z. B. wenn jemand seinen Brotfruchtbaum vor Dieben sichern will, hängt er ein Kokosnußblatt, das er zu einem Haifisch geformt hat, daran. Damit ist der Fluch ausgesprochen: jeder, der von meinem Brotfruchtbaum stiehlt, möge sobald er fischen geht, vom Haifisch aufgefressen werden. (Roskoff, Das Religionswesen der rohesten Naturvölker, S. 164—165.) Aber nicht nur äußere Gegenstände können Tabu sein, sondern auch der menschliche Körper selbst oder einzelne Teile desselben. G. H. von Langsdorff hat uns eine ziemlich ausführliche Aufzählung des Tabu auf Nukuhiwa hinterlassen. (Siehe: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, Bd. I, S. 178—188.)

Tabu ist natürlich vor allem der eingeborne heidnische Priester, sein Haus und seine ganze Habe. Solche, wegen ihrer Macht des Tabuierens sehr gefürchtete Priester gab es fast überall unter den Polynesiern, und noch jetzt sind sie nicht erloschen. Man unterscheidet indes unter ihnen die wahren „Tahua“, welche die religiösen und medizinischen Kunststücke verrichten von den „Tahuna“, einer Art dienender Brüder oder priesterlicher Dienstboten, welche die Tamtam schlagen und bei den Opfern Handreichungen verrichten.

Die Maori.

Die Eingebornen der Doppelinsel Neuseeland, gewöhnlich nach einem Worte ihrer Sprache, das „eingeboren“ bedeutet, Maori geheißen, sind nach Sprache und Sitte unzweifelhaft polynesischer Abkunft und in ihren dermaligen Wohnsitz von anderen Inseln, und zwar von Norden her eingewandert. In alten Liedern und Traditionen hat sich die Erinnerung daran noch lebhaft erhalten. (Siehe Edw. Shortland, Traditions and superstitions of the New Zealanders with illustrations of their manners and customs. London 2. edit. 1856. 8°.) Manche Umstände sprechen dafür, daß ihrer Einwanderung andere Urbewohner vorausgegangen waren, die vielleicht durch sie vernichtet worden sind. Während A. K. Keane die Maori für einen reinen Menschentypus hält, machen sie nach vielen anderen Beobachtern, darunter Shortland, Ferdinand von Hochstetter und A. R. Wallace, den Eindruck einer vielfach gemischten Rasse. „Unter 100 Personen,“ sagt v. Hochstetter, „sind etwa 87 braun mit schwarzem straffen Haar. Diese repräsentieren am reinsten den polynesischen Typus; etwa 10 haben eine mehr rötlichbraune Hautfarbe und entweder kurzes gekräuseltes oder langes

straffes Haar, aber mit einem Stich in ein schmutziges rost- oder rotbraun; drei Prozent endlich haben eine schwärzliche Hautfarbe mit krausem, jedoch nicht welligem Haar. Am deutlichsten erkennbar ist die Mischung mit der malayischen und melanesischen Rasse. Die Häuptlinge gehören gewöhnlich zum rein polynesischen Typus. Auffallend ist auch der große Unterschied in den Physiognomien

Maorihäuptling.

und der jüdische Gesichtstypus, wie man ihn unter den Bewohnern der Rotorua- und Tarawera-Gegend, die dem Ngatiwhakam-Stamme angehören, trifft." (F. v. Hochstetter, Neuseeland. Stuttgart 1863. 8°. S. 467.)

Ueber das Aeußere der Maori stimmen die Urteile der Reisenden nicht immer überein. Zweifelsohne sind sie einer der körperlich entwickeltsten und kräftigsten „wilden" Stämme, die wir kennen. Dr. Arthur Saunders Thomson fand sie in Auckland nur etwa 4 mm im Durchschnitt kleiner als die Soldaten

des dortigen englischen Regiments, das Gewicht des Körpers ist ziemlich dasselbe, die mittlere Weite der Brust ebenso, in körperlicher Stärke stehen sie aber den Engländern nicht unbedeutend nach. (Journal of the R. geograph. Soc. 1853, S. 87—93.) Dem Schädel nach scheinen die Maori Mesokephalen mit einem Längenbreiteninder von 76—77 und einer Schädelkapazität von 1440—1420 ccm zu sein.

Maorifrau.

Ein Vergleich zwischen den Maori und den übrigen Polynesiern fällt nach Charles Darwin sehr zu Ungunsten der ersteren aus und der Spezialberichterstatter der Kölnischen Zeitung, Herr Zöller, vermag nach jenen Eingebornen, die er sah, der Behauptung daß sie zu den bestgestalteten Typen der ozeanischen Menschheit gehören, gleichfalls nicht beizupflichten. „Kräftig mochten Männer sowohl wie Weiber sein, tüchtige Krieger, obwohl von plumpem Körperbau, aber schön hätte man sie nimmermehr nennen können. Dunkelbraun und schwarzhaarig, gleich den übrigens viel weniger ungeschlachten Sandwichinsulanern, waren sie mit den hellgelben, braun- oder blondhaarigen gut gewachsenen und nicht selten hübschen Samoanern oder Tonganern gar nicht zu vergleichen. Schön hätte man bloß einige Halfbreeds, Leute von gemischtem Blute, nennen können, die ich in einer der Vorstädte von Auckland sah." (Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 94.) Alle

Südseeinsulaner, welche dieser Beobachter sah, waren etwa so hoch und stark gewachsen, wie ein Durchschnittsdeutscher, dagegen erschienen ihm bei den Maori die Gliedmassen viel plumper. Recht auffallend sind die hier mit besonderer Virtuosität gepflegten Tättowierungen des Antlitzes, wovon die nebenstehenden Zeichnungen ein zutreffendes Bild gewähren. „Ohne Zweifel," bemerkt Darwin, „gibt die außerordentliche Art und Weise, wie hier das Tättowieren geübt wird, ihren Gesichtern einen unangenehmen Ausdruck. Die komplizierten, aber symmetrischen Figuren, welche hier das ganze Gesicht bedecken, verwirren und leiten ein ungewöhntes Auge irre: überdies ist es wohl wahrscheinlich, daß die tiefen Einschnitte dadurch, daß sie das Spiel der oberflächlichen Muskeln zerstören, das Ansehen starrer Unbeugsamkeit dem Gesichte verleihen. Außerdem aber haben sie einen Blick im Auge, welcher nichts anderes als Verschlagenheit und Wildheit andeuten kann. Ihre Gestalten sind groß und massig, aber in der Eleganz der Erscheinung nicht mit der der arbeitenden Klassen von Tahiti zu vergleichen." (Reise eines Naturforschers um die Welt, S. 483.) Und fast ganz genau so urteilt, etwa 40 Jahre später, Dr. Max Buchner: „Das Frappanteste bei ihrem ersten Anblick sind die kunstvollen Tättowierungen, in die Haut einziselierte Arabesken von hohem Kunstwert, welche über und über ihr Gesicht bedecken, so daß es von ferne ganz blau zu sein scheint, und welche ihren harten und großen Zügen einen starken Ausdruck von Wildheit verleihen. Einige hatten etwas Stolzes und Gebieterisches in ihrer Haltung und trugen den Stempel einer ursprünglich edlen und hochbegabten, jetzt aber immer mehr verkommenden Rasse." (Reise durch den Stillen Ozean, S. 91.) Die Sprache der Maori klingt äußerst wohllautend. Wenn sie sich unterhalten, so begleiten sie ihre Reden gewöhnlich mit einem sehr lebhaften Mienen- und Gebärdenspiel, wie alle leicht erregbaren Menschen. Ihr Jähzorn ist bei den Kolonisten sprichwörtlich geworden, sie sagen von einem jähzornigen Menschen, er habe ein „Maori Temper". Sie sind rachsüchtig, streitbar und kriegslustig und haben mit den Weißen wiederholte blutige Kriege geführt. Noch unlängst erst, Anfangs 1880 drohte in der Provinz Taranaki ein neuer Maoriaufstand. In der King- und Waikato-Gegend, also ungefähr dem Mittelpunkt der nördlichen Insel, leben übrigens noch an 10,000 Maori auf etwa 4050 qkm gänzlich unabhängig von englischer Oberhoheit unter eigenen Fürsten, eine Thatsache, die, so viel wir wissen, auf keiner Karte vermerkt ist. Kein Weißer darf es wagen, die Grenze dieses Gebietes zu überschreiten, und noch kürzlich ist der Versuch, eine Eisenbahn hindurchzuführen, an dem Widerstande der Eingebornen gescheitert.

Tättowierungsschema von Neuseeland.

Zur Zeit des Besuches von Tasman und Cook waren die Maori rohe aber hochbegabte Wilde und standen auf einer Kulturstufe, wie man sie bei sogenannten „wilden" Völkern nicht voraussetzt. Seitdem die Engländer sich Neuseelands bemächtigt und daraus eine ihrer hoffnungsvollsten Kolonien geschaffen haben, sind die Maori so vielfach von der europäischen Civilisation berührt worden, daß von ihrem früheren Zustande fast nichts mehr übrig geblieben ist, wenn gleich sie andererseits nach Hochstetters

Urteil dennoch unfähig sind, sich zur ganzen Höhe europäischer Bildung und Gesittung emporzuschwingen. Wer einen Blick auf die Vergangenheit Neuseelands werfen will, der lese die interessanten Schilderungen Pakeha Maoris, von welchen vor wenigen Jahren eine zweite Ausgabe veranstaltet wurde (Old New Zealand, a tale of the good old times; and a history of the war in the North against the Chief Heke in the year 1845, told by an old Chief of the Nyapuhi Tribe. By a Pakeha Maori. With an introduction by the Earl of Pembroke. London 1876. 8°.); sie bieten uns das Bild eines Volkes und eines gesellschaftlichen Zustandes, die beide nicht mehr existieren. Die Maori der Gegenwart — und nur diese hat meine Darstellung im Auge — gehen an dieser Halbheit zu Grunde. Die meisten können lesen und schreiben und entwickeln oft staunenswerte Kenntnisse in Geographie und Geschichte. Bei einem 1879 zu Otago veranstalteten Wettexamen zwischen den fünf besten Maorikindern der Schule für Eingeborne und ebenso viel weißen Kindern der englischen Schule wurden die Maori im Diktat leicht geschlagen, im Rechnen (gewöhnliche und Dezimalrechnung) aber lösten sie von 30 Beispielen 22 richtig, während es die englischen Kinder nur auf 14 brachten. Die Erfolge in Geographie waren etwa die gleichen, nur etwas zu Gunsten der Maori. Dieselben siegten auch im Schreiben. (Schwäb. Merkur vom 12. September 1879.) Während

Tättowierter und präparierter Neuseeländerkopf.

Kriegskanoe der Maori.

Ackerbau und Viehzucht ihre Hauptbeschäftigung bilden, nehmen sie auch Teil an Handwerken und Gewerben, und namentlich ist ein großer Teil der Küstenschifffahrt in den Händen der Maori, die als gewandte und unerschrockene Seefahrer einen weit verbreiteten Ruf genießen. Viele erfreuen sich großer Wohlhabenheit und leben vollkommen europäisch. Braune Kavaliere und Damen zu

Pferd scheinen zu den häufigen Erscheinungen zu gehören. Die Männer sitzen stets tadellos im Sattel und sind oft prächtige, martialische Gestalten. Den Weibern aber fehlt trotz des wallenden, langen Kleides, trotz des Cylinderhutes mit fliegendem Schleier und trotz der zierlich in behandschuhter Hand gehaltenen Reitgerte jene leichte Grazie, die englische Amazonen in Hyde Park so anziehend macht. Ihre Züge sind unweiblich grob, ihr schwarzer Haarwust meist nicht genug gepflegt, und in allen Bewegungen ist so viel Urwüchsiges, Eckiges, daß ihr Vornehmthun höchstens komisch, wenn nicht gar abgeschmackt wirkt. „Bei den Weibern," sagt an einer anderen Stelle Dr. Buchner, dem wir obige Bemerkung verdanken, „sieht man zuweilen schöne, wohlgebildete Gestalten, aber naturgemäß gibt sich bei diesen die Verkommenheit noch viel deutlicher kund, als bei den Männern. Struppig hängen ihnen die ungekämmten Haare in die Stirn herein, ihr meist grellfarbiger Anzug ist unordentlich, und die europäischen Röcke stehen ihnen ebenso abscheulich wie allen Wildinnen. Häufig hocken sie betrunken auf der Straße herum. Die Weiber höherer Abkunft sind kenntlich an eintättowierten blauen Ornamenten, die sich auf das Kinn und die Lippen beschränken."

Tättowierte Neuseeländerin.

Ebenso launig als drastisch schildert der mehrfach erwähnte Spezialberichterstatter der Kölnischen Zeitung, Herr Zöller, eine Begegnung mit Maorihäuptlingen: „Der Zufall wollte es, daß zwei big chiefs, die großen Häuptlinge von Rota Roa und Rota Mahana, mit ihren Frauen herbeikamen, um unser Schiff zu sehen; da wir selbst einige Tonganer, Samoaner und Fidschiinsulaner an Bord hatten, so wurde der Vergleich dadurch wesentlich erleichtert. Diese Häuptlinge glichen, ausgenommen etwa die Hautfarbe und die Tättowierung, zwei behäbigen deutschen Bauern, die sich in fertig gekauftem Sommeranzug, mit etwas groben Schuhen, mit weißer Wäsche, Busennadel und allerlei schwermassivem Goldbehängsel einmal die Stadt ansehen wollen. Die Frauen aber, die eine in grellrotem, die andere in grasgrünem Kleide und beide mit noch größeren Füßen als ihre Männer, ja geradezu fürchterlichen Extremitäten, diese Frauen, die innerhalb ihres Stammes ein königliches Ansehen genießen, würden genau einer etwas dragonerhaften deutschen Köchin im Sonntagsstaate zum Verwechseln geglichen haben, hätten sie sich den Mund nicht auf eine so schauderhafte Weise verunstaltet, wie es bei uns nur im „schwarzen Peter" vorkommt. Die Eine trug einen vollständigen Henri quatre, die Andere hatte ihr Eßorgan in eine Art Ofenröhre umgestaltet. So wanderte die Gruppe, geführt von ein paar Offizieren, ruhig ernst und

würdevoll dahin, ganz eben so wie es ein schwarzwälder Bauer machen würde, wenn er einmal nach Baden-Baden kommt. Good morning, gentlemen, sagte einer der beiden Könige, als er unter die europäische Gesellschaft trat, weiterhin aber schienen die zahlreich sich andrängenden Neugierigen nicht mehr für ihn da zu sein." (Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 95.) Ihre Kleidung ist im Ganzen die der weißen Kolonisten und variiert in allen Graden der Verluderung. Es soll auch Gentlemen unter ihnen geben, und drei davon sitzen im Parlament und sehen nach Photographien zu urteilen ganz respektabel aus, trotz ihrer Tättowierung, die überhaupt keinem Maoriaristokraten älteren Datums fehlt. Wie groß der Fortschritt in der äußeren Kulturtünche bei den Maori geworden ist, mag der Leser ermessen, wenn er mit obiger Schilderung die Erscheinung eines Neuseeländers aus älterer Zeit vergleicht, wie ihn unser Holzschnitt zur Anschauung bringt.

Das Christentum, zu dem jetzt, wenige alte Häuptlinge abgerechnet, die Gesamtheit der Maori bekehrt ist, hat viel zur Milderung der Sitten beigetragen, wenngleich von dem tieferen sittlichen und geistigen Wesen desselben in die Neubekehrten nur wenig eingedrungen ist. Der äußeren Observanz nach sind die Maori zwar die besten und strengsten Christen. Regelmäßig läutet in ihren Dörfern das Glöckchen zum Morgen- und Abendgebet und in der strikten Beobachtung der Sonntagfeier übertreffen sie selbst die Engländer; auch verraten viele eine staunenswerte Bibelkenntnis. Viele ließen sich indes nur taufen, weil sie dadurch zugleich materielle Vorteile erreichten, und eigentlich sind doch bloß an die Stelle der alten heidnischen Sitten und Ceremonien christliche getreten, und werden wohl auch mit einander vermengt. So hat sich erst im Beginn des letzten Kampfes zwischen den Eingebornen und den Europäern das sogenannte „Pai Marire" herausgebildet und sollte wohl eine Demarkationslinie des Hasses zwischen den Beiden ziehen. Es ist eine entsetzliche Mischung von Christentum, Spiritualismus und maorischem Aberglauben. Seine Liturgie — selbst eine solche hat sich schon ausgebildet — ist ein Phrasenjargon aus dem Gesang- und Meßbuch und — dem Einmaleins. Der Gottesdienst besteht in Zauberformeln, über die hinaus sich die Maori noch niemals zum wahren Gebete erhoben haben. Die Gebräuche dieser Religion sind nicht minder seltsam als ihre Liturgie. Sie schließen die Polygamie, das Tabu und im Kriege mindestens auch den Kannibalismus in sich. Doch scheint letzterer den Maori physisch abstoßend geworden und selbst bei den „Hau-hau", wie die Anhänger des Pai Marire genannt werden, im Verlöschen begriffen zu sein. Sonst verzeichnet die Geschichte schon im Jahre 1843 den letzten wirklichen Fall von Kannibalismus auf Neuseeland. Wohl leben noch viele Männer, die in ihrer Jugend Menschenfleisch gekostet haben, aber der jüngeren Generation klingt schon jede Erinnerung daran fast wie ein Märchen. Nirgends findet man auch mehr Spuren von Polygamie und die Familien leben auf einfach patriarchalischem Fuße. Die Institution der Ehe wird sogar durch Strafgelder im Uebertretungsfalle geschützt. Um so verbreiteter dagegen ist das Tabu, die Feiung und Weihung von Eigentum. An manchen Orten, wie z. B. in Wairoa, nächst den berühmten Terrassen von Roto Mahana, sind die Eingebornen sehr stark in ihren alten Aberglauben zurückverfallen. Ein Anonymus, welcher 1874 eine Woche unter den Maori am Taupofee verweilte und seine dortigen Erlebnisse schildert (Cornhill Magazine 1876, Vol. I, S. 67 ff.), wohnte dort einer Totenfeier bei, die mehrere

Tage währte. „Es wurden große Festlichkeiten vorbereitet. Ganze Pyramiden von Kumora — süßen Kartoffeln — wurden aufgeschichtet und geräucherter Fisch ward herumgereicht, wie denn auch jedem Kommenden schlechter Rum und Whisky geboten wurde. Von allen Seiten kamen die Eingebornen herzu, in einer Menge kleiner Kanoen kamen sie über den See und binnen zwei Tagen waren einige hundert Personen angesammelt. Der Leichnam, in grelle Farben gekleidet, war vor dem Vorratshause aufgebahrt, eine Anzahl Frauen war fortwährend bemüht, dem Totenantlitz mit Fächern die Fliegen abzuwehren. Sowohl die Hütte wie der Leichnam waren Tabu. Auf dem freien Platze vor der Hütte hatte sich ein großer Kreis gebildet, der unausgesetzt das Klageheul vollführte. Ueberdies wurden noch grotesk-widerliche Tänze vor der Leiche aufgeführt. Trunken lagen die Trauergäste, Männer und Weiber, auf dem Grase umher. Es war eine der empörendsten Szenen, die ich jemals gesehen." Der nämliche Ungenannte schildert auch einen „Haka" oder Nationaltanz.

Neuseeländer mit Keule und Speer.

Sämtliche Tänzer waren männlichen Geschlechtes und standen in Reih' und Glied; nur einer als Flügelmann hielt sich etwas vorwärts. Sie schrieen und gestikulierten in der abstoßendsten Weise und ein kleiner Junge überbot alles Erdenkliche an Teufelei. Der Zweck des Tanzes scheint eine Aufforderung zu allen sieben Todsünden mit einemmale zu sein. Der Kriegstanz, wie er in älteren

ethnographischen Werken beschrieben wird, findet höchstens einmal noch in Jahren statt und gestaltet sich immer künstlicher, komödienhafter und damit auch weit minder entsetzlich in seiner gefälschten Nachahmung des blutigen Waffenhandwerks. — „Muru" wird nur im Innersten des Landes noch aufgeführt. Uebrigens lebt selbst in dem seiner heißen Quellen wegen so sehr besuchten Ohinemutu eine Maoribevölkerung, die noch viel von den alten Sitten beibehalten hat.

Reichgeschnitzte Spitze der „Hani" oder Szepter der alten neuseeländischen Häuptlinge.

Das dortige Maoriviertel besteht aus unregelmäßig zerstreuten, umzäunten Hütten, zwischen denen sich schmale Pfade hindurchschlängeln. Etwas erhöht thront auf einem Ausläufer des Hügels das Versammlungsgebäude der Gemeinde, ein langgestreckter Holzbau, dessen Dach beiderseits fast den Boden berührt. An der Frontseite sind unter dem vorspringenden Giebel der Eingang und zwei hohe Glasfenster. Alles innen und außen ist mit schönen, stilvollen Holzschnitzereien verziert, welche auch, wie unsere Abbildungen zeigen, sowohl an Kanoen als an anderen Geräten mit Vorliebe angebracht werden, und an einem Ornament der Dachränder baumelt eine Glocke. Die Hütten sind niedrig, mit Wänden aus Flechtwerk und Dächern aus Stroh und sehen sehr formlos und ruppig aus, die zum Wohnen bestimmten wenigstens. Die Vorratshäuschen jedoch, welche in keiner Umzäunung fehlen, sind zierlicher und von Holz, ruhen auf drei Pfosten 1 m hoch über der Erde und erinnern durch ihre flachen Dächer an große Taubenschläge im Schweizerstil. Eine geschnitzte Figur schmückt den Giebel, und Schnitzereien verkleiden die Dachränder. An den Thüren hängen anachronistischer Weise europäische Vorhängeschlösser. Die innere Einrichtung der Wohnhütten ist von der größten Einfachheit und ebenso rauh und unansehnlich, wie das Aeußere derselben. In den Strohwänden stecken ein paar Zahnbürsten, ein Kamm, ein Spiegel, eine Axt, eine Flinte und sonstige Gegenstände mannigfaltigster Art, selten in ordentlichem, meistens in halbzerbrochenem, lotterigem Zustand. Einige charakteristische Geräte veranschaulicht unser Holzschnitt auf S. 196. Unter dem Dach hängen etliche Pageien (kurze, löffelartige Ruder) und einige Bretter, auf welche rußige Töpfe gestülpt sind. Den Boden bildet die nackte Erde, und unmittelbar auf dieser liegen ohne Erhöhung in den Ecken die Betten, umschlossen von einem Holzrahmen und aus dicken Polstern elastischen Farnkrautes und wollenen Decken bestehend. Bei Reicheren findet man wohl auch Weißzeug, Bettlaken und Federkissen. Bei diesen herrscht ein höherer Grad von Reinlichkeit, und die wollenen Decken zeichnen sich durch grellere Farben und buntere Muster aus. In der Mitte brennt ein Feuer, welches jedoch weniger zum Kochen als zur Erwärmung dient, da zum Kochen die kochenden Quellen viel bequemer zur Hand

sind. Ihre Kochkunst ist noch sehr primitiv. Es wird im Boden eine Grube ausgehöhlt, mit trockenem Holze angefüllt und dasselbe, sobald es in Flammen steht, mit ein paar faustgroßen Steinen beschwert, die, sobald das Holz so ziemlich verzehrt, durchbrechen; sodann wird ein Kübel Wasser darüber gegossen und die Höhle mit Fischen, Kartoffeln und einer Art Melonenfrucht gefüllt. Dieses seltsame und nicht allzu reinliche Ragout soll übrigens recht schmackhaft sein. Gleichwie man in Italien nach Sonnenuntergang promenieren geht, so geht man in Ohinemutu ins warme Wasser, schwimmt einigemal hin und her und setzt sich dann in den schönen, warmen und weichen Schlamm der seichteren Stellen, so daß nur der Kopf aus dem Wasser guckt, und plaudert ein paar Stunden im Kreise brauner Herren und Damen. Von einer Art Bekleidung ist dort natürlich nicht die geringste Rede, die Weiber und Mädchen beobachten aber in der Regel die größte Sorgfalt, beim Hinein- und Herausgehen so wenig als möglich von ihren Reizen zu exponieren. „Es war mir auffallend," erwähnt Buchner, „daß ich im Bade niemals einen gröberen Verstoß gegen die Decenz zwischen beiden Geschlechtern, niemals eine Aeußerung erotischer Triebe wahrnahm, obwohl doch die Anschauungen der Maori in diesem Punkt sehr liberal sind und obwohl die Anwesenheit so vieler einzelner Mädchen in Ohinemutu nur aus einer gewissen mit dem Fremdenverkehr zusammenhängenden kosmopolitischen Erwerbsquelle erklärt werden kann." (Reise durch den Stillen Ozean, S. 129.)

Waffen und Geräte der Neuseeländer. 1 Patú, Keule und Speer; 2 Hani, Hoheitszeichen der Häuptlinge; 3 Merai (Keule) aus Nephrit; 4 Merai (Keule) aus Walfischknochen.

Auch die Maori verfallen, wie so viele minder intelligente Naturvölker vor ihnen, dem tragischen Geschick, in der Berührung mit unserer Civilisation zu Grunde zu gehen. Noch 1840 zählten sie 100,000 und 1856 65,000 Köpfe; bei der Zählung im März 1878 betrug ihre Zahl nur mehr 42,819, nämlich 23,533 Männer und 19,286 Weiber (Allg. Zeit. vom 11. August 1879), so daß sie nach der gegenwärtigen Abnahme in 150 Jahren ausgestorben sein werden. Im Parihakabezirke herrschte erst kürzlich (anfangs 1880) große Sterblichkeit unter den Eingebornen in Folge von Fiebern. Wahr und treffend betont Ferdinand v. Hochstetter, wie der Fortschritt in der Civilisation nur dann ein positiver Gewinn und wirklicher Fortschritt ist, wenn dadurch zugleich die Lebensfähigkeit des Volkes erhöht wird, wenn der civilisatorische Einfluß auch zur moralischen und physischen Kräftigung des Volkes beiträgt. Daß bei den Maori im allgemeinen gerade das Gegenteil der Fall ist, dafür Beweise beizubringen ist leider zu leicht. Früher arbeiteten die Leute zu 20—30 auf einem Acker, jetzt geht der Pflug und die 20 und 30 sitzen um den Acker, lachen und scherzen, essen und rauchen und denken, die Europäer haben alle solche Dinge nur erfunden, um nicht arbeiten zu müssen. Die ursprüngliche Kleidung der Maori bestand aus Mänteln (bei den Männern „Kakasu", bei den Frauen „Koroai" geheißen) von verschiedener Form und Größe, kunstvoll aus neuseeländischem

Flachs (Phormium tenax) verfertigt oder aus Hundefellen zusammengesetzt und großer Dauerhaftigkeit. Sie gewährten vortrefflichen Schutz gegen Regen und Kälte. Was ist nun an deren Stelle getreten? Man betrachte die Eingebornen in ihren Dörfern, in ihren „Pa" (befestigten Ansiedlungen), wenn sie unter sich und zu Hause sind. Da ist die wollene Decke, das „Blanket", die einzige Mode. Für diese Lappen gaben sie Kartoffeln, Schweine oder ihre weit besseren Flachs- und Hundfellmäntel her, und jetzt sitzen sie in alte zerfetzte schmutzige Decken ärmlich eingehüllt vor ihren Hütten und sind durch diese Blankets zu Proletariern geworden nicht bloß dem äußeren Ansehen nach, sondern auch in Wirklichkeit. Gewiß mit Recht muß man in dieser unvollständigen schlechten Kleidung der Maori mit eine Ursache sehen für die vielen Brustkrankheiten und rheumatischen Uebel, welchen sie neuerer Zeit unterworfen sind. Nicht weniger werden die Kartoffeln beschuldigt nur zur physischen Degeneration der Rasse beizutragen, da sie fast zur ausschließlichen Nahrung der Eingebornen geworden sind, bei denen sie dieselbe schädliche Wirkung üben, wie bei unseren armen Gebirgsbewohnern. Man hat in früheren Zeiten die Gastfreundlichkeit der Maori gerühmt, Züge von Edelmut und Hochherzigkeit erzählt, heutzutage hört man wenig dergleichen. Die jüngere Generation — „die junge Maori-Schule" — kümmert sich um wenig anderes als um das Geld des „Pakeha" (Europäers). Die traurigsten Beweise für die Verschlechterung der Sitten und des Charakters der Eingebornen im Verkehre mit Europäern liefern aber in großer Anzahl die Städte in der ihnen eigentümlichen Klasse der „Stadtmaori". Zu stolz oder zu faul, um bei Europäern Dienste zu nehmen und durch regelmäßige Arbeit sich den Lebensunterhalt zu verdienen, lungern sie in den Straßen und Wirtshäusern herum, physisch und moralisch verkommene Proletarier, die den Europäern eine Last und ihren eigenen Landsleuten ein Greuel sind. (Hochstetter, Neuseeland, S. 476—479.) Die Maori selbst sehen übrigens der Erfüllung ihres Geschickes mit philosophischer Resignation entgegen und sagen: So wie der Klee das Farnkraut tötete und der europäische Hund den Maorihund, wie die Maoriratte von der Pakeharatte vernichtet wurde, ebenso wird nach und nach auch unser Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet!

Die Bewohner Hawaiis.

Gleich den Maori Neuseelands sind die Bewohner der Sandwich-, oder wie man sie jetzt lieber nach ihrem einheimischen Namen nennt, der Hawaiiinseln, Polynesier. Sie selbst heißen sich „Kanaka" (d. h. einfach Mann), eine Bezeichnung, welche häufig auch auf alle übrigen Polynesier, mit Unrecht aber auf die Melanesier ausgedehnt wird; „Hawaii nei" ist ebenfalls eine geläufige Benennung, welche die Leute unter sich gebrauchen. Eine reine Rasse sind sie wohl ebensowenig wie die Maori und Dr. D. Bechtinger sagt ausdrücklich, daß sie unleugbare Mischungen bekunden. (Ein Jahr auf den Sandwichinseln.

Wien 1869. 8°. S. 96.) In ihrer äußern Erscheinung dürften sie sich kaum von den Eingebornen Neuseelands unterscheiden, höchstens daß sie vielleicht im Durchschnitt nicht ganz so groß und grobknochig sind wie jene und mehr zur Fettbildung neigen. Die Farbe beider ist ein gesättigtes Braun von verschiedenen Graden der Dunkelheit; sie schien Buchner niemals so dunkel wie bei den Viti, niemals so hell und gelblich wie bei den Tonganern. Ihre Haare sind im allgemeinen schlicht, zuweilen etwas gekräuselt, aber nicht mehr als dies auch bei uns vorzukommen pflegt. Das Tättowieren, von dem man auf den Gesichtern alter Maori wahre Kunstwerke bewundern kann, ist bei den Kanaka wohl niemals stark in der Mode gewesen. Man findet nur an alten Weibern hie und da blaue Ringe um die Finger.

Halten wir die allgemeinen charakteristischen Züge der Kanaken fest: Statur etwas über Mittelgröße — nur die Könige und Häuptlinge zeichnen sich durch prachtvollen athletischen Körperbau aus — das Hinterhauptbein etwas gewölbt, bei einigen sogar ungewöhnlich flach, auch wenn es nicht durch Verbände in seiner frühesten Entwicklung gehemmt wurde (Abflachungen desselben gelten bei den Insulanern auch heutzutage für große Schönheiten) das Stirnbein mit geringen Ausnahmen niedrig. Backenknochen und Unterkiefer nicht übermäßig hervorragend. Die Haut variiert in ihren Nüancen von der braunen, braungelben, rötlichbraunen zur olivenbronzefärbigen. Vorherrschend ist die braune und olivenbronzefärbige; nur hie und da sieht man einige mit intensiv dunkelbrauner Haut. Das Gagatschwarz der Neger kommt nicht vor. Durch das täglich oftmalige Baden ist die Haut ungemein rein gehalten. Die meisten reiben sich nebstdem mit Kokosöl ein, um dieselbe fein und schlüpfrig zu machen und den Körper vor gewissen Schädlichkeiten, Kälte und Schmutz zu schützen. Die Haare schlicht, lang, schwarz, nicht besonders dicht, bei einigen wenigen gekräuselt, aber darum nicht kurz; Bart spärlich und wenig beliebt; das Auge groß, etwas hervortretend, von dichten Wimpern beschattet, besonders bei Mischlingen schön mandelförmig gebaut und ausdrucksvoll. Die Iris schwarz, knapp an derselben ist die Bindehaut bei den meisten stark injiziert und verleiht dem Blicke einen gewissen bestialischen Ausdruck. Die Lippen unmerklich und nicht unangenehm aufgeworfen, was sinnliche Leidenschaft verrät, schließen zwei prachtvolle Zahnreihen ein. Die Nase etwas voll um die Nasenlöcher, zeigt nie einen Einschnitt an der Spitze, wo sich die zwei Knorpeln vereinigen. Hände und Füße zierlich, wohlgebaut, bei den meisten außerordentlich klein. Der Brustkorb schön gewölbt, die Glieder und der ganze Körper überhaupt ebenmäßig und wohlgeformt. Häuptlingsfrauen zeichnen sich, wie ihre Männer, durch einen athletischen Bau, sowie durch Fettleibigkeit aus, was indes nach den landläufigen Begriffen von Schönheit den physischen Reiz nur erhöht. (Bechtinger, A. a. O., S. 100—101.) Nach einem andern Beobachter kann man den Typus der Kanakinnen im allgemeinen als hübsch bezeichnen; sie sind wohlgestaltet und bewahren bis etwa zum dreißigsten Jahre ihre jugendlichen Formen; nachher altern sie schnell. Als Arbeiterinnen thun sie es den Männern gleich und zum Reiten haben sie große Anlagen. Auf das Haar verwenden sie große Sorgfalt; dasselbe ist lang, voll, schwarz und grob; sie ordnen dasselbe auf sehr mannigfache Weise und schmücken es gern mit Orangenblüten und Kränzen. (Globus, Bd. XXV, S. 71.)

An Krankheiten leiden die Kanaken im ganzen nicht viel, die bedeutendsten sind Hautleiden, zu denen auch eine Art Krätze gehört, Ophthalmien, Rheumatismen und Influenza. Die Lustseuche stellt ein bedeutendes Kontingent an Kranken. Nach Dr. Bechtinger hat sich aus ihr der asiatische Aussatz (Lepra) entwickelt, welcher absolut unheilbar ist, vordem aber dort nicht bekannt war und von dem weder Cook noch Vancouver etwas berichten. Die Kanaken behaupten die Lepra sei von den Chinesen eingeschleppt worden und nennen sie auch „Mai-paké", d. h. chinesische Krankheit. Sie war im Anfang nur in einzelnen Fällen aufgetreten, bis sie gelegentlich der ersten Blatternepidemie, die ein Walfischfänger brachte, plötzlich die größte Verbreitung erfuhr. Nicht bloß die Aerzte, sondern auch Missionäre und Beamte stürzten sich sofort auf die Eingebornen, um alles Hals über Kopf zu impfen, ohne die nötigste Vorsicht zu wahren, und so kam es, daß die Lanzette das Gift der Leprosen auf eine Menge Anderer übertrug. Die Leprosen werden polizeilich gesammelt und in die Kolonie Kalaupapa, ein abgeschlossenes

und unzugängliches Thal der Insel Molokai auf ewig verbannt, was zwar sehr grausam, aber sehr weise ist.

Die Sprache Hawaiis hat trotz der gewaltigen Entfernung so viel Gemeinsames mit jener Neuseelands, daß ein Maori und ein Kanaka sich noch verständigen können. Auch dem Hawaiischen fehlen alle mit „S" zusammengesetzten Laute, sowie das „F". Während jedoch das Viti und das Maori höchst wohllautend sind und an das Italienische erinnern, klingt das Hawaiische rauh und barbarisch. Die sehr oft nur aus einem einzigen Vokal gebildeten Silben werden abgesetzt von einander ausgestoßen, so daß ein gewisses Gacksen entsteht. Es gibt z. B. eine Ortschaft, welche Maalaea (fünf Silben) heißt. Die vielen Cha, Ka und harten L mit dem R-ähnlichen Vorschlag wie das Schweizer Doppel-L und die Eigentümlichkeit fast aller Laute, im Gaumen und mit Beteiligung der Nasenhöhle zu klingen, geben der Sprache etwas Unbehilfliches. Was die hawaiische, wie alle polynesischen Sprachen charakterisiert, ist ihre Armut an Konsonanten, ferner ihre Mängel an Worten für abstrakte Begriffe und allgemeine Bezeichnungen. Die vielen gleichlautenden Silben in einem Worte, die Wiederholungen von Vokalen, lassen die Sprache sehr monoton erscheinen, und die Armut an Ausdrücken hat zur Folge, daß mit demselben Worte verschiedene Begriffe bezeichnet werden. Als Beispiel mag der Gruß dienen. Er ist hochpoetisch und heißt „Aloha oë" — ich liebe dich.

Die Kanaken sind von gutmütigster Art, dienstwillig und gastfrei, freilich auch etwas lässig und träge, dabei aber so leichtherzig, daß der Ernst der Weißen sich ihrem Begriffsvermögen gänzlich entzieht. Eine Eingeborne sprach der Verfasserin eines reizenden Buches (Isabella Bird. Six months in the Sandwich-Islands. London 1875. 8°.) ihre Verwunderung darüber aus. Nachdem sie die Art und Weise, in der „die Weißen" die Szenerie bewundern, nachgespottet hatte, bemerkte sie: „Wir sind immer glücklich und grämen uns niemals und um nichts lange. Wenn jemand stirbt, so bricht uns das Herz für einige Tage, dann aber sind wir wieder glücklich. Wir sind den ganzen Tag lang glücklich, nicht aber wie die Weißen, die einen Augenblick glücklich und im nächsten wieder düster sind. Wir haben keine Sorgen und der Tag erscheint uns zu kurz. Ueber was sind nur die weißen Leute in einem fort unglücklich?" Auf ihrer gegenwärtigen Kulturstufe sind die Kanaken Hawaiis ein sonderbares Gemisch von alter Barbarei und neuer Civilisation. Durch Gefallsucht gelockt, legen sie ihre altherkömmliche Lebensweise ab und bieten alles auf, die Weißen in jeder Beziehung nachzuäffen. So sehen wir die Insulaner an Feiertagen oder nahe an Ansiedlungen, wo sie sich bemerkt wissen, mit allerhand Tand und mit europäischen Kleidern geschmückt, und am königlichen Hofe begegnen wir prächtigen Uniformen mit goldenen Epauletten und dem breiten Bande vom Großkreuze des Kamehameha-Ordens. Man kann in Honolulu einen richtigen Hofball erleben. Häuptlingsfrauen oder solche, die an Weiße verheiratet sind, schnüren ihre nach europäischer Mode zugeschnittenen Kleider, die übrigen tragen sie in Gestalt langer buntfärbiger Talare ganz lose auf dem bloßen Leibe und die ganz Armen ziehen, hauptsächlich, wenn sie in ihren Hütten sind, noch immer

wie einst ihre „Kihei“ an, d. h. Mäntel aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes. Selbst bei den Vornehmen aber wird, kaum nach Hause gekommen, schnell alles ausgezogen und auf einen Haufen geworfen, um frei und nackt sichs so viel wie möglich bequem zu machen und von dem erlittenen Zwange gehörig auszuschnaufen. In den größeren Städten sind auch die Wohnungen größtenteils europäisch, in den Dörfern und einsamen Gehöften jedoch noch nach altem Stile einfache ruppige Strohhütten, welche durch Fackeln und Kränze von ölhaltigen Kukuinüssen (Aleurites triloba) erleuchtet werden. Hinter den Zäunen, welche die Straßen der Hauptstadt Honolulu begrenzen, sind aber zuweilen kleine, oben offene Verschläge, und häufig stehen darin an schwülen Nachmittagen braune Hawaiier und Hawaiierinnen im Kostüm unserer Stammeltern, einen wasserspendenden Schlauch in der Hand und den Körper berieselnd. Der Zaun deckt ihre Blößen, während sie vergnügt auf die Straße sehen und mit den Vorübergehenden plaudern. In der Nahrung hat sich seit Cooks Besuchen nichts Wesentliches geändert. „Poï“, ein säuerlicher Brei aus Taromehl ist der Hauptartikel, rohe und getrocknete Fische und Hundefleisch sind noch immer Lieblingsgerichte, wenn auch seit etwa dreißig Jahren anderes Fleisch und Brot mehr und mehr in Aufnahme gekommen sind. Die Mahlzeiten werden auf dem Fußboden eingenommen, und haben die Reicheren und Vornehmen auch die schönsten Tische und Stühle, sie ziehen es doch vor, sich daneben auf eine Matte niederzulassen. Die Würze des Lebens bildet wie überall in Polynesien der Gebrauch des Kawatrinkens, nur daß man hier „Awa“ statt „Kawa“ sagt. Kannibalismus, der übrigens auf Hawaii nie so sehr im Schwange gewesen zu sein scheint wie auf Neuseeland oder Viti und schon zu Cooks Zeiten im Erlöschen begriffen war, kommt heutzutage allerdings gar nicht mehr vor, doch legte noch vor wenigen Jahren ein alter hawaiischer Häuptling auf dem Sterbebette dem Geistlichen das Geständnis ab: sein letzter Wunsch sei noch einmal, einen jungen Missionär verzehren zu können, wie sehr dies auch mit seinem jetzigen Glauben im Widerspruch stehe. (Allg. Zeit. vom 4. Juni 1876.) Jetzt sind die Kanaken längst alle zu protestantischen Christen bekehrt worden, allein Dr. Bechtinger glaubt mit der Behauptung nicht zu weit zu gehen, daß die meisten, besonders aber ältere Insulaner die ihnen zwangsweise aufgebürdete christliche Lehre nur pro forma bekennen, dagegen an der Religion ihrer Väter, abergläubisch wie sie sind, mit Leib und Seele hängen. Von den alten Tempeln „Heiaus“, jenen Opferstätten, wo von den Heidenpriestern Menschen geschlachtet und dann verzehrt wurden, von den geheiligten „Morai“ mit ihren Kapellen, von den gleichfalls heiligen Zufluchtsplätzen „Pahonua“, findet man jetzt auf den verschiedenen Inseln Hawaiis keine oder nur wenige Spuren mehr. Dagegen kann der Fremde nicht genug staunen über die Anzahl von Kapellen und Kirchen, die ihn im Geiste in die Straßen Roms oder in die Berge Tirols versetzen. Die meisten stehen aber zerfallen und verlassen da; der Kanake kümmert sich nicht um sie. Der alte Aberglaube sitzt ihm jedoch noch tief im Herzen. Die Eingebornen halten noch immer an ihren heimischen Aerzten („Kahuna“) fest, die gleichzeitig Priester und Heilkünstler sind. Trotz der Bibel, die in jeder Hütte vorhanden

Federhelm der früheren Häuptlinge der Sandwichsinseln (Hawaii), Speer und Kokospalmen.

ist, und der nominellen Bekehrung zum Christentum spielt der Kahuna noch eine Hauptrolle; er singt am Bette der Kranken seine heidnischen Gesänge, treibt allerlei Hokuspokus, schlachtet Hühner und Hunde, oder wendet im besten Fall eine Knet- und Tretkur an, wobei junge Mädchen den Rücken des Kranken mit bloßen Füßen stampfen müssen. Es gibt wohl kaum einen Vollblutkanaken, der nicht Eidechsen eine göttliche Verehrung zollt und den festen Glauben in sich trägt, daß etwas Heiliges in diesen Tieren hause; sie dürfen daher nicht belästigt, nicht angetastet werden, sie sind „Tabu“, welcher Begriff noch wie vor hundert Jahren, als Cook ihm zum Opfer fiel, eine große Rolle in ihrem Leben spielt.

Es ist hier ein schicklicher Anlaß der Ermordung James Cooks zu gedenken, welche den Hawaiischen Inseln, die er entdeckte, eine traurige Berühmtheit verschafft hat. Die Geschichte dieser That ist von Fenton Aylmer an Ort und Stelle studiert worden. Jetzt wo man mit den Sitten und der Sinnesart der Polynesier vertraut geworden ist, bekommt das Ereignis eine ganz andere sittliche Physiognomie wie früher, und wir müssen für die Kanaken unwillkürlich Partei nehmen. Cook wurde bei seinem ersten Erscheinen für einen Gott und zwar für „Lono“, ihren populärsten, gehalten. Da man Donner und Blitz in den Händen der Fremdlinge sah, so glaubte man die höchste Gottheit, der Gott des Feuers d. h. der mächtigen Vulkane, die dort beisammen liegen, „Pele“ selbst habe sich herabgelassen, sie zu besuchen. Priester und Leib-

eigene wurden zusammen zu seinem Dienste auserwählt; wo er sich zeigte, fiel das Volk mit dem Angesicht zu Boden; was er begehrte, wurde ihm willig geschenkt, denn die Inseln mit allem Zubehör standen zu seiner Verfügung. Man kann sich denken, welchen reichlichen Mißbrauch die Matrosen von diesem Volkswahne machten. Die Kanaken aber ertrugen alles geduldig, oder wie man damals meinte, mit tückischer Freundlichkeit bis zum letzten Tage. Als aber die Mannschaft eines Bootes einen Hain, der „Tabu" war, niederschlug um Holz zu holen, als sie sich nicht warnen ließ und das höchste religiöse Gesetz des Landes brutal verletzte, da kannten der Abscheu und die Wut der Kanaken keine Grenzen mehr; sie griffen die Mannschaft an, jagten sie nach dem Strande und erschlugen auch Cook. Für diese That wurden sie dann zum Gegenstand der englischen Bänkelsänger, alle Londoner Buchhandlungen stellten gröblich entstellte Bilder der Mordszene zur Schau an die Fenster, und ein halbes Jahrhundert lang hielt man die Kanaken für den Abschaum aller Menschenfresser. (Fenton Aylmer, A cruise in the Pacific, Bd. I, S. 274—278.) Es ist nun freilich bedauerlich, daß gerade Cook persönlich für den Frevel seiner Leute büßen mußte, allein an Bord der Cook'schen Schiffe herrschte doch gegenüber den harmlosen Polynesiern ein gröblicher Mißbrauch der überlegenen europäischen Waffen, und dafür war der Anführer allerdings verantwortlich. Ueber das Betragen der Eingebornen bei dem Tode des großen Reisenden will Dr. Winslow, der mehrere Jahre Hawaii bewohnte, Folgendes ermittelt haben. „Die Eingebornen" sagt er „waren erstaunt und in große Trauer versetzt über ihre eigene Barbarei, und sie behandelten seine Ueberreste, wie die ihrer höchsten Häuptlinge und als wenn Cook ein Gott gewesen wäre. Sie schnitten die großen Knochen aus Armen und Beinen heraus, als ein Zeichen der höchsten Ehre, wie sie sie nur ihren eigenen geliebten Toten erweisen konnten. Die Ueberreste Cooks setzten sie sodann im Tempel vor ihren großen Götzen und brachten seinem Andenken Schweine und Hunde dar, um die Götter für seine und ihre eigenen Sünden zu versöhnen. Seine Eingeweide wurden sorgfältig in einen Flaschenkürbis gethan und bei Seite gestellt, um in einer künftigen Zeremonie verbrannt zu werden. Ein Knabe jedoch — der im Jahre 1845 ein alter, verständiger Mann von 75—80 Jahren war, mit dem Dr. Winslow selbst gesprochen hat — glaubte daß es die Eingeweide eines Ebers seien, schnitt ein Stück ab, briet und aß es. Als die Offiziere des Schiffes bei ihren späteren Bemühungen, den Leichnam Cooks wieder zu erlangen, erfuhren, daß nur die großen Knochen übrig geblieben seien, glaubten sie, daß das Fleisch von den Wilden aufgezehrt worden sei, und ein Schrei der Entrüstung erhob sich im britischen Volke wie in der ganzen christlichen Welt, daß die Hawaiianer Kannibalen seien. Das war indessen keineswegs der Fall. Diese Angaben über Tod und Behandlung des Leichnams wurde dem Doktor von einem alten, ehrenhaften Eingebornen Namens Keha gemacht, der auf der Insel Mani wohnt, einen klaren Geist besitzt und einer der Erbgeschichtsschreiber der Könige oder Häuptlinge ist. Die Eingebornen haben stets den Tod Cooks beklagt." (Nature, Bd. VIII, S. 211.)

Von allen Polynesiern sind die Hawaiier jene, welche am raschesten aussterben. Nach der Zählung vom 28. Dezember 1878 betrug die Bevölkerung des gesamten Königreichs 57,985 Köpfe, darunter 44,088 Kanaken, nämlich um fast 5000 weniger als sechs Jahre früher und gegen 142,000 im Jahre 1823. Den Hauptgrund dieser Abnahme erblickt Dr. Buchner als Arzt zum Teil in der Leidenschaft der Weiber für das Reiten, der sie sich ohne Schonung und Rücksicht, rittlings wie die Männer im Sattel sitzend, hingeben, vornehmlich aber in der herrschenden Unsittlichkeit, welche schon in der weitgehenden Ungeniertheit des zarten Geschlechts im Alltagsleben erkennbar ist. Ueberall an den Gewässern sieht man die unvermeidliche Staffage der Südseeinseln, nämlich badende Nymphen, welche von ihren in der That staunenswerten Schwimmkünsten den Passanten bereitwillig Proben ablegen und den bewundernden Beifall der europäischen Besucher, selbst der Damen, wie z. B. Anne Brassey (Eine Segelfahrt um die Welt, S. 247) ernten. Um die Exponierung ihrer Reize sind diese bronzenen Aphroditen dabei wenig besorgt, wie Buchner berichtet, bei dem man eine gelungene Schilderung dieser wenig schicklichen Schwimmvergnügungen nachlesen

kann. (Reise durch den Stillen Ozean, S. 352—354.) Unsittlichkeiten aller Art findet man überall in Polynesien, auf Hawaii soll aber das Laster seinen Höhepunkt erreichen. Die Erotik spielt eine große Rolle bei den schönen Kanakinnen und in Honolulu hat sich dieselbe zu einer ziemlich schamlosen Prostitution entfaltet. Dort sind die Missionäre in dieser Beziehung machtlos. Anderwärts aber halten sie ein scharfes Auge auf ihre der Sünde nur zu sehr geneigten weiblichen Lämmer. Während Buchners Anwesenheit in Hilo gingen sie in ihrem Mißtrauen und in ihrer Vorsicht so weit, ihm und seinen Begleitern während der Nacht einen Polizeimann vors Hotel zu postieren. Doch hat im allgemeinen der Einfluß der „Mikoneries", wie man dort die Missionäre nennt, bisher weiter nichts vermocht, als daß die Kanaken ihre Orgien heimlich treiben und zwar in Höhlen und Dickichten oder unter dem Mantel der Nacht. Ebensowenig wie für Dankbarkeit besitzen sie für Keuschheit ein Wort in ihrer Sprache. Selbst jetzt noch pflegen die christlichen Insulaner, sind sie unter sich, ihre jungen Weiber auszutauschen, was früher als ein Gebot der Gastfreundschaft allgemeine Uebung war; es wäre eine große Verletzung gewesen, hätte man einer solchen Einladung nicht Genüge geleistet. Bei feierlichen Gelegenheiten kennt man auch heute hierin keine Grenzen. Kanakinnen, die an Weiße verheiratet sind, sind um kein Haar besser, nur schlauer und vorsichtiger in ihren abenteuerlichen Unternehmungen. Klimatische Verhältnisse, unsittliche Geberden, böse Beispiele und Lebensweise wecken im Herzen des Kindes heimliche Gelüste und dessen Geschlechtstrieb reift in überraschender Weise frühzeitig heran. Jetzt sogar können vierzehnjährige Mädchen gesetzlich heiraten. Die Geburten scheinen sehr leicht vor sich zu gehen, wenigstens erzählt Mrs. Anne Brassey von einer Frau, welche ihr bei einem Ausfluge auf den Kilauea nachgefolgt war: „Sie lachte und plauderte zwar in einem fort mit ihrer Begleiterin, schien sich aber trotzdem etwas unbehaglich zu fühlen, und während wir beim Essen saßen, erfolgte die Ankunft eines kleinen Weltbürgers. Nach beendigtem Diner stattete ich der Frau und dem Kindchen einen Besuch ab, und traf die junge Mutter aufrecht sitzend, munter und guter Dinge; das vorhergegangene Ereignis schien sie als einen unbedeutenden Zwischenfall zu betrachten." (Segelfahrt um die Welt, S. 236.) Wie auf allen Inseln Polynesiens herrschte auch auf Hawaii vor Ankunft der Missionäre Kindermord in einem verheerenden Grade. Die Christenlehre hat in dieser Beziehung wenig Abhilfe gebracht. Wohl ist es wahr, daß Kinder nicht mehr nach der Geburt erwürgt werden, aber man läßt es gar nicht bis zur Geburt kommen, sondern hilft sich künstlich. Wollüstige Tänze, wie der „Hula Hula", skandalöse Gesänge und Erzählungen sind noch immer die erste Erziehung des weiblichen Geschlechts, wenn auch mitunter stark modifiziert und geheim gehalten, um sich der lästigen Rüge der Bleichgesichter zu entziehen.

Dr. Buchner hatte Gelegenheit einem Hula Hula beizuwohnen und entwirft von diesem jetzt immer seltener werdenden Tanze folgende Schilderung. „Der Hula Hula genießt den Ruf, unter den vielen lasziven polynesischen Tänzen der lasziveste zu sein, und was ich davon, obgleich abgeschwächt durch die dem Fremden gegenüber stets beobachtete größere Zurückhaltung, zu sehen bekam, schien mir dies wohl zu rechtfertigen. Zuerst setzten sich die Tänzerinnen sowohl als auch die Musikanten mit gekreuzten Beinen

in zwei Reihen auf den Boden und erhoben einen gellenden Wechselgesang, indem sie bald langsam und feierlich, bald rasch und leidenschaftlich den Oberkörper und die Arme hin und her warfen und kleine birnförmige Kalebassen, die mit Steinchen gefüllt waren, in den Händen schüttelten, was einen heillosen rasselnden Lärm hervorbrachte. Die Melodie, zwar ewig in zwei Sätzen wiederkehrend, war viel komplizierter als die beim Haka der Maori und beim Meke Meke der Viti gehörten. Die zwei Tänzerinnen trugen einen dem Hula Hula eigentümlichen Schmuck um die nackten Knöchel, bauschige Wülste aus dunkeln Vogelfedern, zwischen welchen Hundezähne befestigt waren. Sie hatten nicht den gewöhnlichen langen losen Talar an, sondern eine Art Mieder und aufgeschürzte, um die Taille gebundene Röcke. Ehemals beschränkte sich das Tanzkostüm auf Blumenkränze in den Haaren und um die Brüste, auf die Knöchelwülste und auf ein kurzes Röckchen, welches nur dazu diente, emporgeschnellt zu werden. Jetzt herrscht beim Hula Hula in der Regel ein höherer Grad von Bekleidung bis zu jener höchsten Decenz hinauf, welche Pluderhosen vorschreibt. In vertrauten Kreisen soll allerdings die ursprüngliche Einfachheit noch immer sehr beliebt sein. Nach einiger Zeit sprangen die beiden Frauenzimmer auf und begannen nun stehend, ohne ihre Plätze zu verändern, unter den nämlichen wilden Geberden, unter dem nämlichen wilden Schreien und Rasseln höchst unzüchtige Bewegungen mit dem Becken zu verüben. Immer hastiger und erregter wurde ihr Toben, die Blumenkränze flogen zerrissen zu Boden, und die braunen Zuschauer hinter unsern Stühlen gerieten in Begeisterung, lachten laut und klatschten entzückt in die Hände und beteiligten sich an dem Vergnügen, indem auch sie dieselben Hüftenbewegungen machten, so weit es der dichtgedrängt volle Raum gestattete. Nach mehrmaligen Pausen ging es immer in derselben Weise fort, die Variationen schienen nur im Texte zu liegen, den wir nicht verstanden. Einmal warfen sich die Musikanten, welche sitzen geblieben waren, auf alle Viere nieder und führten in dieser Stellung wahrhaft bestialische Zuckungen aus." (Reise durch den Stillen Ozean, S. 354—355.)

Man hat im Hawaiischen Königreich reichlich Gelegenheit, Mischlinge aller Grade und Kombinationen aus den drei hauptsächlich vertretenen Rassen, Kanaka, Chinesen und Weißen, zu studieren. „Wir Menschen sind bisher in so viele einzelne Stämme isoliert gewesen, daß man bereits an der Einheit unseres Geschlechtes zu zweifeln begann. Jetzt leben wir, bemerkt sehr treffend Dr. Buchner, in einer Uebergangsperiode aus dem Prozeß der Differenzierung in jenen des Wiederzusammenfließens. Die Kommunikationen dehnen sich immer weiter aus. Ueberall, wo der Europäer hinkommt, schüttelt er die Stämme durch einander, kreuzt sich mit dunklem Blut oder unterdrückt es, und vielleicht in einigen tausend Jahren wird es nur mehr Eine Rasse geben." Diese letztere Ansicht bin ich nicht geneigt in universeller Ausdehnung gelten zu lassen, jedenfalls trägt aber auf Hawaii zu diesem Prozesse der Amalgamierung das Einströmen des chinesischen Elementes nicht wenig bei. Im Jahre 1872 betrug die Anzahl der Chinesen kaum 2000, seitdem hat jedoch die Einwanderung derselben, besonders in Folge der feindlichen Stimmung in Kalifornien, so stark zugenommen, daß 1879 ihre Gesamtzahl wenigstens 10,000, d. h. ein Fünftel der ganzen Bevölkerung betrug. Der größte Teil derselben wird als Arbeiter auf den Zuckerplantagen verwendet. (Allg. Zeit. vom 6. März 1879.) Doch sind sie auch Schuhmacher, Kleinkrämer und Gastwirte schmutziger Speiselokale. Leider sind unter denselben kaum 300 chinesische Frauen, und die Folgen dieses Mißverhältnisses lassen sich leicht ermessen. Die meisten Chinesen sind mit Hawaiierinnen verheiratet und ihr Einfluß auf ein Volk, bei welchem die Zahl der Männer bereits um 15,000 diejenige der Frauen übersteigt, kann auch in dieser Hinsicht nicht anders als höchst verderblich bezeichnet werden. Deshalb weichen

die Ansichten über den Wert der chinesischen Kuli so sehr von einander ab. Will man die einheimische, dem Untergange geweihte Bevölkerung ersetzen, so kann dies nur durch Chinesen geschehen, sagen die Einen; es trennt sie auch von den Kanaken kein so großer Unterschied wie von den weißen Arbeitern (Irländern oder Deutschen), deren Bedürfnisse und Ansprüche an das Leben weit größer sind, und wenn auch die chinesische Kolonie nicht immer aus wünschenswerten Elementen besteht, so muß man, wie bei allem in der Welt, auch das eine oder das andere Uebel mit in den Kauf nehmen. Francis Birgham dagegen schreibt der wachsenden Chineseneinfuhr, welche jetzt in großem Stile durch einen eigenen Handelsagenten und eine chinesische Gesellschaft betrieben wird, die mit einer monatlich fahrenden Dampferlinie Auswanderer von Schanghai und Kanton nach Hawaii befördert, die Verarmung der Regierung zu; denn während der Kanake noch seine Bedürfnisse aus den Plantagenländern bezog, wechselt der Chinese seinen Verdienst gegen Münze um, die nach China geht oder er kauft seinen „Tschautschau" bei chinesischen Händlern. Auch Buchner besorgt, daß über kurz oder lang die Fluten dieser thätigen aber häßlichen Rasse „mit ihren scheußlichen Lastern, die dem Europäer gegenüber keine Ehrenhaftigkeit kennt und alles erlaubt hält", über der einheimischen schönen und edlen Rasse zusammenschlagen werden. In der Hauptstadt Honolulu sind schon ein großes chinesisches Theater, sowie zwei Tempel „Dschoß-Häuser" und eine Kirche für chinesische Christen erbaut worden. In neuester Zeit (August 1880) hat die Chinesenfrage Anlaß zu beträchtlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem den Langzöpfen geneigten König und der Regierung gegeben, welche sich gegen die Einwanderung dieser „asiatischen Pest" sträubte. (Siehe Allg. Zeit. vom 12. Oktober 1880.) Die Regierung hat daher zur Vermehrung der aussterbenden Bevölkerung Eingeborne der Gilbert-, Marshall- und Karolinengruppe, Männer, Weiber und Kinder, sowie von der Insel Rotumah, dann Kolonisten aus der Insel Madeira zur Uebersiedlung veranlaßt, so daß die künftige Bevölkerung Hawaiis eine sonderbare Mischung darstellen wird.

Unter den Weißen herrscht der amerikanische Typus vor. Auch die meisten Waren tragen das amerikanische Gepräge und sind größtenteils aus Kalifornien eingeführt. Man ist in Bezug auf Kultur bereits in den Vereinigten Staaten. Man trägt eben so feine, weißglänzende Wäsche und denselben Schnitt des Rockes wie bei den Yankees. Cocktail und Sherry Cobbler und wie sie alle heißen, die amerikanischen „Fancy Drinks", spielen eine eben so bedeutende Rolle wie in San Franzisco oder in New-York. Ueberall giebt sich der amerikanische Einfluß kund, und das offizielle Münzsystem ist das amerikanische. Die sehr freisinnige Konstitution ist offenbar unter dem Einflusse der amerikanischen Grundsätze ausgebildet. Sie ist zwar monarchisch, aber die Rechte des Königs sind nicht viel umfassender als die eines Präsidenten der Republik. Die gesetzgebende Versammlung tritt alle zwei Jahre zusammen. Sie besteht aus den 19 vom Könige ernannten lebenslänglichen Mitgliedern des Oberen Hauses, Nobles genannt, wozu auch die vier Kabinetsminister (für Inneres, Justiz, Aeußeres und Finanzen) ex officio gehören, und den 28 durch allgemeine Wahl bestimmten Abgeordneten,

von denen die Inseln Oahu (mit der Hauptstadt), Hawaii und Mani je acht, und Kauai vier schicken, zusammen also 47 Mitglieder, welche gemeinschaftliche Sitzung halten. Dermalen befinden sich darunter bloß drei Weiße, alle andern sind Eingeborne oder Mischlinge. Die Kriegsmacht des Inselkönigreichs ist eine sehr bescheidene und besteht außer dem recht tüchtigen Polizeikorps nur aus einer Bande Musikanten und einigen Dutzend Palastgardisten. Erstere tragen dunkelblaue Waffenröcke, letztere hellblaue Husarenjacken mit weißen Schnüren, beide weiße Hosen und weiße Käpi. Diese zwei Sorten von Soldaten bummeln den ganzen Tag auf den Straßen herum, so daß man sie überall sieht und auf eine viel größere Zahl schließen möchte. Auch sonst sind die Kanaken beflissen, mit der abendländischen Gesittung gleichen Schritt zu halten. Am 21. Februar 1878 ward die erste Telegrafenlinie der Inselgruppe, zwischen den Orten Haiku und Wailuku auf der Insel Maui, freilich nur 19,5 km lang, eröffnet, und eine Eisenbahn befand sich auf Hawaii im Bau. Später ward der optische Telegraph am Diamond Head, welcher ankommende Schiffe nach Honolulu signalisiert, durch eine Drahtleitung mit Telephon ersetzt, und am 4. Januar 1879 fand die Grundsteinlegung eines Freimaurertempels statt, während sich schon seit 1875 eine wissenschaftliche Gesellschaft gebildet hat unter dem Titel für Naturgeschichte und mikroskopische Untersuchungen, deren Präsident der König selbst ist. Herz, was verlangst du mehr? Schade nur, daß über alle diese Herrlichkeiten das Volk selbst vergeht, dem sie zu Gute kommen sollten.

Die Weißen in der Südsee.

In den letzten Jahrzehnten haben die Inseln des Großen Ozeans eine bedeutende Wichtigkeit für den Handel gewonnen und auf den meisten derselben leben gegenwärtig Europäer, welche sich mit der Ausbeutung jener tropischen Paradiese beschäftigen. Obwohl der dortige Handel vorwiegend nach Deutschland geht und auch zu fünf Sechstel in Händen von Deutschen ruht, giebt es doch nicht so sehr viele Deutsche in der Südsee. Zu ihren Beamten wählen jene deutschen Firmen lieber die in Kolonialverhältnissen besser erfahrenen Engländer. Für diesen Handel mit der Südsee steht nun, wie Freiherr von Schleinitz entwickelte, die Kokosnuß in erster Linie, und in der That begann derselbe damit, daß, als man zuerst von Australien aus unter Mitwirkung von Deutschen mit den Inseln in Handelsverbindung trat, das Kokosöl von Eingebornen gegen europäische Waren umgetauscht wurde. Bei diesem Handel ging indessen viel Material verloren. Das Holz der Fässer ließ das Oel durchsickern; auch wurde das Auspressen der Kokosnüsse nicht rationell genug von den Eingebornen vorgenommen. So war es denn für den Südseehandel ein großer Schritt vorwärts, als das Hamburger Haus Godeffroy an Stelle des Oeles den geschnittenen Kern

der Kokosnüsse, die sogenannte Kopra einzutauschen begann, welche sich billiger transportieren, im Mutterlande besser auspressen ließ, und deren Ueberreste als Oelkuchen sogar noch ein vortreffliches Viehfutter bilden. Als man einmal so weit gekommen war, ergab es sich als vorteilhaft, eigene Anpflanzungen zu machen und dieselben von den Eingebornen bewirtschaften und rationell ausbeuten zu lassen. Außer der Kokosnuß bildeten die ersten Handelsartikel jenes weiten Gebietes die Perlmuschel, Schildpatt, Trepang und das Sandelholz. Alle diese Artikel wurden von denjenigen Eingebornen eingetauscht, die sich der geringen Mühe des Sammelns unterzogen, denn die Natur bot alle diese Schätze freiwillig in reicher Fülle dar. Damals war es noch möglich, sehr billig einzutauschen und für ein Messer oder eine leere Brieftasche erhielt man oft Südseeprodukte im Werte von mehreren Dollars. Späterhin aber, als man der Frage der eignen Produktion auf der Südsee näher getreten war und Ländereien angekauft hatte, war man genötigt, die Arbeitskraft der Eingebornen zu benutzen. Dies ging aber nicht so leicht, denn die Einwohner lassen sich auf ihren eigenen Inseln nicht darauf ein zu arbeiten. Wiederum war es das Haus Godeffroy, welches die Arbeiterfrage löste und von fremden Inseln die Einwohner kontraktlich mietete und sie nach Verlauf einer gewissen Arbeitszeit mit dem Erwerb ihrer Arbeit wieder in die Heimat brachte. Nunmehr schritt man auch dazu, außer den schon genannten Produkten andere zu kultivieren, namentlich Baumwolle, Kaffee, Mais, Tabak, Vanille ꝛc. So findet denn heutzutage neben dem hergebrachten primitiven Tauschhandel mit Kopra, der übrigens fast ganz auf das Gebiet der niedrigen Inseln beschränkt ist, der Handel mit selbsterzeugten Plantagenprodukten statt, und für ihn ist Apia auf Samoa der Mittelpunkt.

Was nun das oben erwähnte kontraktliche Mieten fremder Insulaner anbetrifft, so kann man nicht leugnen, daß dasselbe oft zu Mißbräuchen führt, die einen schwarzen Punkt in der Geschichte der Europäer in der Südsee bilden. Eine der neuesten Zeit entstammende Schilderung der Verhältnisse läßt in halb verschleierter Weise erkennen um was es sich dabei handelt. „Korn, Weizen, überhaupt europäische Getreidearten," heißt es darin, „kommen auf Samoa nicht vorwärts, zur Plantagenarbeit aber würde sich der deutsche Landmann nicht hergeben, abgesehen davon, daß eingeborne Arbeiter *weit billiger zu beschaffen sind*. Man sendet Schiffe aus, die halb durch Ueberredung, *halb durch Gewalt* jedes etwa 50—100 Arbeiter von den Salomon- und anderen Inseln herbeischaffen. Es werden Verträge mit ihnen abgeschlossen, und so faul auch die Leute daheim sein mögen, so arbeiten sie doch *notgedrungen* in der Fremde, bis sie nach ein paar Jahren (*wenigstens sollte es so sein*), wieder in ihre Heimat zurückgeschafft werden. Diese Leute schlafen nachts auf einer Matte, essen Reis und nur alle paar Wochen einmal ein Stück Fleisch. Ihr Lohn ist überaus geringfügig und wird von den Kirchenbedürfnissen, irgend einem Kleidungsstück, einem Gesangbuch u. dgl. fast vollständig aufgezehrt." (Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 106.) Die in Obigem von mir typographisch hervorgehobenen Stellen lassen das ganze Elend dieses modernen *Menschenhandels*, der nur allzu häufig *Menschenraub* ist, völlig durchschauen. Derselbe wird

schon seit Dezennien nicht bloß nach Samoa, sondern überall hin wo es Plantagen gibt und auch nach Australien ganz systematisch betrieben.

Wer sich mit diesem Handel beschäftigen will, rüstet in Sydney oder Brisbane ein Schiff aus und versieht es mit einer Menge Tand, dessen Reize die Augen der Wilden bestechen; gewöhnlich nimmt man auch einige Insulaner mit, die besonders gut behandelt worden sind, um als Köder zu dienen. Das Schiff segelt nach irgend einer Insel, wo man sich Leute verschaffen zu können glaubt, und bei der Ankunft an dem Orte seiner Bestimmung verliert man keine Zeit, sich mit den Eingebornen in Verbindung zu setzen. Die oben erwähnten Köder werden dann ins Spiel gebracht. Ihre Aufgabe ist es, erregende Schilderungen zu entwerfen von den Wundern, die sie gesehen haben, und von der Freundlichkeit, womit sie behandelt worden sind. Perlen und andere derlei Dinge werden verteilt, und die Folge ist, daß einige der Insulaner dadurch verlockt werden, für eine gewisse Anzahl Monde ihr Glück an den wundervollen Orten zu versuchen, von welchen ihre Landsleute eine so glühende Beschreibung geliefert. Diejenigen, die man dazu bewegen kann, sich aus eigenem freien Willen einzuschiffen, sind keineswegs zahlreich, und wenn man es unmöglich findet, durch obiges Mittel eine hinlängliche Anzahl zu bekommen, so greift man zu einem durchaus nicht zu rechtfertigenden Verfahren. Die Eingebornen werden durch Geschenke und Tauschhandels-Anerbietungen an Bord gelockt, und hat man sich dort der Männer versichert, so müssen Weiber und Kinder in die Kanoen steigen und das Schiff begibt sich auf den Weg nach einer andern Insel, wo dasselbe Verfahren wiederholt wird, bis man die erforderliche Anzahl Insulaner erhalten hat.

Wer in Australien einen Insulaner zu dingen wünscht, hat etwa acht oder neun Pfund Sterling für je einen Kopf derselben zu bezahlen, was, wie man annimmt, dem Ueberfahrtsgeld von der Insel, der er entnommen ist, gleichkommt. Auch muß er, der „Polynesischen Arbeiter-Akte" zufolge, sich verpflichten, den Männern einen gewissen Betrag von Kleidung, der indes sehr geringfügig ist, sowie Lebensmittel zu liefern, ihnen zwei Sh. wöchentlich Lohn zu geben und nach Verfluß von zwei Jahren die Rückfahrt nach ihrer Heimatsinsel zu bezahlen. Natürlich ist es sehr schwierig, wirklich zuverlässige Nachweisungen zu gewinnen in Betreff der Art und Weise, wie man diese Leute bekommt, da diejenigen, welche Gewinn aus dem Handel ziehen, wahrscheinlich nicht sehr mitteilsam darüber sind. Allein es ist eine in den Kolonien allbekannte Thatsache, daß die Händler kein Bedenken tragen, alle Mittel anzuwenden, um die Insulaner an Bord ihres Schiffes zu bringen und sie festzuhalten, wenn sie sich darauf befinden. Die Franzosen, die überhaupt am menschlichsten mit den niederen Rassen verfahren, sind die einzigen, welche von allem Anfang an die Abführung irgendwelcher Eingeborner von den unter ihrem Schutze stehenden Inseln verboten. Was die Behandlung anbetrifft, welche den Südseemenschen nach Ankunft an ihren Bestimmungsorten zu Teil wird, so urteilt darüber ein Augenzeuge, daß sie in beinahe jeder Ansiedlung eine mehr oder weniger üble ist. In der That läßt sich behaupten, daß der Neger in Amerika in vielen Beziehungen besser daran war, als der Südseeinsulaner in Australien. In Amerika kostete der Neger eine beträchtliche Summe und es lag offenbar im Interesse seines Herrn, ihn gut zu behandeln, da, je besser er ihn behandelte, er ihn wahrscheinlich um so länger besaß und um so bessere Arbeit erhalten konnte. Den Schwarzen der Südsee aber darf man nur auf zwei Jahre dingen, und der natürliche Zweck ist, ihm soviel Arbeit abzupressen, als in dieser Zeit möglich; sollte er aber vor Verfluß der Dienstzeit sterben, so werden Mühe und Kosten erspart, welche die Rücksendung nach seiner Heimatsinsel erfordern würden. Ferner wird ihm sein Lohn erst ausbezahlt, wenn er seine Zeit abgedient hat. Stirbt er, bevor dies geschehen, so ist der Lohn überhaupt bezahlt. (Ausland 1870, S. 47—48.)

Im Jahre 1872 steuerte die von der australischen Regierung erlassene Kidnapping Act einigermaßen diesem Menschenraube in Form der Arbeiter-Mietsverträge. John Moresby, der Kommandant des „Basilisk", lernte denselben bei seinem Kreuzen im Stillen Ozean und seinen wiederholten Besuchen der Perlfischereistationen genau kennen und hat (in seinem Buche: Discoveries and surveys in New Guinea and the D'Entrecasteaux islands) eine Menge haarsträubender Greuelthaten in dieser Richtung verzeichnet. Mit einem einzigen Streifzuge hatten die Seelenverkäufer die Bevölkerung der Mitchellinseln von

450 Einwohnern auf 50—60 im Kindes- oder Greisenalter stehende reduziert. Eine andere Insel wurde gänzlich entvölkert und es scheint wiederholt vorgekommen zu sein, daß Europäer wehrlose Eingeborne ermordeten, um Häuptlinge, welche ihren Reichtum und ihre Macht nach der Anzahl der in ihrem Besitze befindlichen Schädel taxierten, durch einen Zuwachs ihrer diesbezüglichen Sammlung zum Handel mit Sandelholz oder mit Sklaven zu bestechen. Kapitän Moresby stieß auf ein Schiff, die „Peri", das von achtzig durch Arbeitsverträge verlockten Eingebornen der Salomoninseln nur mehr dreizehn überlebende aufwies. Die Geraubten hatten ihre weißen Räuber erschlagen und waren dann fünf Wochen lang, allen Hungerqualen ausgesetzt, auf einem Meere voll von Korallenriffen herumgetrieben. Sehr interessant ist, was Moresby bezüglich der Perlfischerei in der Torres-Straße erzählt. Die Mehrzahl der daselbst verwendeten Taucher war zu kurzer Arbeitszeit mit guten Lohnverhältnissen gemietet worden, allein es war dies nur maskierter Menschenraub; die Leute wurden als Sklaven gehalten, ihre Nahrung bestand in ungenügenden Rationen von Reis oder dem gröbsten Mehle und ein wenig Tabak bildete ihren einzigen Lebensgenuß. Diese Form des Menschenraubes gehört nun glücklicher Weise der Vergangenheit an und das gegenwärtige System der Arbeitermietung entspricht den Anforderungen menschlicher Gerechtigkeit. Moresby hat auf den Neuhebriden mit Eingebornen verkehrt, die schon in Queensland verdingt gewesen und die, durch die erfahrene Behandlung ganz zufriedengestellt, neue derartige Dienstverträge erwünschten. Die Hauptsache bleibt dabei freilich, daß derartige Arbeitsverträge klar definiert und von den Eingebornen *mit Bewußtsein* eingegangen, sowie von den anderen Kontrahenten *gewissenhaft* eingehalten werden.

Wenig bekannt ist, daß europäische Matrosen auf den verschiedenen Inseln im ganzen Stillen Ozean ihren Wohnsitz genommen haben. Sie leben meist bei größeren oder kleineren Häuptlingen, unter unmittelbarem Schutze derselben und man betrachtet sie als zu dem Stamme selbst gehörig. Haben sich die Häuptlinge einmal verpflichtet, ihre Europäer zu schützen, so legen sie insgemein große Treue in Beobachtung der eingegangenen Verbindlichkeiten an den Tag. Kommt indes je das Gegenteil vor, so darf man annehmen, daß die Schuld an den Weißen liegt, entweder weil sie sich mit den Eingebornen nicht vertragen können oder weil sie ihre Versprechungen und Verpflichtungen nicht erfüllen. Die Mehrheit dieser auf den Inseln zerstreuten Europäer besteht aus Matrosen, welche entweder von Walfischjägerfahrzeugen desertiert sind oder in denselben Schiffbruch gelitten haben, zu nicht geringem Teile auch aus Verbrechern, die aus den Strafniederlassungen entwichen sind. Meuterer des Schiffes, „Bounty" waren es, die im Jahre 1790 auf der Insel Pitcairn, der südlichsten der Paumotugruppe sich mit tahitischen Frauen niederließen und eine kleine, jetzt noch bestehende, eigentümliche Kolonie stifteten. (Siehe Ausland 1850, S. 32 und Chambers Journal 1875, S. 730.) Am 8. September 1878 besuchte sie der englische Admiral Dehorsey mit dem Flaggenschiff „Shah". Er berichtet, daß die jetzige Bevölkerung aus 16 Männern, 19 Frauen, 25 Knaben und 30 Mädchen, zusammen 90 Köpfen besteht. An jedem Neujahrstag wird das Oberhaupt

der Kolonie gewählt, doch wird die Oberherrschaft der Königin von England anerkannt. Alle Insulaner können lesen und schreiben, die einzige bekannte Sprache ist die englische, und es gibt kein Geld auf der Insel. (Allg. Zeit. vom 1. Januar 1879.) Charakteristisch ist, daß Geld auch von den übrigen in der Südsee zerstreuten europäischen Matrosen als ihnen wirklich unnütz zurückgewiesen wird. Dagegen hat sich Tabak unter den Eingebornen so sehr verbreitet, daß er ganz die Stelle des Geldes vertritt. (Ausland 1870, S. 641 bis 642.)

Fast überall im Großen Ozean, selbst unter den so gerne Missionäre verspeisenden Melanesiern gelingt es den Weißen, wenn sie nur ernstlich wollen und keine Verstöße begehen, ein freundliches Entgegenkommen zu finden. Dies ist die Ueberzeugung Moresbys. Er stellt sich selbst die Frage, wieso er in so übelberüchtigter Weltgegend zu so guter Aufnahme kam, und beantwortet sie folgendermaßen: „Ich fürchte, daß die Antwort die Verurteilung des gewöhnlichen Verfahrens der Weißen gegen die Eingebornen in sich schließt. Die eine Insel war meines Wissens noch niemals vorher von Weißen betreten worden, wir fanden daher die Eingebornen ohne jegliches Vorurteil; sie nahmen uns, wie wir uns gaben, und handelten dem entsprechend, wogegen der Mord des guten Bischofs zu Nukupa sich auf die Unthaten weißer Menschenräuber zurückführen läßt.“ Später bemerkt er bezüglich der Art und Weise, in welcher man den Eingebornen begegnen soll: „freundliche Blicke, ruhiges, zutrauliches Benehmen und ein sanfter Sprachton nimmt sie ein und ein kluges Zurschaustellen grellfarbiger Gegenstände fesselt stets ihre Aufmerksamkeit. Auch ist es geraten, sich geduldig zu erweisen und weder Hast, noch Aengstlichkeit zu zeigen. Diese Südsee-Völker sind wahre Kinder und wollen als solche behandelt sein.“ Vergessen darf man dabei nur nicht, daß es auch recht bösartige Kinder gibt.

Die Völker Amerikas.

Allgemeines.

Die nächsten Abschnitte dieses Buches sind den Völkern Amerikas gewidmet, und damit tauchen wir sofort in ein Meer ethnologischer Rätsel und ungelöster Fragen. Sobald es sich herausgestellt hatte, daß Amerika nicht, wie die Entdecker und noch die ersten Conquistadoren geglaubt hatten, ein Teil des östlichen Asien, sondern ein abgesonderter Erdteil für sich, in Wahrheit eine „neue Welt" sei, regte sich sogleich die lästige Frage, auf welche Weise Amerika, von dem doch die heiligen Schriften der Hebräer nicht die leiseste Erwähnung thaten, bevölkert worden sei. Die Anschauung jener fromm-gläubigen Epoche suchte den Ursprung der ganzen bekannten Menschheit im „Paradiese", und dieses wiederum in der Nähe des biblischen Morgenlandes. Damit schien die Anwesenheit des Menschen auf dem Boden der neuen, aus den ozeanischen Fluten so unerwartet emporgestiegenen Welt, nur schwer vereinbar, und man mühte sich ab, in zahllosen Versuchen das scheinbar Unerklärliche zu erklären. Daß Normannen schon fünf Jahrhunderte früher thatsächlich die neue Welt entdeckt, betreten und sogar

besiedelt hatten, freilich bloß auf einem verschwindend kleinen Stücke, wußte man damals allerdings nicht. Dafür schrieb man gerne den verschiedensten Völkern unseres Kontinentes, den Skythen, Phönikern, Karthagern, Juden, Mongolen, Hindu und Malayen die Ehre der Bevölkerung Amerikas zu, wobei man den geringsten Aehnlichkeiten in Sitten, Gebräuchen, Kultur, Sprache und Körperbau zwischen amerikanischen und nichtamerikanischen Völkern emsig nachspürte, um daraus Stützen für die jeweils verfochtene Ansicht zu gewinnen. Namentlich die Religionsvergleichung war es, welche im Geiste jener Zeit mit Vorliebe zum Beweise herangezogen wurde. „Uebereinstimmungen mit dem ägyptischen Kultus, besonders den figürlichen Gottheiten, und dem mexikanischen wurden nachgewiesen, ferner zwischen dem Buddhismus und der Religion der amerikanischen Kulturstaaten, dann zwischen dem Christentume und dem früheren Kultus, bald von Mexiko, bald von Peru; am häufigsten aber und mit sehr großem Fleiße wurden Analogien zwischen dem Judentume und den indianischen Religionen hervorgesucht, um die Behauptungen zu unterstützen, daß der amerikanische Kontinent von den zehenthalb Stämmen Israels, die gefangen nach Samaria geführt wurden, bevölkert worden sei. Im siebzehnten Jahrhundert, als Montesini von seiner Reise nach Südamerika zurückkehrte, teilte er dem berühmten Rabbi Manasse Ben Israel mit, er habe in der Provinz Quif einen Indianer zum Führer gehabt, von dem er gesprächsweise erfahren habe, er sei ein Jude, daß eine Menge solcher jüdischer Indianer in den Kordilleras leben, daß sie vom Stamme Ruben seien, Abraham, Isaak und Jakob anerkennen und ihr Gott Adonai heiße." (J. J. von Tschudi, Die Kechua-Sprache. Wien 1853. 8°. Bd. I, S. 3—4.) Natürlich sind diese „jüdischen" Indianer niemals aufgefunden worden. Auch in Yukatan und Mexiko gerieten die Spanier auf die Idee, die verlornen Stämme Israels vor sich zu haben. Die Nase des mexikanischen Indianers trägt nämlich oft ein jüdisches Gepräge, und bei der damals herrschenden Unwissenheit in ethnologischen Dingen ist es allerdings begreiflich, daß bei dem Anschauen dieser ernsten, schweigsamen Leute mit brauner Gesichtsfarbe, glänzenden Augen und Adlernasen derartige Vermutungen auftauchen konnten. Andere, namentlich englische Forscher, wollten jene zehn Stämme in den Rothäuten Nordamerikas wieder finden. So allgemeine Anerkennung diese Theorien bei ihrem Entstehen auch fanden, so wurden sie doch erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts und im Anfange des gegenwärtigen wieder mit neuem Eifer ergriffen und durch zahlreiche Analogien verteidigt, ohne daß irgend wer in dieser Beziehung durch Forschung zu befriedigenden Resultaten gelangt wäre. Das Rätsel der Bevölkerung Amerikas ward seiner Lösung aber auch dadurch nicht näher gerückt, daß man die Frage aufwarf, ob das Paradies der Bibel nicht etwa gar in Amerika gedacht werden dürfe.

Die moderne Völkerkunde, aufgerichtet auf streng naturwissenschaftlicher Basis, sieht sich den nämlichen Problemen gegenübergestellt. Auch sie hält fest an einem einheitlichen Schöpfungsherd des Menschengeschlechtes und mußte die Möglichkeit erwägen, ob derselbe nicht etwa wirklich nach Amerika zu verlegen sei. Es hat auch in der That nicht an Köpfen gefehlt, welche diese Ansicht

mit wissenschaftlichen Gründen zu verfechten sich bemühten. Heute indes wird sie wohl kaum mehr ein Naturforscher aufrecht erhalten wollen. Peschel hat seinerzeit der „Lage des Paradieses" — wie er vielleicht nicht ganz passend, aber aus Pietät für die ersten Jugendeindrücke, die wir einer christlichen Erziehung verdanken, das unbekannte Schöpfungscentrum nennen will — eine ausführliche Untersuchung gewidmet (Ausland 1867, S. 1105—1113), deren auch in die neueste Auflage seiner „Völkerkunde" übergegangenen Endergebnisse zeigen, „daß weder Australien noch Südamerika, ja selbst Nordamerika nicht ein schicklicher Platz für die Wiege der Menschheit gewesen sei, folglich müssen wir sie in der alten Welt suchen." (Völkerkunde. 5. Aufl.*) S. 40.) Dann aber muß auch die neue aus der alten Welt ihre ersten Bewohner empfangen haben. Weite Seefahrten will Peschel freilich diesen Einwanderern nicht zumuten, sondern sie höchstens über das Beringsmeer ziehen lassen, weil dort, in den nördlichen Gebieten des großen Ozeans, Asien und Amerika einander derart nahe gerückt sind, daß man in der Beringstraße von Asien aus das amerikanische Ufer gewahren kann. Es war also dort keine verwegene Entdeckungsreise erforderlich, wenn rohe asiatische Horden, bis an die Beringstraße vorgerückt, auch das gegenüberliegende Festland aufsuchten. Ein Uebergang aus Asien nach Amerika dünkt ihm obendrein um so wahrscheinlicher, als die amerikanischen Ufer der Beringstraße, verglichen mit den asiatischen, ein verlockend milderes Klima genießen und mit einem entsprechend höheren Pflanzenreichtum ausgestattet sind. Endlich darf man getrost behaupten: wenn der Eingeborne Amerikas irgend einer andern Menschenrasse sich nähert, dann steht er gewiß dem asiatischen Mongolen viel näher als jedem andern Volke. Nicht der gleichen Anschauung huldigt Virchow, obgleich es auch ihm als Glaubensartikel gilt, daß Amerika von außen bevölkert ward. „Wenn ich jedoch," meinte er, „die Frage beantworten sollte, von wo es bevölkert sei, so kann ich darüber wohl Probleme aufstellen, aber ich halte mich angesichts

Südamerikanische Indianer.
Großnasiger Typus. Stumpfnasiger Typus.

*) Von hier an konnte die fünfte, von Prof. Dr. Kirchhoff bearbeitete Auflage von Peschel's „Völkerkunde" benutzt werden. Alle ferneren Citate dieses Werkes beziehen sich demnach, falls nicht ausdrücklich das Gegenteil angegeben ist, stets auf diese fünfte Auflage.

der von mir nachgewiesenen Mannigfaltigkeit der Formen heute noch nicht für berufen, zu sagen, wo diese Anknüpfungspunkte liegen."

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Epoche der ersten Einwanderung keinesfalls der historischen Zeit angehören könne, daß sie vielmehr weit über dieselbe hinausreiche; ebenso wie anderwärts lassen sich auch in Amerika die Spuren des vorgeschichtlichen Menschen verfolgen. In jüngeren goldführenden Geschieben Kaliforniens hat man nämlich sehr häufig menschliche Geräte in Gesellschaft von Mastodon-, Elefanten-, Tapir-, Bison- und Pferdeknochen angetroffen, und sowohl Jeffries Wyman, der vorsichtigste und sorgfältigste aller amerikanischen Archäologen, als Professor Marsh, einer der gewiegtesten Geologen und namentlich Paläontologen der Gegenwart, sprechen sich dahin aus, daß mit allergrößter Wahrscheinlichkeit das Auftreten des Menschen in Nordamerika, wie die kalifornischen Funde darthun, in das Pliocän, somit in die Tertiärzeit, zu setzen sei. (American Naturalist 1877, S. 689.) Wenn Virchow also sagt: wir haben bis jetzt keine Veranlassung, anzunehmen, daß in Amerika der tertiäre Mensch gelebt habe (Verhdl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1877, S. 154), so spricht er nicht mit völliger Kenntnis des Sachverhalts. Aus pflanzengeographischen Gründen hat auch der gereifte Botaniker Otto Kuntze gefolgert, daß die neue Welt schon in präglacialer Zeit, d. h. vor der letzten Gletscherperiode, von Asien aus besiedelt worden sein müsse. Obwohl nämlich in Amerika keine einzige Musa-Art einheimisch ist, so wurde dort doch bereits 1492 n. Chr. die Banane (Musa paradisiaca) überall angebaut. Dieses Gewächs wird in der Kultur stets samenlos, und auch die amerikanische Banane ist von jeher nur eine samenlose Kulturpflanze gewesen, was an und für sich bereits eine lange Kulturzeit bedingt. Da nun diese samenlose Pflanze keinen Transport durch die gemäßigte Zone verträgt, so bleibt weiter keine Annahme, als daß dies zu einer Zeit geschah, wo die polaren Regionen noch tropisch warm waren und daß die Banane über ein tropisches Nordasien und Nordamerika von wandernden Asiaten mitgebracht wurde. (Ausland 1878, S. 197—198.) Diese scharfsinnige Kombination stellt indes noch keinen direkten Beweis für die Existenz voreiszeitlicher Menschen in Amerika her. Wohl aber thun dies in unzweifelhafter Weise die Steingerät-Funde des Dr. Charles C. Abbott in den glacialen Ablagerungen des Delawarethales bei Trenton in New-Jersey. Der verstorbene englische Naturforscher Dr. Thomas Belt hat die weite Verbreitung der Gletscherdrift in Nordamerika genau studiert und berichtet, daß verschiedene von Abbots Fundstücken direkt aus der Sandschicht unter einem Steinblock der Glacialdrift hervorgezogen wurden. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Steinwerkzeugen, auf welche Herr Wallace in Sandschichten unfern von Richmond gestoßen ist. Seitdem diese Schichten sich gebildet, wurde das Mammut, die Riesenfaultiere, wie Megalonyx, Megatherium und Mylodon, dann das Pferd (bis es wieder neuerdings eingeführt ward), der Riesenbiber und der Löwe auf dem Boden der neuen Welt nicht mehr geschaut, denn deren Reste kommen in späteren Ablagerungen nicht mehr vor. In jene voreiszeitliche Aera fällt also das Erscheinen des Menschen in Amerika und fast gewiß gehören ihr auch

die Funde der Herren Abbott und Wallace an der Ostküste der Vereinigten Staaten (Quarterly Journal of Science 1878, S. 58—74), sowie die von Professor Cope untersuchten Pfeil- und Lanzenspitzen aus Oregon an. (American Naturalist 1878, S. 125.)

Zu ziemlich analogen Anschauungen gelangte Aug. R. Grote. Fassen wir seine Hypothesen über die Art und Weise, wie die ursprüngliche Besiedlung Amerikas vor sich gegangen sein mag, zusammen, so erhalten wir folgende vier Punkte:

1) Daß in der Tertiärzeit die Menschen sich von den Aequatorialgegenden auf der östlichen Hemisphäre nach dem nördlichen Asien verbreitet hätten, und sodann vom Norden her nach Amerika übergegangen wären.

2) Daß hierauf, wenn nicht früher, doch jedenfalls in der pliocänen Periode, die Menschen längs der Hochlande an der Westseite beider Hälften Amerikas hinabgewandert seien.

3) Daß ferner die Eiszeit eine physische Umgestaltung der im äußersten Norden hausenden Menschen herbeigeführt, während das Vordringen des Eises jede weitere Verbindung zwischen der alten und der neuen Welt bis in verhältnismäßig neue Zeit unterbrochen habe.

4) Daß endlich die auf solche Weise abgeschnittene Bevölkerung der neuen Welt die riesigen Gletscher der Eiszeit sowohl auf ihrem Vordringen, wie auf ihrem Rückzuge über den Boden des nordamerikanischen Kontinents stetig begleitet habe, und daß die letzten vorhandenen Repräsentanten jener Rasse die Eskimo seien.

Schon gelegentlich eines 1875 in der „American Association" gehaltenen Vortrags sprach Grote die Ansicht aus, daß wir unzweifelhaft auf Gebirgserhebungen in der gemäßigten Zone Nordamerikas Ansiedlungen arktischer Menschen vorfinden würden, wenn alle Bedingungen für die Existenz der letzteren auf jenen Höhen in ähnlicher Weise erfüllt worden wären, wie dies hinsichtlich gewisser Pflanzen- und Tiergattungen der Fall gewesen. Ferner äußerte sich der genannte Gelehrte dahin, daß die Eskimo als die noch lebenden Repräsentanten der Menschen der amerikanischen Eiszeit anzusehen seien. Kurz darauf gelangte völlig unabhängig von Grote auch Abbott, auf Grund seiner Entdeckungen paläohistorischer Gerätschaften in New-Jersey, zu dem Resultate, daß die ersten menschlichen Wesen, welche längs der Ufer des Delaware wohnten, demselben Volke angehört haben dürften, dessen Ueberreste wir in den gegenwärtigen Bewohnern des arktischen Amerika erblicken. (American Naturalist 1877, S. 221—226.)

Alle hier vorgetragenen Ansichten tragen, es ist dies scharf zu betonen, nur den Charakter von Hypothesen, welche ich bloß erwähne, weil sie einer wissenschaftlichen Grundlage nicht entbehren und die neuesten amerikanischen Ideen über die alte Streitfrage darstellen. Sie sind aber weit entfernt, von allen Völkerkundigen geteilt zu werden. Peschel hält die Behauptung für nicht unerlaubt, daß die ersten Wanderungen zu einer Zeit stattfanden, als die Beringstraße noch nicht eine Meerenge, sondern eine Landenge vorstellte, was uns gleichfalls in die Tertiärzeit zurückführt; er setzt aber doch lieber voraus, daß

zur Zeit des Ueberganges der Asiaten nach Amerika die Beringsenge schon ihre jetzigen Züge besaß (Völkerkunde, S. 403), und gibt sich die Mühe nachzuweisen, daß es auch entblößten Naturvölkern gelingen könnte, in jener strengen Natur auszudauern. In der That bedarf es Grotes Annahme nicht, daß die Eiszeit eine physische Umgestaltung des Menschen veranlaßt habe, welche ihn befähigte, die Kälte zu ertragen, denn wir besitzen in den Chinesen- und Turkstämmen Beispiele dafür, daß eine und die nämliche Rasse sich den extremsten Klimaten anzupassen vermag. Ob nun die mannigfachen Spuren fossiler Menschen in Amerika mit den Eskimo, wie Grote und Abbott denken, oder mit den übrigen heutigen Bewohnern des Weltteils zusammenhängen, läßt sich wohl bestimmt weder verneinen noch bejahen. Aus linguistischen Gründen hält Peschel es von den Eskimo, freilich nur im äußersten Falle, sogar für statthaft, sie später nach der neuen Welt einwandern zu lassen, gerade so wie noch um vieles später die jetzt beide Ufer der Beringstraße bewohnenden Tschuktschen ihnen nachgefolgt sind. (Ausland 1867, S. 1112.)

Die Voraussetzung der amerikanischen Archäologen, daß der Mensch, noch bevor die Eiszeit mit einem warmen Klima im Norden unverträglich geworden, von der westlichen Erdhälfte Besitz ergriffen hätte, — eine Voraussetzung, welche Otto Kuntze durch die Bemerkung zu stützen sucht, daß sonst die Indianer kleidertragend wären, da ein kleidertragendes Volk sich der Kleider nicht entwöhnt — gestattet uns die amerikanischen Kulturen als einheimische aufzufassen. Jedenfalls nämlich müssen wir uns die ersten Wanderhorden noch als sehr hilflos denken. Die einzige Erfindung außer einer rohen Sprachverständigung, die sie mitgebracht haben mochten, war vielleicht die Kunst, einen Pfeil mit einem Bogen abzuschießen, denn sie mußten bereits irgend ein wirksames Jagdgewehr besitzen, sonst würden sie schwerlich unter so hohen Breiten sich ernährt haben können. Später, zur Zeit der Conquista und selbst noch heute, treffen wir in verschiedenen Teilen Amerikas höhere Gesittungen und Gesellschaftsformen, und diese haben sich, darin sind wohl die meisten Völkerkundigen einig, Peschel an der Spitze, dort selbständig entwickelt.

„Betroffen über die Höhe der Kulturen besonders im alten Mexiko und im Reiche der peruanischen Inka, haben gar manche, weil sie die Anlagen des sogenannten roten Mannes unterschätzten, als Ausflucht angenommen: es seien die besten Keime der Gesittung aus der alten in die neue Welt auf den Flügeln des Zufalls getragen worden. Bald ließ man Aegypter aus der platonischen Insel Atlantis oder zur Zeit der Umschiffung Afrikas unter Neku, bald Karthaginienser aus den Pflanzstädten an der Küste des heutigen Marokko nach Brasilien; bald Normannen auf ihren Entdeckerfahrten nach dem „guten Weinland" (Virginien) bis nach Mittelamerika vordringen, und glaubte schon in Votan, einem Heros- oder Götzennamen der Chiapaneken, einen altnordischen Wodan entlarvt zu haben; bald mußten malayische Polynesier, über die Südsee verschlagen, ihren Fuß an das westliche Gestade Amerikas setzen; bald schmeichelte man sich in chinesischen Berichten von einem westlichen Lande, Namens Fusang, eine Schilderung von Teilen der neuen Welt zu erkennen. Alle diese flüchtigen

Vermutungen waren nur so schwach zu begründen, daß sie, leicht widerlegt, nie zu ernster Geltung gelangt sind. Die Möglichkeit übrigens, daß aus der alten Welt Seefahrer bis nach Amerika verschlagen werden konnten, darf nicht bestritten werden, weil wir wenigstens einen Fall dieser Art wirklich kennen. Nur ein selbstgefälliger Wahn ist es aber, daß irgend ein Einzelner oder Einzelne die Kultur ihrer Heimat als Fracht im Hohlraume eines Fahrzeuges nach fernen Welten führen können. Wenn wir Europäer uns mit dem Australier vergleichen, so dünken wir uns Halbgötter neben Halbtieren. Ein jeder von uns träumt wohl gern, daß er, unter einen Stamm solcher Wilden geworfen, diesem einen Anteil am Segen unserer Gesittung zubringen werde, daß ihn die Beglückten dermaleinst als ihren Wohlthäter und Erlöser verehren, ja daß das Auftreten des „bärtigen Mannes" als religiöse Sage unter ihnen fortleben und von seiner zweiten Rückkehr der Anbruch eines neuen beglückenden Weltalters erwartet werden möchte, wie die Azteken von dem Wiedererscheinen Quetzalcoatls eine Verjüngung und Verklärung ihrer Zustände sich verhießen. Was aber in einem solchen Falle sich wirklich zuträgt, das lehren uns mit Genauigkeit die Schicksale James Morills, eines verunglückten Matrosen, der 17 Jahre unter australischen Stämmen lebte. Nach Ablauf dieser 17 Jahre führten die Eingebornen genau das nämliche Leben wie vorher, Morill aber aß wie sie Muscheln, schlief wie sie unter einer lockern Laubhütte, hatte die Kleidung abgeworfen, fast gänzlich seine Muttersprache vergessen, und er, der Halbgott, war zum Australier herabgesunken." (Peschel, Völkerkunde, S. 440—441.) So sieht man denn wohl, daß es Verschwendung der Denkkraft ist, als Urheber oder Förderer der amerikanischen Gesittungen nach verirrten Abenteurern aus der alten Welt zu suchen, wenn man nicht nachzuweisen vermag, daß langdauernde Kulturberührungen und Auswanderung in großen Massen stattgefunden habe. Vielmehr muß man wohl mit Alexander von Humboldt in den Amerikanern die Abkömmlinge einer Rasse erkennen, welche schon frühzeitig von dem übrigen Menschengeschlechte abgetrennt, im Laufe der Jahrhunderte einen eigentümlichen Weg in der Entwicklung ihrer geistigen Kräfte, sowie in ihrem Streben nach Civilisation eingeschlagen hat. (Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amérique. Paris 1816. 8°. Bd. I, S. 240.)

Die Kulturerscheinungen Amerikas sind also unabhängig aus eigener Kraft entsprossen, ja, was noch viel schwerer wiegt, die Gesittungen des nördlichen und des südlichen Festlandes haben sich völlig ohne gegenseitige Berührung und Befruchtung entwickelt, denn die Mexikaner wußten eben so wenig etwas vom Reiche der Inka, als die Peruaner von den Herrlichkeiten Tenochtitlans oder Palenques. Es liegt nicht in dem Plane dieses vornehmlich dem Menschen der Gegenwart gewidmeten Buches, das Vergangene oder gar entschwundene Völker in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen. Bloß so viel als zum allgemeinen Verständnisse nötig ist, mag davon berührt werden. Von Norden gegen Süden schreitend, begegnen wir den ersten Spuren amerikanischen Völkerlebens der Vorzeit im Thalgebiete des Mississippi und seiner gewaltigen Zuflüsse, wo aus rätselhaften Erdwerken, den sogenannten „Mounds", zahlreiche Reste einer ziemlich

ansehnlichen materiellen Gesittung zum Vorscheine kamen. Wer die Urheber dieser Bauten, — Moundbuilders nennen sie die Gelehrten — gewesen, ist unbekannt. Wenn gegenwärtig in Amerika die Meinung besteht, daß diese Moundbuilders die unmittelbaren Vorfahren der jetzigen Indianerstämme gewesen, so ist dies allerdings möglich, aber durchschlagende Beweise für eine solche Annahme fehlen. (Allgemeineres darüber siehe bei John D. Baldwin, Ancient America, or notes on american archaeology. Newyork 1872. 8°. S. 13—75; vgl. auch Bär und Hellwald, Der vorgeschichtliche Mensch. Leipzig 1874. 8°. S. 459—471, dann Hubert Howe Bancroft, The native races of the pacific states of North America. Leipzig 1875. 8°. Bd. IV, S. 744—790.) Sehr bemerkenswert sind dagegen die übereinstimmenden Charaktere der Eskimo- und Moundbuilderschädel, die nach Dr. Bessels, welcher über ein umfangreiches Material verfügt, in vielen Fällen unverkennbar sind. (Archiv für Anthrop., Bd. VIII, S. 121.)

„Unter allen nördlichen Kulturvölkern," sagt Peschel, dem ich hier wörtlich folge, „leuchten die Tolteken voran. Ihre Sprache war das „Nahuatl", dieselbe Sprache, welche die Azteken am Hofe des Kaisers Montezuma II. sprachen. Unvermischt trat das Nahuatl nur in und um das Seengebiet des Hochlandes von Mexiko auf. Wie aber die aztekischen Ortsnamen bezeugen, waren nahuatlakische Sprachinseln außerordentlich weit ausgestreut. Sie ziehen sich in der Nähe der Südsee durch Guatemala, sie treten auf zugleich mit alten Tempelruinen mexikanischen Stiles in Honduras und reichen südwärts bis an und in den Nicaragua-See. Sie hören dagegen gänzlich auf in Costarica. Nach Norden zu sind sie verbreitet über die heutige mexikanische Republik, jedoch mit Ausnahme von Coahuila. Sie treten aber wieder auf in Texas und endigen in Neukalifornien unter dem 37° n. Br., abgesehen davon, daß versprengte Namen selbst noch unter den 50. Parallel sich verirrt haben. Sogleich wollen wir hier bemerken, daß weit binnenwärts unter 35° n. Br. beim heutigen Zuñi in Neu-Mexiko, Cibola und weiter nördlich Tucayan oder „das Land der sieben Gemeinden" gesucht werden muß, das von einem Mönche Fra Marco aus Nizza entdeckt, kurz nachher im Jahr 1540 von dem Spanier Francisco Vasquez de Coronado besucht und beschrieben worden ist. Er fand dort kleine Ortschaften mit steinernen Häusern, zwei oder drei Stockwerke hoch, festungsartig ohne Eingang erbaut, deren Söller auf beweglichen hölzernen Sprossenleitern erstiegen werden mußten. Die Einwohner bauten Mais und Bohnen, züchteten Truthühner, kleideten sich in Zeuge, deren Fäden aus einer andern Pflanzenfaser als Baumwolle gesponnen waren, und trugen eine Kopfbedeckung genau wie die Azteken in Mexiko (s. Colorados Bericht, bei Ramusio III, S. 302). Die nämliche Bauart hat sich noch heute bei den sogenannten Pueblosindianern erhalten, und ist zuletzt von Möllhausen (Reise nach der Südsee, S. 215 ff.) beschrieben und abgebildet worden. Die Sprache der Pueblosindianer steht jedoch in keinem näheren oder entfernteren Zusammenhang mit dem Nahuatl. Aehnlich wie diese Gebäude waren wohl die südwärts gelegenen sogenannten Casas grandes in der Nähe des Gila und in Chihuahua, über deren Bewohner

so viel geschrieben worden ist, weil wir noch nichts von ihnen wissen. Es saßen also Kulturvölker im Norden des heutigen Mexiko bis zum 35. Parallel.

„Ferner haben Sprachenvergleiche einen Kenner wie Buschmann dahin geführt, eine Verwandtschaft des Nahuatl mit der sogenannten sonorischen Sprachengruppe zu entdecken, sowie daß aztekische Worte, wenn auch nicht so häufig wie in Sonora, in den Sprachen der Komantschen und der Schoschonen oder Schlangenindianer vorkommen, welche letztere ehemals auf den Bisonrevieren östlich der Felsengebirge saßen, in moderner Zeit aber von ihren Feinden, den Schwarzfüßen, zum Teil in und über die Felsengebirge gescheucht worden sind. Wenn aus einer Gemeinsamkeit oder einer Familienähnlichkeit der Sprachen nicht streng auf eine Blutnähe der Völker geschlossen werden darf, weil sonst, um den schärfsten Gegenbeweis anzuführen, die ehemaligen Negersklaven in den Vereinigten Staaten von Angelsachsen abstammen müßten, so bezeugt sie dafür unwiderleglich, daß zwei sprachverwandte Völker zu Zeiten unter oder neben einander gewohnt haben müssen. Sie verstattet in obigem Falle sogar die Annahme, daß die edlen Nahuatlaken einst den roten Jägern, den sprachverwandten Schoschonen, geglichen haben mögen, denn entweder haben sich die Schoschonen nach ihrer Berührung mit den Nahuatlaken in südlichen Räumen nach Norden gewendet, oder die Nahuatlaken saßen mit den Schoschonen ursprünglich im Norden, bevor sie nach Mexiko auswanderten. Für die letztere Annahme spricht wenigstens, daß wir von einigen nahuatlakischen Stämmen mit Sicherheit wissen, daß sie aus dem Norden kamen. Als die Macht des ehemaligen Toltekenreichs zerfallen war, brachen beständig Barbarenhorden vom 11. bis zum 14. christlichen Jahrhundert nach Mexiko herein. Unter diesen befanden sich auch die nahuatlakischen Tlascalteken und die nahuatlakischen Azteken. Beide kamen vom Norden, d. h. nicht etwa aus dem Norden des Festlandes, sondern zunächst nur aus dem Norden des heutigen Mexiko, doch genügt es schon, daß ihre Wanderung südwärts gerichtet war. Bei ihrem ersten Auftreten in Mexiko sollen sie noch im Vergleich zu den verfeinerten Tolteken sehr roh gewesen sein, doch beweist dies nur, daß jene Nahuatlaken nicht aus ihrer nördlichen Heimat schon ihre höchste Gesittung mitgebracht haben, sondern sie erst im Süden entfalteten, obgleich sie schon beim Einbruche eine Kulturstufe erreicht haben konnten, wie etwa die Bewohner der Casas grandes am Gila oder die Stadtindianer von Cibola im Jahre 1540.

„Es läßt sich dagegen nicht entscheiden, ob die Tolteken im heutigen Mexiko, oder in Guatemala, oder in Honduras, oder in Nicaragua zuerst ihre Sitze aufgeschlagen haben. Doch ist für Nicaragua wohl noch niemand eingetreten, da die dortigen aztekischen Ortsnamen wahrscheinlich von einer späteren Kolonisation herrühren, was auch von Honduras gelten mag. In Guatemala, wo einer der ältesten Brennpunkte zu suchen ist, finden wir neben den aztekischen Ortsnamen und Sprachinseln ein anderes Kulturvolk, die Quiché, welche wiederum sprachverwandt sind mit ihren Nachbarn auf der Halbinsel Yukatan, den Maya. Die gesellschaftliche Entwicklung der Yukateken und der Quiché zu Zeiten der Entdeckung stand fast auf der nämlichen Höhe wie in Mexiko. Die Quiché und

die Maya mochten auch, als die Tolteken sie mit ihrer Kultur berührten, sich selbständig schon auf eine höhere Stufe der Gesittung erhoben haben, allein der Kulturglanz, der auf ihnen ruht, ist doch zum Teil nur ein reflektierter und stammt von den Tolteken. Dies beweisen nicht nur Wandersagen, welche sie von den Mexikanern entlehnt haben, sondern auch ihre Einführung des aztekischen Kalenders. Aber auch auf die Nahuatlaken, wenn sie von Norden kamen, muß die Berührung mit so gesitteten Völkern, wie die Maya und Quiché jedenfalls gewesen sind, befruchtend gewirkt haben. Bemerken wir nebenbei, daß aztekische Ortsnamen in Yukatan vollständig fehlen, woraus sich mit einiger Sicherheit ergiebt, daß die Mayavölker beinahe ebenbürtig in Kulturfortschritten den Nahuatlaken gewesen sein müssen, denn Ansiedlungen werden immer mit Vorliebe unter niedriger stehenden Völkern begründet werden.

„In Südamerika sitzen alle Kulturvölker entweder auf den Hochebenen zwischen den Kordillerenketten oder am Gestade des Stillen Meeres. So entwickelte sich auf dem Hochlande von Bogotá am rechten Ufer des Magdalenenstromes der Staat der Muysca oder richtiger der Chibcha. Weiter nach Süden, immer auf den Rücken der Hochebene bis nach Chile, saßen Völker, die verwandte Sprachen redeten, nämlich in Quito und Peru die sogenannten Ketschuastämme (Quichua) und um den Titicacasee die Colla, heutigen Tages besser gekannt unter dem Namen Aymara, der ihnen irrtümlich beigelegt worden ist. Vormals wurden diese letzteren als das älteste Kulturvolk angesehen, ihre Sprache sollte die sogenannte Hofsprache der Kaiser in Peru und die Sonnentempel am Titicacasee die frühesten Bauwerke der Kulturstämme Südamerikas gewesen sein. Jetzt jedoch müssen wir den Urfitz in Kuzko selbst suchen. Die Kara oder Bewohner von Quito, die ebenfalls eine Ketschuamundart redeten, waren angeblich den Rio Esmeraldas heraufgestiegen und hatten sich der Hochebene bemächtigt. Sie verfertigten künstliche gegossene Arbeiten aus Gold, aber auch Werkzeuge aus Bronze, und beobachteten den Eintritt der Sonnenwenden wie die Peruaner an weithin sichtbaren Steinsäulen. Völlig verschieden von den Ketschuavölkern sind die Yuncastämme, welche die Küstenflüsse am Westabhange der Anden bewohnten, sich aber landschaftlich in getrennte Staaten absonderten. Sie haben unzählige geräumige Baureste von vergleichsweise hohem Kunstwerte hinterlassen und hatten mit Meisterschaft ihr Land bewässert. Sicherlich haben die Inkaperuaner ebenso viel von ihnen erlernt, als sie ihnen mitzuteilen hatten." (Peschel, Völkerkunde, S. 437—439.) Auch endigte nicht am Rio Maule in Chile, dem Grenzflusse der Inkaherrschaft, der Bereich besserer Zustände. Bis zu den südlichen Patagoniern (Pehuelchen) hatten sich für höhere Zahlenwerte Ausdrücke der Ketschuasprache verbreitet. (D'Orbigny, l'Homme amér., S. 218.) Die Araukanier, weder von den Inka, noch von Europäern jemals bezwungen, und die ihnen verwandten Patagonier erscheinen im Vergleich zu den Jägerstämmen der brasilianischen Wälder hoch vorgeschritten in Sitten und Lebensgewohnheiten.

Bekanntlich hat man die Vorzeit der Menschheit nach der Benutzung gewisser Naturgegenstände in Perioden geteilt, indem man sich zugleich der Mei-

nung überließ, daß in regelmäßiger Folge der Entwicklung alle Völker, welche auf sich selbst standen, von einer ursprünglichen Steinzeit zu einer Metallzeit, und zwar zunächst zu einer Bronzezeit, vielleicht noch mit dem Durchgange durch eine Kupferzeit, und dann zu einer Eisenzeit gelangt seien. Gerade in den letzten Jahren ist jedoch, in Deutschland mehr als anderswo, diese Einteilung wieder streitig geworden; hervorragende Untersucher haben insbesondere in Abrede gestellt, daß eine Bronzezeit vor der Eisenzeit existiert habe. Da zeigt sich nun in Amerika eine ganz auffallende Erscheinung. Als Amerika entdeckt wurde, war nirgends, so viel wir wissen, Eisen im Gebrauch, und auch bis jetzt ist kein bearbeitetes Eisen, kein eisernes Instrument, kein Volk, welches vor Ankunft der Europäer Eisen benutzte, aufgefunden, nirgends noch in Amerika irgend ein Beweis entdeckt worden, daß irgend eines der vielen amerikanischen Völker spontan in die Eisenzeit eingetreten ist. Das Höchste, was die amerikanische Kultur zur Zeit der Conquista hervorgebracht hatte, war, abgesehen von Gold und Silber, eigentliche Bronze, und diese wurde sonderbarerweise zum Teil in sehr ähnlicher Mischung, wie sie die antike Bronze in Europa zeigt, in Peru und Mexiko gefunden. Dazu kommen große Kupferarbeiten in Nordamerika an Orten, wo sonst die psychologische Entwicklung der Völker sehr weit zurückgeblieben ist; und endlich finden wir verbreitet über die zahlreichsten Gebiete Amerikas Steinvölker, die auch nicht einmal Kupfer benutzten. Südamerika hat deren heute noch nicht bloß in den weiten Räumen Brasiliens, sondern auch noch in Chile und Patagonien. Dabei muß man sich gegenwärtig halten, daß in derselben Zeit, an demselben Tage, in dem einen Abschnitte des großen Kontinents Steinvölker existierten, in einem andern solche, welche das Kupfer verarbeiteten, wenn sie es auch nur hämmerten, dann solche, welche das Kupfer gossen, und noch an einer andern Stelle solche, die schon die Bronze hatten. Man überzeugt sich also, daß es nicht *eine* Steinzeit gegeben hat und dann nicht *eine* Bronzezeit, sondern daß diese „Zeiten" *neben einander* existiert haben, wie es ja auch in der alten Welt der Fall gewesen. So sind denn in der Archäologie fast gar keine Anhaltspunkte für die amerikanische prähistorische Chronologie gegeben. Wenn noch zur Zeit der Entdeckung Stein, Kupfer und Bronze neben einander existierten, so gewähren uns die Beigaben in den Gräbern auch kein Motiv, etwa einen Schädel, neben dem Stein gefunden wird, für älter zu halten, als einen Schädel, der mit Bronzeartefakten vergesellschaftet ist; es kann auch umgekehrt sein.

Damit gelangen wir ganz unvermerkt in das Gebiet der physischen Anthropologie Amerikas, welche keine geringeren Rätsel uns vorlegt als die Prähistorie. Natürlich haben wir dabei nur die Urbevölkerung im Auge, welche gegenwärtig durch die sogenannte *Indianer-* oder *rote Rasse* vertreten wird. Jene Schule von Ethnographen, welche wie noch der Deutsche Theodor Waitz den Autochthonismus der Amerikaner verfocht, kann man dermalen wohl als völlig überwunden betrachten, seitdem unter dem Einflusse Darwin'scher Ideen der Ursprung der amerikanischen Urvölker wieder in Asien gesucht wird. Daran reiht sich aber sofort die Frage, ob dieselben nicht etwa mit asiatischen Stämmen verwandt seien,

oder ob sie eine Rasse für sich bilden. Pickering und Peschel stehen nicht an, im ersteren Sinne sich auszusprechen. — „Vergebens wird man," sagt letzterer, „auch bei solchen Schriftstellern, welche die Amerikaner als besondere Rasse hinstellen, nach Unterscheidungsmerkmalen suchen, die sie von den asiatischen Mongolen trennen würden und allen gemeinsam wären." (Völkerkunde. 4. Aufl. S. 431.) Er befindet sich damit in hellem Widerspruch mit Friedrich Müller, welcher die Amerikaner vom anthropologischen Standpunkt für isoliert erklärt, während Pritchard bloß meint, „daß der Unterschied zwischen ihnen und der übrigen Menschheit nicht so ausgeprägt und augenscheinlich sei, wie die meisten denken." (Natural history of man, Bd. II, S. 494.) Endlich hatte schon Alexander von Humboldt bemerkt, daß das menschliche Geschlecht keine Rassen umfasse, welche einander ähnlicher wären als die Amerikaner, Mongolen, Mandschu und Malayen. Jedenfalls hat Virchow sehr Recht mit der Behauptung: wenn jemand sich daran setzt und die zum Teil sehr zerstreute Litteratur über die physische Anthropologie der Amerikaner sammelt, so sei es unzweifelhaft, daß er sich nach kurzer Zeit in großer Konfusion darüber befinden werde, welcher Meinung er sich in Bezug auf die amerikanische Urbevölkerung zuwenden soll. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1877, S. 147.)

Im allgemeinen kann man indes sagen, daß noch bis in die neueste Zeit hinein die bedeutendsten Autoren für die Ansicht genannt werden können, daß von den Küsten Grönlands bis zum Feuerland eine einzige Rasse existiert hat, nur mit gewissen Varietäten, gewissen Stammeseigentümlichkeiten. Friedrich Müller verkündet die Rasseneinheit der Amerikaner mit den Worten: „Amerika wird, mit Ausschluß jenes Teiles im Norden, den die zur Hyperboreerrasse gehörenden Inuit einnehmen, von einer einzigen Menschenvarietät bewohnt, welche sowohl in Hinsicht ihrer körperlichen Eigenschaften, als auch in betreff ihrer geistigen Begabung mit keiner der Rassen, welche die alte Welt bewohnen, irgend welche nahe Verwandtschaft verrät." (Allg. Ethnogr., S. 246.) Der freilich sehr wenig kritische J. G. Wood sagt dasselbe (The Natural history of man. London 1870. 8°. II. Bd., S. 640), und Peschel betont ausdrücklich, daß alle Eingebornen Amerikas einen einzigen Stamm innerhalb der mongolischen Rasse bilden. (Völkerkunde, S. 420.) Alle aber geben zu, daß einerseits gewisse Aehnlichkeiten mit nichtamerikanischen Stämmen vorhanden sind, andererseits die Völker Amerikas selbst unter einander physische und intellektuelle Unterschiede von höchster Bedeutung aufweisen. Doch meint man dieselben aus der Thatsache, daß diese Rasse einen geographisch bloß in die Breite gezogenen Verbreitungsbezirk einnimmt und aus dem Umstande, daß sie vor langer Zeit von den kontinentalen Rassen sich losgelöst hat, genügend zu erklären. Diesen Anschauungen tritt nun in neuester Zeit Professor Virchow entgegen, indem er sich auf die Sonderungen beruft, die zum Teil festere Grundlagen gewonnen haben, seitdem man in der Lage war, genauere Untersuchungen über die Skelettbildung der Amerikaner anzustellen. Denn was die übrigen physischen Merkmale anbetrifft, so variiert z. B. die Hautfarbe in einem so großen Maße, daß es in der That schwer ist zu sagen, was eine Rothaut ist.

In Wirklichkeit bietet der amerikanische Kontinent alle möglichen Farben von dem tiefsten, fast schwärzlichen Braun bis zu einem sehr hellen, fast europäischen Weiß dar; nur das eigentliche Negerschwarz fehlt. Allein es schien lange Zeit und namentlich nach den umfassenden Untersuchungen von Dr. Samuel George Morton, daß auch die Uebereinstimmung der osteologischen Formen eine sehr große, ja daß in Wirklichkeit der amerikanische Schädel ein überall identischer sei. Daran reiht sich der in viele Lehrbücher übergegangene Satz des Don Antonio de Ulloa, welcher in seinen 1792 zu Madrid erschienenen Noticias Americanas behauptete, daß, wer Einen Indianer gesehen, sie alle gesehen habe, worüber sich schon 1810 der Abbé Molina ins Fäustchen lachte; und der gelehrte französische Naturforscher und Reisende Alcide Dessalines d'Orbigny erklärt feierlich: ein Peruaner sei von einem Patagonier und dieser von einem Guarani mehr verschieden, als ein Grieche von einem Aethiopier oder Mongolen. (L'homme américain [de l'Amérique méridionale] considéré sous ses rapports physiologiques et moraux. Paris 1839. 8°. Bd. I, S. 123.) So standen denn den Vertretern der bis zur Stunde noch festgehaltenen Rasseneinheit der Amerikaner stets auch abweichende Ansichten gegenüber. Schon 1846 forderte der Deutsche August Zeune, auf Grund eines sorgfältigen Studiums der in der Berliner Sammlung vorhandenen Schädel, drei Haupttypen für die westliche Hemisphäre, und Pickering, der Naturforscher der großen United States exploring expedition, wies die Amerikaner zwei Rassen, der mongolischen und der malayischen zu. Virchow nun, auf dem Boden der neuesten, aber noch lange nicht abgeschlossenen Forschungen stehend, unternimmt keine solche Klassifizierungen, sondern begnügt sich auszusprechen, daß es unmöglich ist, wenigstens unter Beibehaltung der Methode, nach welcher wir sonst die physischen Merkmale der Völker aufstellen, die sämtlichen von ihm studierten Amerikanerschädel einer einzigen Rasse zuzuschreiben.

Nach dem Material, über welches wir verfügen, findet der Berliner Gelehrte, daß langköpfige Formen der auffälligsten Art in den verschiedensten Regionen Amerikas vorkommen. Zu solchen ausgesprochenen Dolichokephalen gehören nicht bloß die Eskimo oder Inuit, welche auch die modernen Ethnographen Müller und Peschel von den sogenannten Indianern als eine besondere Rasse abtrennen, sondern auch Schädel aus einem alten Gräberfelde Patagoniens, dann Tapuios und Botokuden, endlich selbst Peruaner und Chibcha. Die alten Patagonierschädel weisen eine ganz ungewöhnliche Entwicklung des Kauapparates auf, und dieser Eindruck wird auf das äußerste verstärkt durch das Verhalten der Plana temporalia, welche alles bekannte Maß überschreiten. Nicht nur, daß sie überall die Tubera parietalia überschreiten, so zeigen sie auch mitunter eine so große Annäherung an einander, daß sie sich den Verhältnissen der anthropoiden Affen anschließen. Am nächsten kommen ihnen darin vielleicht die Eskimo, denen die patagonischen Schädel auch in Beziehung auf die ogivale Form der Norma occipitalis und in der starken Ausbildung der Kiefer verwandt sind. (Verhdl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1874, S. 57.) Wir besitzen aber auch ausgezeichnet kurzköpfige Schädel aus Amerika, so von den Moundbuilders in

den Vereinigten Staaten (was freilich nicht harmoniert mit der obenerwähnten Uebereinstimmung zwischen Bessels' Moundbuilderschädel und den exquisit dolichokephalen Eskimo) und aus den „Sambaquis", d. h. Muschelhügeln Brasiliens, von den Kariben, Araukanern und Pampeos oder Pampasindianern. Auf dem Gebiete der Brachykephalie stellen die Moundbuilders im Norden und die Muschelmenschen im Süden, scheinbar wenigstens, das relativ älteste dar, was wir aus Amerika kennen. Dieses Gebiet der Brachykephalie erstreckt sich nun in einer zunehmenden Ausdehnung über einen großen Teil von Südamerika und zwar merkwürdigerweise in einer gewissen Gradation, indem nach und nach die Schädel eine ungemeine Zartheit der Formen und eine ungewöhnliche Kleinheit des Inhalts annehmen, so daß manche davon fast wie Kinderschädel aussehen. Sie erscheinen mikrokephal gegenüber dem, was wir bei einem Botokuden oder Muschelmann antreffen. Ein von Virchow gemessener Pampeoschädel hatte eine Kapazität von nur 1110 ccm und das bedeutet fast Mikrokephalie. Nimmt man dazu die ganz ungewöhnliche Form des Oberkieferrandes, so wird man geradezu an Kretinismus erinnert. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1874, S. 63.) Als eine erste Uebergangsform erscheint ein mesokephaler Schädel von Caldera in Chile, ausgezeichnet namentlich durch das ungewöhnlich stark entwickelte prognathe, fast negerartige Gebiß. Die Araukanerschädel sind ausgemacht brachykephal, können aber als ein Uebergangsglied zwischen den Pampasindianern und gewissen Stämmen der Westküste gedacht werden. (A. a. O., S. 260.) An die araukanische schließt sich die karibische Form. Was die Höhenverhältnisse betrifft, so hat man nirgends in Amerika ganz niedrige, chamäkephale Schädel im strengen Sinne des Wortes gefunden. Die Botokuden und Patagonier sind hypsidolichokephal und die ausgemachtesten Brachykephalen hypsibrachykephal. Noch Paul Broca stellte eine scharfe Scheidung zwischen den schmalnasigen (leptorrhinen) Eskimo und allen übrigen Amerikanern auf, die er für mesorrhin erklärte. Virchow fand aber die Botokuden und viele andere Stämme gleichfalls leptorrhin, während Schädel aus Patagonien, Araukanien und Bogota platyrrhin sind und jener von Caldera hart an der Grenze der Platyrrhinie steht. Vom Standpunkte der klassifizierenden Anthropologie sagt Virchow daher: hier gibt es keine Uebereinstimmung der anthropologischen Merkmale, keine Einheit der Rasse. Die gefährlichste aller Generalisationen ist, ihm zufolge, die Annahme einer einheitlichen Urbevölkerung von Amerika, und er kann nicht dringend genug davor warnen, dieser Vorstellung inmitten der erst begonnenen Untersuchungen Raum zu geben. Die „rote Rasse" ist wahrscheinlich ebenso wenig eine einheitliche, wie eine autochthone. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1877, S. 147—155.)

Es ist nun keineswegs unmöglich, daß auf dem Boden Amerikas im Laufe der Jahrtausende zahlreiche Umwandlungen des Typus stattgefunden haben; gegenüber so großen Differenzen aber, wie sie in Amerika sich zeigen, hält Virchow die Frage für berechtigt, ob nicht möglicherweise neue Stämme zu den alten durch Einwanderung hinzugekommen und ob wir in den Köpfen nicht allerlei Mischformen zu erkennen haben. Auch staunt er über die etwas ver-

ächtliche Behandlung, die man in Amerika und anderwärts den nach seiner Meinung recht bedeutungsvollen Beobachtungen angedeihen ließ, welche Pickering in bezug auf die physischen Aehnlichkeiten gewisser amerikanischer Stämme des Westens mit Kanaken, also malayischen Polynesiern, namentlich denen Hawaiis, gemacht hat. Und hierher gehört ein anderer, nicht unwichtiger Umstand. Viele Schädel aus den peruanischen Inkagräbern zeichnen sich durch einen besonderen Knochen am Hinterhaupt (Os epactale, auch Os interparietale) aus, gewöhnlich als Inkaknochen (Os Incae) bezeichnet. Die Rassenbedeutung desselben ist indes fast von allen Autoren bestritten worden, Virchow hat aber nachgewiesen, daß eine relative Frequenz, nicht etwa eine Konstanz dieses Knochens besteht, ferner daß kein anderes Volk auf der Welt bekannt ist, von dem bis jetzt in gleicher Häufigkeit diese Eigentümlichkeit vorliegt. Dieselbe ist aber um so höher zu veranschlagen, als es sich dabei um einen großen Knochen handelt, der den oberen Teil der Hinterhauptsschuppe bildet und der für gewöhnlich beim Menschen nicht existiert, indem die Naht zwischen Ober- und Unterschuppe (Sutura transversa occipitis) schon lange vor der Geburt vollständig verwächst. Die Thatsache nun, daß nächst den altperuanischen Schädeln keine anderen häufiger den Inkaknochen zeigen, als indochinesische und philippinische Schädel, stimmt ganz gut mit der sagenhaften Tradition von der Landung der ersten peruanischen Herrscher aus dem Inkageschlechte am Westgestade, und zwar zu einer Zeit, wo das Land längst bevölkert war. Nichtsdestoweniger wird wohl, nach Virchows eigenem Ausspruche, noch viel dazu gehören, um solche Zusammenhänge sicher zu stellen, und nichts wird diese Feststellung mehr erschweren als vorzeitige Generalisationen.

Wollen wir nun uns Rats erholen in unseren besten ethnographischen Lehrbüchern, so überfällt uns eine wahre Trostlosigkeit beim Innewerden der so ungemein verschiedenen und schlechterdings nicht miteinander zu vereinbarenden Klassifizierungen. Zwar stehen sie in ihrer überwiegenden Mehrzahl auf dem Boden der Anschauung, welche in den Indianern, wie man sehr unpassend den Hauptstock der amerikanischen Menschheit benannt hat, eine einzige große Rasse erblickt, was Friedrich Ratzel als „eine sichere Erkenntnis der neueren Völkerkunde" erklärt. (Ratzel, Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. München 1880. 8°. Bd. II, S. 108.) Damit hört aber im Grunde genommen die Uebereinstimmung der Ethnologen auch auf. Da haben wir gleich den so verdienstvollen Gerland, welcher wie H. W. Dall auch die Inuit zu den Indianern gerechnet wissen will. Wahr ist, daß zwischen ihnen und den benachbarten Indianerstämmen zahlreiche Uebergänge stattfinden, so daß beispielsweise die Thlinkit ebensowohl mit Peschel zu den „Beringsvölkern" als mit Friedrich Müller zu den Indianern gestellt werden können. Im übrigen haben es die meisten Klassifikatoren sich ziemlich leicht gemacht und im Hinblick auf die fast unangefochtene Einheit der Rasse eine genauere Sonderung der einzelnen Glieder, wie es scheint, für nicht allzu wichtig erachtet. Sogar Peschel, mein unvergeßlicher Freund, kennt in seinem Meisterwerke, der „Völkerkunde", keine andere Einteilung der amerikanischen Urbevölkerung als jene in Jägerstämme in Südamerika. Eine

besondere Gruppe bilden ihm dann die Kulturvölker Nordamerikas und ihre Stammesangehörigen. Hier wird also bloß eine kulturelle, keine ethnologische Unterscheidung gemacht, und den nämlichen Vorgang beobachteten Waitz, in neuerer Zeit, wenn auch auf beschränkterem Gebiete, der freilich sehr unwissenschaftliche Bancroft, welche beide den Gegensatz zwischen den amerikanischen Kultur- und Naturvölkern zum Ausdrucke bringen und letztere dann in geographische Gruppen zerlegen. Einen ernsthaften Klassifizierungsversuch auf ethnologischer Basis hat eigentlich bloß Friedrich Müller gemacht, neben dem man höchstens noch Gerland nennen kann. Letzterer trennt die Amerikaner (die Eskimo mit inbegriffen) in 17, ersterer die Indianer, jedoch mit Einschluß der alten Kulturvölker, in 28 Stämme, richtiger Gruppen, denn für mehrere derselben weiß auch der gewissenhafte Wiener Gelehrte keine anderen als geographische Sammelnamen. Die Zahl der nach seiner Einteilung vorläufig noch isoliert dastehenden Völkerschaften ist keine unbeträchtliche. Wenn nun Gerland in Sitte und Leibesbeschaffenheit vom Kap Barrow bis zum Kap Hoorn so viel Gemeinschaftliches findet, daß er zu dem Schlusse gezwungen wird, die Bevölkerung aller dieser ausgedehnten Ländereien sei eine einheitliche, so möchte ich dagegen sagen: weder in Leibesbeschaffenheit, d. h. Knochengerüst, Schädelgestalt, Hautfarbe, Haarform, Statur, und sonstigen physischen Merkmalen, noch in Sprache und Sitte in ihrer weitesten Ausdehnung herrscht unter den Indianern eine größere Uebereinstimmung, denn zwischen den Völkern Asiens vom Ostkap an der Beringsstraße bis zur äußersten Spitze der anatolischen Halbinsel. „Thatsächlich," — so bemerkt sehr richtig A. H. Sayce — „sind die Indianer Nordamerikas unter einander sowohl physiologisch als linguistisch nicht weniger verschieden als die Bewohner Europas, und sie unter einem und demselben Namen zusammen zu werfen ist ein ebenso roher und unwissenschaftlicher Vorgang als jener der Griechen und Römer, welchen alle anderen Völker als Barbaren galten." (Nature, Bd. XVIII, S. 166.) Auch Albert S. Gatschet weist darauf hin, „daß Amerika von mehreren unter sich nicht unwesentlich verschiedenen Rassen bewohnt wird, daß jedoch die Sprachen aller, mit Ausnahme derer des äußersten Nordens, in ihrer Anlage gleichartig beschaffen sind." (Gatschet, Zwölf Sprachen aus dem Südosten Nordamerikas. Weimar 1876. 4°. S. 2.) Jedenfalls wird man zugeben müssen, daß unsere Kenntnisse über alle einzelnen Teile der eingebornen Bevölkerung Amerikas noch viel zu unzulänglich sind, um zur Aufstellung eines ethnologischen Systems und zur Entscheidung der anthropologischen Frage der Rasseneinheit zu berechtigen. Die Möglichkeit einer solchen ist ja nicht zu bestreiten, voreilig ist es nur das Mögliche als Gewißheit zu behaupten, und unwissenschaftlich zugleich, denn die Wissenschaft duldet keine Dogmen. Was das ethnologische System Müllers anbelangt, so genießt dasselbe den Vorzug, völlig unabhängig zu sein von der endgültigen Lösung des anthropologischen Moments, und ist zweifelsohne, trotz seiner vielen, ehrlich eingestandenen Lücken, das beste, das wir bislang besitzen. Was ältere, wie Balbi, Pritchard, Perty, Wood, von dem viel benützten Louis Figuier ganz zu geschweigen, in diesem Punkte geleistet haben, kann dagegen gar nicht in betracht kommen. Soweit

Müllers Gruppierungen das Ergebnis ausreichender linguistischer Forschungen sind, werden sie wohl unantastbar bleiben.

Ich sehe daher an dieser Stelle auch ab von einer allgemeinen Charakteristik des Amerikaners sowohl in leiblicher als in geistiger Hinsicht. Erwähnen will ich nur, ihrer großen Verbreitung wegen, die uns schon aus Tahiti nicht mehr fremde Sitte der künstlichen Mißbildung der Schädel, welche an Neugebornen vorgenommen und bis zu einem gewissen Alter fortgesetzt wird. Diese Skoliopädie, wie Alexander Ecker der Kürze halber die Verunstaltungen des Schädels nennt, betrifft die Abplattung sowohl der Stirn als des Hinterhaupts, oft auch der Seitenteile des Kopfes. Broca unterscheidet zwei Haupttypen der Schädeldeformation, nämlich solche, welche das Schädelgewölbe naturwidrig niederdrücken (Déformation couchée) und solche, welche es naturwidrig verlängern (Déformation relevée); beide erleiden aber, wie Virchow nachgewiesen, in ihren Wirkungen eine oft wesentliche Modifikation, wenn an den Stellen der Suturen, ja selbst Fontanellen, Verschmelzung der einzelnen Knochenränder — Synostosen — frühzeitig auftreten. Auf die Herstellungsweise dieser künstlich verbildeten makrokephalen Schädel Amerikas (siehe darüber: Joseph von Lenhossek, Die künstlichen Schädelverbildungen im allgemeinen und zwei künstlich verbildete makrokephale Schädel aus Ungarn. Budapest 1878. 4°. S. 21—47) werde ich gelegentlich der Erwähnung dieser Sitte bei den einzelnen Völkern zurückzukommen haben; zwei allgemeine Fragen müssen jedoch schon hier ihre Beantwortung finden. Der verdienstvolle und anerkannte Forscher Louis André Gosse hat die Ansicht ausgesprochen (in seiner Schrift: Essai sur les déformations artificielles du crâne. Paris 1855), daß derartige Verunstaltungen, wenn sie durch mehrere Generationen gleichmäßig und an einer großen Anzahl von Individuen beiderlei Geschlechts fortgesetzt werden, unter dem Einflusse der Erblichkeit und anderer Umstände die Neigung besitzen, mehr oder weniger permanent zu werden. Doch ist für eine solche Vererbung künstlicher Mißbildung kein einziges ganz sicheres Beispiel bekannt. Wo die abweichende Schädelform sich in einer Bevölkerung forterhält, da erhält sich auch die Sitte der verunstaltenden Einwirkungen. Der nämliche Gosse behauptet ferner, daß die Abplattung des Stirnbeins die intellektuellen Fähigkeiten herabdrückt, dafür aber die heftigen Leidenschaften und instinktiven Neigungen fördert, daß die flachstirnigen Völker wilder, kriegerischer und wenig zivilisationsfähig seien, während jene mit abgeplattetem Hinterhaupte sich intellektuell günstiger veranlagt und somit auch gesittungsfähiger erwiesen. Daß künstliche Deformierung des Schädels einen nachteiligen Einfluß auf das Gehirn üben könne, bezweifelt auch Virchow nicht, obwohl keineswegs jede Art der Deformierung diesen Einfluß übt. (Verhdlg. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 74—79.) Aus Eckers Untersuchungen an Schädeln der Flathead-Indianer geht ferner hervor, daß die Kapazität der Schädelhöhle im ganzen bei ihnen keine Verringerung erfahren, und es also anzunehmen ist, daß das Gehirnvolumen im ganzen durch die Mißstaltung nicht wesentlich alteriert werde. (Archiv. f. Anthrop., Bd. IX, S. 75.)

So wenig wie die somatischen Merkmale gewähren die Sprachen Amerikas

die Mittel zu einer befriedigenden Klassifikation. Auch der Ableitung der Amerikaner aus Asien ist die Sprachvergleichung sehr ungünstig. Aus allen bisher versuchten Sprachvergleichungen geht mit Bestimmtheit hervor, daß keine einzige Sprache der alten Welt mit irgend einem amerikanischen Idiome in der Weise in lexikalischer und grammatikalischer Beziehung übereinstimmt, daß man auf eine Verbindung zwischen beiden schließen könnte; ebensowenig ist es gelungen, die unzähligen amerikanischen Sprachen auf einen oder nur auf wenige Stämme zurückzuführen. Die amerikanischen Völkerschaften des südlichen wie des nördlichen Festlandes bilden durch den gemeinsamen Charakter ihrer Sprachen eine geschlossene Gruppe, von der sich höchst bedeutsam nur die Eskimo absondern. Diese Gleichförmigkeit der amerikanischen Idiome hat schon 1798 Dr. Benjamin Smith Barton hervorzuheben sich bemüht (New views of the origin of the tribes and nations of America. Philadelphia 1798, S. LXXV) und dasselbe that 1810 der berühmte Vater, der Fortsetzer von Adelungs „Mithridates". (Untersuchung über Amerikas Bevölkerung aus dem alten Kontinente". Leipzig 1810.) Alexander von Humboldt bestätigt das nämliche Phänomen. „In Amerika", sagt er, „haben vom Lande der Eskimo bis zum Orinoko, und von den heißen Ufern dieses Flusses bis zum Eis der Magellanschen Meerenge den Wurzeln nach ganz verschiedene Sprachstämme sozusagen dieselbe Physiognomie. Nicht allein ausgebildete Sprachen, wie die der Inka, das Aymara, Guarany, Cora und das Mexikanische, sondern auch sehr rohe Sprachen zeigen in ihrem grammatischen Bau die überraschendsten Aehnlichkeiten. Idiome, deren Wurzeln einander um nichts ähnlicher sind als die Wurzeln des Slawischen und des Baskischen, gleichen einander im inneren Mechanismus wie Sanskrit, Persisch, Griechisch und die germanischen Sprachen." (Reise in die Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff. Stuttgart 1859. 8°. Bd. II, S. 29—30.) Diese Thatsache ist, wie Friedrich Müller betont, um so merkwürdiger als die eingeborne Aboriginerbevölkerung Amerikas im Verhältnis zu seiner Größe und jener der andern Weltteile auffallend klein ist. Sie beträgt heute nicht ganz zwölf Millionen und hat wohl auch in der Vergangenheit nie mehr denn 80—90 Millionen Köpfe gezählt. Dieser geringen Bevölkerung gegenüber erscheint die Zahl der Sprachen, mithin auch der Völker als eine außerordentliche, denn man schätzt sie auf viele Hunderte, nach einigen auf 2000. Diese Zersplitterung ist am stärksten in Südamerika; während die Sprachen des nördlichen Festlandes sich doch auf einige wenige Hauptidiome reduzieren lassen, zeigt sich namentlich in Guyana und Kolumbia eine unzählige Mannigfaltigkeit auf kleinem Raume und bei geringer Menschenzahl. Humboldt zählte allein mehr als 200 Sprachen unter einer Volkszahl von 60—80,000 Individuen. Will man nicht mit Müller annehmen, daß die Amerikaner gleich von Anfang an in eine große Anzahl von Völkern sich differenzierten, so ist es am natürlichsten, in der eigentümlichen Gestaltung des Landes und der dadurch bedingten Lebensweise des Amerikaners selbst den Grund für diese Zersplitterung zu suchen, welche so weit geht, daß oft bei benachbarten Stämmen ein wechselseitiges Verständnis unmöglich ist. Andererseits mag auch der eigentümliche

Bau der amerikanischen Sprachen, sowie der Mangel einer Schrift viel zur Differenzierung beigetragen haben. Ein eigentümlicher Charakter aller dieser Sprachen besteht darin, neue Wörter durch Zusammensetzung zu bilden. Diese Zusammensetzung beschränkt sich aber nicht bloß auf die Bildung von Komposita, sondern sie erstreckt sich auch auf die meisten grammatikalischen Formen. W. v. Humboldt hat diese Sprachen Agglutinationssprachen im Gegensatze zu den Flexionssprachen genannt, der gründliche amerikanische Sprachforscher Du Ponceau nannte sie polysynthetische. Sie zeigen ohne Zweifel eine große Ungleichheit der Entwicklung und des Reichtums, je nach dem mehr oder minder vorgeschrittenen Zustande derer, welche sie sprechen, aber niemals, selbst dann nicht, wenn der Wortvorrat anschwillt, verlieren sie ihren polysynthetischen Charakter. So ausgearbeitet ein indianisches Idiom auch sein mag, bewahrt es doch immer sein Gepräge und diese Dauer der Agglutination nimmt ihm jede Biegsamkeit und macht seine Anwendung unbequem. Es ist nicht fähig, feinere, zartere Ideen auszudrücken; es kann reich an Ausdrücken sein, aber es fehlt ihm an Geschmeidigkeit und Klarheit. Der Indianer vermag dagegen einen verwickelten Gedanken in ein einziges Wort zusammenzumauern. In der Tscherokisprache kann man sagen: wi-ni-taw-ti-ge-gi-na-li-skaw-lung-ta-naw-ne-le-ti-se-tsi, was so viel bedeutet, wie: sie werden um diese Zeit zu Ende gekommen sein mit ihren (Gunst-) Bezeugungen an dich und mich. Eine fernere Eigentümlichkeit der amerikanischen Sprachen besteht darin, daß das regierende und das regierte Pronomen, das Subjekts- und Objektspronomen, auf eine merkwürdige Weise dem Verbum verbunden, diesem teils durch eigene Biegungssilben, teils durch suffigierte Pronomina inkorporiert werden, wodurch jene neue Konjugation entsteht, die die spanisch amerikanischen Grammatiker Transiciones genannt haben. Diese durch alle bis jetzt geprüften amerikanischen Sprachen gehende Uebereinstimmung, die wir auch als das organische Bindeglied dieser Idiome bezeichnen können, ist sehr vielen Modifikationen unterworfen. Bald finden wir sechs Formen der Transition, nämlich von

der 1. Person zur 2. und 3.
„ 2. „ „ 1. „ 3.
„ 3. „ „ 1. „ 2.

bald vier, in einigen Sprachen sogar nur zwei; oft werden sie gebraucht, obgleich ein Nomen als ausgedrücktes Objekt da ist, in andren Sprachen aber strenge nur dann, wenn das Objekt ein persönliches Pronomen ist. Außerdem haben die meisten amerikanischen Sprachen zwei Arten von Pronomina, nämlich selbständige und suffigierte und eine große Anzahl von Idiomen für die persönlichen und possessiven Pronomina einen doppelten Plural, nämlich einen inklusiven und einen exklusiven. (Tschudi, Kechuasprache, Bd. I, S. 9—12.)

Viele amerikanische Sprachen scheiden Nomen und Verbum nicht voneinander: sie kennen vom Standpunkte der Formenlehre bloß ein Nomen, das, falls es mit Possessivsuffixen bekleidet wird, unserem Verbalausdrucke entspricht. Der Satz gründet sich nicht wie bei uns auf das Verhältnis des Subjekts zum Prädikat, sondern auf jenes des Objektes zu seinen verschiedenen Beziehungen. Die Redeform wird nicht von einem verbalen, sondern von einem substantivischen

Verhältnisse (dem des Besitzes) beherrscht. Diese Redeform, einer einseitigen Bildung der Anschauungen entsprungen, kann umgekehrt nicht umhin, auf die Ausbildung des Denkens eigentümlich einzuwirken. Nicht nur unsere Ansichten und Begriffe, sondern unsere ganze Art und Weise zu denken, müssen dem Indianer höchst eigentümlich und fremd erscheinen. Er ist eben ein von Natur anders angelegter, anders begabter Mensch als der Europäer, und dies kommt auch in der Sprachform zum Ausdrucke. So wie die Sprache die Vernunft erschaffen, so sind die einzelnen Sprachformen sichere Merkzeichen bestimmter intellektueller Richtungen. Vom Indianer darf man sagen: *seine geistigen Evolutionen sind nicht dieselben wie die unserigen.* Er denkt, fühlt, simuliert und räsonniert nicht wie wir; in seinem tiefinnersten Hintergrunde liegt etwas, was wir *nicht* besitzen. In ihm walten manche Neigungen, Kräfte, Gedanken, Gefühle, Gesinnungen, die eine besondere Richtung haben. Er ist eben eigenartig. Mit unsrem Maßstabe dürfen wir ihn nicht messen, denn er paßt nicht.

Offenbar hatten die amerikanischen Völker in intellektueller Beziehung eine gemeinsame Konstitution, welche sie verhindert hat, aus einer sprachlichen Periode herauszukommen, durch welche auch andere Sprachen sichtlich gegangen sind. Nach diesem Grundsatze zu urteilen, ist der analytische Geist den Gehirnen der neuen Welt fremd. Statt daß sie suchen sollten, ihren Gedanken aus der verwirrten Fassung loszulösen, in welcher er anfangs entstand, haben die Indianer nichts gethan als die ursprüngliche Tendenz überboten. Unsere Sprachen sind dem roten Manne daher Kleider, die für seine Gedankengebilde nicht passen, mit denen er nichts anzufangen weiß. Deshalb, und weil bei allem kaukasischen Gewirre im Wortschatze der Satzbau oder vielmehr die Wortbildung in allen amerikanischen Idiomen so eigentümlich und gleichartig ist, haben spanische Missionäre in Südamerika es vorgezogen, das Evangelium teils in der peruanischen Ketschuasprache, teils in der brasilianischen Tupisprache oder dem Guarani zu verkündigen, weil die dortigen Indianer mit Leichtigkeit in den Geist dieser Sprachen eindringen, während das Spanische oder Portugiesische ihrem Verständnisse widerstrebt.

Gegenwärtig wird Amerika sowohl von eingebornen Stämmen als von den Abkömmlingen europäischer Einwanderer bewohnt, welche auf dem Boden der neuen Welt zu eigenen Nationen herangewachsen sind. Was diese letzteren anbelangt, so gehören sie sowohl der germanischen als der romanischen Sprach- und Völkerfamilie an. Erstere hat den kühleren Norden, letztere den wärmeren Süden in Besitz genommen. Ihre Staatengebilde erstrecken sich vom Rio Bravo del Norte bis nach Patagonien und sind alle, bis auf das portugiesische Brasilien, spanischen Ursprungs. Portugiesen, Spanier und Angelsachsen Amerikas haben aber alle das eine mit einander gemein, daß im Laufe der Zeit früher oder später — bei den Angelsachsen schon sehr bald — sich an ihnen eine physische Umwandlung vollzieht, welche sie ihren europäischen Stammeltern unähnlich macht, in körperlichem Aussehen, in Denkart und Sitten neue Völkertypen schafft. Selbst die Muttersprache entgeht nicht dieser Modifikation und das Portugiesische Brasiliens, das Spanische des übrigen Amerika ist von dem

Portugiesischen und Spanischen Europas merklich unterschieden, noch mehr aber das Yankee-Englisch von dem Englisch Großbritanniens. Die Einwanderer arten sich in Amerika allenthalben in Bälde, oft schon im ersten Geschlecht ihrer Nachkommenschaft, ja mitunter schon selbst, dem neuen Boden an und nähern sich, auch ohne geschlechtliche Vermischung, allmählich aber unverkennbar dem Typus des Autochthonen.

In diesem Buche habe ich mir die Aufgabe gesetzt, die gegenwärtige Menschheit mit möglichster Treue zu schildern. Die alten Kulturnationen Amerikas sind längst vom Schauplatze verschwunden, sie werden demnach auch keinen Gegenstand meiner Darstellung bilden, so wenig als bei den Italienern und Griechen der Jetztzeit die Kultur der alten Römer und Hellenen heraufbeschworen werden muß. Derlei hat in geschichtlichen Werken seinen Platz zu finden. Die heutigen Naturvölker sind es daher, welche uns vorerst eingehender beschäftigen werden.

Nordamerika.

Die Eskimo oder Inuit.

Allgemeines.

Den äußersten Norden unserer Erde dachten sich die Alten von dem mythischen Volke der Hyperboreer bewohnt, und selbst die kritische Gegenwart verschmäht diesen Namen nicht, um damit die Polarvölker zusammenzufassen. Hyperboreer oder Arktiker nennt Friedrich Müller „eine Reihe von Völkern im Nordosten Asiens und im Nordwesten und Norden Amerikas, welche anthropologisch von den Hochasiaten einerseits und den Indianern andrerseits abweichen, wie sie denn auch ethnologisch weder mit den einen noch mit den andern zusammenhängen." (Allg. Ethnographie, S. 220.) Zu dieser arktischen oder Hyperboreerrasse rechnet der genannte Gelehrte folgende Völker: A. in Asien: 1) die Jukagiren; 2) die Tschuktschen mit den Korjaken und Kamtschadalen (Itelmen); 3) die Aino (Kurilier); 4) die Jenissei-Ostjaken mit den Kotten; B. in Amerika (wozu auch Grönland gehört): 5) die Inuit-Stämme oder Eskimo und 6) die Aleuten. Ob nun alle diese Völker wirklich einen einheitlichen Rassentypus bilden, wie Friedrich Müller anzunehmen geneigt ist, oder mehrere, läßt sich bei dem gegenwärtigen Stande unserer Nachrichten über dieselben, wie er selbst einräumt, nicht mit völliger Sicherheit entscheiden. Getrost dürfen da-

her einstweilen, wie die geographische Gliederung dieses Buches es erheischt, die amerikanischen Zweige der oben angeführten Völkerreihe als eine Gruppe für sich betrachtet und behandelt werden, ihre asiatischen Verwandten aber erst später, in dem den Asiaten gewidmeten Abschnitte, zur Darstellung gelangen.

Soweit als bisher die Menschen polwärts vorgedrungen sind, hat man stets Spuren von Bewohnern entdeckt, und diese „äußersten Menschen" sind die Eskimo, welche schon die Normannen bei ihrer Besiedlung Grönlands kennen lernten und als Stammverwandte der Menschen an der Küste von Labrador erkannten. Sie nannten sie „Skrälingjar", d. h. Zwerge, und wenn die Eskimo, nach Angaben der Missionäre, sich die Bezeichnung „Karalit" beilegen, so ist dieselbe keine einheimische, sondern nichts anderes als der nach den Lautgesetzen ihrer Sprache umgestaltete Ausdruck Skräling. Der Name Eskimo stammt aber von den Abnaki, Nascopiindianern und andren Familien des Algonkinstammes, welche denselben zuerst den Labradoreskimo beilegten, und bedeutet so viel wie „Rohfleischesser". Die Wortbildung „Esquimantsic", welche Eingang in die ethnologischen Lehr- und Handbücher gefunden hat, ist nach Dr. Emil Bessels wahrscheinlich eine Verunstaltung. (Die amerikanische Nordpolexpedition. Leipzig 1879. 8°. S. 350.) Die Eskimo selbst nennen sich Inuit, d. h. Menschen (Plural von inuk, Mensch). Die Frage nach der Herkunft dieser Polarbewohner hat die Gelehrten vielfach beschäftigt, ohne eine befriedigende Lösung zu finden, doch dürfte die Ansicht von dem asiatischen Ursprunge der Inuit jetzt wohl die allgemeinere sein. Zu ihr bekennt sich Abbé Petitot, welcher lange Jahre unter den Eskimo Nordamerikas zugebracht hat und wohl einer der gründlichsten Kenner derselben ist, während dagegen Professor Gerland, W. H. Dall und Dr. Hendrik Rink, ohne alle Frage die größte lebende Autorität in grönländischen Dingen, für ihre amerikanische Herkunft in die Schranken treten. (L'habitant primitif des Esquimaux in dem Compte-rendu du Congrès international des Américanistes. Seconde session. Luxemburg 1878. 8°. Bd. II, S. 327—341.) Zur Zeit des Normannenbesuches Amerikas, also um 1000 n. Chr., saßen die Inuit noch ziemlich südlich an der atlantischen Küste und ließen sich am Anfange des vorigen Jahrhunderts noch gelegentlich auf Neufundland sehen. Nach Grönland sind sie erst in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eingewandert. Ihrer gegenwärtigen Verbreitung nach darf man sie fast als eine zirkumpolare Rasse betrachten, denn sie bevölkern das ganze arktische Amerika, die beiden Küsten der Davisstraße und der Baffinsbai sowie Grönlands. Die amerikanischen Beobachter der neueren Zeit haben sich mehrfach bemüht, von ihrem Kontinente aus auf die Nordostecke von Asien hinüberzugreifen, und wir besitzen namentlich eine ausgezeichnete Abhandlung von Jeffries Wyman, der in der Lage war, fünf Tschuktschenschädel zu untersuchen. Er kommt zu dem Ergebnisse, daß die Tschuktschen, Tungusen und Eskimo einander mehr gleichen, als irgend einer dieser Stämme nordamerikanischer Indianer gleicht. Man hat diese Betrachtung gern weiter verfolgt. Schon Chamisso, Otto von Kotzebue und noch früher Georg Steller hatten sich übrigens für die nahe Verwandtschaft, wenn nicht gar für die Identität der Bewohner dies- und jenseits der Beringstraße ausgesprochen, und es steht wohl fest, daß die Sprache der

Eskimofamilie an der Küste von Labrador, die Sommerquartiere verlassend.

asiatischen Namollo mit der Eskimosprache verschwistert ist. Aus einer Vergleichung der Schädel aller dieser Völker gelangte dagegen Virchow zu der Ansicht, daß die Verwandtschaft derselben mit den Eskimo eine sehr zweifelhafte sein müsse. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1873, S. 197.) Doch leugnete später auch er nicht, daß andrerseits an den Eskimo sowohl Grönlands als Labradors eine Reihe von Eigentümlichkeiten hervortritt, welche sie in hohem Maße annähere an gewisse asiatische Bevölkerungen, und zwar an Völker der mongolischen Rasse. Die ganze Bildung des Gesichtes ist mongolisch; was abweicht, das ist die eigentliche Schädelkapsel, so daß man sagen kann: der physiognomische Teil ist mongolisch, der Gehirnteil eigentümlich, absonderlich. Die eigentlichen Eskimo teilt Dr. Rink in folgende Abteilungen: 1) in die östlichen Grönländer, welche die östliche Hälfte jenes Landes bis zum Kap Farewell bewohnen, jedenfalls aber nur in sehr geringer Zahl vorhanden und uns so gut wie völlig unbekannt sind; 2) die westlichen Grönländer, die den Distrikt dänischer Ansiedlungen von Kap Farewell aufwärts bis zu 74° n. Br. bevölkern und von allen am besten und eingehendsten studiert sind; Rink selbst hat sechzehn Winter und zweiundzwanzig Sommer unter ihnen zugebracht; 3) die Nordgrönländer, die wahren Hyperboreer, an der nordwestlichen Küste Grönlands bis zur Melvillebai, die Sir John Roß als „arktische Hochländer" (arctic highlanders) bezeichnete, was Bessels mit Recht als unstatthaft rügt; 4) die Eskimo auf Labrador, jenseits der Davisstraße; 5) die Eskimo der mittleren Region, welche den Küstenstrich und die Inseln von der Baffins- zur Hudsonsbai bis zu den Barterinseln unweit des Mackenzieflusses bevölkern; dieser Zweig ist der am weitesten verbreitete; die Eisöde, welche seine Heimat bildet, erstreckt sich in einer Ausdehnung von 14,000 km in der Länge und 5000 km Breite; 6) die Eskimo an der westlichen und südwestlichen Küste Aljaskas. Friedrich Müller rechnet dazu eine Reihe von Stämmen, welche längs der Küste vom Eliasberg im Süden bis an die Kotzebuebucht im Norden wohnen und deren Namen fast alle durch die Endung „miut" charakterisiert werden. Durch Vermischung mit den benachbarten Indianern sind sie am meisten von ihren Stammesgenossen unterschieden; 7) schließlich die hier nicht weiter in Betracht kommenden asiatischen Eskimo, die zwar unvermischter als die westamerikanischen, aber doch nicht so stammesrein sind als ihre übrigen Familienbrüder. Alle diese Gruppen scheidet nun das Felsengebirge in zwei große Abteilungen, welche dialektisch verschiedene Sprachen reden. Die Unterschiede dieser beiden Idiome sind nicht unbedeutend, so daß Individuen dieser beiden Abteilungen ohne vorherigen längeren Verkehr sich nicht leicht verständigen können. Auch innerhalb der Stämme einer Gruppe kommen in bezug auf einzelne Wörter kleine Abweichungen vor, doch ist die Sprache im allgemeinen bei allen gleich. Bei nur äußerst geringem Wortschatze ist dieselbe reich an Selbstlauten.

Die Wortbildung geschieht in der Inuitsprache immer auf dem Wege der Suffigierung und in sofern hätte sie Aehnlichkeit mit dem Verfahren innerhalb der uralaltaischen Gruppe, deren wichtiges Merkmal aber, nämlich die Lautharmonie, bei den Inuit fehlt. Zwar kennt die Eskimosprache nicht die strenge

Einverleibung, doch begieng man nach Peschels Ansicht einen großen Fehler, ihr eine ganz vereinsamte Stellung anzuweisen. Wie die uralaltaischen Idiome, bedient sie sich zur Sinnbegrenzung nur der Suffixe, zugleich aber ist sie befähigt, einen vielgliedrigen Satz in ein einziges Wort zusammenzufassen, also polysynthetisch zu verfahren. Der Grönländer bildet ein einziges Wort, wenn er den Gedanken ausdrücken will: Er sagt, daß du auch eilig hingehen wolleſt, um dir ein schönes Messer zu kaufen. Darnach urteilt Peschel, daß die Inuitsprache einen Uebergang zwischen dem uralaltaischen und dem amerikanischen Sprachtypus darstellt. (Völkerkunde, S. 419, 434.)

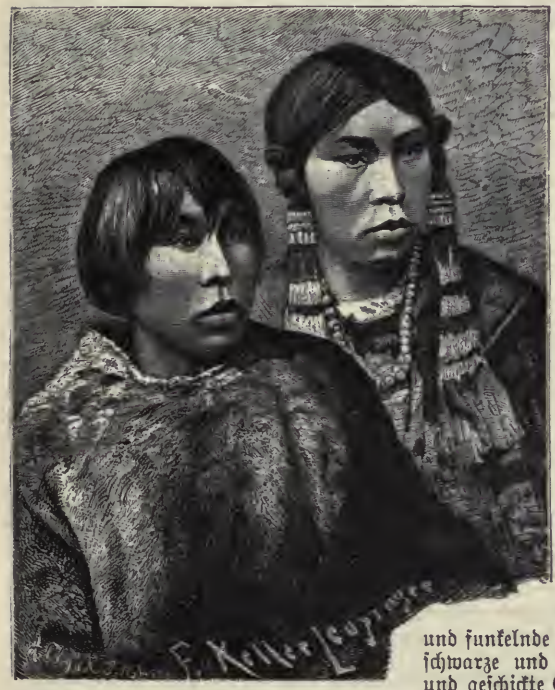
Die östlichen Inuitvölker.

Physischer Typus und psychischer Charakter.

„Es ist eine gemeine Anmerkung, daß gegen die Pole sowohl Menschen als Tiere und die Erd-Gewächse immer kleiner werden; wiewohl das Elentier, der weiße Bär und das Rentier eine große Ausnahme machen. Man schreibt dieses der kalten drückenden Luft und den Nebeln zu." Mit diesen Worten erläutert in einer Fußnote der treffliche Herrnhuter David Cranz seine Schilderung „von der Grönländer Gestalt und Lebensart" (in seiner „Historie von Grönland". Barby und Leipzig 1765. 8°. Bd. I, S. 177). Lange galten auch in der That die Grönländer und die Inuit überhaupt für die kleinsten Menschen der Erde. Heute darf man mit Topinard nur sagen, daß die Körperhöhe des reinen Eskimo im allgemeinen unter dem Mittel bleibt. (Rev. d'Anthrop. 1876, S. 62.)

Ob die Grönländer, welche von allen Zweigen der östlichen Inuit am besten bekannt sind, am reinsten den Eskimotypus repräsentieren, ist wohl nicht ganz sicher, denn im Westen fanden gelegentliche Vermischungen mit den dänischen Ansiedlern statt, welche eine Erhöhung der Natur zur Folge hatten. Unversehrt ist der Typus wohl bloß in Ostgrönland erhalten, dessen jedenfalls spärlichen Bewohner mit Fremden so gut wie niemals in Berührung kamen, deshalb aber auch völlig unbekannt sind. Immerhin scheinen nach unseren heutigen Kenntnissen die Grönländer die kleinsten unter allen Eskimo zu sein. Trotz der geringen Körpergröße überrascht es, daß die Höhe der Rollhügel (Trochanter) über dem Boden durchweg eine sehr kleine ist. Daraus folgt, daß die Länge des Körpers ganz überwiegend durch den Rumpf hergestellt wird und die Beine im Verhältnis ungewöhnlich kurz sind. Die im Jahre 1878 im Pariser Jardin d'acclimatation anwesenden sechs Eskimo maßen im Mittel nur 1,46 m (Nature, Bd. XVIII, S. 18). Virchow sah dieselben später in Berlin und aus den von ihm mitgeteilten Maßen der vier Erwachsenen berechne ich ein Mittel von 1,52 m. Bei einer anderen, acht Köpfe starken Gruppe von Eskimo, welche 1880 Berlin besuchten, jedoch aus Labrador stammten, betrug nach Virchows Messungen die Statur bei den Männern 1,596 m, bei den Frauen 1,486 m, im Gesamtmittel 1,552 m. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1880, S. 263.) Doch sah Bessels in Nordgrönland mehrere Individuen, leibliche Brüder, deren Höhe fast 1,83 betrug. Je weiter man nun von Grönland gegen Westen schreitet, desto mehr wächst die Taille der Eskimo, was vielleicht der Kreuzung mit den südlich benachbarten Indianern zuzuschreiben ist. Topinard (Rev. d'Anthrop. 1876, S. 61) zieht aus den Berichten der Reisenden folgende ziffermäßige Angaben:

			Statur m	m	Mittel m
Hogarthsund	19	Männer	1,676	1,498	1,585
	27	Weiber	1,574	1,397	1,529
Savageinsel		Männer	1,727	1,651	1,676
		Weiber			1,549
Melvillehalbinsel	20	Männer	1,778	1,498	1,663
	20	Weiber	1,536	1,441	1,536
Clydefluß	4	Männer	1,676	1,460	1,657
	4	Weiber	1,498	1,473	1,485
Boothiagolf		Männer	1,778	1,619	1,689
		Weiber	1,663	1,460	1,552
Westliche Eskimo			1,752		1,703



Eskimotypen: Mann und Frau.

woraus hervorgeht, daß die mittlere Körpergröße um 1,60 m schwankt, also keineswegs zwergenhaft ist, und die „gemeine Anmerkung" unseres David Cranz an den Inuit keine rechte Bestätigung findet. Dagegen stimmt mit seiner Schilderung der Grönländer fast in allem jene überein, welche Henry Ellis, der Begleiter William Moors auf dessen arktischer Fahrt 1746—1747, von den Eskimo an der Hudsonsbai geliefert. „Hernach haben sie," heißt es in einer deutschen Ausgabe von John Barrows Sammlung von Reisen und Entdeckungen (Leipzig 1767. 8°. Bd. II, S. 494) „auch Bärte, welches sich bey andern Indianern nicht findet. Daher man beynahe glaubet, es sey einerley Volk mit den Grönländern. Sie sind von mittler Größe, stark, und sehr geneigt fett zu werden. Ihre Köpfe sind groß, und ihre Gesichter rund, glatt und schwärzlicht. Ferner haben sie schwarze, kleine und funkelnde Augen, breite Nasen, dicke Lippen, schwarze und dünne Haare, breite Schultern, und geschickte Gliedmaßen. Doch sind ihre Füße ganz besonders klein."

Alle Inuit gehören zu den ausgesprochenen Dolichokephalen, d. h. ihr Schädel ist groß und von langer, schmaler, fast pyramidaler Gestalt. Zwar glaubte der hochverdiente Barnard Davis die Eskimo in drei Rassen sondern zu müssen, je nachdem die pyramidale Gestalt der Schädel mehr oder weniger scharf ausgeprägt ist, doch enthielten die Inuitschädel aus dem Smithsunde, welche Bessels untersuchte, sämtliche drei Formen, die Davis zur Charakterisierung seiner Typen annahm. (Arch. f. Anthrop., Bd. VIII, S. 115.) Virchow seinerseits fand die Schädel aus Ostgrönland gleichwertig mit denen aus Westgrönland: dieselben langen, mäßig hohen, schmalen, nach unten breit werdenden Schädel mit der fünfeckigen (ogivalen) Norma occipitalis und der mächtigen Entfaltung der Gesichtsknochen. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1877, S. 149.) Broca berechnete für den Breitenindex der Grönländer 71,71, Bessels aus 100 Messungen 71,37, für den Höhenindex 76,91. (Arch. f. Anthrop., Bd. VIII, S. 120.) Die nach Europa gekommenen Grönländer hatten aber einen mittleren Breitenindex von 75,6, die Labradoreskimo (5 Individuen) von 74,1. Dagegen ergaben die Labradorschädel der Blumenbachschen Sammlung zusammen mit dem von Jeffries Wyman gemessenen und einem Gräberschädel

aus Hebron ziemlich übereinstimmend mit Broca und Bessels für den Breitenindex im Mittel nur 71,6, für den Höhenindex 74,6, immerhin groß genug, um die Schädelform als eine hypsidolichokephale zu bezeichnen. Früher hatte Virchow dem Grönländerkopfe als Haupteigenschaften Leptoskaphokephalie mit Prognathismus und kolossaler Ausbildung des Gesichtsskelettes zugeschrieben (Arch. f. Anthrop., Bd. IV, S. 75), und noch später meinte er, es lasse sich nicht verkennen, in dieser Form stecke das, was man die amerikanische Physiognomie nennt: das breite und hohe Gesicht, die verhältnismäßig große und lange Nase, die sich so sehr unterscheidet von den Nasen der alten Welt, die nach oben verschmälerte Stirn, die ebenso massige Entwicklung des Unter- wie des Oberkiefers. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1878, S. 149.) Nach Kenntnisnahme der lebenden Eskimo hält der große Berliner Gelehrte von dieser Charakteristik nur mehr aufrecht, daß die Schädelform seitlich zusammengedrückt ist und nach oben dachförmig ausläuft, so daß die Sagittalgegend wie eine kleine Crista emporsteigt, während die Kaumuskeln in großer Fülle die Seitenflächen bedecken. Dem entsprechend ist das Gebiß sehr entwickelt, namentlich sind die Unterkiefer weit ausgelegt, so daß der frontale Durchschnitt des Kopfes eine Art von Konus darstellt, dessen Basis unten liegt. Beim Lebenden verstärkt sich der Eindruck durch die Rundung der Wangen und das Vortreten der dicken Lippen. (A. a. O. 1878, S. 187.) Es ist also nicht mehr die amerikanische Physiognomie, sondern der mongolische Gesichtstypus, an den man unwillkürlich erinnert wird. Da ist zunächst die große Breite des Gesichts, verursacht hauptsächlich durch die starke Prominenz der Backenknochen und der Unterkieferwinkel. Die Ansätze der Kaumuskeln, welche an der Seite des Schädels liegen, sind mächtig entwickelt und, was ganz besonders charakteristisch ist, es gibt kaum eine zweite Rasse, bei der diese Ansätze (lineae semicirculares temporum), die bei uns gewöhnlich drei Finger über dem Ohr liegen, in der Regel so hoch hinaufrücken, daß sie, ähnlich wie bei den großen anthropoiden Affen, sich mehr und mehr der Mitte des Schädels nähern. Auch die Mundbildung mit den großen und verhältnismäßig dicken Lippen, namentlich der Unterlippe, erinnert, zumal bei den Frauen, in hohem Maße an den Mund der Anthropoiden, besonders des Tschimpanse. Er ist mehr vorgeschoben als es die Stellung der Zähne und der Alveolarfortsätze gebietet. Ein eigentlicher Prognathismus ist kaum ausgeprägt. Im ganzen verjüngt sich das Gesicht nach unten, und das Kinn ist in der Regel schmal. Der Mongolentypus tritt hauptsächlich in der Bildung der Augengegend hervor. Im ganzen liegt das sehr dunkle Auge tief und die Lidspalte ist eng und kurz, so daß der Augapfel mit seiner meist braunen Iris klein erscheint. Dabei ist namentlich das untere Lid niedrig, während das obere um so länger erscheint, als die meist sehr starken Augenbrauen hoch stehen. Im inneren Augenwinkel bildet sich eine sonderbare Falte, die halbmondförmig, bei einzelnen geradezu als eine Leiste hervortritt und bei Leuten unserer Rasse als ein krankhafter Zustand (Epicanthis) betrachtet wird. Die Augen stehen ferner sehr weit voneinander ab, — eine der auffälligsten Erscheinungen des Eskimogesichtes. Die Distanz der inneren Augenwinkel von einander beträgt im Mittel 36,0 mm, die Länge der Lidspalte 59,7 mm. Das Ganze weist auf eine abweichende Bildung der Augenhöhlen selbst, welche mit der veränderten Stellung der Backenknochen, die mehr nach vorn und schräg gestellt sind, zusammenhängt. Somit erscheint die ganze Region der Augen von ausgezeichnet schlitzäugiger Beschaffenheit, genau so wie bei den Mongolen. Die Ohren sind im allgemeinen groß, namentlich hoch; bei der Mehrzahl ist das Ohrläppchen angewachsen oder wenigstens kaum von der Wangenhaut abgesetzt. Ziemlich verschiedenartig ist die Bildung der Nase. Nach Broca, welcher für die Eskimo einen Nasalindex von 42,33 berechnete (Rev. d'anthrop. 1872, S. 35) stünden sie auf der niedrigsten Stufe der Leptorrhinie, d. h. es wäre bei ihnen die Schmalnasigkeit unter allen Menschen am meisten ausgeprägt; doch fand Virchow die Nasen der Grönländer sehr platt mit Indices von 59,2, 75,2 und gar 76, was sie hoch in die Kategorie der Platyrrhinen hinaufrücken würde. Den Nasalindex der Labradoreskimo berechnete er aus 5 Individuen zu 65,6; sie sind also gleichfalls breitnasig. Freilich sind diese Maße am lebenden Körper genommen, und wie sich diese Verhältnisse an den nackten Schädeln verhalten würden, wagt unser Gewährsmann nicht zu entscheiden. Bei dem Gräberschädel aus Hebron erreicht der Nasalindex bloß 43,5, nähert sich also sehr beträchtlich der Broca'schen Ziffer. Die mittlere Schädelkapazität beträgt nach Broca 1492,83 ccm, was die Eskimo den Chinesen und Mongolen nahe rückt. (Rev. d'anthrop. 1873, S. 502.) Bessels hat indes an 90 Schädeln bloß 1378 ccm Kapazität gefunden. Endlich hat ganz neuerdings Chudzinski die Gehirne dreier in Paris verstorbener Eskimo untersuchen können und dabei die geringere Entwicklung der vorderen

Partien bei einer übertriebenen Ausbildung der motorischen Teile beobachtet. (Revue Scientifique de la France et de l'étranger, 9. Juli 1881, S. 56.)

Der Hautfarbe nach sind die Inuit eine so dunkle Rasse, daß sie mit einer ganzen Reihe von Stämmen, die unmittelbar am Aequator wohnen, in Parallele gestellt werden können. Der alte Cranz beschreibt die Haut am Leibe als dunkelgrau, im Angesicht dunkelbraun mit einem Stich ins Rötliche; doch sollen die Kinder weiß zur Welt kommen und erst nach und nach infolge des Klimas, der animalischen Nahrung und der Unreinlichkeit die geschilderte Farbe erhalten. Nach Virchow ist die Hautfarbe ein gesättigtes Rotbraun, das sich in gleicher Intensität über den ganzen Körper erstreckt. Die dicken vollen Wangen sind bei Kindern knallrot, bei den Erwachsenen gerötet, desgleichen die Lippen, wodurch das Gesicht ein frischeres Aussehen als sonst bei gefärbten Menschen erhält. Das Zahnfleisch, besonders am Unterkiefer, ist meist pigmentiert, livid blau, zuweilen fleckig. Die Haut ist im allgemeinen ungewöhnlich zart, weich anzufühlen, zugleich dünn und von jener eigentümlich glatten Beschaffenheit, welche die Haut der Afrikaner auszeichnet. Die Farbe der Haare ist durchweg schwarz. Das Kopfhaar der Erwachsenen ist lang, sehr dick, glänzend, in keiner Weise lockig oder gebogen, sondern ganz straff. Backenbart haben selbst die Männer fast gar nicht, dagegen ist der Schnurr- und Kinnbart reichlicher, nur daß der letztere sich auf das eigentliche Kinn beschränkt. Brust, Vorderarme, Unterschenkel sind fast ganz haarlos. Die Dunkelheit der Haut, das absolut schwarze Haar, dessen Dicke und Straffheit an Pferdemähnen erinnert, endlich die dunklen Augen, die freilich nicht ganz schwarz, sondern regelmäßig nur dunkelbraun sind, bieten eine weitere Reihe von Parallelen dar mit den Stämmen der mongolischen Rasse. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1880, S. 256—222.)

Unter den heutigen Bewohnern von Godhavn, der wichtigsten Niederlassung in Grönland, findet man wenige unverfälschte Eskimo, der größte Teil derselben ist gemischtes Blut und hat dadurch gewonnen; man sieht manches recht feine Gesichtchen mit blonden Haaren und blauen Augen und doch jenem unverkennbaren Eskimozug. Die Gestalten sind klein, aber zierlich, und besonders Mädchen und Frauen verfügen über so kleine zierliche Hände und Füße, daß gar viele Europäerinnen sie um dieses Geschenk der Natur beneiden würden. Manche Dänen, welche sich als Handwerker nach Grönland verdingen, heiraten dort Eskimomädchen. Die Kinder solcher Ehen lernen selten dänisch, sondern bleiben Eskimo, deren Sitten und Gebräuche sie auch annehmen.

Ueber den psychischen Charakter der Inuit dürften wir gleichfalls, ohne Widerspruch besorgen zu müssen, die beiden nämlichen Gewährsmänner Cran und Ellis heranziehen. Fast alles was sie von dem sanguinisch-phlegmatischen Temperamente der Eskimo berichten, wird von Rink auch für die Grönländer der Gegenwart bestätigt. Wenn aber Ellis von ihnen sagt: „in ihrem Bezeigen sind sie munter und lebhaft. Indessen scheinet es, als wären sie sehr listig, schelmisch und betrügerisch, große Schmeichler und sehr darauf bedacht, wie sie den Ausländern allerhand Kleinigkeiten entwenden mögen," so erinnert Dr. Rink daran, daß Diebstahl unter ihnen beinahe unbekannt ist und man jahrelang in Grönland mit offenen Koffern zu reisen vermag, ohne das Mindeste zu vermissen. Auch die Beschuldigungen des Eigennutzes, Geizes, der Ungefälligkeit und Undankbarkeit weist er als grundlos zurück. Wahr ist aber, daß sie nur dem Genusse des Augenblicks leben. Unter sich, wie in ihrem Verhältnisse zu Fremden zeigen die Grönländer sich gutmütig und friedlich. In allen Fällen sind offenbare Aeußerungen von Uneinigkeit in Wort und Handlung so selten, daß man fast nie Gelegenheit hat, dessen Zeuge zu sein. Dies mag wohl hauptsächlich von ihrem Phlegma herrühren, doch ist es auch unverkennbar, daß sie viel Takt für Anstand und Kraft ihre Gefühle zu beherrschen oder zu verbergen besitzen. (Anton von Etzel, Grönland geographisch und statistisch beschrieben. Stuttgart 1860. 8°. S. 339—342.)

„Freilich sind die Grönländer, wie alle Nationen unter sich verschieden, und es gibt auch hitzige und melancholische Leute. Sie sind zwar nicht sehr lebhaft, am wenigsten lustig und ausschweiffend, aber doch aufgeräumt, freundlich und leutselig, dabey fürs Künftige unbekümmert, also auch nicht geitzig, etwas zusammen zu scharren, aber karg im Mittheilen. Einen sonderbaren Hochmuth kan man ihnen zwar nicht absehen, aber aus Unwissenheit haben sie ein großes Maaß von dem sogenannten Bauren-Stolz, setzen sich weit über die Europäer oder Kablunät, wie sie sie nennen, hinaus und treiben wol heimlichen Spott mit ihnen. Denn ob sie gleich die vorzügliche Geschicklichkeit derselben an Verstand und Arbeit gestehen müssen: so können sie doch dieselbe nicht schätzen. Da hingegen gibt ihre eigene unnachahmliche Geschicklichkeit im Seehund-Fang, wovon sie leben, und ausser welchem sie nichts unentbehrlich benöthigt sind, ihrer Einbildung von sich selbst, genugsame Nahrung. Und sie sind in der That auch nicht so tumm und stupide, wie man die Wilden insgemein ansieht; denn in ihrer Art und Geschäften sind sie witzig genug. Sie sind aber auch nicht so sinnreich und raffinirt, als sie von manchen ausgegeben werden. Ihr Nachdenken äußert sich in den zu ihrem Bestehen nöthigen Geschäften; und was damit nicht unzertrennlich verbunden ist, darüber denken sie auch nicht. Man kan ihnen also eine Einfalt ohne Tummheit und eine Klugheit ohne Raisonnement zuschreiben. Sie halten sich allein für sittsame oder gesittete Menschen, weil viele unanständige Dinge, die sie nur gar zu oft bey den Europäern gesehen haben, unter ihnen wenig oder gar nicht vorkommen. Daher sie zu sagen pflegen, wenn sie einen stillen eingezogenen Fremden sehen: Er ist beynahe so sittsam als wir; oder: Er fängt an ein Mensch, d. i. ein Grönländer zu werden. Sie sind geduldig und weichen aus, wenn man ihnen zu nahe kommt. Werden sie aber so weit in die Enge getrieben, daß sie nicht weiter fliehen können: so werden sie so desperat, daß sie weder Feuer noch Wasser scheuen. Sie sind nicht faul, sondern immer mit etwas beschäftigt, aber sehr veränderlich, und können leicht eine Sache anfangen, und wenn sie unvorhergesehene Schwierigkeiten finden, wieder liegen lassen. Des Sommers schlafen sie fünf bis sechs und des Winters acht Stunden. Wenn sie aber stark gearbeitet und die Nacht durch gewacht haben, schlafen sie den ganzen Tag. Des Morgens, da sie sich auf einer Höhe mit einem melancholischen Stillschweigen das Meer und Wetter ansehen, sind sie gemeiniglich tiefsinnig und unmuthig, weil ihnen des Tages Last und Gefahr bevorsteht. Wenn sie aber nichts zu verrichten haben, oder glücklich vom Fang zu Hause kommen, sind sie aufgeräumt und gesprächig. Ihre Affecten wissen sie so zu verbergen, daß man sie, dem Anschein nach, für Stoicos halten sollte. Sie thun auch bei Unglücks-Fällen sehr gelassen, und sind nicht leicht zum Zorn aufzubringen, oder können doch ihren Unmuth leicht verbeissen, werden aber in solchem Falle stock-stumm und mürrisch, und verpassen nicht, sich zur gelegenen Zeit zu rächen." (Cranz, Historie von Grönland, Bd. I, S. 180—182.)

Die Verstandeskräfte der Eskimo sind im ganzen nur dürftig entwickelt, dennoch bemerkt man in dieser Hinsicht einen großen Unterschied unter ihnen. Sie fassen sehr leicht auf, ihr Mangel an Intelligenz ist also mehr Unwissenheit als angeborner Stumpfsinn. Daß sie bloß bis zehn, d. h. an den Fingern zählen könnten, wie oft berichtet ward, hält Dr. Sutherland, welcher 1846 bei den Eskimo am Hogarthsunde sich aufhielt, für falsch, denn ein Eskimo seiner Bekanntschaft zählte ohne Mühe und ohne die Finger zu gebrauchen bis 30, und auch die anderen schienen diese Zahlen zu kennen; gewöhnlich allerdings gebrauchen sie selten höhere Zahlen als 5—10. (Ausland 1854, S. 216.) Doch konstatiert H. W. Klutschak, einer der Teilnehmer der Schwatka'schen Expedition 1878—1880, neuerdings, daß wenigstens für den amerikanischen Inuit das Zählen die schwächste Seite in der geistigen Entwicklung bildet. Sein Zahlensystem geht absolut nur bis 20. Alles was 20 übersteigt wird mit Hilfe der Finger genau oder mit amischuadly (viel) ausgedrückt. (Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimo. Wien 1881. 8°. S. 85—86.) Dr. Rae berichtet ferner von den Eskimo an der Repulsebai, daß einige darunter mit Leichtigkeit englisch und

französisch sprachen, abgesehen von verschiedenen Indianerdialekten, die ihnen geläufig sind. (A. a. O. 1858, S. 168.) Ihre Gewässer und Küsten kennen die Eskimo genau und sind im Stande Landkarten davon zu entwerfen, die kaum von Europäern naturgetreuer gezeichnet werden könnten. Klutschak betont ihre scharfe Beobachtungsgabe und stellt ihrem geistigen Vermögen ein alle Erwartung übertreffendes günstiges Zeugnis aus. Ebenso Virchow. Ihr Gehirn ist durchaus entwicklungsfähig, wie denn der hohe Stand der artistischen Leistungen auch der wildesten Eskimo durch zahlreiche Proben dargethan ist. Die Herrnhuter Missionäre loben ihren Gesang und sagen, sie hätten wirklich musikalische Anlagen. Einige Eskimo schnitzten auch in Gegenwart Dr. Bessels Tierfiguren und Menschengestalten, die überaus charakteristisch waren. Durch geringe Mittel gelang es ihnen, das Typische der Inuitphysiognomie zur Darstellung zu bringen, sowie den Typus des Europäers auszudrücken. Viele der Tiere waren unverkennbar. (Bessels, Amerik. Nordpol-Exped., S. 370—371.) Abbé Petitot hat uns einige Zeichnungen der Tschigliteskimo an Mackenzie mitgeteilt, welche dies durchaus bestätigen. Für geistige Arbeiten, die genaue Aufmerksamkeit und vieles Nachdenken erfordern, haben sie allerdings wenig Geschick, doch besitzen sie eine originelle Dichtkunst, Lieder, bestehend aus ganz kurzen Ausbrüchen, wechseln mit langen Refrains, wobei die Wörter abgekürzt werden und die Sprache im ganzen dichterisch und schwierig verstanden wird. Die Sätze sind gleichsam dazu eingerichtet, daß man unter den Wiederholungen die Hälfte erraten soll, also ausschließlich auf mündlichen Vortrag und bestimmte Zuhörer berechnet. Auch schreiben Eingeborne in der Inuitsprache Aufsätze in das „Journal von Grönland". Endlich hat gar ein Eskimo, dessen Namen mit der Geschichte der modernen Polarfahrten aufs innigste verflochten ist, seine eigene Lebensgeschichte niedergeschrieben, und diese Memoiren sind der Ehre der Uebersetzung in eine europäische Kultursprache mit Recht würdig befunden worden. Allzu niedrig darf man also die geistige Fähigkeit dieser Polarmenschen wohl nicht anschlagen. (Hellwald, Im ewigen Eis. Geschichte der Nordpolfahrten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Stuttgart 1881. 8°. S. 246.) Dieser Ansicht ist auch wohl Adolf Erik Nordenskiöld, welcher das stolze Selbstgefühl der Eskimo betont, von dem er einen charakteristischen Zug erzählt. (Die Umseglung Asiens und Europas auf der Vega 1878—1880. Leipzig 1881. 8°. S. 81.)

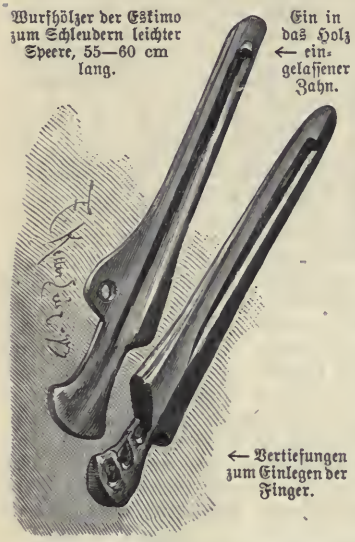
Materielle Gesittung.

Die Inuit zerfallen in viele kleine Stämme, die man jedoch in soferne nicht als Nomaden betrachten kann, als sie durch traditionelle Satzungen an gewisse Distrikte gebunden sind und diese Grenzen nur mit Einwilligung ihrer Nachbarn überschreiten dürfen. Bloß innerhalb ihrer eigenen Jagdgründe wechseln sie mit den verschiedenen Jahreszeiten und dem damit wechselnden Tierreichtum des Landes ihre Wohnsitze. Das gilt hauptsächlich von den binnenländischen Eskimo in Amerika. Wo sie an der Meeresküste wohnen, wie in

Grönland oder an der Hudsonsbai, sind sie vorwiegend ein Fischervolk, für ihre Nahrung aber zumeist gleichfalls auf ihre Jagdbeute angewiesen. Vornehmlich nähren sie sich von Seetieren, insbesondere vom Seehund (Phoca groenlandica, Müll.), der überhaupt für den Eskimo geradezu alles und jedes ist, dann aber auch von Cetazeen, die sie mit großer Leichtigkeit in Fülle erlegen können. Das Fleisch dieser Tiere wird zum Teil für den Winter getrocknet, in der Regel aber roh gegessen, obwohl Cranz dem für die Grönländer widerspricht. (Historie von Grönland, Bd. I, S. 189.) Bessels berichtet indes von den Bewohnern Itas, einer Ansiedlung am Norduser des Foulkefjordes, bald werde das Fleisch roh genossen, bald in geröstetem Zustande, jedoch ohne jeglichen Zusatz von Salz. Von den amerikanischen Inuit steht die Thatsache unzweifelhaft fest und man sollte nicht vergessen daß sie eben dieserhalb von ihren indianischen Nachbarn den Namen Eskimo erhalten haben. Vegetabilische Speisen können nur als Delikatessen gelten, die man zur Erfrischung genießt.

Als besonderen Leckerbissen schätzen sie Rentierfleich und in erster Linie „Nerukak", d. h. das Eßbare par excellence, nämlich den Rentiermagen mit seinem Inhalte. Mit Thran und Beeren gemengt pflegt man denselben, und zwar nur in Gemeinschaft mit den besten Freunden, zu verspeisen. Besäßen die Eskimo Selbstbescheidung und kluge Voraussicht, so könnten sie das ganze Jahr über in Behagen leben, denn der Ertrag ihrer Jagd reicht dazu durchschnittlich vollkommen aus. Allein sie kehren, sobald es Fülle gibt, in tollem Uebermute völlig die Wilden heraus; Vorräte zusammenzuhalten fällt ihnen nicht ein, sondern sie pfropfen sich voll und vergeuden was sie später aller Not und Sorge überheben würde. Dabei muß man staunen über die Quantitäten, welche ein Eskimomagen bewältigen kann. Ein Jäger, der hungrig von dem Fange heimkehrt, kann ohne Schaden zu leiden 4—5 kg Fleisch verzehren. Und er findet darin, nach Bessels Versicherung, durchaus nichts Ungewöhnliches. „Mit der Linken faßt er den großen Klumpen, schiebt davon so viel in seinen Mund als dieser zu halten vermag und schneidet den unförmlichen Bissen dicht vor den Lippen ab. Darauf kaut er auf beiden Backen und schmatzt dabei möglichst geräuschvoll." (Die amerikanische Nordpolexpedition, S. 364.) Doch ist diese Gefräßigkeit wie es scheint auf Rechnung des Klimas zu setzen. Hat doch der amerikanische Polarfahrer Charles Francis Hall, welcher fünf Jahre unter den amerikanischen Inuit an der Repulsebai und Fury- und Heklastraße verweilte und ganz nach ihrer Art lebte, mitunter in einem Tage 7,5 kg rohes Fleisch gegessen und 2½ Pinten, d. h. 1,4 l Thran getrunken, und dabei sich ausgezeichnet wohl gefühlt! Ganz das nämliche berichtet H. W. Klutschak, welcher doch zwei Jahre lang unter den amerikanischen Eskimo gelebt hat. Rohe Fleischkost bildete die Hauptnahrung und die Quantität, die eine Person in einem Tage zu sich nimmt, ohne sich zu überessen, steht mit dem Begriffe Mäßigkeit in schauderhaftem Widerspruche. Talg, hebt er hervor, ist die einzige Delikatesse des Eskimo, „und ich muß, wenn auch mit gewissen Bedenken, eingestehen, daß auch wir in dem besagten Artikel etwas Feines fanden". (Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimos. S. 129.) Das Thrantrinken stellt Cranz für die Grönländer ebenfalls in Abrede; ihr liebstes Getränke sei frisches Wasser (Historie von Grönland, Bd. I, S. 191), daß aber ihre übrigen Stammesgenossen diesem Genusse huldigen, lehrt eben Halls Beispiel, und derselbe bemerkt, daß die Nahrung von rohem Fleisch und Thran trefflich gegen die Kälte schützt. Geistige Getränke dürfen nach Grönland nicht eingeführt werden. Trotzdem kennen die Eskimo recht gut Grog und Branntwein — und wissen dieselben zu schätzen. So versichert mein geschätzter Kamerad Alois von Becker, welcher als österreichischer Linienschiffslieutenant die englische Yacht Pandora begleiten durfte. (Die arktische Reise der englischen Yacht Pandora im Jahre 1876 unter Kommando des Kapitän Sir Allen Young. Pola 1878. 8°. S. 15.) Durch die Walfischfahrer wurden sie wohl auch mit dieser Kulturerrungenschaft bekannt. Auch sind sie so leidenschaftliche Verehrer des Tabaks, den sie teils rauchen, häufiger aber schnupfen, daß mancher oft lieber sein letztes Hab und Gut hingibt und mit Weib und Kind Not leidet, als daß er den Genuß des Schnupftabaks sich versagen könnte.

Da weder Viehzucht noch Agrikultur betrieben werden kann, so ist — wie erwähnt — die Jagd der einzige Erwerbszweig, und besonders die Wintermonate sind für die Jagd auf Seehunde, Walrosse und Narwale günstig. Im Sommer ist der Fischfang einträglich und ergibt besonders ausgezeichnete Lachse und Stockfische. Bären und der rechte grönländische Walfisch sind in den südlicheren Gegenden nur mehr äußerst selten, und die Landjagd im Sommer ergibt Hasen, Füchse und Schneehühner. Die binnenländischen Inuit Nordamerikas jagen den Moschusochsen, den Eisbären und vornehmlich das Ren, das auch ihre Hauptnahrquelle bildet. Auf dem Festlande Grönlands kommt dieses Tier nur in wildem Zustande vor und wird nicht — wie in Lappland — gezähmt. Das einzige zahme Tier ist der Hund; er dient als Zugtier, in schlechten Zeiten auch als Speise. Die Jagd selbst wird entweder zur See mit den landesüblichen Böten oder auf dem Eise betrieben, in welch letzterem Falle der von Hunden gezogene Schlitten als Gefährt dient.



Kajak der Eskimo.

Die Fahrzeuge der Eskimo heißen „Kajak" (nach Petitot „Kpajak"; das p wird sehr guttural ausgesprochen) und „Umiak"; erstere sind nur für einen Ruderer mit Doppelruder bestimmt, und gewiß unter den Fahrzeugen aller Nationen die leichtesten, elegantesten und schönsten, erfordern aber auch große Geschicklichkeit zu ihrer Führung. — Das Kajak ist ein etwa 5—6 m langes, kaum ½ m breites Fahrzeug, dessen Spantenbau aus leichtem Holz besteht und mit Holznägel und Seehundlederriemen verbunden ist; das

Querschnitt eines Kajak.

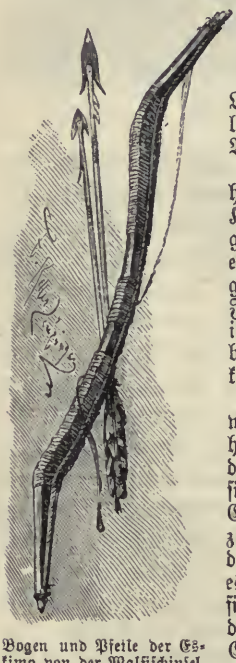
Walroßlanzen, Harpunen, Wurfholz und Messer der Eskimo.

Ganze ist mit sorgfältig genähter Seehundhaut überzogen, so daß nur auf Deck eine Oeffnung bleibt, in welcher der Kajaker sitzt. Diese Oeffnung hat einen hölzernen Rand, über welchen die Seehundlederjacke des Eskimo gezogen und zugeschnürt werden kann, so daß der Raum zwischen Körper und Luke ziemlich wasserdicht abgeschlossen wird. Da nun die Jacke mit einer anschließenden Kapuze versehen ist oder unter den Armen zugezogen wird, so kann nur wenig Wasser eindringen, und Kajaker und Kajak sind so zu sagen miteinander verwachsen. Wie geschickt die Eskimo in der Führung und Lenkung dieser kleinen Fahrzeuge sind, kann daraus entnommen werden, daß sie oft 15—20 Seemeilen weit hinaus auf Fischfang gehen, und daß sie als besonderes Kunststück für eine kleine Silbermünze mit dem Kopfe nach unten umkippen, sich mit dem Ruder wieder aufrichten, den Kopf schütteln und grinsend das Silberstück, einen Schluck Rum und eine Pfeife Tabak nehmen. Das Ruder („Pantik") ist ein kleines, an den beiden Enden handbreites Doppelruder, welches an den Rändern gewöhnlich mit Bein eingelegt ist.

Die Waffen der Inuit beschränken sich auf die Lanze, den Wurfspeer mit der Boje, der mit einem Wurfbrett gebraucht wird, dessen sich indes die Eskimo von Ita nicht bedienen, dann den Vogelspeer, endlich Pfeil und Bogen aus Tannenholz (s. Abb.). Die Spitzen dieser Waffen waren ehemals aus Stein und Knochen verfertigt, jetzt aber werden sie aus Kupfer oder Eisen hergestellt. Die Ausrüstung zur Jagd besteht in zwei Harpunen und bei den Grönländern dem Gewehre. Die Harpune („Erneinek") für größere Tiere — Seehunde und Walrosse — ist äußerst sinnreich zusammengesetzt. Sie besteht aus vier Bestandteilen; der Schaft aus Eschenholz, etwa $1\frac{1}{2}$—2 m lang, ist am oberen Ende mit einer Walroßzahnplatte eingelegt, an welcher ein konisches Stück Walroßzahn mit Lederriemen befestigt ist; erst auf diesen Konus wird die Harpunenspitze aufgesetzt. Von der Harpunenspitze aus geht ein etwa 10 m langer Walroßriemen herab, dessen anderes Ende an ein mit Luft gefülltes Seehundfell angebunden ist, welches hinter dem Kajaker auf dem Kajak liegt. Geschleudert wird die Harpune mittelst einer Art Wurfbrett („Norsak"), nämlich einer kleinen, dreieckigen, hölzernen Schiene, von welcher wir ein paar Muster abbilden. Wurfbretter kommen außer in Australien und Mikronesien, wo wir sie schon kennen lernten, noch bei einigen Stämmen Amerikas, namentlich unter den Altertümern von Mexiko vor, und es ist daher nicht zutreffend, daß durch den Gebrauch dieses Instrumentes die Eskimo sich den niedrigsten Rassen anderer Weltteile anreihen. Abweichend von den Australiern legen die Eskimo den Speer oder die Harpune nicht mit dem Ende auf ein ebenes Wurfbrett, sondern ein schiefer, nagelartiger Vorsprung des Schaftes greift in ein Loch des der Länge nach flach ausgehöhlten schmalen Brettes, und dient bei dem Auslegen des Armes als Befestigungsmittel für den mittleren Teil des Schaftes. Trifft die Harpune, so fährt die Spitze in den Körper des Tieres, während der Schaft sich ablöst, im Wasser schwimmt und vom Kajaker aufgefischt wird. Durch den Lederstreifen ist die Spitze jedoch mit dem aufgeblasenen Seehundfell verbunden und das Tier

durch diesen Schwimmer festgehalten und in seinen Bewegungen gehindert. Sobald es in Folge von Blutverlust ermattet, kann es herbeigezogen und gänzlich getötet werden. Die zweite Harpune („Nuguit") ist kleiner und wird für verwundete Vögel, auch für Fische angewendet. Sie besteht aus einem dünnen, etwa 1 m langen Schafte, an dessen Spitze ein gewöhnlicher Nagel sitzt; etwas weiter unten sind drei kleine Seehundrippen mit der Spitze nach vorne derart angebracht, daß, wenn auch die Spitze nicht treffen sollte, das Tier zwischen den Schaft und eine der drei Rippen eingeklemmt wird.

Die heutzutage bei den Grönländern gebräuchlichen Feuergewehre sind gewöhnliche Vorderladerkugelstutzen und die Eskimo schnitzen sich die roh von Europa gebrachten Schäfte meist selbst. Sie wissen sehr gut mit dem Gewehre umzugehen und sind auf nahe Distanzen gute gewandte Schützen. Da sie immer mit Kugeln schießen, wollen sie nicht gerne auf weite Entfernungen einen Schuß riskieren, weil ihnen um Pulver und Blei leid ist. All diese Waffen haben im Kajak oder vielmehr auf dem Decke desselben ihren angewiesenen Platz: rechts und links vor dem Kajaker in Gestellen die beiden Harpunen, in der Mitte auf einem runden Rost die Leine aufgeschossen, rückwärts in einem Ueberzuge aus Seehundleder das Gewehr und das aufgeblasene Seehundfell. (A. von Becker, Arktische Reise der Pandora, S. 16—17.)



Bogen und Pfeile der Eskimo von der Walfischinsel. Der Bogen ist dadurch verstärkt, daß auf seiner Außenseite eine starke Schnur befestigt ist.

Das „Umiak" oder „Omnjak" ist ein größeres Boot und heißt wörtlich übersetzt: Weiberboot. Es besteht ebenso wie das Kajak aus hölzernen Spanten mit Seehundfellüberzug und ist groß genug, um 20—25 Personen zu führen; seinen Namen hat es deshalb, weil es gewöhnlich von Weibern gerudert wird, „deren gemeiniglich viere sind, und eine steuret es hinten mit einem Ruder. Für die Männer wäre solches eine Schande, es sey dann, daß sie in der größten Noth zuzugreiffen genöthigt werden", bemerkt Cranz, bei dem man eine detaillierte Beschreibung dieser Böte nachlesen kann. (Historie von Grönland, Bd. I, S. 197—199.)

Für den Verkehr auf festem Grunde besaßen die Eskimo, was sonst in ganz Amerika nirgends der Fall war, von Alters her ein besonderes Werkzeug, den Schlitten, welchen sie mit Hunden bespannten. In den gewöhnlichen technischen Arbeiten, welche sie auf Grund ihrer nationalen Bedürfnisse herstellen, halten die Eskimo an gewissen Formen fest, welche offenbar einer sehr weit zurück gelegenen Zeit angehören. Diese ganze Technik basiert auf dem Material, welches die Natur ihrer Heimat gerade bietet, und es ist im höchsten Grade bemerkenswert, bis zu welcher Vollendung sie es verstanden haben, die Knochen der Seetiere, der Seehunde, der Walrosse und Walfische zu bearbeiten und daraus allerlei Gegenstände, nicht bloß des häuslichen Bedürfnisses, sondern auch des Schmuckes herzustellen. Dabei zeigt sich eine höchst überraschende Uebereinstimmung dieser Arbeiten mit der Kultur der europäischen Steinzeit, namentlich mit jener, welche die alten Höhlenbewohner Südeuropas besaßen, wie sie sich in den troglodytischen Ueberresten der südfranzösischen und nordspanischen Höhlen darstellt.

Die Wohnstätten der Inuit sind zweierlei Art: im Sommer Zelte, im Winter Hütten, sogenannte „Iglu", in Amerika „Igolo". Erstere sind so ziemlich gleichartig bei allen Stämmen: über vier Stangen doppelte Lagen von Seehundfell gehangen, das Zelt vorn am Eingange am höchsten, an der Rückseite bis an den Boden abfallend niedrig. Der untere Rand der Zeltdecke wird mit Steinen beschwert und mit Moos verstopft, den Eingang verhängt man mit einem Vorhange aus zusammengenähten Därmen des Seehundes, wodurch der Wind abgehalten und gleichzeitig genug Licht durchgelassen wird. Die Iglu werden im Oktober bezogen und im März, April oder Mai wieder verlassen, je nachdem der Schnee früher oder später schmilzt und das mit Erde

Längenschnitt durch einen Iglu (Winterbehausung) der Eskimo.

und Rasen bedeckte Dach durchzuweichen droht. Diese Iglu sind verschieden, teils länglich viereckig, teils rund, halbkugelig und bienenkorbartig. Die Erfindung des Gewölbes, welche offenbar ganz selbständig gemacht wurde, gereicht den Eskimo zu um so größerem Ruhme, als keines der Kulturvölker Mexikos daran gedacht hat. Diese Hütten sind im hohen Norden aus Schnee, sonst zum größten Teile aber aus Stein und Erdreich aufgebaut und von hölzernen Balken durchzogen. Nur die Inuit der mittleren Region (in Amerika bis zum Felsengebirge) erbauen Hütten aus Eisblöcken und jene im Westen aus Brettern. Der Bauplan dieser Behausung ist überall der nämliche.

Gerätschaften der Eskimo. Spitzhacke aus Walroßzahn (von der Barrowspitze). Kupferne und eiserne Messer von Viktoriasund und Prinz of Walesstraße. Beinerne Schneemesser von der Hudsonstraße.

Ein enger Tunnel, etwa 1 m hoch und $2\frac{1}{2}-3\frac{1}{2}$ m lang bildet den Eingang. Auf allen Vieren kriecht man durch und muß nur froh sein, nicht auf halbem Wege vorne und hinten von Hunden angefallen zu werden, in welcher Situation dann nichts anderes übrig bleibt, als um Hilfe zu schreien, bis der Insaße und Hausherr die Tiere beruhigt hat. Endlich findet man tappend eine Thüre, kriecht durch und ist in der Hütte. Dieselbe ist gewöhnlich rund, hat einen Durchmesser von etwa $3\frac{1}{2}-4\frac{1}{2}$ m und um die Wand eine breite Bank, auf welcher die Familie im Verein mit jungen Hunden liegt, sitzt, schläft und ißt. Da die Ventilation beinahe gänzlich fehlt, eine Seehundthranlampe brennt und weibliche und männliche Bewohner aus kurzen Thonpfeifen dänischen Tabak rauchen, so kann man sich wohl vorstellen, welche Atmosphäre in diesen Räumen herrscht. Obschon die Temperatur im Innern selten über den Gefrierpunkt steigt, so erscheint, wenn man aus dem Freien kommend, den Raum betritt, wie Bessels versichert, die Wärme fast drückend. Die Eskimohütte in ihrer Urform ist also eben kein beneidenswerter Wohnplatz, doch variieren diese Iglu in ihrer Ausstattung je nach dem Reichtum des Bewohners, und einige derselben vereinigen die

alte Eskimoeinfachheit mit europäischem Komfort, soweit er nämlich bis dorthin gedrungen ist. Im Hause des Piloten „Peter" fand Becker auch Spiegel und Bilder, unter andern ein, freilich sehr rohes Bild des Seegefechts von Helgoland. Sonst ist und bleibt das wichtigste Hausgerät die steinerne Thranlampe, welche Licht und Wärme spendet. Darüber hängt gewöhnlich an einem Riemen aus Rohhaut der eiserne Kochtopf. Unter den wenigen Werkzeugen nimmt das Messer aus Bein, Eisen oder Kupfer den ersten Rang ein. Seine Formen sind auf unserem Bilde ersichtlich, welches verschiedene Exemplare mit einer Spitzhacke aus Walroßzahn vereinigt. Die Eskimo Amerikas bauen auf der Wanderschaft jeden Abend eine frische Schnee- oder Eishütte, die sich übrigens bloß durch die kleineren Dimensionen von den auf längere Dauer berechneten unterscheidet. Eine solche Hütte ist nach Klutschak ein Kuppelgewölbe aus 1 m langen, 50—75 cm breiten und 15 cm dicken Schneetafeln, die nicht schichtenweise, sondern so aneinander gereiht werden, daß sie eine in Spiralform fortlaufende ununterbrochene Linie bilden. Von Jugend auf in der Herstellung dieser ebenso primitiven als genialen Behausung geübt, gibt der Eskimo dem Ganzen eine recht schöne Form und setzt auch die horizontale Schlußtafel ebenso passend ein. Ist das Gebäude fertig, so wird die zum Auflegen von Betten dienende Plattform hergerichtet, in die nach Süden liegende Seite eine 60 cm hohe und ebenso breite Oeffnung als Eingang geschnitten, und während es den Frauen überlassen bleibt, für die weitere innere Einrichtung zu sorgen, bauen die Männer vor dem Eingange eine kleine Vorhalle, die zugleich bei Stürmen den Hunden als Aufenthaltsort dient und eine zweite, ebenfalls knapp am Hauptgebäude liegende, als Warenhaus, um die Fleischvorräte zu schützen. (Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimo, S. 45—46.)

Grönländerin.

Die Kleidung — und hier ist dieses Wort zum erstenmal auf unserer bisherigen Durchmusterung fremder Völker in vollem Ernst zu nehmen — ist bei allen östlichen Inuitstämmen die nämliche, in Schnitt sowohl wie in Stoff. In Grönland wie in Amerika verwendet man dazu Seehunds- oder Rentierfelle und auch Vogelbälge. Jetzt freilich handelt man im südlichen Grönland von den Europäern auch Woll- und Baumwollstoffe ein. Man zieht in der Regel zwei Kleider übereinander an, von denen eines mit einer Kapuze versehen ist, die bei kaltem und nassen Wetter über den Kopf gezogen wird. Bei einer Fahrt auf die offene See kommt noch ein schwarzer glatter Seehundpelz darüber, oft auch darunter

Geräte, Waffen und Kleidung von Bewohnern der Polarzone. Iglu der Eskimo.

ein Hemd von Seehunddärmen, um das Ganze wasserdicht zu machen. Beide Geschlechter tragen Beinkleider.

Ellis beschreibt die Tracht der amerikanischen Eskimo also: „An einem jeden von ihren Röcken hanget eine Kappe, wie an einer Mönchskutte. Vorne ist er von der Brust an gleich einem Hemde zu, und reichet etwa bis an das Mittel des Schenkels. Die Beinkleider sind vorne und hinten zu, werden wie ein Geldbeutel mit einer Schnure zusammengezogen und um die Lenden gebunden. Sie tragen mehr als ein Paar Stiefel und Socken übereinander, damit die Füße recht warm und trocken bleiben. Zwischen den Kleidern der Manns- und Weibspersonen ist weiter kein Unterschied, als daß die letztern hinten an den Jacken einen schmalen Zipfel haben, der bis an die Fersen herunter reicht. Desgleichen sind die Kappen an den Schultern herum weit größer und weiter, weil sie ihre Kinder in denselben auf dem Rücken zu tragen gewohnt sind." Ich schalte hier ein, was über diese Mode der in allen Stücken dieser Schilderung mit Ellis übereinstimmende Cranz sagt: „Die Mütter und Kinder-Wärterinnen ziehen ein „Amaut" an, das ist ein Pelz, der auf dem Rükken so weit ist, daß sie das Kind darinnen tragen, welches gemeiniglich ganz nackt darinnen steckt, und sonst von keinen Wikkel-Kleidern und Wiegen weiß. Damit es aber unten nicht durchfalle, so binden sie mit einem Gurt, der vorn mit einer Schnalle oder Knopf versehen ist, das Kleid über die Hüfte um den Leib vest." (Historie von Grönland, Bd. I, S. 184.) Auch die Stiefel der Frauen sind nach Ellis einen guten Teil weiter und meist mit Fischbein ausgesteift, „denn wenn sie etwan ein Kind aus den Händen setzen sollen, so schieben sie es in einen von ihren Stiefeln hinein, bis sie es wieder auf die Arme nehmen können." Ellis rühmt auch die saubere Näharbeit an der Eskimokleidung: „Diese Arbeit

machen sie mit einer elfenbeinernen Nähnadel und mit den gespaltenen Spannadern von den Tieren, die sie statt des Zwirnes gebrauchen. Sie geben keinen unrechten Geschmack dadurch zu erkennen, daß sie ihre Kleider mit Streifen von allerhand buntem Leder nach Art der Tressen einfassen, oder auch Handkrausen daran von eben solchem Leder machen, welches, wenn es zusammen kommt, nicht allein ganz hübsch, sondern auch der Bequemlichkeit gemäß scheint." Diesem Urteile schließt sich Alois von Becker auch in Bezug auf die moderne Kleidung der Grönländer an, wie er sie in Godhavn zu sehen Gelegenheit hatte. „Obwohl nicht mehr die ursprüngliche, bloß aus Seehundfellen bestehende Originaltracht, blieb sie doch ziemlich in der Form die gleiche und wurde nur durch die importierte Kultur verschönert. Die Männer tragen größtenteils Seehundbeinkleider bis an die halbe Höhe der Waden, Seehundstiefel und eine Jacke aus Kaliko, da die Seehundjacke im Sommer doch zu warm hält. Die Frauen und Mädchen tragen kurze enge Seehundbeinkleider bis zu den Knieen, hohe Stiefel aus gewöhnlich gelb oder rot gegerbtem Seehundleder und eine Jacke aus rotem oder grünem Baumwollstoffe mit einer kleinen pelzverbrämten Kapuze; die Haare der weiblichen Eskimo sind entweder in nationaler Art gekämmt, nämlich alle Haare auf den Scheitel zu einer mit farbigem Bande umwickelten, etwa 4 Zoll langen Wulst, oder aber nach europäischer Art in Zöpfen geflochten. Die Farbe des Bandes zeigt auch ob die Trägerin verheiratet ist oder nicht; Mädchen tragen rote, Frauen grüne Bänder in den Haaren. Natürlich sind die Frauen- und Mädchenkleider bedeutend reicher und mit Säumen aus verschiedenen Fellen und roten Bändern, Perlenstickereien und dergleichen geziert, und so nimmt sich die Tracht einer Schönen am Sonntag recht nett und kleidsam aus." Unser Freund schweigt aber über einen düsteren Punkt, den der würdige Cranz mit roher Hand berührt: „Ihre alltäglichen Kleider triefen von Fett und stecken voller Läuse, die sie, wie die Bettler im Griff haben, aber nicht wegwerfen, sondern mit den Zähnen zerknicken." Ueber die ekelhafte empörende Unreinlichkeit der Eskimo, welche sich auch sonst allenthalben äußert (siehe: Ausland 1834, S. 1252), vermag uns selbst der Zusatz nicht zu beruhigen, daß sie hingegen ihre neuen und gleichsam Staatskleider sehr sauber halten. Zu Hause legen die Erwachsenen, wie auch Bessels selbst im höchsten Norden beobachtete, mit Ausnahme der kurzen Höschen, ihre Kleidung gewöhnlich ab, und die Kleinen gehen nicht selten splitternackt.

Profil einer Grönländerin.

Als größte Zier gilt auch bei den Grönländern eine Art von Tättowierung an Kinn, Wangen, Händen und Füßen. Man durchnäht die Haut an diesen Körperteilen mit einem von Ruß geschwärzten Faden, wodurch sich schwarze Punkte bilden, so daß die Haut wie mit schwarzen Bartstoppeln bedeckt erscheint. Diese schmerzhafte Operation vollzieht die Mutter an der Tochter schon während der Kindheit, aus Furcht sie möchte sonst keinen Mann bekommen. Darin liegt nach meiner Ansicht ein deutlicher Fingerzeig, daß die Tättowierung in erster Linie hauptsächlich als einfacher Körperschmuck zu betrachten ist, der mit religiösen oder sozialen Motiven wenig zu thun hat. Dafür spricht wohl auch der

Umstand, daß sie je nach dem Grade der Nacktheit zu- oder abnimmt. Während sie sich bei den fast völlig nackten Südseeinsulanern beinahe auf den ganzen Körper erstreckt, beschränkt sie sich bei den gut bekleideten Eskimo auf wenige Körperstellen; mit geringen Ausnahmen sind dies stets solche, welche unbedeckt bleiben. In Amerika scheint die Tättowierung nur bei den Frauen üblich und zwar behufs Unterscheidung der Männer; die Männer tragen zu gleichem Zwecke die Haare verschiedenartig geschnitten.

Unter den Bewohnern der arktischen Zone nehmen die Inuit in kultureller Hinsicht eine der bedeutendsten Stellen ein. Nordenskiöld, gewiß ein berufener Richter, urteilt darüber: „Von den Polarvölkern, mit denen ich Bekanntschaft gemacht habe, stehen die skandinavischen Lappländer ohne Zweifel am höchsten, und nach diesen kommen die Eskimo im dänischen Grönland. Beide sind christliche und des Lesens kundige Völker, welche gelernt haben, eine Menge Erzeugnisse auf dem Gebiete des Ackerbaues, des Handels und der heutigen Industrie, wie z. B. Baumwoll- und Wollgewebe, Gerätschaften aus Schmiede- und Gußeisen, Feuergewehre, Kaffee, Zucker, Brot u. s. w. anzuwenden. Sie sind auch jetzt noch Nomaden und Jäger, können aber nicht länger Wilde genannt werden, und der gebildete Europäer, welcher eine längere Zeit unter ihnen gelebt hat, faßt häufig eine gewisse Vorliebe für viele Seiten ihrer Lebensart und Denkweise. Nächst diesen an Bildung kommen die Eskimo im nordwestlichen Amerika, auf deren ursprünglich rohes Leben die amerikanischen Walfischfahrer einen sehr wohlthätigen Einfluß geübt zu haben scheinen; ich kenne sie von dem Eskimostamme in Port-Clarence. Diese Eskimo sind auch jetzt noch Heiden, aber einer oder der andere von ihnen war weit gereist und hatte von den Sandwichinseln nicht nur Kokosnüsse und Palmmatten, sondern auch einen Anhauch der größeren Gewandtheit und Ordnung der Bewohner der Südsee mit heimgebracht." (Nordenskiöld, Umseglung Asiens und Europas, S. 80—81.)

Soziales und Religiöses.

Im Verkehre miteinander beobachten beide Geschlechter, wenigstens vor den Augen der Welt, die größte Züchtigkeit; auch hört man wirklich selten von der Verführung eines Mädchens; sehr selten haben unverheiratete Mädchen Kinder, dagegen leben junge Witwen und verstoßene Weiber viel freier, und bei solchen kommt es öfter vor. Laute Klagen über Sittenlosigkeit tönen zu uns auch aus dem frostigen Erdenraume, welchen die Eskimo ihr eigen nennen, nur vernehmen wir mit Ueberraschung zum erstenmal, daß der Grundsatz sauver les apparences den pelzverhüllten Polarmenschen recht geläufig ist, ja daß sie ihn besser als andere kluge Völker beobachten.

Ledige Leute verschiedenen Geschlechtes scheinen allerdings gar keinen besonderen Umgang miteinander zu haben, und daß eine Ledige gar der gewerbsmäßigen Schande sich ergeben sollte, ist überaus selten; dagegen sind, nach Cranz, die Verheirateten so arg, daß sie ohne Scheu von beiden Seiten die Ehe brechen, wo sie können, und der nämliche Beobachter versichert, daß die Liebe bei ihnen weit mehr tierischer Trieb als ein edleres

Gefühl sei. Nach Richard King sollen jedoch die Eskimo ihre Weiber mit Freundlichkeit behandeln, und junge Paare oft mit zärtlichem Ausdruck die Nasen aneinanderreiben, das beliebte Zeichen der Zuneigung. Vielweiberei ist dem Eskimo, wofern er nicht getauft ist, gestattet, doch findet man selten zwei, noch seltener drei und vier Weiber; dies gehört in Grönland nicht zum guten Ton. In manchen Gegenden trifft man dafür Polyandrie, gewöhnlich Frauen mit zwei Männern, was freilich auch nicht zum guten Ton gehört. Kinder werden bisweilen schon in früher Jugend miteinander verlobt. Es gibt keine Hochzeitsceremonie noch irgend welche Festlichkeit dabei. Die beiden Leute kommen einfach zusammen und wohnen in ihrem eigenen Iglu. Bisweilen leben sie nur auf Probe als Genossen miteinander, aber auch sonst ist das Ehebündnis nicht so unwiderruflich, daß der Mann die Frau, besonders wenn sie keine Kinder hat, nicht verstoßen sollte. Dabei macht er, sagt Cranz, wenig Umstände. „Er macht ihr nur ein saures Gesicht, fährt aus und kommt in etlichen Tagen nicht zu Hause. Da merkt sie gleich, wies gemeynt ist, packt ihre Kleider zusammen und zieht zu ihren Freunden, führt sich aber ihm zum Trotz desto netter auf, um ihm Verdruß und einen bösen Namen zu machen." Manchmal lauft auch eine Frau freiwillig davon.

Obwohl die Frauen leicht, ohne alle Beihilfe gebären, sind sie nicht besonders fruchtbar, oder vielmehr Kinderfegen ist unerwünscht, wenngleich es andererseits als Schmach gilt, gar keine Kinder, besonders keinen Sohn zu haben, der einmal die Stütze des Alters sein kann. Gewöhnlich hat eine Frau drei bis vier und höchstens sechs Kinder und gebiert durchschnittlich alle zwei bis drei Jahre einmal. Zwillinge sind selten, ebenso tot- oder ungestaltet geborne Kinder. Die Fruchtbarkeit anderer Nationen, von der sie hören, vergleichen die Eskimo spöttisch mit der ihrer Hunde. Wird ein Kind geboren, so wird die Mutter von einer oder mehreren Frauen gewartet, selbst der Mann darf nicht zugegen sein. Beim ersten Kind geschieht dies in dem gewöhnlichen Iglu, bei allen späteren muß sie ein besonders zu ihrem Gebrauch gebautes Iglu beziehen. Obwohl Knaben den Mädchen vorgezogen werden, behandelt man sie doch ganz gleich, und immer finden nach der Geburt eines Kindes Festlichkeiten und Gratulationsbesuche statt. Treten aber schwere Zeiten ein, so werden die Säuglinge häufig getötet. Bald setzt die Mutter das Kleine an einem entlegenen Orte aus und gibt es dem Hungertode und der Kälte preis, bald führt sie den Tod durch Ersticken herbei. (Bessels, Amerik. Nordpol-Exped., S. 364—365.) Kurze Zeit nach der Geburt preßt die Mutter den Kopf des Kindes sanft zwischen ihren beiden Hohlhänden, um dadurch ihrer Meinung nach das Verwachsen der Nähte etwas zu beschleunigen. Die ganze Prozedur dauert nur wenige Minuten und wird, nachdem sie einmal vorgenommen, nicht mehr wiederholt. Daß bei den Inuit die pyramidale Gestalt des Schädels künstlich durch eine eng anschließende Lederkappe erzeugt würde, wie auf die Autorität von Hall Peschel annimmt (Völkerkunde, 5. Aufl. Bearbeitet von Alfred Kirchhoff. Leipzig 1881. 8°. S. 65), hat Dr. Bessels berichtigend auf die obige Maßnahme eingeschränkt. (Arch. f. Anthrop., Bd. VIII, S. 119.) Die Kinder werden bis zum dritten oder vierten Jahre gesäugt und von den Eltern innig geliebt. (Ausland 1834, S. 1247.) Sie wachsen zwar ohne alle Zucht auf, man merkt aber an ihnen nicht jene Roheit und Gewaltthätigkeit, welche bei andern Völkern so oft hervorzutreten pflegt. In der Regel befleißigen sich die Jungen gegenüber den Alten eines sittsamen bescheidenen Betragens. Sobald der Knabe laufen kann, wird er vom Vater in der Führung der Waffen und im Rudern unterrichtet. Mit dem fünfzehnten Jahre muß er selbständig auf den Seehundfang mitgehen, mit dem zwanzigsten Waffen und Boot sich verfertigen. Nun kann er heiraten. Auch das Mädchen muß von dem vierzehnten Jahr an die Mutter in allen häuslichen Arbeiten unterstützen, worauf sie dann, gehörig ausgebildet, einem Manne zum Weibe gegeben wird. Die jungen Eheleute wohnen bei den Eltern des Mannes, so lange diese leben. Die Schwiegermutter führt die Wirtschaft, in deren Besorgung sie ihre Schwiegertöchter gleich Mägden unterstützen müssen. Hierin und im Gebären der Kinder besteht bei diesen nördlichsten Menschen die Hauptaufgabe des Weibes. Vom zwanzigsten Jahre bis an ihren Tod ist das Leben der Frauen eine Kette von Furcht, Elend und Jammer, mühselig und sklavenhaft. Auf ihren Schultern ruhen nicht allein alle und jede häuslichen Geschäfte, wie schlachten, kochen, gerben, Kleider, Schuhe und Stiefel machen, sondern ihnen liegt auch das Bauen der Häuser wie der Zelte ob. Der Mann schafft bloß das Material dazu herbei. Ebenso verhält es sich mit der Jagdbeute, das Zerwirken des Wildes ist Sache der Weiber, und dem Manne wäre es eine Schande, den Seehund auch nur aus dem Wasser ans Land zu ziehen. Wird die Frau alt, so muß sie für eine Hexe passieren, und sie thuts oft

gerne, weil es doch einigen Nutzen bringt. Das Ende ist aber gemeiniglich, daß sie bei dem geringsten Verdachte der Verhexung gesteinigt, in die See gestürzt, erstochen oder zerschnitten wird. Entgeht sie diesem Mißgeschick, so wird sie, fällt sie einmal sich oder andern zur Last, aus Mitleid, eigentlich aber aus Geiz lebendig begraben oder muß sich selbst ins Meer werfen. Bei den christianisierten Eskimo Grönlands haben jetzt natürlich mildere Sitten platz gegriffen.

Als Fischer und Jäger haben die Inuit nur geringe Vorstellung von Besitz und eine noch weit geringere von Handel. Alles außer dem zum strikt Persönlichen an Kleidung, Waffen und Gerätschaften Erforderlichen ist Gemeingut. Die Lebensform ist durchaus kommunistisch, sowohl in Grönland als auch in Amerika, daher auch bei der Ehe die Mitgift nicht ernstlich in Betracht kommen kann. Eine Familie, die sich durch Verheiratung der Kinder in mehrere verzweigt, bewohnt ein Haus, das ist ein Zimmer. Reicht der Raum durchaus nicht mehr, so ziehen etliche dieser Familien nach einer neuen Behausung, und ist diese zu groß nach den ökonomischen Begriffen der Eskimo, so gesellen sich ihnen andere bei, von denen jede ihr besonderes Plätzchen auf der breiten Bank hat, das sie mit ihrer eigenen Lampe beleuchtet. So sondern sich die Bewohner des Iglu oft in Familienglieder und Hausgenossen. Doch können letztere nur mit allseitiger Zustimmung aufgenommen werden. Sellsamerweise hat jedoch eine solche kleine Gemeinschaft kein Oberhaupt und jeder ist darin gleichberechtigt. Von jedem Seehunde, der in der Winterstation gefangen wird, erhält jeder einzelne seinen Anteil an Fleisch und Thran für seine Lampe, so daß in der Regel auch der ärmste Eskimo mit den notwendigsten Lebenserfordernissen versehen ist. Innerhalb der Grenzen des von der Gemeinschaft bewohnten Gebietes besitzt jeder einzelne Jagd- und Fischrecht. An Treibholz gehört jedem, was er selbst fortzutragen vermag oder als Besitzeszeichen mit einem Steine beschwert. Ist ein harpunierter Seehund entkommen und später gefangen worden, so gehört er, so lange die Blase noch an der ersten Harpune ist, dem Besitzer derselben. Ein Vogel oder ein Seehund, der gleichzeitig von zwei Verfolgern getroffen wird, gehört beiden. Walfische aber, Walrosse und Eisbären sind Gemeingut, da sie zumeist nur durch die Kräfte mehrerer erlegt werden können. Am Fange eines Seehundes nehmen zwar alle Haus-, nicht aber alle Ortsbewohner teil. Zumeist tritt der kommunistische Zug den Gerätschaften und Werkzeugen gegenüber hervor. Wer eine Waffe oder ein Werkzeug ausborgt und es beschädigt oder gar verliert, hat keinen Ersatz dafür zu leisten, denn jemand, der etwas zu verleihen hat, besitzt mehr als das Notwendige und alles Ueberflüssige ist Gemeingut. Wer z. B. drei Böte besitzt, muß eines zur Verfügung der Hausgenossen stellen. Dieses Recht des einzelnen schließt aber auch seine Arbeitspflicht ein und jeder Mann, der nicht körperlich unfähig ist, muß bis er im Alter zusammenbricht, dem Seehunde und Walfische nachjagen. Wer sich dem zu entziehen sucht oder auch nur seine heranwachsenden Kinder nicht genügend dazu anhält, wird von allen Gliedern der engeren und weiteren Gemeinschaft mit Geringschätzung verfolgt. (Hellwald, Im ewigen Eis, S. 230—231.) Auch bei den amerikanischen Eskimo ist im großen und ganzen alles Kommunaleigentum, was in einer Ansiedlung an Proviant und

Geräten sich befindet. So lange ein Stück Fleisch im Lager aufzutreiben ist, gehört es allen, und bei der Teilung wird auf jeden, besonders aber auf kinderlose Witwen und Kranke, Rücksicht genommen.

Bemerkenswert ist die große Friedfertigkeit der Eskimo. Niemals beinahe kommen, selbst unter den Hausgenossen, Streitigkeiten vor, und das Inuit verfügt über gar keine Scheltworte. Ein Erzürnter gibt sein Mißfallen philosophisch durch Schweigen zu erkennen. Daher gibt es selbst in den dänischen Distrikten Grönlands keine Gerichte bei den Eskimo. In nur einigen Fällen sprechen die Priester durch Delegierte Recht. Gegen die seltenen Uebelthäter größeren Stiles aber wird bei den zu gewissen Jahreszeiten stattfindenden öffentlichen Festen und Spielen vorgegangen, indem dabei die Anklage gegen den Missethäter in Versen abgesungen wird. In gleicher Weise verteidigt sich der Beschuldigte, und die Beifalls- oder Mißfallszeichen der Menge geben den Urteilspruch ab, ob der Betreffende ein Ausgestoßener oder auch noch ferner Geduldeter sei. Es sind dies wahre Gesangsduelle. Etwas weniger friedfertig zeigen sich die Eskimo Amerikas, bei welchen oft Fehde herrscht, deren Ursprung in längst vergangenen Generationen zu suchen ist und nur durch die noch allgemein existierende Blutrache fortgepflanzt wird. Wie genau diese Pflicht geübt wird, davon erzählt Klutschak ein Beispiel, indem ein Eskimo mitten im strengsten Winter einen 650 km weiten Marsch unternahm, um die Blutrache an dem Mörder seines Oheims auszuüben.

Krankheiten werden für Einwirkungen böser Geister und Hexen gehalten und mit Zaubermitteln kuriert. In andern Fällen, namentlich bei äußerlichen Krankheiten, wendet man primitive Hausmittel an. Dem Sterbenden legt man die besten Kleider an und biegt ihm die Knieen ein. Nach dem Verscheiden trägt man alle Geräte aus dem Hause und beklagt den Toten dann eine Stunde lang in aller Stille. Gegen Abend wird er durch das Fenster des Iglu oder den Hinterteil des Zeltes hinausgeschafft und auf einer Anhöhe begraben. Das Grab wird mit Moos und einem Felle ausgefüttert und mit einem Fell, Rasen und Steinen zugedeckt. Daneben legt man dem Manne Kahn, Waffen und Werkzeuge, dem Weibe sein Messer und Nähzeug, Kindern aber einen Hundskopf, damit die Seele des Hundes dem unmündigen Kinde den Weg ins Jenseits weise. Mit der Mutter wird in der Regel ihr Säugling zugleich lebendig begraben. (Fr. Müller, Allg. Ethnographie, S. 240—241.) Ganz anders geht es aber bei den amerikanischen Inuit zu. Im Todeskampfe ist der Gatte der Frau, die Mutter dem Kinde, das Kind den Eltern fremd; im Todesfalle hört die Verwandtschaft, in Todesgefahr jede Nächstenliebe, jede Menschenhilfe auf. Der Eskimo, der eines natürlichen Todes stirbt, stirbt allein. Die Insassen der Hütte, worin der Sterbende liegt, nehmen ihre sämtlichen Habseligkeiten und suchen einen andern Schlafplatz; die Hütte wird verschlossen und der Sterbende bleibt sich und dem Himmel überlassen. (Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimo, S. 207.) An der Repulsebai herrscht nach Dr. J. Rae der Gebrauch beim Tode der nächsten Angehörigen oder Freunde alles zu zerstören, was man besitzt.

Die grönländischen Inuit sind, in den dänischen Distrikten wenigstens, alle protestantische Christen und mehrere christliche Priester bereisen alljährlich die einzelnen Kolonieen, um ihres Amtes zu üben. Dennoch sind die Ideen der Eskimo in betreff des Lebens nach dem Tode ziemlich verschwommen und auch ihr sonstiger Christenglaube noch vielfach vom alten Heidentume durchtränkt, welchem die Ostgrönländer und die Inuit Amerikas noch ergeben sind. Diese alten religiösen Ansichten, über welche die Arbeiten von Dr. H. Rink (Eskimoiske Eventyr og Sagn. Kjöbenhavn 1866. 8°.) und des verdienten Abbé Morillot (Mythologie et Légendes des Esquimaux du Groenland. Paris 1875. 8°.) reichen Aufschluß gewähren, waren selbstredend noch recht primitive.

Sie glauben an den Besitz einer Seele nicht allein bei den Menschen, sondern selbst bei den niedrigen Tiergattungen. Auch glauben sie an höhere, übernatürliche Gewalten, welche die sichtbare Welt regieren und sie zu eigen haben. Es ist dies eine Art modifizierter Pantheismus. Nach ihrer Tradition ist die ganze Welt von Dämonen bevölkert, doch stehen dieselben unter der Herrschaft eines höheren Wesens, des Namens „Tôrnârsuk", einer persönlichen, geschlechtslosen Gottheit, die sie, die Dämonen, trotz ihrer bösartigen und böswilligen Natur zwingt, nützlich zu sein, und sie abhält, den Menschen zu schaden. Als die Quelle der Weisheit, der Erkenntnis und Wissenschaft stattet er die Menschheit mit den Mitteln aus, das Böse zu bekämpfen und das Gute zu erreichen; den Anrufungen antwortet er entweder persönlich oder durch Vermittlung eines Geistes; ihn jedoch gründlich zu erkennen, bedarf es jenes Grades von Vollkommenheit, der den gewöhnlichen Menschen zum „Angâkok" (in Amerika „Ankut") oder Priester erhöht. Die Gewalt dieser Angâkok, in welchen Peschel echte nordasiatische Schamanen erblickt, war und ist noch eine ungeheure. Sie waren Gesetzgeber und Richter, in allen Religionssachen allein maßgebend, zugleich Aerzte und Zauberer, wenigstens allein fähig, es mit den Zauberkünsten aufzunehmen und in Amerika spielen sie noch heute die Rolle des Arztes und Wahrsagers. Ja, gibt es dort überhaupt eine Autorität, die einen gewissen Machtspruch ausüben kann, so ist es der Ankut. Offenbar glauben diese Leute selbst an ihre Zauberkunst, und wenn der Geist über sie kommt, so versetzen sie sich halb künstlich, halb freiwillig in einen ekstatischen Zustand, der als eine Krise der inneren Aufregung betrachtet werden muß, wie eine solche in der Form eines psychischen Krampfes an einer Eskimofrau zu beobachten Virchow Gelegenheit hatte. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f Ethnol. 1880, S. 271—172.) Doch zurück zu Tôrnârsuk. Sein Aufenthalt ist in der Unterwelt, in einer von Erde und Meer geschiedenen Region, welche beide letzteren durch gewaltige Pfeiler getragen werden. Sie ist sowohl durch das Wasser als durch Erdklüfte errreichbar. Die Oberwelt andererseits ist wieder nur eine Fortsetzung unserer eigenen: Berge, Thäler, Seen, kurzum alle Charakterzüge unserer Erde enthaltend; sie ist durch einen Aufstieg aus dem Mittelpunkte des Ozeans aus erreichbar. Nach einer dieser beiden Welten kommen, je nach der Bestimmung Tôrnârsuks, die Seelen aller Verstorbenen. Die Unterwelt ist besser als die Oberwelt, warm und üppig in Nahrungsmitteln; die Seelen der Gerechten schwelgen nach dem Tode dort unten in einem Ueberflusse von Seehundfleisch und Thran; die Glücklichen aber, die für sie bestimmt sind, können sie nur erreichen, indem sie fünf Tage lang über zackige Felsen geschleift werden. Die Seelen in der Oberwelt wohnen in Zelten, an gefrorenen Seen und leiden von Hunger und Kälte. Sie unterhalten sich damit „Irmus" zu spielen, wobei die Köpfe von Walrossen als Bälle dienen, wodurch — etwas schwer zu erklären, wie — die Erscheinung der „Aurora borealis" herbeigeführt wird. Der Sternenhimmel über uns ist aus festem Stoffe und hat einen hohen Berg der Oberwelt zur Basis. (Ausführlicheres über die Mythologie der Inuit siehe in meinem Buche: Im ewigen Eis, S. 239—244.) In der Religion der amerikanischen Eskimo findet sich gleichfalls der Begriff einer einzigen Gottheit, von der keine Götzenbildnisse gemacht werden; wir begegnen auch den Ideen eines künftigen Lebens in einem ewig dauernden Sommer, sowie dem Glauben an einen guten und einen schlechten Ort. An diese Grundbegriffe reiht sich ein Kultus abergläubischer Ansichten, der sich in dem Verhältnis der Stämme zu einander gerade so wie im sozialen Leben des einzelnen Stammes wiederspiegelt und auch das Familienverhältnis bis in die kleinsten Details durchzieht.

Die westlichen Eskimo.

Ungleich weniger bekannt als ihre östlichen Stammesbrüder ist die westliche Gruppe der Inuitvölker, d. h. jene, deren Wohnsitze im Westen der Felsengebirge längs des nördlichen Eismeeres bis an die Beringstraße und dem Großen Ozean entlang an der Südwestküste Aljaskas bis zu der Landmarke des Eliasberges sich erstrecken. Weil dieser Zweig der Inuit in eine Reihe von Stämmen mit Sondernamen zerfällt und viele von diesen allgemein gangbar geworden sind, so ist für denselben die sonst übliche Benennung „Eskimo" wenig gebräuchlich, damit aber auch das Bewußtsein der ethnischen Zusammengehörigkeit aller dieser Stämme, sowie ihrer scharfen Unterscheidung von den benachbarten Indianern in den gebildeten Kreisen nur wenig ausgeprägt. Denn auch in Aljaska halten die Inuit bloß die Küstenstriche besetzt, während das Innere des Landes von Indianerhorden durchstreift wird.

Von Norden gegen Süden fortschreitend ist die Reihenfolge der wichtigsten Inuitstämme Nordostamerikas die nachstehende: die Tschiglit (Sing. Tschiglerk) am nördlichen Eismeere zwischen Kap Bathurst und dem Colvillefluss; die Kaviagmiut (Anlygmiut) auf der Halbinsel Kaviak und der Insel Aschiak; die Malemiut (Maleigmiut) am Nortonsund; ihr östlichster Sitz ist Attenmiut, ihr westlichster jenes Flüßchen, welches sich nördlich in die Spafarawiewbai, im Kotzebuesund ergießt; die Unaligmiut (Unaleet, fälschlich auch Aziagmiut genannt), welche die Tschnagmiut und Paschtoligmiut umfassen, an der Beringküste von Paschtolik bis Schaktolik; die Ekogmiut im Yukondelta von Kipniuk bis Paschtolik wohnend und die Kwichluagmiut und Kwichpagmiut umfassend; die Magemiut (Magagmiut) von Kap Romanzow bis zur Yukonmündung; die Agulmiut, vom Kap Romanzow bis Kap Awinow und auf der Insel Nuniwok; die Kuskwogmiut (Kuskokwigmiut) an beiden Ufern der Kuskokwimbai und weiter hinauf am gleichnamigen Flusse; die Muschagagmiut (Keyataigmiut) an der Mündung des Nuschagakflusses und der Küste entlang bis Kap Newenham; die Aglegmiut (Oglemiut) an der Nordküste der Halbinsel Aljaska bis zur Spitze der Bristolbai und längs der nördlichen Küste dieser Bai bis Kap Etolin; die Konjagen (Kodjaken, Kadjaken oder Kaniagmiut) auf der Insel Kadjak und dem größten Teil der Halbinsel Aljaska, vom Iljamnasee bis etwa 159° w. L. v. Gr.; die Tschugatschen (Tschugatschigmiut) an den Küsten und auf den Inseln des Tschugatschgolfes sowie im Südwesten der Kenaihalbinsel; endlich die Okeogmiut auf den Inseln der Beringstraße. Sicherlich ist dem Leser die Endung — „miu=t" aufgefallen, welche der Mehrzahl dieser Völkernamen anhaftet; sie ist, nach Fried. Müller, der Plural eines mittelst des Suffixes — „miu" gebildeten Adjektivausdruckes, welcher besagt, daß der durch das zu Grunde liegende Substantivum bezeichnete Ort von diesem oder jenem bewohnt wird. Es ist daher falsch, Aglegmiuten oder Malemiuten zu sagen, da in dem auslautenden „=t" bereits die Pluralbezeichnung gelegen ist.

Alle diese Völker sind mit den östlichen Eskimo, den amerikanischen Eismeernomaden und den Grönländern unzweifelhaft Eines Stammes. Zwar hat Barnard Davis — ich bemerkte es schon S. 235 — geglaubt, ihrer Körpereigentümlichkeit nach die Eskimo in drei große, von einander verschiedene Stämme zerlegen zu sollen. Doch hat ein großer Kenner nordischer Altertümer, Konrad Maurer, vor wenigen Jahren gezeigt, daß die Inuit erst seit Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sich über Grönland verbreitet haben; auch hört man heute bei den Eskimo am grönländischen Ufer des Smithsundes genau dasselbe eintönige

Lied, welches auch die Eskimo an der Beringstraße singen, ohne daß beide in irgend welchen Verkehrsverbindungen zu einander stehen; die Inuitschädel, welche Alphonse Pinart aus Nordwestamerika heimbrachte, gleichen in allen Stücken den grönländischen, und von den Malemiut, deren Sprache jener der Grönländer außerordentlich nahe steht, versichert Frederick Whymper, daß sie den östlichen Eskimo völlig gleichen würden, wenn ihr Wuchs nicht um vieles stattlicher wäre. Ich habe schon oben (S. 235) gezeigt, daß die Statur der Inuit mit dem Fortschreiten gegen Westen immer größer wird, was vielleicht in Mischungen mit den benachbarten Indianern begründet ist. Die größten unter allen westlichen Eskimo sind wohl die Konjagen, für deren Mischung mit Koljuschen- d. h. Thlinkitindianer Pinart überzeugende Thatsachen angeführt hat. (Rev. d'Anthrop. 1873, S. 674.) Das Gemälde, welches P. Petitot von dem 2000 Köpfe zählenden Stamme der Tschiglit in physischer wie in moralischer Hinsicht entwirft (A. a. O. 1876, S. 506—507), stimmt völlig überein mit allen sonstigen Beschreibungen der Inuit, nur daß auch ihre Körpergröße das Mittel übertrifft. Bei den Malemiut sind Männer von 1,83 m keine Seltenheit. — Hubert Howe Bancroft's großes Werk (The native races of the pacific states of North-America. Leipzig 1875. 8°. 5 Bde.) besitzt zwar nur kompilatorischen Wert, seine Schilderung der Westinuit (Bd. I, S. 35—87) ist aber deshalb zu beachten, weil er ihr alle über diese Stämme vorhandenen Quellen zu Grunde legen konnte, und auch aus ihr geht die gänzliche Uebereinstimmung der westlichen mit den östlichen Eskimo zur Genüge hervor. Wir begegnen hier im Westen fast der nämlichen Lebensart, fast dem nämlichen Hüttenbau, der nämlichen, fast ausschließlich animalischen Nahrungsweise, der nämlichen Tracht.

Knochenwerkzeug zum Absprengen von Steinklingen mit dem zugehörigen Nucleus oder Kern.

In bezug auf Gerätschaften genießen die Inuit an der Beringstraße einen sehr großen Vorzug darin, daß ihr Land durch die Meeresströmungen viel mehr Treibholz, Wrackstücke und Bestandteile zertrümmerter Schiffe erhält und an der dortigen Küste zahlreiche Gegenstände, auch eiserne, abgesetzt werden, wie deren nach Grönland gar nicht oder nur sehr spärlich kommen. Die Anwohner der Beringstraße sind also etwas besser daran; sie haben mehr Material, mit dem sie arbeiten können. Trotzdem sind sie noch immer

wesentlich auf die Bearbeitung von Steinen angewiesen, und obwohl sie gelernt haben, das ihnen zugetriebene Eisen zu bearbeiten, so bearbeiten sie doch gleichzeitig immer noch Steine. Unter den Instrumenten, womit diese Bearbeitung geschieht, ist eines, welches dazu dient, jene kleinen Auskerbungen hervorzubringen, welche an den scharfen Rändern und auf den Flächen dieser gewöhnlich etwas sägeförmigen Instrumente bemerkbar sind. Da zeigt es sich nun, daß diese Steine von den Inuit gar nicht geschlagen werden, vielmehr bearbeiten sie dieselben in überraschender Weise, indem sie mit einem hölzernen Werkzeug einen plötzlichen seitlichen Druck oder einen stumpfen Stoß auf den Feuerstein ausüben (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Ethnol. 1873, S. 167—168). Schon Cook hatte bemerkt, daß die Fahrzeuge, Waffen und Fischereigeräte der Bewohner von Prinz Williamssund und ihrer Nachbarn denen der Grönländer und anderer Ostinuit sehr ähnlich sind, nur führen die Konjagen und Tschugatschen auch Bogen und Pfeil; im Prinz Williamssund tragen sie künstlich gearbeitete zolldicke hölzerne Panzer und pflegen sich in die Tiere zu verkleiden, die sie jagen. Im Uebrigen legen die Westinuit die nämlichen Fähigkeiten und technischen Geschicklichkeiten an den Tag wie die Grönländer. Durch den russischen Reisenden Choris vom Schiffe Senjawin erhielten wir die Kopieen von Rentierdarstellungen, von derjenigen eines Walfanges mittelst Harpunen, welche durch Eingeborne des Kotzebuesundes auf Walroßzahn eingegraben sind, sowie einer ganz aus demselben Stoffe verfertigten Eisbärenstatuette. Vielleicht darf man als hervorstechendstes äußeres Unterscheidungsmerkmal der westlichen Inuit das vom Nortonsund bis an den Mackenzieström übliche Durchbohren der Oberlippe bezeichnen, welches dazu dient, ein kleines Knochenstäbchen, Elfenbein-, Muschel-, Stein- oder Holzstückchen hindurchzuschieben, was mit der Zeit die Oeffnung bedeutend erweitert und die Lippe sehr unschön herabzieht. Die Eingebornen am Prinz Williamssunde durchbohren die Unterlippe, manchmal an mehreren Stellen, am Mackenzie aber auch noch die Nasenwand. Diese Sitte deutet auf eine tiefere Gesittungsstufe hin, aus welcher wohl auch alle sonstigen Unterschiede zwischen Ost und West des weiten Inuitgebietes zu erklären sein dürften.

Aus gespaltenen, schwarz und weißen Federspulen geflochtener Hut vom Nutkasund mit Darstellung einer Walfischjagd.

In moralischer Hinsicht ist gleichfalls nichts Neues zu sagen. Hüben wie drüben die nämlichen Tugenden, die nämlichen Laster. Polyandrie ist ganz allgemein, die männlichen Konkubinen sind auf Kadjak noch häufiger als auf (dem aleutischen) Unaljaska, und man hat Hrn. von Langsdorff versichert, daß die eheliche Gemeinschaft unter den nächsten Blutsverwandten auch nicht im geringsten verhindert wird, ja daß hier dergleichen Verbindungen zwischen Geschwistern und sogar zwischen Eltern und ihren Kindern stattfinden. Ein Eingeborner, den Langsdorff hierüber zur Rede stellen ließ, antwortete ihm ganz unbefangen, daß seine Nation hierin dem Beispiele der Seeottern und Seehunde folge. (Langsdorff. Reise um die Welt. Bd. II, S. 89.) Auch neuere Beobachter bestätigen, daß die Westinuit in wahrer Promiskuität leben und den

tollsten Ausschweifungen ergeben sind. Wie alle Polarvölker erwerben auch die Eskimo frühzeitig das Vermögen der Geschlechtserneuerung und schreiten schon in sehr jungen Jahren zur Ehe, wenn man dies so nennen darf. Eine physiologische Erklärung, warum bei größerer Annäherung an den Aequator und an den nördlichen Polarkreis der Zeitraum der Unreife sich verkürze, ist noch nicht gegeben worden.

Die Konjagen, unter welchem Namen englische Ethnologen mitunter alle Eskimo Nordwestamerikas zusammenfassen wollen, sind zwar Christen dem Namen nach, wissen aber von der russisch-griechischen Religion kaum etwas mehr, denn das Zeichen des Kreuzes. Es begreift sich daher, daß obgleich die Russen, ihre langjährigen Herren, bei ihnen die alten Sitten mehr und mehr verdrängt haben, sie doch zähe festhalten an ihrem früheren Glauben an gute und böse Geister, welche letzteren allein Verehrung bei ihnen finden. Ihnen zu Ehren führten sie in großen Häusern religiöse Feste auf, von denen die Armen und die Mädchen ausgeschlossen blieben, während einzelne Frauen durch die Zauberpriester eingeführt werden konnten. Diese Feste bestanden am Kuskokwim und Yukon in dramatischen Maskenspielen.

In neuerer Zeit sind wir mit den Malemiut und Kaviagmiut genauer bekannt geworden. Beide vermischen sich häufig miteinander, Whymper bezeichnet sie deshalb als ein und dasselbe Volk. In der That sind auch ihre Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche vollkommen die gleichen, allein sie sprechen verschiedene Dialekte und bewohnen verschiedene Landstriche. Die Oberkleidung der Malemiut besteht aus dem „Park", einem Pelz, der hemdartig geschnitten, mit langen Aermeln und einer Kapuze versehen ist. Hosen, Socken und Stiefeln sind ebenfalls aus Pelz verfertigt, und die Kleidung bisweilen aus Pelz vom Wolverine (Gulo Luscus) verbrämt. Sie hausen in unterirdischen Gruben, in die man durch einen kleinen Tunnel auf den Knieen hineinrutschen muß. Nur das Dach erhebt sich über den Boden und hat in der Mitte eine Oeffnung zum Abzuge des Rauches. Neben jeder solchen Hütte stehen Stangengerüste, oben mit einem kleinen Hause oder Käfig, zu dem man auf einem eingekerbten Baumstamm anstatt einer Leiter hinaufsteigt und wo man alle Vorräte in Sicherheit bringt. Außer den Familienwohnungen erbauen die Malemiut größere Räume, die zu Versammlungen sowie zu Tanzvergnügungen dienen. Letztere finden nur im Winter statt und bestehen aus pantomimischen Darstellungen, durch welche die Bewegungen und Geberden von Vögeln oder von vierfüßigen Tieren nachgeahmt werden. Beleuchtet werden diese „Ballsäle" mit trüben Thranlampen. Vor dem Beginn der Lustbarkeit machen die jungen Herren Toilette, indem sie sich den Oberkörper mit einer Flüssigkeit waschen, die man in anständiger Gesellschaft nicht zu nennen pflegt, dann bringen die Frauen Lebensmittel herbei, denn jede Familie besteuert sich zu dem Piknik nach Kräften. Eröffnet wird das Fest mit einem Schmause und nach dieser Stärkung beginnen die Tänze. Der russische Lieutenant Sagoskin fand Gelegenheit, bei den Malemiut ein eigentümliches Fest zu beobachten: jenes des „Versenkens der Blasen ins Meer", welches an der Küste des Nortonsundes an unserem 1. Januar begangen wird. An der Vorderseite des „Kaschim", d. h. des Winterhauses, werden auf Riemen von Walroß- oder Seehundhaut bis zu einhundert Blasen aufgehängt, aber nur von solchen Tieren, welche mit dem Pfeil erlegt wurden. Diese Blasen sind mit allerlei phantastischen Figuren bemalt; vor ihnen hängt auf der einen Seite eine Eule mit einem Menschenkopfe und eine aus Holz geschnitzte Möve. Auf der andern hängen zwei Schneehühner. Die Eule schlägt mittelst einiger Fäden, welche über dem Querbalken angebracht sind, mit den Flügeln und dreht den Kopf; die Möve stößt mit ihrem eisernen Schnabel auf den Fußboden, als wolle sie Fische fangen; die Hühner aber laufen gegen einander, um sich zu küssen. Auf der vorderen Seite des Kaschim steht vor der Grube, welche den Ofen vertritt, ein 2 m langer mit trockenem Gras umwundener Pfahl. Den ganzen Tag über wird getanzt. Die Männer tragen eine Art leichter „Torbassen", d. h. Staatsschuhe, dergleichen auch bei den Kamtschadalen in Gebrauch sind, die Frauen Rentierhosen und

bemusterte Parken mit Glasperlen und Ringen verziert. Nach beendetem Tanze zupft ein Mann etwas Gras von dem Pfahle ab, zündet dasselbe an, beräuchert damit die Blasen und die Vögel und stellt dann den Pfahl zur Seite. Die Malemiut veranstalten dieses Fest zu Ehren des Meergeistes, ihres „Jugjak". Ueber die Bedeutung der einzelnen Gebräuche wußten sie keine Auskunft zu geben; sie sagten nur: das sei nun einmal so hergebracht (Globus, Bd. XVIII, S. 114—115).

Die Aleuten.

Die Bewohner jener öden, baumlosen Inselschnur, welche in geschwungenem Bogen von Aljaska gegen Kamtschatka hin sich erstreckt und den Großen Ozean von dem arktischen Beringsmeer scheidet, bilden die zweite Gruppe der amerikanischen Hyperboreer. Wir heißen sie, so wie auch die Kette von feuerspeienden Kegeln und Pyramiden, die ihnen als Wohnsitz dienen, nach dem Vorgange der Russen, die Aleuten, eine vielleicht aus dem Tschuktschenwort „Ilua" (Insel) durch die Russen verderbte Bezeichnung, die bei den Eingebornen selbst völlig unbekannt war; diese hatten für die Bewohner der verschiedenen Eilande auch verschiedene Namen, so z. B. für die Leute auf Unaljaska „Kagataya Koung 'ns", d. h. Männer des Ostens, für die Bewohner der Andrejanowinseln „Namigun", d. h. Leute des Westens. Da sich die Grenzen gegen die Eskimo nicht bestimmt bezeichnen lassen, so schwanken die Angaben über ihre Zahl zwischen 4000 und 10000. Die kleinere Ziffer umschließt wahrscheinlich die Bewohner der aleutischen Inseln allein, die größere wird die richtige sein, wenn man die Bewohner der Halbinsel Aljaska und der Küsten der Bristolbai hinzurechnet. Soweit sich aus den vorhandenen Nachrichten urteilen läßt, sind die Aleuten mit den benachbarten Westinuit der äußeren Erscheinung nach so sehr verwandt, daß manche Beobachter keine Unterscheidung zwischen beiden machen. Langsdorff z. B., welcher das aleutische Unaljaska und das konjagische Kadjak besucht und die Bewohner beider Eilande ziemlich eingehend beschrieben hat, gedenkt nicht des Umstandes, daß sie verschiedenen Völkerstämmen angehören, ja er nennt die Insulaner Kadjaks geradezu Aleuten. Anderseits wurden die benachbarten Tschugatschen von den Russen fälschlich Aleuten genannt, ja haben, dadurch verführt, angefangen sich selbst so zu nennen. Derlei Verwechselungen wären kaum möglich, wenn nicht zwischen beiden Rassen auffallende physische, psychische und kulturelle Aehnlichkeiten beständen. Nach Peschel freilich sind die Aleuten ein mongolischer Menschenschlag, mit den Eskimo bloß durch eine Anzahl gemeinsamer Wörter verknüpft, die aber nur eingetauscht sein mögen. (Peschel, Völkerkunde, S. 399.) Es ist nun allerdings richtig, daß das Aleutische bis jetzt noch vereinsamt dasteht, wenngleich ich die von Peschel nach Lütke mitgeteilte Angabe, daß die Aleuten sich zur Wortbildung auch der Präfixe bedienen, die der Inuitsprache völlig fehlen (a. a. O.) durch die gründliche Darstellung, welche Friedrich Müller dem Aleutischen gewidmet hat, nicht bestätigt finde. Der große Wiener Sprachgelehrte schildert den allgemeinen Charakter

dieses Idioms wie folgt: „Dem äußeren Typus und der reichen Entwickelung der Wortformen nach mahnt das Aleutische an die türkisch-tatarischen Idiome und die Sprachen uralischen Stammes. Doch ist ihm die diese Sprachen auszeichnende Vokalharmonie unbekannt. Der Prozeß der Wortschöpfung geht durch die Suffixbildung vor sich. Das die Sprache beherrschende Prinzip ist die Agglutination. Nomen und Verbum sind ziemlich reich entwickelt. Der Mangel eines bestimmten Subjekt- und Objektkasus macht sich auch hier wie anderwärts empfindlich fühlbar. Dagegen werden Attribut und Prädikat voneinander auch lautlich geschieden. Den Glanzpunkt der Sprache bildet das Verbum, das sich in mancher Hinsicht mit dem reich entwickelten türkischen messen kann." (Fried. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, Bd. II, Abt. 1, S. 146.) Da übrigens, wie die neuesten anthropologischen Untersuchungen dargethan, auch die Eskimo in ihrer äußeren Erscheinung sehr viel Mongolenähnliches besitzen, so ist es leicht begreiflich, daß die Verschiedenheit der Idiome, welche dem europäischen Beobachter zumeist beide gleich fremd sind, nicht genügte, um die ethnische Differenz sofort in die Augen springen zu lassen. Die Aleuten zerfallen zudem in zwei Stämme: die Atka oder Atcha, ursprünglich im westlichen, dann die Unaljaska, im östlichen Teile der Inselkette ansässig, durch Wanderungen aber miteinander stark vermischt. Auch viel Russisches haben sie in sich aufgenommen und wahrscheinlich verdanken sie diesen Berührungen, daß sie besser geformt und intelligenter aussehen als die Eskimo, welchen sie im ganzen dem leiblichen Typus nach gleichen. Eine reine Rasse sind die heutigen Aleuten wohl kaum mehr.

Nur spärlich fließt das Material zur anthrologischen Schilderung der Aleuten. Wir können bloß im allgemeinen sagen, daß ihre Statur mittelgroß, eher klein, ihr Wuchs jedoch proportioniert ist, nur die Beine sind meistens krumm, wenigstens bei den Männern, was ihnen einen entenartig watschelnden Gang verleiht. Alle haben sehr breite Schultern, sind sehr stark und besitzen trotz ihrer harten Arbeit kleine, schöne geformte Hände und Füße. Die Hautfarbe ist dunkelgelbbraun und bleibt so selbst nach der Kreuzung mit Europäern bis in die dritte Generation. Die Augen sind schwarz und merklich schiefgeschlitzt, die Backenknochen hervorragend, das Haar schwarz, straff, aber nicht grob, der Bartwuchs spärlich, alles Merkmale, welche mit dem breiten Gesichte an die Mongolen erinnern. Die Schienbeine sind merklich ausgebogen, die Sohlen der Füße kurz, sowohl an und für sich als auch besonders im Verhältnis zu ihrer Breite. Was den Schädel anbelangt, so wird derselbe nach hinten flach, an den Seiten eingedrückt und etwas einer Pyramide ähnlich beschrieben, doch hat bis vor kurzem keine einzige Messung des Aleutenschädels existiert. Solche wurde zuerst von Dr. E. Bessels an 15 Schädeln ausgeführt, welche Dall in einer Höhle auf einer bis jetzt namenlosen Insel der Nazanbucht ausgegraben hat und deren Rassenreinheit nicht dem leisesten Zweifel unterliegt. Die gleichzeitig in derselben Höhle gefundenen Steinwaffen und sehr beachtenswerten Schnitzereien sprechen für ein hohes Alter dieser Schädel, so daß wir eigentlich den heutigen Aleutenschädel aus ihnen nicht kennen lernen; auch geben dieselben keinerlei Anhaltspunkte zur Bestimmung des Geschlechts, rühren aber alle von Erwachsenen her. Diese Schädel zeigen einen mittleren Breitenindex von 86,5 (78 Minimum, 90,7 Maximum), einen mittleren Höhenindex von 73,3 (66,5 Minimum, 78,7 Maximum) und eine mittlere Kapazität von 1453 ccm (1235 Minimum, 1580 Maximum). (Arch. f. Anthrop., Bd. VIII, S. 121.)

Kleidung, Wohnung und Nahrung der Aleuten sind gegenwärtig bis zu einem gewissen Grade den Russen entlehnt, durch die sie auch zum griechischen Glaubensbekenntnisse bekehrt worden sind. Dem rastlosen Eifer des Apostels der Aleuten, Innocenz Wenjaminow (nach F. H. von Kittlitz Johann Wil-

jaminow), verdanken sie nicht bloß die ersten Verkündigung der Lehren christlicher Moral — denn obschon diese der europäischen Zivilisation sehr zugeneigten Leute längst zum Christentume bekehrt waren, hatte sich dasselbe doch auf leere Formen beschränkt — sondern auch die Einführung von Schulen. Viele der älteren Leute sprechen geläufig russisch und lesen auch russische Bücher; in neuester Zeit — d. h. seit Abtretung Russisch-Amerikas an die Vereinigten Staaten — fangen sie auch an englisch zu sprechen, doch sollen anderseits infolge des Abganges Wenjaminows bedeutende Rückschritte gemacht worden sein. Auch sonst haben die Verhältnisse der Eingebornen eine bedeutende Verschlechterung durch den Wechsel der Herrschaft erfahren. Ihrer 5000 hingen in betreff ihres Unterhaltes allein vom Fange der Seeotter (Enhydris lutra) ab. Seit das Land den Nordamerikanern gehört, haben diese, welche überhaupt keine Schonung beobachten, bei den Otternjägern das Schießgewehr eingeführt und so werden voraussichtlich schon in wenigen Jahren die Seeottern ganz ausgerottet sein. Damit wären dann jene 5000 Menschen um ihren Erwerb gebracht und der Verkümmerung preisgegeben.

Die vorzüglichste Beschäftigung der Aleuten bleibt nach wie vor ganz naturgemäß Fischerei und die Jagd nach Seetieren, namentlich auf Walfische, Seeottern, Seebären (Otaris ursina L.), Walrosse und Seehunde (Phoca vitulina). Die Wichtigkeit der letzteren übersteigt alle Begriffe, indem man wohl mit Recht behaupten kann, daß es dem Aleuten kaum möglich sein würde, ohne Seehunde zu leben. Aus der Haut derselben macht er sich Kleider, Teppiche, Riemen, Schuhe und andere Gerätschaften, ja sogar das Kanoe, auf welchem er täglich ausfährt, besteht aus einem hölzernen Gerüpp mit den Fellen dieses Tieres überzogen. Das Fleisch wird gegessen und das Fett oder der Thran teils zur Nahrung, teils zur Erwärmung und der Beleuchtung angewendet. Der Schlund wird zu wasserdichten Stiefeln und Beinkleidern umgeschaffen, und aus dem blasenähnlichen Magen werden Aufbewahrungsbehälter zu allen Arten von Flüssigkeiten bereitet. Aus den Eingeweiden werden Regenkleider gemacht, und zugleich dienen sie statt der Fensterscheiben, um das Tageslicht in die Hütte fallen zu lassen; sogar die Bartborsten werden, wie in Europa die Straußfedern, zum Putz und als Kopfzierat benutzt, so daß Langsdorff, dem ich diese Schilderung entlehne, kaum einen einzelnen Teil dieses Tieres zu kennen erklärt, aus dem nicht irgend ein Vorteil gezogen würde (Reise um die Welt, Bd. II, S. 46). Wem fällt nun dabei nicht sofort die Uebereinstimmung mit den Grönländern auf, welche die Natur auf die nämliche Ausnutzung des Seehundes angewiesen hat, ähnlich wie den Lappen Europas und selbst den binnenländischen Eskimo Amerikas auf jene des Ren? Und mit den Eskimo wetteifern die Aleuten auch an Seetüchtigkeit, wenn sie dieselben darin nicht gar noch überbieten. Man kann wohl sagen, daß ein Mann dieser „Seekosaken", wie Wenjaminow so treffend die Aleuten nannte, erst recht zu leben beginnt, wenn er sich in seinem ledernen, gewöhnlich selbstverfertigten Schiffchen auf den Wellen befindet, und die bewundernswürdigste Gewandtheit in der Führung desselben ist die natürliche Folge dieses angebornen Triebes. Zahlreiche Proben der höchsten Geschicklichkeit in Führung der „Baidarke" — so nennt man ihre Fahrzeuge — sowohl als der dazu gehörigen Wurfspieße, die früher fast jeder Erwachsene zu zeigen im stande war, gehörten schon 1827, als Freiherr von Kittlitz, der Begleiter Lütkes auf dessen Weltumsegelung 1826—1829, Unaljaska besuchte, zu den seltneren Künsten einzelner. „Doch waren es immer noch die Aleuten von Unaljaska, sowie die der übrigen sogenannten Fuchsinseln, die sich durch die oben erwähnte Gewandtheit sowohl als durch Feinheit und Zweckmäßigkeit in der Bauart ihrer Baidarken auszeichneten und mit einer Art stolzen Mitleids auf die ähnliche, doch viel unbeholfenere Schiffahrt der westlicheren Aleuten, die sich auch in der Sprache von denen der Fuchsinseln unterscheiden, herabzusehen pflegten. Besonders die einsitzigen Baidarken von Unaljaska (die bei weitem gebräuchlichsten, denn die zweisitzigen sind seltener, und die mit drei Luken hauptsächlich erst seit Ankunft der Russen im Gebrauch) zeichnen sich durch Leichtigkeit und Schnelligkeit vor allen andern aus. Eine solche Baidarke wird von dem Ausziehenden gewöhnlich

bis ans Meer, wie ein Köcher quer über den Rücken hängend, getragen; und wirklich ist es auch ein Köcher, denn die sämtlichen Wurfspieße verschiedener Art, deren der Mann sich eben zu bedienen gedenkt, sind auf dem Verdeck in besonderen Schlingen so befestigt, daß er sie beim Sitzen in der Luke sämtlich mit Leichtigkeit ziehen und mittelst des sorgfältig gearbeiteten Wurfbrettes, welches ebenfalls in einer dieser Schlingen Platz findet, mit großer Gewalt und Sicherheit vor sich werfen kann." (Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka. Gotha 1858. 8°. Bd. I, S. 293—294.) Diese einlukigen Fellböte haben, wie Erman es erläutert, etwa 30 kg Eigengewicht und, bestiegen von einem 70 kg schweren Aleuten, immer noch einen so geringen Tiefgang, daß der eingetauchte Querschnitt nur 0,056 qm Widerstandsfläche bietet. Im wesentlichen gleichen sie den Kajak der Eskimo. Außer diesen leichten Baidarken gibt es sogenannte Familienschiffe (Baidaren), die ganz so und

Aus Birkenrinde verfertigte, grün, schwarz und rot bemalte Kopfbedeckung von Unaljaska (Aleuten).

von demselben Material wie erstere gebaut, nur mit mehreren Sitzöffnungen versehen sind. Ihrer bedienen sich, wie der Umiak bei den Eskimo, hauptsächlich Frauen. Erwachsene Männer halten es für eine Schande, solche Böte zu besteigen. Noch ein weiterer Zug verbindet sie mit den Eskimo oder zeigt wenigstens eine verwandte Erscheinung. Die aleutischen Gemeinden stehen nämlich unter sich in einer Art Jagdkartell. Die Wurfspeere sind mit einer Trachyt- oder Obsidianspitze und mit dem Gemeindezeichen des Jägers versehen. Schwimmt nun ein erlegter Wal heran, so erkennt man an dem Speerzeichen die Gemeinde des Jägers, der sogleich Anzeige gemacht und mit der die Beute geteilt wird.

Als Kleidung dient, wiederum sehr ähnlich wie bei den Eskimo, ein langes hemdartiges Gewand mit Aermeln aus dem Balg von Seevögeln oder aus Seehundsfell, und darüber ein zweites aus Seetierdärmen mit einer Kapuze, die über den Kopf gezogen wird; die wohlhabenderen besitzen jetzt auch Halstücher, Westen, Beinkleider, und ihre Frauen tragen an Feiertagen auch russische Kleidung. Ebenso verschwand der höchst originelle Kopfputz, der Hauptsache nach ein langer gebogener Augenschirm, demjenigen

nicht unähnlich, welchen man bei uns zuweilen den Kranken verordnet, indem er, wie die gesamte Nationaltracht, nach und nach den russischen Kleidungsstücken Platz machte.

Die Aleuten wohnen in Dörfern von 20—30 Behausungen, welche stets auf einer das Meer beherrschenden, aber gegen die Nordwinde geschützten Anhöhe erbaut sind. Die Wohnhütten sind allerdings ziemlich verschieden von jenen der Eskimo, haben aber doch das mit ihnen gemein, daß sie halb unterirdische Baue sind. Sie bestehen meist aus Rasen, dem nur einige Balken von Treibholz mehr Festigkeit verleihen und sind so tief in die Erde gegraben, daß die immer sehr kleinen Fenster sich unmittelbar auf der Bodenfläche befinden. Die darüber aufgetürmten Rasendächer sind mit allerlei Grasarten üppig bewachsen, geben aber den Gebäuden allerdings mehr das Ansehen von Gräbern als von menschlichen Wohnungen. Der Charakter dieser Hütten hat bis in die Gegenwart sich unverändert erhalten, wie Pinart bezeugt, welcher 1871 die Aleuten besuchte und auf der Insel Akun in eine solche Behausung eindrang. Er fand sie, wie allgemein, in zwei Gemächer geteilt, deren ersteres mit einem Loche im Dache zum Abzuge des Rauches als Küche diente und von ekelerregendem Schmutze starrte; auch das zweite Zimmer, in welche nach Innuitart längs den Wänden rohe Holzbänke zum Schlafen und Sitzen angebracht waren, erfreute sich einer zweifelhaften Reinlichkeit (Bulletin de la Société de géographie. Paris 1873. Bd. II, S. 564), während Herr von Kittlitz dem Innern der Häuser eine lobenswerte Reinlichkeit nachgerühmt hatte. (Denkwürdigkeiten einer Reise nach Russisch-Amerika, Bd. I, S. 275.) Die Einrichtung des Zimmers wird durch einen vierfüßigen Tisch, sowie durch einige von den Amerikanern eingehandelte Tassen und Fayencebecken vervollständigt. Eine kleine hölzerne Kirche oder Kapelle des griechisch-orthodoxen Ritus, in welcher allwöchentlich Gottesdienst gehalten wird, fehlt keinem Aleutendorfe.

Nur beiläufig sei erwähnt, daß W. H. Dall im Sommer 1872 auf Unaljaska Ausgrabungen vorgenommen hat, wobei er mehrere alte aleutische Häuser fand und darin drei vollkommen erhaltene Skelette, welche in einem besonderen Gemache lagen; dasselbe ist genau so gebaut, wie bei den jetzt lebenden Aleuten. Dall stieß dort ferner auf eine Anzahl von Gegenständen, z. B. Lampen mit Thran, Steinmesser, Löffel aus Knochen, Pfeilspitzen, Knöpfe u. dergl. mehr. Allmählich entdeckte er sieben solcher alten Dörfer mit zahlreichen Mumien. (Siehe darüber: W. H. Dall, On the remains of the later pre-historic man obtained from caves in the Catherina archipelago, Alaska Territory, and especially from the caves of the aleutian islands. Washington 1874. 4°.) Den interessantesten Gegenstand fand er bei einem Frauengerippe. Zwei Lippenschmuckstücke von ähnlicher Gestalt wie sie bei den benachbarten Eskimo und Koljuschen noch jetzt gefunden werden. Gegenwärtig existiert der von den russischen Entdeckern, wie Scholodilow, Paschkarew, Korowin und Glotow beobachtete Brauch, die Lippen zu durchlöchern und in die Oeffnungen Holz oder Knochen als Zierat zu stecken (Les nouvelles découvertes des Russes entre l'Asie et l'Amérique. Ouvrage traduit de l'Anglais de M. Coxe. Paris 1781. 4°. S. 42, 59, 93, 104, 138, 155) nicht mehr; Langsdorff aber hat im Anfange dieses Jahrhunderts denselben noch beobachtet (Reise um die Welt, Bd. II, S. 54—55); die Tättowierung der Weiber war zu jener Zeit schon sehr selten. Bemerkenswert sind auch die von Dall gefundenen alten, jetzt gleichfalls nicht mehr gebräuchlichen hölzernen Masken, oft von beträchtlicher Größe, mit verschiedenen Farben bemalt und mit Federn, Haarbüscheln und Hirschhaaren geschmückt. Sie bilden eine Parallele zu den gleichen Vorkommnissen in der Südsee.

Den Charakter dieser Menschen beschreibt v. Langsdorff im allgemeinen als gutmütig und gefällig, unterwürfig und folgsam; zum Zorne gereizt, sind sie jedoch rasch und unbesonnen, auch wohl grausam, und dann gegen alle Gefahren, selbst die des Todes, gleichgültig. Mit geistiger Beschränktheit geht ein gewisser Trotz Hand in Hand. Ueberaus schmeichelhaft klingt, was ein russischer Beobachter von ihren Eigenschaften berichtet. Die Aleuten, sagt er, sind ein tapferes, ehrliches Volk. Diebstahl ist bei ihnen nicht bekannt; nicht allein, daß sie selbst bei sich nichts unter Verschluß halten, selbst fremdes Gut ist bei ihnen ungefährdet. Mord kommt niemals vor. Die schrecklichsten Martern vermögen den stoischen Aleuten keinen Schmerzensschrei, keine Klage zu ent-

reißen. Er hat einen edlen Stolz bis zu dem Grade bewahrt, daß ihn nicht allein ein Wort, sondern selbst ein Blick tief verletzen kann. Unrecht zu ertragen widerstrebt ihm durchaus, er greift in solchem Falle lieber zum Selbstmorde, der nebenbei bemerkt auch für die Indianer der angrenzenden Region eine wichtige Zuflucht ist. Seinem Worte bleibt der Aleute unerschütterlich treu, niemals erniedrigt er sich zu einer Lüge, selbst wenn sie ihn vom Tode retten kann. Furcht kennt er nicht, hält es aber auch für unanständig, seine Verwunderung auszudrücken; nil admirari ist seine Lebensregel. Nichts kann ihn erfreuen, nichts aber auch erschrecken oder einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Doch ist er nicht gefühllos, in seiner Brust schlägt ein warmes, Weib und Kindern zugethanes Herz. Er liebt Kinder und Verwandte, seine Eltern aber mit Aufopferung. So weit der russische Gewährsmann, welcher diesen Tugenden auch die Gastfreundschaft noch hätte anreihen dürfen. Doch ist dafür gesorgt, daß diesem Gemälde die Schattenseiten nicht fehlen. Obwohl seit Einführung des Christentums die Dinge sich sehr gebessert haben und namentlich die früher so häufige Polyandrie ganz verschwunden ist, sind die sehr frühzeitigen Ehebündnissen ohnedies holden Sitten immer noch ausschweifend genug und manches widernatürliche Laster, das schon seit den ältesten Zeiten bei ihnen eingewurzelt war, vermochte nicht völlig unterdrückt zu werden. Ich unterlasse es, über die früheren sittlichen Zustände mich zu verbreiten, wie sie v. Langsdorff (Reise um die Welt, Bd. II, S. 63) und auf Grund älterer Berichte selbst Waitz (Anthropologie der Naturvölker, Bd. III, S. 314) noch beschreiben. Sie treffen für die Gegenwart sicher nicht mehr zu, wie aus dem auffälligen Schweigen wohl zu folgern ist, welches moderne Reisende, wie Whymper, Dall und Pinart über diesen Punkt beobachten. Seitdem das Christentum der Aleuten nicht mehr bloß nominell ist, sind natürlich die alten sozialen Institutionen, die harte Behandlung der Sklaven, die Polygamie, die ehemaligen Beerdigungsgebräuche zu Grabe getragen und auch die Ausschweifungen eingeschränkt worden, welche eine der Hauptursachen der raschen Bevölkerungsabnahme gewesen sein sollen. Dagegen ist der damals fast gänzlich unbekannte Branntwein in Aufnahme gekommen und ihnen nebst dem schon lange beliebten, aber viel unschuldigeren Schnupftabak so sehr zur Leidenschaft geworden, daß sie dafür oft all ihr Hab und Gut hergeben.

Obwohl geistig etwas schwerfällig, zeigen die Aleuten doch viel Lust zum Lesen und Schreiben und eignen sich in kurzer Zeit jedes Handwerk an. So findet man jetzt bei ihnen Schreiner, Zimmerleute, Schneider, Schlosser, Schuhmacher, ja es gab sogar Maler, die nicht ohne Talent waren. Da sie ein gutes Augenmaß besitzen, sind sie besonders geschickt in Handarbeiten und liefern gute Schnitzereien und Stickereien. Schnitzwerke von Holz und Elfenbein (Walroßzähnen) zu verfertigen, war früher eine sehr gewöhnliche Lieblingsbeschäftigung der Männer, wie denn auch A. v. Chamisso noch 1815 eine zahlreiche Sammlung aus Holz geschnitzter Figuren von sämtlichen in den dortigen Gewässern vorkommenden Walfischarten erhielt, deren Beschreibung und Abbildung er später veröffentlicht hat; und Choris, mit Kittlitz einer der Begleiter Lütkes

auf dem „Senjawin", bildete ein Aleutendiadem ab, an welchem überaus treffliche Zeichnungen von Finnwalen angebracht sind. Obgleich sich die Fähigkeiten dieses Volkes mehr auf das Praktische richten, leben doch noch unter ihm viele Sagen und Legenden fort, und der „Alaska Herald" hat viele interessante Melodien und Lieder mitgeteilt, die nicht ohne poetische Schönheit sind. Der größte Teil desselben behandelt das Leben auf der See, doch besitzt man auch einen ganzen Cyklus von Liebesliedern, die freilich zumeist einen gewissen Anflug von Cynismus und primitiver Anschauung der Liebe haben; um so überraschender ist die tiefe Empfindung, welche sich in einem Gedichte ausspricht, das ich in freier Uebersetzung mit folgenden Worten wiederzugeben versuche:

Leben nicht kann ich den Tag ohne dich,
Beim Tanz ist dein Atem Leben für mich;
Einsaugen möcht' ich ihn völlig in mich,
Denn nimmer kann leben ich ohne dich.

Unter den vielerlei Sagen der Aleuten befindet sich auch die einer allgemeinen Flut, welche über ihre Voreltern wegen deren Ruchlosigkeit verhängt worden sei.

Die nordamerikanischen Indianer.

Allgemeines.

Der Name „Indianer" zur Bezeichnung der dunkelfarbigen Eingebornen der neuen Welt ist das unselige Vermächtnis eines ethnologisch noch völlig ungeschulten Zeitalters und hat nicht wenig zur Ausbreitung und Befestigung der herrschenden Ansicht von der Rasseneinheit dieser Völker verholfen. Je mehr wir von denselben erfahren, desto schwerer wird es aber zu glauben, daß alle „roten" Menschen, wie man sich wiederum sehr unpassend ausdrückt, eine und dieselbe Abstammung haben, wofern man die Vaterschaft nicht auf eine ungeheuer weit rückwärts gelegene Zeit beziehen will. Den ihnen gemeinsamen Zügen, welchen man meines Erachtens mit Unrecht zu viel Gewicht beimißt, weil ihrer mehrere sich auch bei Völkern anderer Erdteile vorfinden, steht eine weit größere Reihe von Verschiedenheiten gegenüber, Verschiedenheiten, die sich ebensowohl auf die körperliche Erscheinung wie auf Charakter und Sitten beziehen und auf eine Verschiedenheit der Abstammung hinweisen. Die Aufgabe der heutigen Völkerkunde sollte demnach vielmehr dahin gehen, diesen Verschiedenheiten nachzuspüren, sie sorgfältig zu registrieren und danach Gleichartiges mit Gleichartigem zu vereinigen, um die Grundlage zu einer stichhaltigen Klassifikation der einzelnen Stämme zu gewinnen. Schon jetzt bei unsern noch immer unzulänglichen Kenntnissen lassen sich auf diese Weise mehrere große Gruppen unterscheiden, welchen man unter allen Umständen einen hohen Grad von Selbständigkeit nicht wird absprechen dürfen; Gruppen selbst innerhalb der Indianer Nordamerikas. Mexiko

rechne ich dabei zu Zentralamerika und hier sowie in der Südhalbe des Gesamtkontinents wohnen vollends Menschen, welche mit den Eingebornen der Prairien des Mississippibeckens, geschweige denn mit jenen des nördlichen Seengebietes oder der Alleghanies, nicht mehr gemein haben, denn ein Türke mit einem Europäer. Während es aber niemanden beifallen wird, den in Europa wohnenden Türken für einen Europäer zu halten, umschlingt die generalisierende Benennung Indianer mit dem Heere ihrer Irrtümer und falschen Schlußfolgerungen fast ausnahmlos alle eingebornen Stämme Nord-, Mittel- und Südamerikas. Das Beklagenswerteste daran ist, daß wir nicht einmal andere Namen zur Hand haben, um die trügerische Benennung zu verdrängen; wir müssen uns mit ihr vorläufig auch fernerhin behelfen, doch sollte dies nicht ohne nachdrückliche Warnung des Lesers geschehen.

Prüfen wir zunächst die wichtigsten Körpermerkmale, so zeichnen sich — wenigstens so weit wir abzusehen vermögen — alle nordamerikanischen Indianer durch ihre hohe Statur aus, doch scheint es immerhin, als ob die Völker des Ostens etwas hinter den westlichen zurückblieben, insofern als die höheren Staturen, über 1,70 m, welche bei den Nordwestamerikanern die Regel bilden, hauptsächlich den nördlicheren Stämmen, wie die Algonkinen und Irokesen, eigen sind. Auch gibt es — eine Erscheinung, die, wie Topinard betont, in der Südhalbe Amerikas wiederkehrt — der Körpergröße nach zwei ganz verschiedene Typen: sehr hohe und unter dem Mittel bleibende Stämme. Die Krih z. B. mit bloß 1,651 m kontrastieren auffallend mit den Irokesen (1,735 m) und den Potowatomi (1,727 m). (Rev. d'Anthrop. 1876, S. 76.) Die Kraniologie der Indianer liegt noch sehr im argen und es ist unendlich schwierig, ein richtiges Bild der heutigen Schädelverhältnisse bei den einzelnen Stämmen zu gewinnen. Zwar fehlt es nicht an Untersuchungen amerikanischer Schädel und ganz besonders aus den Vereinigten Staaten, sie stammen aber in ihrer sehr überwiegenden Mehrheit aus den vorgeschichtlichen „Mounds" und aus alten Gräbern her, über deren Errichter wir keine Gewißheit haben.

Die Mounds sind in den letzten Jahrzehnten der Gegenstand eifriger Untersuchungen gewesen und es hat sich ergeben, daß viele derselben einer nicht allzuweit zurückliegenden Zeit angehören; dafür spricht der verhältnismäßig gute Zustand der Skelette und der Umstand, daß alle vorgefundenen Verhältnisse im Einklange stehen mit beobachteten Gewohnheiten moderner Indianer. Dagegen sind Geschichte und Tradition stumm in Bezug auf andre Erdwerke, und die Untersuchung derselben zeigt, wie vorsichtig wir in unsren Schlüssen sein müssen. Gerade so wie die Tumuli Europas ausgeprägte Verschiedenheiten zeigen, die auf verschiedene Perioden, vielleicht auch auf verschiedene Urheber schließen lassen, so ist dies auch in Amerika der Fall. Praktischen Wert für Schlußfolgerungen, welche die Gegenwart betreffen, haben natürlich nur Funde aus Erdwerken, deren relativ moderner Ursprung sichergestellt ist. Wenn nun Karl Rau, dem die Kunde Altamerikas so viel schon verdankt, unter Zustimmung Dr. Emil Schmidts in Essen, eines der gründlichsten Kenner amerikanischer Archäologie, hervorhebt, daß die Mounds nicht eine unvermittelte Gruppe von Erscheinungen bilden, sondern daß ihre Erbauer sehr wahrscheinlich die unmittelbaren Vorfahren der jetzigen Indianer waren, die im Kontakt mit den Weißen schnell ihre Sitten änderten, so hält umgekehrt John T. Short, der Verfasser des besten mir bekannten Buches über nordamerikanische Altertümer, dafür, daß die „Moundbuilders" nicht die Vorfahren der heutigen Indianer, sondern ein ganz verschiedenes Volk gewesen seien. (Short, The North Americans of Antiquity. Newyork 1880. 8°. 2. Aufl. S. 27.) Wie schon viele vor ihm, erblickt er in diesem Volke die

Nahuafamilie, welche in Mittelamerika sich ausbreitete, dort aber eingewandert war. Wie man sieht, ist die Frage nach dem Ursprung der Mounds noch keineswegs erledigt. Der Vollständigkeit halber will ich jedoch die Ergebnisse der osteologischen Moundfunde hier in Kürze zusammenfassen, bemerke aber noch, daß die Mounds auf das Mississippistromgebiet beschränkt sind und zwar auf dessen nördlicheren Teil, denn in den Golfstaaten trifft man sie so wenig als im Osten der Alleghanies. Selbst auf dem derart umgrenzten Raume weisen die bisher gehobenen Schädel die allergrößten Verschiedenheiten auf. Henry Gillman fand in einem und dem nämlichen Mound in Dakota acht Schädel, wovon drei exquisite Kurzköpfe, deren einer sogar der Grenze extremster Brachykephalie sich nähert und einen Breitenindex von 94 erreicht. Umgekehrt durchlaufen die fünf andern die Skala der Dolichokephalie von 77,7 bis herab auf 68,1. Aus diesen Schädeln Mittelwerte zu ziehen, scheint mir bei so scharfen Gegensätzen gar nicht statthaft. Der nämliche Forscher entnahm einem Mound in Wisconsin sechs Schädel, welche ebenfalls teils brachy-, teils mesokephal waren. Dr. R. J. Farquharson fand als mittleren Breitenindex für neun Schädel aus Albany 76,8, für elf vom Rock River 77,1, für vier aus Henry County 74,3; bei einem aus Davenport betrug der Index 75,2 Letzterer stammt aus Jova, die übrigen aus Illinois. Mit Heranziehung noch weiterer vier berechnete Farquharson den mittleren Index aller 29 Schädel mit 75,5. Für das Ohiothal ist jedoch der brachykephale Typus vorherrschend: Index 90,7. Dennoch hält Professor Jones an der Rasseneinheit der Mounderbauer im ganzen Mississippibecken fest. Forschen wir nach der Kapazität dieser Schädel, so stoßen wir auf die nämlichen Extreme. Nach Morton und Aitken Meigs beträgt dieselbe bei den heutigen Indianern durchschnittlich 1376 ccm, mit einem Minimum von 1137 ccm. Henry Gillman hob aber aus einem großen Mound am River Rouge einen Schädel, welcher gar nur 918 ccm Kapazität besaß, auch sonst in seinem Typus merklich an den des Schimpanse erinnerte und einen ähnlich niedrig organisierten Schädel fand General H. W. Thomas in einem Mound Dakotas. A. J. Conants Schädelfund in einem Mound des südöstlichen Missouri zeigt auffallende Aehnlichkeit mit dem sogenannten Neanderthalschädel. Dagegen ergeben die erwähnten 25 Schädel Farquharsons im Mittel 1188, und S. S. Lyons 24 Schädel aus Mounds in Kentucky 1313 ccm, was freilich noch immer unter dem oben angegebenen Mittel der heutigen Indianer Nordamerikas bleibt, während ein alter Tennesseeschädel mit einer Kapazität von 1687 ccm sie weit übertrifft. Von letzteren unterscheiden sie sich auch durch ihr geringeres Gewicht und ihre geringere Massivität, sowie durch das häufige Vorkommen des Inkaknochens. Gegen eine etwaige Verwandtschaft mit den Peruanern spricht aber die oft gigantische Statur der Skelette, zu welchen diese Moundschädel gehörten. Dr. Jones fand Skelette von 1,83, ja in einem Falle sogar von 2,13 m Länge. Wohl aber will John T. Short in dem abgeflachten Hinterhaupt, in dem großen Breitendurchmesser, in der fliehenden Stirne, der starken Knochenstruktur und der merkwürdigen Uebereinstimmung des Vertikaldurchmessers der Schädel aus den Mississippibecken-Mounds mit jenen der alten Mexikaner eine nahe Verwandtschaft zwischen diesen beiden Völkern erkennen. (Short, The North Americans of Antiquity, S. 174.)

Eine Eigentümlichkeit ist es, daß sehr viele Moundschädel, besonders Michigans, eine augenscheinliche kreisförmige Perforation von 10—15 mm Durchmesser am Hinterhaupte und zwar stets am Scheitel und auf der Pfeilnaht aufweisen, welche die Gelehrten lebhaft beschäftigte. Sie ist unzweifelhaft erst nach dem Tode des Individuums vorgenommen worden, sowohl an den von Gillman in Michigan gefundenen Schädeln, als auch an jenen, welche Rev. Stephen Bowers unlängst bei Santa Barbara in Kalifornien ausgrub. (The American Naturalist 1879, S. 327.) Ueber den Grund dieser Trepanation war man lange im unklaren. Nun aber ließ sich Abbé Petitot von Indianern versichern, daß die Krih, die Schwarzfüße, die Dakota, Assiniboin und andere Prairievölker, bei denen die Sitte des Skalpierens herrschte, dies mit dem besonders gestalteten Messer „Mokutagan“ in der Weise thaten, daß sie gleichzeitig nebst der Kopfhaut ein rundes Scheibchen vom Schädeldach mit demselben Schnitte lösten, so daß das Gehirn bloß lag, ohne daß es dabei verletzt wurde. Darnach wären die an Amerikanerschädeln vorkommenden Trepanierungen Spuren von tiefgreifender Skalpierung. (Globus, Bd. XL, S. 96.) Es hätten somit jene recht, welchen zufolge diese Perforierungen keine Analogie mit jenen wohl durch Schaben mit Steinmessern erzeugten haben, die man auch an prähistorischen Schädeln Europas, sowohl aus der sogenannten neolithischen Periode wie aus der Bronzezeit wahrgenommen hat. Broca hielt letztere teils für religiösen, teils für therapeutischen Ursprungs. (Rev. d'Anthrop. 1877, S. 1—42, 193—225.) Mit dem vorgeschichtlichen

Menschen unsres Erdteiles haben übrigens die Amerikaner der alten Mounds die weite Verbreitung der Platycnemie gemein; neun Tibien aus Mounds am Rouge und Detroit River in Michigan hatten einen mittleren Breitenindex von nur 0,486, fünf Tibien von Saint Clair River ein Mittel von 0,548, vier von Chambers Island ein Mittel von 0,588, während die normalen Tibien Englands nach Busk einen mittleren Breitenindex von 0,727 aufweisen. Gillman fand ferner auffallend häufig bei den gefundenen Humeri die Wand zwischen Fossa anterior und posterior (über dem Ellbogengelenk) durchbohrt; er beobachtete dieses Vorkommen bei 50 Prozent der in Michigan gefundenen Humeri, während es bei den Oberarmknochen aus andern Mounds angeblich durchschnittlich nur in 31 Prozent gefunden wird. (Arch. f. Anthrop., Bd. XIII, S. 499.) Endlich glaubt Professor Dr. Jones das Vorkommen gewisser verdächtiger Knoten an Knochen aus alten Gräbern in Tennessee der allgemeinen Verbreitung der Lustseuche zuschreiben zu müssen.

Das Ergebnis der an den Ueberresten der Moundbuilders angestellten Untersuchungen geht dahin, daß ihre Schädel wenigstens von jenen der heutigen Indianer leicht zu unterscheiden sind. Ueber diese ist uns freilich noch wenig genug bekannt, und dieses Wenige wird in seinem Werte noch beträchtlich geschmälert durch den Umstand, daß wir es bei den Amerikanerschädeln durchaus mit andern Verhältnissen zu thun haben, als bei der großen Menge der Schädel andrer Herkunft. Die amerikanischen Schädel sind sehr oft skoliopädisch, ihre Form ist daher von allen Zufälligkeiten und Launen der Mode abhängig. Wir haben also in den meisten amerikanischen Schädeln Artefakte vor Augen, und solange die amerikanischen Fachmänner nicht eine strenge Sonderung der skoliopädischen von den normalen Schädeln vornehmen, ist, wie Topinard mit Recht bemerkt, an ein Fortschreiten in der Kraniologie nicht zu denken, denn die deformierten Schädel stellen in den von normalen Schädeln gelieferten Resultaten eine heillose Verwirrung an. (Rev. d'Anthrop. 1880, S. 157.) Immerhin darf man schon jetzt Mortons Lehre von der Gleichförmigkeit des indianischen brachykephalen Schädeltypus als umgestoßen betrachten, denn um zahlreiche Beispiele gut beglaubigter Langköpfigkeit, selbst unter den Indianern Nordamerikas allein, sind wir nicht verlegen, wenngleich Meso- und Brachykephalie bei ihnen vorwiegend vertreten sind. Welcker berechnet den Breitenindex von nordamerikanischen Indianern zu 77, von Mexikanern zu 76, von Nordwestamerikanern zu 80, von Flatheads zu 100, die Höhenindices derselben Gruppen zu 75, 78, 76 und 87. „Die breiten Jochbögen der Mongoloïden kehren bei den Indianern als ein sehr beständiges Merkmal wieder, ebenso die niederen Stirnen, wogegen der hohe Nasenrücken häufig Adlernasen entstehen läßt, die den kleinen abgestumpften Nasen der asiatischen Mongolen stark entgegengesetzt sind. Die Kieferbildung erreicht die Prognathie des niedrigsten Negerschädels wohl selten, erhebt sich ebenso selten aber bis auf die Stufe der Orthognathie des Kaukasiers." (Ratzel, Die Vereinigten Staaten, Bd. II, S. 111.) An Muskelkraft steht der heutige Durchschnittsindianer hinter dem geübteren Europäer zurück. Das Auge, etwas schief gestellt, erscheint eher klein als groß, ist dunkel, sein Weißes trüb. An Mund und Nase tritt die Fleischigkeit hervor, besonders aber in den wulstigen Lippen. Die Ohren neigen zum Abstehen. Die weich anzufühlende Haut ist an den bedeckten Teilen schwach oder gar nicht behaart, der Bart fast immer sehr schwach, kaum merklich.

Aus der Gleichförmigkeit der Hautfarbe bei den indianischen Stämmen hat

man zu viel gemacht. Diese Gleichförmigkeit ist in Wahrheit nicht sehr groß. Wirkliche „Rothäute" gibt es wenige. Richard Burton, der erfahrene Reisende, legt entschieden Verwahrung gegen den Ausdruck Rothaut ein, da, wenn man mit ein wenig Seife und gutem Willen die Farbe-, Fett- und Schmutzrinde von der Haut des amerikanischen Menschen abwaschen würde, man nie auf Kupferfarbe, sondern immer nur auf eine der tausend Schattierungen stoßen würde, die zwischen Hell-, Oliv- und Dunkelbraun liegen. Bloß nur unter den Prairie-Indianern gibt es wahrscheinlich ebensoviele Schattierungen von Braun, wie von Weiß in Europa.

Uebrigens dürfen wir nicht vergessen, daß wir in den heutigen Indianern Nordamerikas eine sehr vielfach gemischte Rasse vor uns haben. Das Los der besiegten Autochthonen ist freilich überall der Rassentod, überall schreiten die Sieger über die Leichen der feindlichen Männer hinweg und drängen die spärlichen Reste des Volkes in die entlegenen Länderstriche zurück. In den eigentlichen Neuenglandstaaten ist heute kaum mehr eine Rothaut zu sehen, und in dem ganzen Länderkomplexe östlich vom Mississippi sind die einstigen Herren des Bodens nur selten. Bloß einige kleine Reservationen bestehen noch für sie in den Staaten Maine, Newyork, Georgia, Tennessee und Florida. Es ist möglich, daß, wie es ja nunmehr mit Vorliebe behauptet wird, die Anzahl der Indianer zur Zeit der Besitzergreifung des Landes durch die Weißen nicht so bedeutend gewesen, als man früher glaubte; Thatsache ist, daß sie von ganzen großen, weiten Gebieten so gut wie verschwunden sind, in welchen sie dereinst einheimisch waren. Wo heute die glanzvollsten Städte der Union sich erheben, wo die europäische Gesittung in weitester Ausdehnung Wurzel geschlagen hat, dort hausten noch vor zweihundert Jahren die zahlreichen Stämme der kriegerischen Algonkinvölker, die jetzt zu ganz spärlichen Resten zusammengeschrumpft sind. In den langwierigen Kämpfen, welche aus dem indianischen Einst in das angelsächsische Jetzt herüberführten, traten indes manche Pausen ein und da fand doch, trotz Rassenhaß und Todfeindschaft, manche Annäherung an die braunen Schönen statt, wie denn die Wut der Eroberer stets zunächst bloß gegen die männlichen Gegner sich richtet. Diese Blutmischungen lassen sich in ihrem wirklichen Umfange heute kaum wohl mehr feststellen, scheinen aber doch jedenfalls weit ausgiebiger gewesen zu sein, als gemeiniglich angenommen wird. Nicht bloß der Kinder- und besonders Mädchenraub, den alle Stämme des Westens untereinander sowohl als auch gegen die spanischen, englischen, deutschen ꝛc. Ansiedler seit lange geübt haben, sondern auch der in manchen Fällen ganz freiwillige Uebertritt Weißer, die in jahrelangem Waldläuferleben verwildert sind, in die indianischen Stammesgemeinschaften und noch mehr das gar nicht selten zu dauernden Familiengründungen führende Zusammenleben der Waldläufer, Bergleute, Ansiedler u. dgl. mit indianischen „Squaws" sind geeignet, die Indianerstämme mit Mischlingsprodukten zu bereichern, welche die äußere Erscheinung derselben immer mannigfaltiger erscheinen lassen werden. (Ratzel, Die Verein. Staat., Bd. II, S. 110—111.)

Wir dürfen dies um so zuversichtlicher behaupten, als derartige Dinge sich noch unter unsern Augen zutragen, wenigstens im benachbarten Britisch-Nordamerika, wo das

Indianertum relativ noch zahlreicher ist als in den Vereinigten Staaten. So schreibt der gegenwärtig als Missionär am Angling Lake stationierte, wohlbekannte P. Petitot, daß in seiner Gegend nur noch wenig reinblütige Indianer mehr existieren. Fast alle sind von gemischtem Blute und zwar schon seit nicht gar langer Zeit mit europäischem Blute versetzt. Dabei sind sie aber echte „Wilde". Ihre Väter waren Franzosen, Franko-Kanadier und Angelsachsen. Man trifft unter diesen Indianern Leute mit kastanienbraunem, ja selbst blondem Haar und gerötеten Wangen. Die Augen sind groß, stehen gerade und haben einen freien Blick. Adlernasen, regelmäßige Züge, freie Stirne sind nicht selten unter den Tschippewayen, Krih und Assiniboin des fernen Westens, zumal unter den letzteren. Die Leute selbst wissen, daß sie Kreuzungsprodukte sind, und jener Krih, der einen langatmigen und pompösen Indianernamen führt, ist ein Dumont; jener andre heißt vielleicht Favier, der dritte Nolin. Da gibt es auch einen Rawn und einen Mac Leod. Alle aber gelten für Indianer. (Globus, Bd. XL, S. 96.)

Von dem einst mächtigen Stamm der Huronen ist nur mehr ein kleines Häuflein übrig und unter diesem findet sich vielleicht nicht mehr ein reiner Indianer: sie sind in Blut, Sprache und Sitte mehr als zur Hälfte gallisiert. Auch im Gebiete des Red River of the North waren seit ihrem Eindringen die kanadischen Jäger häufig in Verkehr mit indianischen Weibern getreten, und die Sprößlinge dieser gewöhnlich wilden Ehen erwuchsen zu einem kräftigen Geschlechte von Jägern und halbnomadischen Ackerbauern, die bald den überwiegenden Teil der Bevölkerung ausmachten und für welche seit Anfang unsres Jahrhunderts wegen ihrer gelbbräunlichen Hautfarbe die Benennung „Bois-brûlés" in Aufnahme gekommen. Doch sind nicht bloß von den französischen Kanadiern, sondern auch von schottischen und anglo-amerikanischen Vätern mit indianischen Frauen Mischlinge vorhanden. Schon seit mehreren Generationen heiraten sie untereinander und haben so in der That einer neuen Nation das Dasein gegeben. Wie H. Klarbach bemerkt, entwickeln sie, wenn richtig erzogen, bedeutende Fähigkeiten. Leicht und schnell begreifen sie in der Jugend, doch ist ihr Fortschritt in späterer Zeit ein geringer. Man findet unter ihnen Advokaten, Aerzte und Geistliche. Da die Mischung nun schon seit einem halben Jahrhundert vor sich geht und die neu ankommenden Weißen mit Vorliebe statt reiner Indianerinnen Mischlinge sich zu Frauen wählen, so herrscht jetzt in letzteren schon das weiße Blut vor, und in der That läßt sich bei vielen das indianische Ingrediens nur noch schwach erkennen. Fast immer, und selbst in der ersten Kreuzung, ist der „Halfbreed" ein hübscher Mensch; namentlich jene von französischen Vätern würden vor den Augen der Europäer Gnade finden. Aber sie verblühen ungemein rasch und mit dreißig Jahren ist alles bei ihnen vorüber. Dann tritt beim weiblichen Geschlechte ein häßliches squawartiges Ansehen hervor und der indianische Typus kommt mit Macht zum Vorschein. (Globus, Bd. XVII, S. 376.)

Lange Jahre ist es ein unangefochtener Satz gewesen, daß das Aussterben der Indianer stetig und rasch fortschreite. Die Presse, Philanthropen und Staatsmänner diskutierten mit Ernst und voll sentimentaler Erregung die Mittel, ihr gänzliches Verschwinden zu verhüten. Neuestens will man nun plötzlich konstatiert haben, daß schon seit Jahrzehnten die Zahl der Indianer beständig zunehme, und diese zuerst von Oberst Garrick Mallery verkündete neue Wahrheit findet mitunter kritiklose Aufnahme. F. v. Holst z. B. bedient sich ihrer als einer unanfechtbaren Thatsache. (Allg. Zeit. vom 1. Sept. 1879.) Eine genaue Prüfung hat dieser wichtigen Frage Professor Gerland angedeihen lassen (Globus, Bd. XXXV und XXXVI), und aus derselben geht unzweifelhaft hervor, daß die so lange festgehaltene blight and withering theory, welche die Indianer als dem Untergange geweiht hielt, zum mindesten sehr modifiziert werden müsse. Gerland meint, daß man in früheren Zeiten die Zahl der Indianer stark übertrieben habe und berechnet dieselbe für das Jahr 1600 auf etwa 730,000 Köpfe, was indes, wie er selbst glaubt, vielleicht etwas zu niedrig gegriffen ist. Es sprechen nun allerdings viele Gründe gegen die Ueberschätzung der Zahl der Indianer in

Nordamerika, mit Ratzel halte ich aber die ganze Frage für einfach unlösbar (Ratzel, Die Verein. Staat., Bd. II, S. 141), und kann der Gerlandschen Berechnung keinen rechten Wert für die Ableitung von Schlußfolgerungen zugestehen. Die Anzahl der heutigen Indianer veranschlagt er nach dem Zensus von 1870 auf 313,712, wonach also die Indianer in den letzten zwei Jahrhunderten um die kleinere Hälfte der ehemaligen Gesamtsumme zusammengeschmolzen wären. (Globus, Bd. XXXV, S. 238.) Zugegeben nun eine außerordentlich dünne Bevölkerung Nordamerikas, so wäre dieselbe doch gewiß noch immer außerordentlich dünn gewesen, wenn statt 730,000 ihrer eine Million oder etwas darüber auf dem weiten Raume herumgestreift wären. Dann aber betrüge die Abnahme in der nämlichen Frist nicht die Hälfte, sondern zwei Drittel, was in bezug auf die Raschheit des Verschwindens einen wesentlichen Unterschied macht.

Auch über die genaue Anzahl der heutigen Indianer herrscht keine Gewißheit. Eine wirkliche Zählung *aller* Indianer ist durchaus unthunlich; teilweise müssen auch die verläßigsten Angaben auf bloßen Schätzungen beruhen. Daher auch die Verschiedenheit der vorliegenden Ziffern. Der Zensus von 1870 gab für die Vereinigten Staaten und Aljaska 383,712 Indianer an, nach einer andern sehr detaillierten Angabe betrug aber ihre Zahl im nämlichen Jahre bloß 378,577 Köpfe. (Ausland 1870, S. 876.) Im Jahre 1876 wurde ihre Zahl, jedoch mit Ausschluß Aljaskas, in den Vereinigten Staaten nach offiziellen Aufstellungen auf 316,000 beziffert. Die Gesamtzahl zerfällt nach derselben Quelle in etwa 100,000 Zivilisierte, 135,000 Halbzivilisierte und 81,000 Wilde. Unter Zivilisierten werden diejenigen verstanden, welche in festen Wohnsitzen leben und sich mit Ackerbau und Viehzucht ernähren; als halbzivilisiert gelten die, welche sich zwar innerhalb der ihnen zugewiesenen Bezirke ruhig verhalten, es in der Erwerbung ihres eigenen Unterhalts jedoch noch nicht sonderlich weit gebracht haben und somit auf die Unterstützung der Regierung zur Fristung ihres Lebens angewiesen sind; als wild werden endlich die Stämme angesehen, welche sich im Winter zwar willig kleiden und füttern lassen, von denen man jedoch im Sommer jederzeit eines Aufstandes gewärtig zu sein hat. Die obige Ziffer ist eher um ein geringes zu hoch als zu niedrig gegriffen, da bei allen denjenigen Stämmen, an welche Lieferungen von Lebensmitteln seitens der Regierung geschehen, die Kopfzahl leicht zu hoch angegeben wird und Todesfälle gern verschwiegen werden. Der Bericht des Commissioner of Indian Affairs gibt die Gesamtzahl der Indianer in den Vereinigten Staaten für 1875—76, also für die nämliche Zeit, zu 266,151 und die der unter ihnen lebenden Mischlinge zu 40,639 an. Nach den bisher über den Zensus von 1880 verlauteten Nachrichten beträgt die Zahl der Indianer, die keiner Stammverbindung angehören und unter der Obhut der Regierung stehen, 170,838 Köpfe (Ausland 1881, S. 660), eine Ziffer, mit der nichts anzufangen ist, da sie nicht die Gesamtzahl ausdrückt.

Man mag nun die Zuverläßigkeit der Schätzungen noch so sehr — und mit Recht — in Zweifel ziehen, so ist doch die übereinstimmende Regelmäßigkeit ungemein auffallend, womit diese von den verschiedensten Beobachtern ausgehenden Schätzungen fast für jeden einzelnen Stamm *niedriger* ausfallen, je näher ihr Zeitpunkt der Gegenwart gerückt ist. Im Verlaufe meiner späteren Schilderung werde ich zum Beweise so viel als möglich bei jedem Stamme die darüber vorhandenen Schätzungen anführen. Ist nun wirklich anzunehmen, daß *alle* diese seit zwei Jahrhunderten angestellten Beobachtungen konsequent das Gegenteil von dem effektiven Thatbestande zum Ausdrucke brachten? Das Faktum, daß die Indianer gegen einst zusammengeschmolzen sind, leugnet wohl auch Gerland nicht und auch das ist wohl nicht zu entkräften, daß den Indianern eine große Neigung zu Krankheiten innewohnt, welche sie frühzeitig sterben lassen oder

aber ihre Vermehrungskraft abschwächen. Thatsächlich haben wir es nur mehr mit den Bruchstücken einer vergangenen Menschheit hier zu thun, den Enkeln eines großen Geschlechtes, die heute schon weit entfernt sind von der Rothaut der Cooperschen Romane und dem Völkerkundigen nicht so sehr durch ihre nur mehr wenig originellen Sitten und Einrichtungen als durch ihr Verhalten zu der auf sie einstürmenden überlegenen Zivilisation der Bleichgesichter interessant werden. An verschiedenen Beispielen weist nun Mallery ein Anwachsen einzelner Indianerstämme nach, und auch dieses soll nicht bestritten werden, soweit ein solches Anwachsen durch direkte Zählung sichergestellt ist. Allein solcher zweifelloser Fälle, welche der Leser in den späteren Abschnitten kennen lernen wird, vermag Gerland nur sehr wenige beizubringen, und es scheint mir nicht wohl statthaft, daraus weittragende Schlüsse zu ziehen. Alles, was wir dabei gewinnen, ist die Erkenntnis, daß *nicht alle* Indianer ein gleiches Verhalten in diesem Punkte zeigen, was wiederum nicht zu gunsten ihrer Rasseneinheit spricht. Es sind die sogenannten „zivilisierten" Indianer, welche sich am besten halten und einen merklichen Fortschritt in Zivilisation sowie in Kopfzahl aufweisen, woraus Gerland folgert, daß der rote Mann keineswegs vor der Zivilisation dahinschwindet, daß er vielmehr nur durch schleunigste Annahme der Zivilisation gerettet werden könne. (Globus, Bd. XXXV, S. 235.) Mit Recht betont er, daß, was die Indianer bisher hinwegraffte, nicht die Zivilisation, sondern die Barbarei der Weißen gewesen sei; er übersieht dabei nur, daß diese Barbarei überall und seit jeher von unsrer eigenen Zivilisation unzertrennlich war und ist, daß sie als charakteristisches Merkmal gerade jenen anhaftet, welche unsrer Zivilisation als Pioniere dienen. Wie man es nun anstellt, schleunigst unsre Zivilisation anzunehmen, ohne mit der weißen Barbarei in Berührung zu geraten, ist wohl schwer zu begreifen. Was die von den Indianern wirklich erreichte Kulturhöhe anbetrifft, so ist dieselbe sehr verschieden. Völlig europäisiert sind ihrer nur sehr wenige. Für weitaus die Mehrzahl gilt, was Professor Wilhelm Krebs von den „halbzivilisierten" Indianern Nebraskas sagt: „Freilich sind bei einem großen Teil dieser Indianer Spuren eines Fortschrittes, folglich auch ein Verlassen ihres ursprünglichen Zustandes zu bemerken; doch ist der zurückgelegte Weg nur mit dem ersten Schritte eines die Erde umreisenden Menschen zu vergleichen. Es ist zwar gelungen, bei einigen Stämmen den Ackerbau und die Schulen einzuführen; doch geschah dies nicht etwa auf deren Verlangen, sondern mußte ihnen *mit Gewalt aufgedrungen* werden; und so ist auch das bis jetzt erlangte Resultat kaum von einer Bedeutung, also auch noch sehr weit von Kultur entfernt." (Globus, Bd. XVII, S. 238.) Noch viel schlimmer steht es mit den sogenannten Prairie-Indianern und den wilden Kriegerstämmen, für welche sich ein Anwachsen ihrer Kopfzahl wohl schwerlich glaubhaft machen lassen dürfte. Alle Thatsachen und Ziffern besagen so viel wie: die Indianer starben aus, *sofern sie sich nicht der Zivilisation so weit genähert haben, um für sich selber sorgen zu können.* Es werden also die der Zivilisation weniger zugänglichen Indianer ziemlich rasch absterben, während diejenigen, welche sich auf den Reservationen von der Regierung füttern und daneben im Ackerbau und

den Handwerken sowie in der Kunst menschenwürdigen Lebens unterrichten lassen, sich langsam vermehren dürften. Aber für die Rasse als solche, sagt sehr richtig Friedrich Ratzel, bleibt das Endresultat immer dasselbe, denn mit der Annahme eines gewissen Kulturfirnisses geht auch die innigere Berührung mit den Weißen und die davon unzertrennliche Mischung Hand in Hand. Die größte Anzahl von Mischlingen findet man natürlich bei denjenigen Stämmen, welche sich am meisten den Weißen angenähert haben. Selbst die wilderen aber werden zersetzt durch das Blut der Weißen, auch bei ihnen sind Mischungen weniger selten als man denkt. Deshalb stimme auch ich jenen bei, welche die Lehre vom Aussterben der Indianer verwerfen, woraus aber meiner Ansicht nach keineswegs deren Anwachsen und künftiges Gedeihen gefolgert werden darf. Mit Professor Daniel Wilson in Toronto ist wohl vielmehr ein großartiger Ausschlürfungsprozeß anzunehmen.

„Wie sich aus Negern und Weißen," sagt Wilson, „die durchaus nicht unfruchtbare Rasse der Mulatten entwickelt hat, so geschah und geschieht es zwischen Europäern und Indianern, indem zunächst die europäischen Männer die Mischung einleiten, die unaufhaltsam weiter geht, im Osten mit Uebergewicht der Weißen, im Westen mit dem der Indianer." In Alaska ist sie schon ganz vollzogen; in den Vereinigten Staaten wird sie sich vollziehen, natürlich so, daß die Indianer völlig in der Ueberzahl der Weißen aufgehen. Es liegt nicht in der Natur der Vollblutindianer, daß sie aussterben, aber es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß die Vollblutindianer aufhören. Das indianische Blut zirkuliert in weißen Familien und die Spuren desselben in allen Klassen der amerikanischen Gesellschaft sind weit verbreitet. Ja es ist sogar schwer, einen reinen Indianer zu finden, und das Halbblut, welches gegenwärtig die alten Besitzer des Bodens darstellt, besitzt nach Wilsons Behauptung treffliche Anlagen und wird zugleich allmählich zur festen Niederlassung und Annahme eines gesitteten Lebenswandels gezwungen.

Daher erklärt sich zum Teil das scheinbare Aussterben der Indianer, daher auch die scheinbar geringe Zahl der (meist die Vorzüge beider Stammrassen vereinigenden) Mischlinge; in Wahrheit bilden dieselben einen großen Teil der Bevölkerungen. So resümiert Wilsons Ansichten Professor Gerland, und er fügt hinzu: „Die Folgerungen also, welche man so oft auf diese scheinbar geringe Zahl — wie erst neuerdings Ratzel — bauen wollte, sind nicht stichhaltig." (Behms Geographisches Jahrbuch, Bd. VIII, S. 451.) Wohl aber hat dieser durchaus recht mit seiner Ansicht, die Indianer werden wahrscheinlich nicht ganz durch Aussterben, sondern teilweise durch Aussterben, teilweise durch Mischung mit den Weißen zu Grunde gehen. Und darauf kommt es schließlich an. Auf welche Weise sie verschwinden, ist am Ende gleichgültig und der Streit um das „Aussterben" oder das „Dahinschwinden vor der Zivilisation" eine müßige Wortspalterei.

Die Zukunft der nordamerikanischen Indianer ist jedenfalls ihr Untergang, der Untergang wie er schon so viele Völker der Geschichte, die Römer, die Kelten, die Goten u. s. w. betroffen. Auch sie sind nicht „ausgestorben", auch sie haben ein wichtiges Element in dem Prozesse des neuen Völkerwerdens gebildet, haben auch manche ihrer psychischen, ja selbst ihrer physischen Züge den neuen ethnischen Individuen hinterlassen, sie selbst aber sind dahin, sind verschwunden für alle Zeiten! So und nicht anders haben wir uns das Schicksal der Begünstigtsten unter den Indianern Nordamerikas zu denken.

Der individuelle Charakter des Indianers wird selten anders als in Extremen geschildert; Philanthropen malen den Sohn der Wildnis als ein unschuldiges Naturkind voll edler Züge, dem etwaige Mängel nur von seiner Berührung mit Weißen her anhaften; der Kolonist an der Grenze seines Gebietes, der in steter Sorge um Eigentum und Leben steht, sieht in ihm den faulen

Nichtsthuer und den grausamen Räuber und Mörder. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen, meint Freiherr Max von Thielmann, zum großen Teile rührt die Verschiedenheit der Urteile sicher auch von der Verschiedenheit der Völker her, welche ihnen zur Grundlage dienen.

Wer die Indianer nach der Erfahrung schildert, die er bei den Apatschen und Komantschen gemacht hat, oder wer sie nach den Eindrücken beurteilt, die er von den Tscheroki empfangen hat, der wird natürlich sehr wenig übereinstimmende Gemälde der Rothäute erhalten. Auch wenn man festhält an der Rasseneinheit der Indianer, muß man mindestens zugeben, daß die einzelnen Glieder dieser Rasse dermalen auf sehr verschiedenen Gesittungsstufen stehen, mithin weitgehende Generalisierungen notwendig zu Irrtümern führen müssen. Die wichtige Frage: Ist der Indianer bildungsfähig? ist daher auf die bei einzelnen Stämmen gesammelten Erfahrungen hin noch nicht zu entscheiden. Das Verhalten der Indianerstämme zur Kultur ist eben ein sehr ungleichartiges. Das nämliche gilt von ihrem Charakter wie von ihren Geistesanlagen. Daß der Indianer mehr Anlage zu einem sittlichen Ideal haben sollte als der Weiße, wäre eine unhaltbare Behauptung, wohl aber stehen die Indianer zur Ethik nicht anders als andere Völker: es gibt unter ihnen sowohl gute als schlechte Menschen. Gewisse Laster, wie Grausamkeit und Trägheit, sind bei ihnen schärfer ausgeprägt, infolge des Lebens, das ihre Vorfahren seit Jahrhunderten führten, haben jedoch bei den zivilisierteren schon eine beträchtliche Milderung erfahren. Verlogenheit und Treubruch waren ebenfalls von jeher in Uebung. Ein eigentlicher indianischer Patriotismus ist dem roten Manne völlig fremd; er kennt nur den eigenen Stamm, und Verbrüderungen mehrerer Stämme gegen die so verhaßten Bleichgesichter sind selten von langer Dauer gewesen. Alle diese aufgezählten Fehler sind übrigens den meisten Naturvölkern eigen, bilden keineswegs etwa ein den Indianern besonderes Rassenmerkmal. Auch Friedrich Ratzel sagt: „Eine kurze Zusammenfassung der physischen Eigenschaften einer gewissen Zahl von in sich selbst nach inneren Verhältnissen und äußeren Einflüssen sehr heterogenen Volksstämmen, wie es die nordamerikanischen Indianer sind, ist nur möglich, wenn man an der Oberfläche bleibt, wo dann allerdings kaum andre Eigenschaften zu nennen sein werden, als den Naturvölkern überhaupt unter den verschiedensten Verhältnissen zukommende." (Ratzel, Die Verein. Staaten, Bd. II, S. 113.) Weil wir nun nicht an der Oberfläche bleiben wollen, so müssen wir das Eindringen in die Charakter- und Geisteseigenschaften der indianischen Völker in die Schilderung der einzelnen ethnischen Gruppen verlegen, und begnügen uns als hervorstechendsten gemeinsamen Zug, ihre außerordentliche Selbstbeherrschung, ihren Stoizismus zu erwähnen, welchen übrigens Freiherr von Thielmann mit Recht zum großen Teil auf Rechnung geistiger Stumpfheit setzt.

Auch in kultureller Hinsicht läßt sich kein Merkmal namhaft machen, welches der Gesamtheit der Indianer ausschließlich zukäme. Die grenzenlos niedrige Behandlung, die sie dem weiblichen Geschlechte angedeihen lassen, übertrifft zwar noch jene andrer Naturvölker, denn eine so völlige Erniedrigung der Frau zum Lasttier kommt wohl nirgends vor und mit dieser Entwürdigung geht selbstverständlich die roheste Behandlung Hand in Hand; doch reicht diese Nüancierung eines im übrigen doch der Mehrzahl der Völker gemeinsamen Zuges nicht aus, ein Rassenmerkmal zu begründen. Wohin sonst aber den Blick wir wenden, überall stoßen wir auf kulturelle Divergenzen in Glauben, Anschauung und Sitte. Man mag diese Kulturunterschiede ungenügend erachten, um darauf eine Gruppierung der Indianervölker zu gründen, immerhin sind sie doch hinlänglich schneidend, um der Generalisierung zu wehren.

Der Süden war im ganzen wohl fortgeschrittener als der Norden, und an Stelle des „Wigwam", der indianischen Hütte, welche mit ihren Büffeltänze aufführenden, federgeschmückten Kriegern, den gedrückten „Squaws", und den schlauen Medizinmännern, die „Manitu", den Großen Geist, günstig zu stimmen wissen, Fenimore Coopers Romane uns so vertraut machten, treffen wir hier die Reitervölker der räuberischen Apatschen und Komantschen in der Nähe der seltsamen „Cliffdwellers" mit ihren Felsenwohnungen. Die

Unterschiede sind geistig und leiblich auffallend genug. Die Indianer der Alleghanyabhänge haben nämlich eine ganz andere Gesichtsbildung als diejenigen der Prairien und der Felsengebirge. Die schlanke Gestalt, die hohe Stirn, die Adlernase der Mohikaner und Delawaren sieht man jenseits des Missouriflusses selten. Die Uta und Scheyenne, die jetzt auf den Prairien herumschwärmen, Eisenbahnzüge und Postwagen anfallen, die Auswanderer skalpieren, die Forts in Brand stecken, sind Wilde gemeineren Grades. Sie stehen ihrer Natur nach weit unter jenen, haben ein ziemlich plattes Gesicht und nicht besonders helle Augen. In sittlicher Hinsicht stehen sie, wie in physischer, weit unter den Indianern, welche Cooper in seinen Novellen schildert. Sie sind träg, sinnlich und rachsüchtig, der Lüge und dem Diebstahle ergeben. In der Regel zeigen sie keine Spuren von Gewissen und Gewissensbissen. Sie verletzen unbedenklich jeden Vertrag, brennen ein befreundetes Dorf nieder und morden kaltblütig ihre Gefangenen. Sie verkaufen ihre Kinder um eine Flasche Branntwein und überlassen ihre Squaws einem vorbeikommenden Gaste. Auch die pacifischen Stämme stehen tiefer als die Indianer des Ostens, die Algonkin und Irokesen; wir gelangen aber hier in das Bereich der seetüchtigen Küstennomaden mit flachgedrückten Schädeln und Lippenhölzern, mit ihren herrlich geschnitzten Fahrzeugen, ihren merkwürdigen Gesichtsmasken und eigentümlichen theatralischen Leistungen. Und noch tiefer südwärts, in Kalifornien, hausen Eingeborne, die in jeglicher Beziehung, leiblich und geistig, eine Kulturgruppe für sich bilden, eine Kulturgruppe von äußerst niederem Range und wobei wir uns aller der gewohnten Vorstellungen vom „Indianer" völlig entschlagen müssen. Die elenden Erdhütten des Sakramentothales sind den Wigwam an den großen Seen ebenso unähnlich, wie körperlich ein Yurok oder Maidu einem Krih oder Odschibwä. Die hier angedeuteten Unterschiede sind meines Erachtens mehr als ausreichend, um vom kulturellen Gesichtspunkt jeden Gedanken an die Einheit der nordamerikanischen Indianer zu beseitigen. Verschärft werden dieselben noch, wie man sehen wird, durch den ungleichen Grad, bis zu welchem die europäische Gesittung bei den einzelnen Stämmen Eingang gefunden hat.

Da alle diese Indianer, seitdem wir sie geschichtlich kennen, in mehr oder minder geschichtlich ausgesprochenem Grade Wandervölker waren, so ist es ungemein schwierig, in vielen Fällen sogar unmöglich, ihre ursprünglichen Wohnsitze zu ermitteln. Die Verteilung derselben, wie sie Stephen D. Peet für die Stämme zwischen Mississippi und Ohio als Frucht mühevollen Studiums für die Zeit ums Jahr 1787 ausgeforscht hat (The american antiquarian, Bd. I, S. 85—98), ist bloß eine temporäre, vorübergehende; nachher verschwinden die Namen aller Indianerstämme von den Landkarten, um gelegentlich an andern Stellen wieder aufzutauchen. Von den Irokesen allein weist Peet drei große Veränderungen ihrer Wohnsitze nach, und dieses kriegerische Volk gehörte nicht einmal zu den eigentlichen Wanderstämmen. Dabei entfernten selbst die seßhafteren sich oft 1600—2000 km von ihren Wohnsitzen, um ihre Feinde aufzusuchen und zu bekämpfen. So dehnten die schon genannten Irokesen, als sie den jetzigen Staat Newyork bewohnten, häufig ihre Züge bis zum Mississippi aus; so machten 1680 etwa 600 Krieger vom irokesischen Senekastamme einen Einfall in das Gebiet der Illinois, und der Reisende Carver erfuhr vor mehr als hundert Jahren von den Winnebagoindianern (im heutigen Wisconsin), daß sie bisweilen Streifzüge nach den von Spaniern bewohnten Südküsten (Neumexiko) unternehmen und ganze Monate unterwegs seien, um dorthin zu gelangen. (Arch. f. Anthrop., Bd. V, S. 1—2.) Die Wandervölker vollends erscheinen in der Geschichte gerade nur, um wieder zu verschwinden. Der Ausgang ihrer unstäten, in Dunkel gehüllten Herrschaft gestattet eben keine andre Vorstellung als ein unsicheres, flüchtiges Bild. Die Geschichte löscht es alsbald hinweg und die Stämme selber sind für immer verschwunden. Die große Algon-

kinrasse z. B. ist von der Erde fast weggetilgt worden. Ihre Horden bestehen nicht mehr, ihre Sprache ist vergessen, nicht eine ihrer Behausungen ist mehr in dem ganzen weiten Gebiete übrig, welches sie bewohnten, und selbst die Lage ihrer Dörfer läßt sich heutzutage nur mehr mit großer Mühe bestimmen. Die spärlichen Ueberreste solcher Völkergrößen werden endlich von der Regierung der Vereinigten Staaten in bestimmte Landstriche, Reservationen benannt, verbracht, welche oft weit entfernt von ihrer letzten Heimat liegen und die ohnehin schwierige geographische Fixierung der einzelnen Völker noch weiter erschweren. Da ich die Naturgeschichte und nicht die „Geschichte" der Rothäute unsrer Tage schreiben will, so sehe ich von einer solchen Fixierung ebenso ab, wie von der Besprechung der ausgestorbenen Stämme. Die Ethnologie Amerikas ist so wie so verwickelt genug, um jede Befreiung von überflüssigem Ballast willkommen zu heißen. Im übrigen lege ich meiner Schilderung der einzelnen Stämme mit einigen Abweichungen in der Reihenfolge die Klassifizierung Friedrich Müllers zu Grunde, welche ich bei dem dermaligen Stande unsrer linguistischen Kenntnisse für die beste halte, obgleich ihr Autor sich sehr wohl bewußt ist, daß hierin das letzte Wort noch lange nicht gesprochen werden dürfte.

Die Völker des Nordwestens.

Nächste Nachbarn der Inuit oder Eskimo sind im äußersten Nordwesten Amerikas die sogenannten **Kenai** oder **Kinai**, welche in ihrer Sprache sich selbst „Thnaina" d. i. Menschen nennen und in ihrer Gesamtzahl auf etwa 25,000 Köpfe geschätzt werden (Globus, Bd. XIX, S. 143), sich indes auf verschiedene Stämme mit im einzelnen wenig bekannten Wohnsitzen verteilen, wie denn im allgemeinen unser Wissen von den Kenai kein sehr ausgebreitetes ist. Diese Kenai haben das Innere Aljaskas inne, breiten sich aber im Süden, am Cooks-sunde und Umgebung, auch längs des Meeres aus und reichen bis an die oberen Thalgelände des Atna oder Kupferflusses und des Yukon.

Zu den Kenai zählen die Kenai-tena am Cooks-sund; die Kayuko-tana oder Coyukon und die Ingeleten oder Ingalik der Russen an beiden Ufern des untern Yukon, im Thale des obern Kuskokwim und in der Gegend zwischen diesen beiden Strömen; die Una-Kotana am Yukon bis Koyukuk, die Koyukukhotana am Koyukuk-flusse und die Ah-tena oder Atna am oberen Teile des gleichnamigen Flusses. Die Stämme des Innern, zwischen den Quellflüssen des Kuskokwim bis zu den nördlichen Zuflüssen des Kupferflusses, werden Galzanen oder Koltschanen benannt, was angeblich in der Sprache der Atna, von welchen diese Bezeichnung herrühren soll, Fremdling bedeutet. Ich bemerke indes, daß im Russischen „Koltschannik" Köcherträger, Bogenschütze heißt, und sie daher sehr wohl diesen von ihrer Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, abgeleiteten Namen von den Russen erhalten haben können. Zu den Kenai gehören ferner die Ugalachmiut oder Ugalenzen der Russen, welche im Winter an der Bucht gegenüber der Insel Kadschak, im Sommer an den Mündungen des Kupferflusses sich aufhalten, und von einigen, nach Fried. Müller mit Unrecht, zu den Koljuschen gerechnet werden. Ihre Sprache, obgleich mit Bestandteilen aus dem Koljuschendiome gemengt, nimmt doch eine selbständige Stellung innerhalb der Kenaisprachen ein.

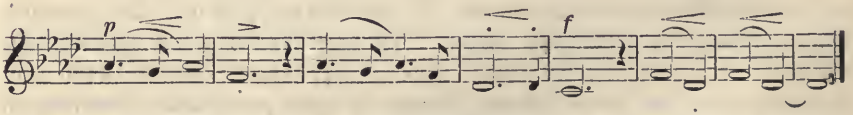
Ueber die Körpergestalt der Kenai liegen fast gar keine brauchbaren Angaben und noch viel weniger Messungen vor. Frederick Whymper hat einige ihrer Stämme zwar genauer kennen gelernt, insbesondere die Ingalik und Coyukon, aber er beschränkt sich zur näheren Charakterisierung derselben mitzuteilen, daß sie sprachlich von den benachbarten Malemiut völlig, unter sich aber nur mundartlich verschieden sind. Bancroft, der sich rühmt, in seinem großen Buche „das in keiner Bibliothek der Welt" vereinigte Material verdichtet zu haben, weiß von ihnen nicht mehr zu berichten, als daß sie eine „schöne, männliche" Rasse sind. (Native races of the pacific States, Bd. I, S. 132.) Die Coyukon Whympers, die wohl mit den Kayuko-tana identisch sind, ähneln ihm zufolge den Ingalik, welche er Ingeleten nennt, nur ist der Schnitt ihrer Gesichter wilder und grimmer. Ihrem Charakter nach schildert General Halleck die Kenai als kriegerisch, stolz und unerschrocken, bereit, jede ihnen zugefügte Beleidigung zu

Unterirdische Behausung der Ingalik am Yukon.

rächen, doch haben sie sich gegen die Russen wie später gegen die Amerikaner friedfertig verhalten. Whymper dagegen nennt die Indianer am obern Yukon wilde, jähzornige Leute, welche den Russen manchmal viel zu schaffen gemacht. In der That ist ihnen auch nicht zu trauen und selbst in der Nähe von Nulato, wo die russisch-amerikanische Kompanie eine wichtige Handelsniederlassung besaß, sind manche Mordthaten vorgekommen. Die Koltschanen sind gar, aber grundlos, des Kannibalismus beschuldigt worden. Von ihren Nachbarn sind besonders die Coyukon sehr gefürchtet. Die Frauen sollen in der Jugend leidlich hübsch sein; die in und bei den Forts lebenden eignen sich gerne europäische Manieren an und finden Wohlgefallen an den Dampfbädern. Sie sind oft heiter und lustig wie Kinder, dabei aber sorgsame Mütter, welche ihre Kinder gut, ja sogar zärtlich behandeln. Die Kindheit dauert aber nicht lange. Mit zehn Jahren weiß der Knabe schon sein Gewehr zu handhaben und mit fünfzehn hat das Mädchen schon einen Mann oder angelt doch darnach. Die Coyukon sind, wie wohl alle Kenai, Fischer- und Jägernomaden, die einen großen Teil des Jahres weit und breit umherziehen.

Von dem Leben dieser Menschen wissen wir ebenfalls nur wenig. Die Wohnungen der Ingalik liegen zwar, wie jene der Inuit, unter der Erde, weisen aber eine andere Bauart auf. Zunächst gelangt man nämlich in eine Holzhütte, in welcher ein senkrechter Schaft abwärts führt, worauf erst wieder ein niedriger Tunnel durchbrochen werden muß, bis man zum Wohnraume gelangt, einer großen Grube, über welche domartig ein Dach sich wölbt, im Mittelpunkte mit einer Oeffnung zum Abziehen des Rauches versehen. Bei mildem Wetter ist dieser Eingangstunnel nichts weiter als eine Kloake. Nachts, wenn das Herdfeuer abgebrannt ist, werden alle halbverkohlten Scheiter durch das Rauchloch hinausgeworfen und dieses mit Fellen dicht verschlossen, wie auch der Eingang durch Pelzvorhänge abgesperrt wird. Rauch und kohlensaure Gase entströmen nun nachträglich noch der glühenden Asche. Dazu mischen sich die Gerüche der stark zusammengedrängten, schmutzigen Menschen, der mehr oder weniger faulen Fische, des verdorbenen Fleisches, der alten Lederkleider und der jungen Hunde. Der Gebrauch von Taschentüchern gilt für entbehrlich, dafür wird Wasser und Seife gewissenhaft vermieden. Die Tracht, an welcher man sie sofort erkennt, ist bei den Coyukon von der Eskimokleidung völlig verschieden und überaus seltsam: ein doppelgeschwänzter Rock, den einen Rock vorn, den andern hinten, was ungefähr den Eindruck macht, als hätten sie zwei Fracks angelegt, den einen in der gewöhnlichen Weise, den andern über den Leib gezogen und hinten zugeknöpft. Die Kleider der Frauen haben diese Schwalbenschwänze nicht, wenigstens nicht so auffällig, dagegen prunkt das schöne Geschlecht mit Haiaqua-Muscheln (einer Dentaliumart), welche sie wie die westlichen Inuit im durchbohrten Septum befestigen, so daß dieselbe zu beiden Seiten des Mundes herabhängt. Weiter oben am Yukon sind es ausschließlich die Männer, welche sich mit diesem Zierat ausstaffieren. Im Frühjahre tragen die Coyukon wie ihre Nachbarn zum Schutz der Augen gegen Schnee und Sonnenlicht Brillen, jedoch nicht aus Glas, sondern aus zwei ovalen Holzstückchen bestehend, der Quere nach mit einem schmalen Schlitz versehen, die mit Schnüren, wie unsere Masken, über die Augen gebunden werden. Allgemein ist auch der Gebrauch der Schneeschuhe; dies sind Birkenbrettchen, etwa 1,30 m lang, vorn breit, abgerundet und aufwärts gebogen, nach hinten zu aber spitz zusammenlaufend. Der Fuß wird durch eine Lederschlinge gesteckt, die sich in der Mitte befindet, und das Geheimnis des richtigen Gebrauches besteht darin, ganz zu vergessen, daß man Schneeschuhe an den Füßen trägt.

Ihren Nahrungsbedarf verschaffen sich die Kenai teils durch Jagd, und insbesondere sind die Coyukon im Fang von Renntieren sehr geschickt, teils durch Fischfang, welchen hauptsächlich die Küstenstämme betreiben, auf den sich aber auch die Anwohner des Yukon trefflich verstehen. Man gewinnt reiche Ausbeute aus Löchern, die ins Eis gehauen werden. Sobald Frost eintritt, befestigen sie nämlich in gewissen Abständen Pfähle im Flusse, welche bis auf den Grund reichen; an diesen bringen sie faßähnliche Körbe aus Weidenruten an; bei jedem Pfahle erhält man das Wasser frei von Eis und zieht an jedem Tage einmal die Körbe auf, welche gewöhnlich mit Fischen gefüllt sind. Zu Whympers Zeiten tranken die Kenai des Innern noch keinen Branntwein, dagegen sind sie alle leidenschaftliche Tabakraucher. Bei den Ingalik wird fleißig Tabak geschnupft sowohl als geraucht von beiden Geschlechtern, von den Frauen indessen nur gelegentlich. Diese Indianer sind ein sangesfrohes Volk; Hügel und Flußgelände widerhallen von ihren Liedern und Whymper notierte insbesondere einen Chorgesang, dessen Melodie ich als Probe eines „Liedes ohne Worte" hier folgen lasse:



Aus dem geistigen Leben der Kenai hat L. Schiefner, der berühmte russische Sprachforscher, einiges mitgeteilt. Darnach bevölkern sie die Natur mit zahlreichen Geistern; es giebt Meermenschen, eine Art blonder Nixen, und Bergmenschen, „Tgilitenai", deren Oberhaupt „Kluesch" heißt, und dieses scheint wohl die wichtigste Rolle bei den Kenai zu spielen, denn das ganze Leben und Treiben des Jägers hat Beziehung auf Kluesch. Ihm bringen die Kenai, welche zur Jagd ins Gebirge ziehen, ihre Opfer dar. Im Gebirge unterliegt jeder Schritt, jede Bewegung, ja fast jedes Wort herkömmlichen Regeln, und dies alles aus Rücksicht auf Kluesch. Der Kenai ist dort sehr schweigsam und singt kein andres Lied als das „Berglied". Der „Herr des Gebirgs" hat es aber nicht gern,

daß man in seinem Gebirge die gewöhnliche Sprache redet, und deshalb werden für manche Gegenstände ganz andre Benennungen gewählt als im gewöhnlichen Leben. Nach Ansicht der Kenai zerfällt der Mensch beim Tode in drei Teile. Der Geist („Biitsch") fliegt in die Luft, der Leib bleibt zurück, der Schatten („Biik") aber geht unter die Erde und lebt dort mit seinesgleichen fort in der Unterwelt „Tuexna". Eine sehr wichtige Rolle spielen bei dieser Geistesrichtung der Kenaivölker, wie sich wohl denken läßt, die Zauberdoktoren oder Medizinmänner, welche das Amt eines Priesters mit jenem des Arztes verbinden. Jeder von ihnen muß seine eigenen Lieder haben und darf jene eines andern Berufsgenossen nicht wiederholen. Nachdem der religiöse Künstler sich stattlich aufgeputzt, sein Gesicht bemalt und sich mit Hermelinen behängt hat, legt er eine Maske vor und dreht sich um das Feuer. Alle Anwesenden wiederholen seine Worte im Chor. Nachdem er ein Lied zu Ende gebracht, wiederholt er es und singt dann ein zweites, ein drittes, je nach der Wichtigkeit der Sache und nach der Gelegenheit, bei welcher er thätig ist. In diesen Liedern erzählt er, was ihm erscheint und singt von seinem Verkehr mit den Geistern, die ihm dienstbar sind. (Globus, Bd. XVI, S. 87.) Man ruft den Zauberdoktor zu dem Kranken und zu dem Toten. Dem ersteren soll er die Gesundheit wieder geben, und Whymper hatte in Newicargut Gelegenheit, das dabei befolgte Gebahren zu beobachten. Eine Gruppe von Indianern umringte den Patienten; in ihrer Mitte glimmte ein schwaches Feuer. Ein gedämpfter Chorgesang begleitete die sehr komplizierten Manipulationen des Medizinmannes, von denen manche sich nicht gut wiedergeben lassen. Jetzt schien er den „bösen Geist" aus dem Kranken herauszuziehen, mit ihm zu ringen und ihn ins Feuer zu werfen; dann rannte er in simuliertem Schrecken wild davon. Endlich hatte er ihn in seiner Gewalt und gestikulierte und stöhnte, bis ihm Schaum aus dem Munde drang, wie einem Angákok der Eskimo (siehe oben S. 252). Dabei ergieng er sich ununterbrochen in einem Recitativ, das kunstvoll mit dem Chor zusammenstimmte. Zuletzt wurde die Vorstellung heiterer, der Chor lauter und lebendiger; man glaubte ohne Zweifel den Patienten nunmehr von seinem Dämon erlöst und der Zauberer humpelte von dem Schauplatz. Stirbt der Kranke, so wird wieder der Medizinmann herbeigerufen, denn er soll dem Toten den Weg zeigen, welchen Menschen zu wandeln haben, damit sie nicht auf den Weg der Hunde geraten. Die Schatten der Hunde leben nämlich besonders für sich und zusammen mit den Schatten böser Menschen, d. h. der Geizigen, der Ungastlichen und Diebe. Aber dann und wann gerät auch ein guter Mensch auf den Hundeweg, und davor kann ihn der Zauberpriester behüten, indem er den Verstorbenen begleitet und ihm den richtigen Weg zeigt.

Tabakspfeifen, Kalumet der nordamerikanischen Indianer aus Stein und gebranntem Thon.

In den Zauberkünstlern oder Medizinmännern der Kenai sowie der amerikanischen Indianer überhaupt erkennt Peschel die sogenannten „Schamanen" des asiatischen Nordens wieder (Völkerkunde, S. 262), und ihm stimmen im wesentlichen Roskoff wie auch Sir John Lubbock bei; in der That ist der Schamane ein Zauberer, welcher nach der Vorstellung des Wilden im Verkehr mit den übersinnlichen Mächten steht. Dieser Glaube an Zauberei, der mit dem an

böse Wesen in unzertrennlicher Verbindung steht, findet sich bei allen Völkern niedriger und niedrigster Stufe, daher auch die Kunst des Zauberns so weit verbreitet ist, daß man sie als eine universale bezeichnen darf. Unterscheidet sich doch, wie Pfleiderer mit Recht bemerkt, selbst das Gebet der höchstgestiegenen Religion nicht wesentlich von der Zauberei, denn diese ist ja ebenfalls nichts andres als der Versuch, die höhere übermenschliche Macht in den Dienst der partikularistischen, sinnlich-selbstischen Absichten des Menschen zu zwingen. Wie unser Gebet soll die Zauberei die Uebel, welche den Wilden bedrohen oder befallen haben, beseitigen. Der Unterschied ist nur der, daß der rohe Naturmensch durch seine Zauberei die übersinnliche Macht bezwingen, unser Gebet dieselbe aber bloß unsren Wünschen geneigt machen will. Die nahe Verwandtschaft beider zeigt sich schon darin, daß erfahrungsgemäß in den niedern Religionen Gebet und Zauberei ununterscheidbar ineinander übergehen und miteinander zusammenhängen. Uebrigens, wer wird nicht, mit Castrén, gern zugeben, daß das ganze Schamanentum einen Protest gegen die blinde Gewalt der Naturmächte über den Menschengeist enthalte?

An die Kenaivölker schließen sich südwärts der Küste des großen Ozeans bis nach Kalifornien entlang, aber auch mehr oder weniger tief landeinwärts greifend, eine Reihe von Indianerstämmen, welche großenteils bisher wenigstens jeglichen genaueren Klassifizierungsversuches spotten, und nur vereinzelt verwandtschaftliche Verhältnisse zu erkennen gestatten. Wir stoßen hier zunächst auf die

Jakutat, ein kleines Völkchen des Küstenlandes zwischen Mount Fairweather und Mount Elias, das von Buschmann der Sprache nach noch zu den westlichen Eskimo gerechnet wurde. Friedrich Müller hat jedoch ermittelt, daß das Idiom der Yakutat entschieden „amerikanisch" ist und sie selbst innig verwandt sind mit ihren südlichen Nachbarn, der ziemlich ansehnlichen Familie der

Koljuschen oder **Koloschen,** welche in jüngster Zeit von Alphonse Pinart geschildert worden sind (Notes sur les Koloches. Paris 1873. 8°.) und den ganzen Küstenstrich vom Eliasberge bis gegen den Kolumbiastrom innehaben, also vom 60. bis 45.° n. Br. Die zu derselben gehörenden Stämme bezeichnen sich selbst als „Thlinkit", d. h. Mensch, oder noch besser als „Thlinkit Antakuan", d. h. Menschen aller Orte. Der ihnen von den Russen beigelegte Name Koljuschen, der gebräuchlichere, rührt wohl nicht aus dem Aleutischen her, wie mitunter behauptet wird, sondern von der auch bei diesen Indianern herrschenden Sitte der Lippendurchbohrung. Im Russischen bedeutet nämlich „Kolok" Pflock, „Koljutschka" Stachel, Dorn, „kolokj" spalten, und aus einem dieser Wörter ist wohl der Name Koljuschen entstanden. Die Zahl aller Thlinkiten wurde 1840 von Weniaminow auf höchstens 25,000 geschätzt; seitdem hat sie sich sehr beträchtlich vermindert, denn amerikanische Quellen beziffern im Jahre 1875 ihre Kopfzahl nur mehr mit etwa 12,000. (American Cyclopedia. Newyork 1875. 8°. Bd. X, S. 40.) Doch fragte es sich, ob damit nicht bloß die in Aljaska Wohnenden gemeint sind, denn General Halleck veranschlagt ihre Gesamtzahl 1871 immer noch auf 25,000. Sie geben sich Benennungen nach den Orten ihrer Winter-

quartiere und diese Namen sind schwer genug auszusprechen, z. B. Schittkakhoan, Tschischlkthathkhoan, d. h. Bewohner von Sitka, von Tschislkat.

Die große Familie zerfällt in zwei Hauptstämme, nämlich die Stikinkoan und die Sitkinkoan, erstere in den Niederungen am Stikinflusse, letztere in der Sitkabai bei Neuarchangel und auf den benachbarten Inseln. General Halleck führt indes noch fünfzehn Unterabteilungen der Koljuschen an. Nach einer andern Einteilung zerfallen sie in zwei Hauptstämme: in den Raben- und in den Wolfsstamm. Sie haben eine Sage von zwei Göttern, welche im Beginne der Zeiten das Gute für die Menschen schufen, und von diesen leiten sie sich ab. (Ueber die Mythologie der Koljuschen siehe: Ausland 1834, S. 1437—1438.) „El'ich" oder „Jeschl" war Urvater des Stammes der Raben, „Khanukh" jener der Wölfe. Beide teilen sich in verschiedene Geschlechter, Sippen, welche nach allerlei Tieren benannt werden und wieder in Unterfamilien mit besonderen Namen zerfallen. Jedes Geschlecht hat ein Schildwappen, d. h. es schmückt sich wenigstens mit einem leicht erkennbaren Teile des Tieres, dessen Namen es trägt. Schabelski, welcher 1821—1825 die Koljuschen besuchte, fand bei ihnen Stämme des Wolfes, des Raben, Bären, Adlers. Dieses Stammessymbol ist bildlich auf der Hütte des Häuptlings angebracht, Boote, Geräte, Decken, Schilde, Helme sind damit versehen; bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Tänzen, Erinnerungsfesten, Verbrennungs- oder Beerdigungszeremonien, treten manche in einer solchen Tiergestalt auf.

Es ist wohl bekannt, daß zahlreiche Stämme des Menschengeschlechts sich mit irgend einem Tiere, einer Pflanze, einem Dinge, am häufigsten aber mit einem Tiere in Verbindung bringen, sich nach dem Namen desselben nennen und sogar von ihm ihren mythischen Stammbaum herleiten. Unter sehr vielen Indianern Nordamerikas dient nun, wie wir hier bei den Koljuschen sehen, der Name eines solchen Stammtieres dazu, die verschiedenen „Clans"*) zu bezeichnen, in welche die Rasse zerfällt. Der Name oder das Symbol eines Clantieres bei den Algonkinindianern ist „Dodaim" und dieses Wort ist in seiner gebräuchlicheren Form „Totem" zu einem allgemein angenommenen Ausdruck geworden, um ähnlich gebrauchte Beinamen in der ganzen Welt zu bezeichnen, während das System, Stämme in dieser Weise zu unterscheiden, Totemismus genannt wird. Sein Ursprung fällt natürlich in das Bereich der Mythologie; dagegen bilden soziale Einteilungen, die damit verbunden sind, einen höchst wichtigen Abschnitt des Rechts und der Sitten der Menschen auf gewissen Kulturstufen. In das Gebiet der Religion gehört der Totemismus nur insoweit, als die Clantiere Gegenstände religiöser Verehrung sind oder wirklich als Schutzgottheiten behandelt werden, was vielfach der Fall ist. Wenn aber seinerzeit Karl Andree (Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen mit besonderer Berücksichtigung der Eingebornen und der indianischen Altertümer. Braunschweig 1851. S. 265) behaupten zu dürfen meinte, dieses Sippen- oder Totemverhältnis sei echt uramerikanisch, in Asien komme es nicht vor, und es liege in ihm ein Beweis für die unbedingte Ureigentümlichkeit des braunen Mannes, so ist dies ein schwerer Irrtum, denn Sir John Lubbock hat dem Totemismus völlig entsprechende Erscheinungen nicht bloß bei den Jakuten und anderen Asiaten, sondern auch

*) „Clan" ist ein keltisches Wort und bedeutet soviel wie Familie; man bezeichnete damit den früher in Hochschottland, den Orkaden und Shetlandinseln bestehenden Lehensverband zwischen einem Gutsbesitzer und seinen Unterthanen. In der Völkerkunde bedient man sich dieses Ausdrucks im allgemeinen Sinne, d. h. ohne geographische Begrenzung, um jedes auf bestimmte soziale Gewohnheitsregeln gegründete Sippenverhältnis zu bezeichnen.

bei den Betschuanen Südafrikas nachgewiesen und selbst bei einigen Australierstämmen wahrscheinlich gemacht. (The origin of civilisation and the primitive condition of man. London 1870. 8°. S. 171—174.) Alle diese Thatsachen scheinen dem gelehrten Edw. B. Tylor für ein weit verbreitetes allgemeines Prinzip zu sprechen, das auf niederen Entwickelungsstufen wirksam ist (Die Anfänge der Kultur. Deutsch von J. W. Spengel und Fr. Porke. Leipzig 1873. 8°. Bd. II, S. 236) und Mac Lennan versucht einen großen Teil des über die ganze Welt verbreiteten Tierkultus aus der Ansicht zu erklären, daß derselbe aus einer frühen „Totemstufe der menschlichen Gesellschaft" vererbt sei.

Der Koljusche ist von mittlerem Körperwuchs, rasch und gewandt, hat struppiges, schwarzes, ungekräuseltes Haar und eine nur wenig dunklere Hautfarbe als die europäische, welche sie im Gesicht oft bunt, besonders schwarz und zinnoberrot, färben. Dem deutschen Reisenden F. H. von Kittlitz erschienen die Koljuschen nichts weniger als abschreckend und häßlich. Sie entstellen sich zwar durch Pflöcke („Kaljuga"), welche die Frauen und unter den Männern die „Tajon" (Aeltesten) in die aufgeschnittene, von Natur dicke und volle Unterlippe einsetzen; je länger die Lippe herabhängt, desto mehr glauben sie an Schönheit zu gewinnen. Dieser Brauch war indes schon damals durch russischen Einfluß außer Mode gekommen und nur von den Vornehmen mit Zähigkeit festgehalten. (Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, Bd. I, S. 194—195.) Die Gesichtsbildung weicht von der der übrigen Indianer beträchtlich ab, die Augenbrauen sind klein und dunkel, die Backenknochen hervorstehend, die Augen mehr als gewöhnlich groß, schwarz, sehr lebhaft und sogar sehr schön, die Gesichtszüge im ganzen angenehm. Die Frauen tragen das reiche schwarze Haar gescheitelt, die Männer bisweilen in einen Knoten aufgebunden und bei festlichen Gelegenheiten mannigfach verziert. Gewöhnlich lassen beide Geschlechter dasselbe unbedeckt, nur dann und wann sieht man aus Bast geflochtene Hüte von einer an die chinesische erinnernden Form. Das tägliche Kostüm der Männer, von welchen die Mode das Durchbohren des Nasenknorpels verlangt, ist eine weite weißwollene Pferdedecke, die dem ganzen Körper zur Hülle dient, darunter tragen sie gewöhnlich noch einen Schurz von grober Leinwand. Die Kleider der Frauen, meist aus russischer Leinwand oder Segeltuch, bestehen in einem langen Hemd mit daran befestigtem Mantel, sind aber fast immer mehr oder weniger zerfetzt, was den Eingebornen aus Gewohnheit nicht anstößig ist. Mütter pflegen beim Suchen der Beeren, welche nebst dem Fleische von Elen, Schafen, mehreren Vögeln, hauptsächlich aber Fischen, den Koljuschen vielfach zur Nahrung dienen, die kleinsten Kinder auf dem Rücken zu tragen. Das sehr fest eingewickelte Kind ist dann auf einem hölzernen Gestell befestigt, welches als Tragkorb dient und einstweilen an Baumästen aufgehängt werden kann. Man findet auch wohl dergleichen Wickelkinder ganz unerwartet im Grase, während die Mutter in der Nähe beschäftigt ist. Die Männer pflegen daheim mehr ein beschauliches Leben zu führen, wandeln unthätig aber dem Anschein nach in tiefe Gedanken versunken umher oder ruhen auch in zusammengekauerter Stellung vom Nichtsthun aus, immer in ihre langen Wolldecken gehüllt. Die Koljuschen haben sich angewöhnt, unter denselben verborgen einen Dolch mit zwei Klingen zu tragen, dessen Griff sich zwischen beiden befindet, und der also einem unten und oben aufgeklappten Messer gleicht. Beide Klingen von furchtbarer Schärfe stecken in Scheiden. Die Koljuschen, schon vor ihrer Berührung mit den Europäern im Gebrauche der Metalle, namentlich des Kupfers bewandert, sind nämlich so kundige Schwertfeger wie die Zwerge in unsern Hausmärchen und arbeiten sehr elegante Degen. Die alten Bogen und Pfeile hat man den Kindern als Spielzeug überlassen, seit man durch die Amerikaner mit Feuerwaffen versorgt wird. In Krieg und Fehden, welche sehr häufig das Gesetz der Blutrache verursacht, tragen die Koljuschen hölzerne Harnische und Hauben mit wunderlichen Visieren, die fabelhafte, mit grellen Farben bemalte Fratzengesichter darstellen. Bei solchen Anlässen verirrt man sich auch noch zu Menschenopfern, wozu die „Kalgis" (Sklaven) herhalten müssen, welche sonst patriarchalisch wie Kinder gehalten werden. Aeltere russische Quellen sagen freilich, daß ihre Gefangenen, besonders Europäer, grausam behandelt und langsam zu Tode gemartert werden, oft durch übermenschliche Arbeiten, denen der Körper auf qualvolle Weise erliegen muß. Sie selbst allerdings härten den-

selben gegen Schmerz und Kälte systematisch ab. So schneiden sich die Knaben oft mit einer scharfen Muschel den Arm der ganzen Länge nach auf und rühmen sich ohne Schmerzenslaut einer solchen Heldenthat. Selbst bei einer Kälte von 20° C. dulden sie keine Fußbekleidung und gehen aus dem heißen Bad ins Meer, wo sie ruhig eine halbe Stunde sitzen bleiben. Oft läßt sich der Koljusche nach einer solchen Abkühlung noch freiwillig bis aufs Blut geißeln, und diese Selbstpeinigungen und Uebungen im stoischen Ertragen großer körperlicher Schmerzen bilden einen hervorstehenden Zug aller Indianer.

Diese Küstennomaden haben nur im Winter einen festen Wohnplatz; im Sommer streifen sie umher und sammeln Vorräte für die rauhe Jahreszeit ein. Die Wohnungen sind Kartenhäuser aus Brettern, die sich in der Geschwindigkeit aufrichten, aber auch ebenso rasch abbrechen und auf die Kähne packen lassen. Sie haben die Form länglicher Baracken mit zwei Giebeln, und ihre kleine Thür wird mit einem Pelzvorhang oder wollenen Decken verschlossen. Die größten Meister sind die Koljuschen auf der See. Ihre Fahrzeuge sind entweder ein- oder zweisitzig und erst nach Ankunft der Russen hat man dreisitzige Boote eingeführt. Alle diese Fahrzeuge gleichen in allen Stücken jenen der benachbarten Aleuten und Inuit. Bei unruhiger See wird aber dem Eindringen des Wassers durch einen um den Rand der Sitzöffnungen reichenden Schurz gewehrt, den sich der Schiffahrer um den Leib schnallt. Bewegt werden die Schiffe mit Doppelrudern, in deren Führung die Eingebornen meisterhafte Geschicklichkeit zeigen. Alle Koljuschenstämme haben Geschick für Handarbeit; sie sind nicht bloß, wie erwähnt, treffliche Schmiede, sondern die Frauen verfertigen auch feine Korb- und Flechtsachen, sowie im Feuer gebrannte Thongefäße; endlich liefern die Koljuschen sorgfältig gearbeitetes Schnitzwerk. Malerei und Skulptur sind bei ihnen freilich noch rudimentär, doch legen die Decken, mit denen sie sich noch jetzt bei Festlichkeiten schmücken, mit den darauf angebrachten Figuren und Familiengemälden einen wahrhaft erstaunlichen Beweis ihrer Kunstfertigkeit und ihres Fleißes ab. Davon zeugen auch die von Whymper mitgeteilten Abbildungen geschnitzter und bemalter Aschenkoffer. Endlich verfertigen die Koljuschen Tabakspfeifen, welche auch verschiedene Figuren darstellen, Schalen und allerlei Schmucksachen aus dunklem Thonschiefer. In bezug auf künstliche Arbeit an den Pfeifen stehen sie weit über andern Völkern Nordamerikas.

Die Koljuschen besitzen zwei Rangklassen. Die Adelswürde ist erblich in gewissen Familien, die vom gemeinen Volke getrennt sind, deren Ansehen aber nur vom Reichtum abhängt, d. h. von der Anzahl ihrer Sklaven, welche ursprünglich Kriegsgefangene sind. Niemand darf in seine eigene Sippe hinein heiraten. Polygamie ist bei den Wohlhabenden allgemein, auch bei den Vornehmen, um durch Geschenke reicher zu werden und durch eine große Verwandtschaft ihre Macht und ihren Einfluß zu vermehren. Die Vermittelung der Ehe wird durch Freiwerber besorgt, bei der Hochzeit findet Tanz und Gesang, aber keine religiöse Zeremonie statt und die Ehe darf erst einen Monat später vollzogen werden. Der Mann kann die Frau einfach zurückschicken und bei Untreue sie und den Verführer töten, ohne Rache zu gewärtigen. War indes der Verführer der Neffe des Mannes, so darf dieser ihn nicht töten, sondern kann ihn nur zwingen, die Frau als seine eigene zu sich zu nehmen. Uebrigens werden wie bei den Konjagen Nebenmänner, gewissermaßen gesetzliche Liebhaber, Cicisbei, von den Weibern gehalten. Der Neffe ist stets gezwungen, die Witwe seines Oheims zu heiraten, mag das Alter auch noch so verschieden sein. In jeder Hinsicht, auch in der der Erbfolge, hat die mütterliche Verwandtschaft den Vorrang vor der väterlichen. Die Kinder bleiben auch allemal bei der Mutter und gehören ihrem Totem an. Die Behandlung der Frauen ist hart, denn auf ihren Schultern ruht jegliche Arbeit. Beim Herannahen der Niederkunft überläßt man sie ihrem Schicksal und betrachtet sie einen vollen Monat als unrein; dann nimmt die Mutter mit sich und ihrem Kinde eine große Waschung vor, macht brillante Toilette, ladet alle Verwandte zum Festschmause und giebt dabei dem Kinde einen Namen. Gesäugt wird dasselbe so lange, bis es gehen kann. Dann wird es tagtäglich, auch im Winter, im Meerwasser gebadet. Eine Jungfrau wird bei Eintritt der Mannbarkeit, früher für ein Jahr, jetzt nur mehr für sechs oder gar drei Monate in eine dunkle Hütte gesperrt. Die Achtung der Kinder gegen die Eltern ist bei den Koljuschen heilige Pflicht, und mit der zartesten Aufmerksamkeit werden die Alten und Schwachen behandelt. Dem getöteten Feinde zieht man die Schädelhaut ab und der „Skalp" ist Trophäe, die bei Festlichkeiten als Beinschmuck dient. Die Sitte des Skalpierens, d. h. Toten oder Verwundeten durch einen Zirkelschnitt die Kopfhäute vom Kopfe zu trennen und dann abzuziehen, ist bei den meisten nordamerikanischen Indianern verbreitet. Streitigkeiten zwischen ver-

schiedenen Familien werden durch einen Zweikampf mit dem Dolche ausgemacht, wobei die Anwesenden singen. Die Leichen werden verbrannt, und unter Heulen und Weinen der Freunde und Verwandten zum Scheiterhaufen gebracht; den ganzen zeremoniösen Vorgang hat noch vor wenig Jahren in Sitka ein Augenzeuge beobachten und ausführlich schildern können. (Amer. Naturalist 1877, S. 372—374.) Sklaven werden jetzt nicht mehr, wie ehedem, mitverbrannt. Als Zeichen der Trauer schneiden die Verwandten ein Jahr lang das Haar kurz ab und lackieren sich das Gesicht mit glänzend schwarzer Farbe. Einen Priesterstand besitzen die Koljuschen nicht, wohl aber gewisse Wahrsager, die man nach Kittlitz' Aussage mit dem sibirischen Worte „Schaman" bezeichnet; sie befassen sich aber nicht mit Heilung von Krankheiten, sondern die Arzneikunde wird von alten Weibern ausgeübt, die allerlei Medikamente zu brauen wissen. Die Schamanen werden dagegen befragt, ob der Kranke Leben oder Tod zu erwarten habe; ihre Leichen werden nicht verbrannt, sondern in Särge gelegt, die auf Pfählen stehen. Jetzt sind die meisten Koljuschen durch Missionäre, welche aus Kamtschatka kamen, christianisiert.

Kopf eines Skalpierten.

In neuester Zeit ist man mit dem südlichsten Zweige der Koljuschen, den hauptsächlich den Königin-Charlottenarchipel bewohnenden Haidahindianern genauer bekannt geworden, welche eine der am schärfsten abgegrenzten Nationen an der Nordostküste Amerikas sind. Leider ist ihre Zahl in raschem Sinken begriffen: während John Work ihre Gesamtziffer einschließlich der 1735 Köpfe starken Kaigani für 1836 bis 1841 mit 8428 Personen ermittelte, beläuft sie sich gegenwärtig, nach dem Geologen George M. Dawson, der in seinem Berichte über den Charlottenarchipel (Report on the Queen Charlotte Islands. Montreal 1880) sich ausführlich mit den Haidah beschäftigt, nur noch auf 1700—2000. Die Zahl der Kaigani giebt W. H. Dall zu 300 an.

Diese rasche Abnahme hat ihren Grund vorzugsweise in den Krankheiten und Lastern, die sich seit der Berührung mit den Weißen eingenistet haben. Trunksucht ist jetzt allgemein, die Demoralisation vollständig. Schlechter Whisky, die fast ausnahmslos tödlich verlaufenden Pocken und seit der Bekanntschaft mit den Weißen eingerissene Immoralität der Weiber, welche sich gewöhnt haben, in Viktoria und andern Küstenplätzen durch Prostitution ihr Leben zu fristen, reiben diese kühnen, aber grausamen und rachsüchtigen Krieger rasch auf. Ob sie bloß einem gewissen kritischen Punkt sich nähern, über den hinaus sie ihre Zahl erhalten und sogar wieder erhöhen werden, wie Dawson hofft, steht dahin. Physisch sind die Haidah, wie Robert Brown nach einem im Frühjahr 1866 gemachten Besuche versichert und neuerdings Dawson bestätigt, vielleicht der schönste eingeborne Menschenschlag Nordamerikas, der kaum hinter dem Hinterwäldler zurücksteht. Die beiden genannten Gewährsmänner entwerfen von ihrem Aeußeren sehr günstige Schilderungen (siehe Proceedings of the R. geograph. Soc. 1869, S. 387, dann Peter-

manns Geograph. Mitt. 1870, S. 294 und 1881, S. 344). Die durchschnittliche Körpergröße beträgt 1,75 m, erreicht aber im Norden gar 1,828. Ihren Körper halten sie reinlich, obwohl ihre viereckigen oder oblongen Wohnungen ebenso schmutzig wie bei andern Indianerstämmen sind. In bezug auf Kleidung haben sie, soweit ihre Mittel reichen, die Moden der Weißen angenommen, obwohl einige der älteren Bewohner noch immer kaum etwas andres tragen als eine „Nakhin", nämlich eine Decke, deren Grund oder Kette fein geschnittene Cederrinde bildet, mit welcher weiß, gelb, schwarz und braun gefärbte Wolle der Bergziege derart verwebt wird, daß das Muster Beziehung zu dem Totem des Stammes hat. Eine solche Decke kostet etwa 120 Mark. Man gebraucht sie hauptsächlich beim Tanz und in Gemeinschaft mit einem eigentümlichen Kopfschmuck, der aus einer kleinen hölzernen, mit Perlmutter verzierten Maske besteht. Im übrigen läßt sich bei den Haidah das Dahinschwinden der alten Sitten deutlich beobachten. Das Bemalen ist zwar noch häufig, beschränkt sich aber meist auf das Gesicht; die Tättowierung wird jetzt bei vielen Kindern unterlassen, Lippenhölzer sieht man nur noch bei den ältesten Individuen, und das durchbohrte Septum bleibt ohne Schmuck. Die Haidah sind keine großen Jäger und nur mit Steinschloßgewehren bewaffnet, wohl aber treffliche Kanoelenker; zu seiner Ueberraschung fand indes der Bergingenieur Poole, welcher 1862 bis 1864 bei ihnen verweilte (Queen Charlotte Islands; a Narrative of discovery and adventure. London 1872), daß sie nicht schwimmen konnten und es erst durch seinen Unterricht lernten. Sonst zeigen die Haidah besondere Geschicklichkeit für Bauen, Schnitzen und andere Handarbeit. Sie bewohnen permanente Dörfer, welche solider und mit größerer Sorgfalt gebaut sind als bei den anderen Stämmen, ganz besonders aber sich durch ihre Verzierung mit zahlreichen geschnitzten Pfeilern auszeichnen, an welchen man die eigentümliche groteske Kunst, die bei den Haidah so hoch entwickelt ist, studieren kann. Die einen, „Kethen" genannt, stehen vor jedem Haus und haben an ihrer Basis meist einen ovalen Ausschnitt, der als Eingang zum Hause dient; die andern, „Khat", sind zum Andenken an Verstorbene errichtet. (Näheres bei: Peterm. Geogr. Mitt. 1881, S. 345.) Die Herstellung dieser kunstvollen Pfeiler erfordert viel Zeit und Arbeit und kann gleich dem Häuserbau nur durch gemeinschaftliche Anstrengungen vieler ermöglicht werden. Dabei spielt dann die bei den Indianern Nordostamerikas weit verbreitete Sitte des „Potlatsch" oder der Verteilung des Eigentums eines Einzelnen eine große Rolle. Will nämlich jemand ein Haus bauen oder einen Pfeiler errichten, so verteilt er einige Monate zuvor unter seinen Freunden und den Hauptmitgliedern des Stammes sein Eigentum, bestehe es in Decken oder Geld. Wie viel eine jede Person erhält, ist systematisch geregelt; jedes Mitglied des Stammes weiß lange voraus, wie viele Decken es bekommt. Kurz bevor die Arbeit ausgeführt werden soll, wird das verteilte Gut mit Interessen zurückgegeben; wer z. B. vier Decken erhielt, giebt deren vielleicht sechs zurück. Dies gilt als eine Art Ehrenbezeigung. Ist nun die Arbeit beendet, wobei der Unternehmer seine Stammesgenossen nach Kräften bewirtet und Tanz und Spiel die Arbeit versüßen, so werden die Decken von neuem verteilt. Diese Sitte wird auch bei andern passenden Gelegenheiten geübt, denn je öfter und freigebiger ein Individuum auf diese Weise seinen Besitz weggiebt, desto mehr Bedeutung gewinnt es in den Augen seiner Stammesgenossen. Im übrigen herrschen sehr strenge Begriffe von Eigentumsrecht; fast jede Familie hat ihren Fluß, wo sie fischt, und ein solches Besitztum wird streng respektiert unter sehr verwickelten Erbschafts- und Cessionsgesetzen. Der Besitz von Decken gilt als Beweis von Reichtum, und sie zu erlangen ist das höchste Streben. Decken vertreten gegenwärtig die Stelle des Geldes, wie das Biberfell im Innern von Britisch-Kolumbia und dem Nordwestterritorium; die aus dem Chilkatlande importierten „Coppers" oder 45—60 cm langen, eigentümlich gestalteten Kupferplatten dienen jedoch auch noch als Tauschmittel. Die Haidah zerfallen in sieben Stämme oder Banden, welche sich kaum irgendwie in ihren Sitten unterscheiden und ganz nahverwandte Dialekte derselben Sprache sprechen, wogegen ein Vergleich des Haidahidioms mit dem andrer Nationen der Küste nur sehr wenige Aehnlichkeiten ergiebt. (Proc. R. geogr. Soc. 1869, S. 389 und Peterm. Geogr. Mitt. 1881, S. 343.)

In gleicher Breite mit den oben geschilderten Stämmen wohnen auf dem Festlande bis etwa zum nördlichen Salmon River herab, die mit den Haidah enge verwandten Tschimsian (Chimmesyans oder Chimseyans), welche die Sebassa, Neecelowes und Naß umfassen und mit dem nördlichen Zweige

der Takulli, eines wilden Athapaskenvolkes, in Verbindung stehen. Ihre Sprache ist sonor und emphatisch. Auch bei ihnen herrscht die Sitte der Lippenhölzer und der Kunstpfeiler, von denen freilich die meisten durch den Einfluß der Missionäre beseitigt worden sind. Noch weiter südlich sowie auf dem nördlichen Teile der großen Insel Vancouver im Nutkasunde wohnen die Hailtsa. Vancouver selbst wird nach W. Colquhoun Grant, dem ersten Kolonisten der Insel, von 26 Indianerstämmen bewohnt,. deren Gesamtzahl er auf 17,000 schätzt (Journal of the R. geogr. Soc. 1857. S. 293) und wovon die Hälfte allein sich an der Westküste aufhält. Aylmer, dessen Aussagen wohl für beiläufig die nämliche Zeit gelten, aber keinesfalls das gleiche Gewicht wie jene Grants besitzen, beziffert sie alle zusammen bloß mit 7000 Köpfen. Sie wurden früher oft als Wakaschindianer bezeichnet. Ethnologisch lassen sie sich nach den vier herrschenden Hauptsprachen in vier Gruppen bringen, welche Friedrich Müller samt den verwandten Stämmen auf dem Festlande unter dem Namen Nutka zusammenfaßt. Diese vier Idiome sind von einander total verschieden in Klang, Bildung und Ausdrucksweise, so daß die meisten Stämme der einen Gruppe sich mit jenen einer andern gar nicht oder nur sehr schwer verständlich machen können. Daß aber keine Verwandtschaft mit den andern Sprachen des Festlandes ermittelt worden wäre, ist nicht richtig, denn es hängt die Sprache der Quacoll (Quakwolth), der nördlichsten Vancouvergruppe, mit dem Balla bolla (Bella hoola oder Bella coola) auf dem Festlande im Osten des Königin Charlottenarchipels zusammen und das Kowitchin*) der östlichen Vancouverindianer findet sich auf dem Festlande im Norden des Frazerstromes in Britisch-Kolumbien wieder. Die beiden andern Gruppen sind die Clallam oder Tschallum im Süden und die Macah oder Clatset in Westen der Insel. Letzterer giebt G. Malcolm Sproat (in seinem Buche Scenes and studies of savage life. London 1868. 8°.) den Gattungsnamen Aht, wahrscheinlich wegen der Endung ihrer meisten Stammesnamen (Nittinaht, Klayoquaht, Ahusaht, u. s. w.). Ueber diese Aht, von welchen indes die übriger Vancouverindianer nicht in wesentlichen Dingen verschieden zu sein scheinen, sind wir auch am besten unterrichtet.

Die Aht haben nach Sproat ein besseres Aussehen als Wilde im allgemeinen, sind aber, nach Whympers Zeichnungen zu urteilen, noch immer häßlich genug. Ihre Statur wächst von Süden gegen Norden von 1,60 m bis 1,778 m. Sie sind gut gewachsen und körperliche Mißbildungen sind selten. Grant in seiner ausführlichen Schilderung der Ethnologie Vancouvers (Journ. of the R. geogr. Soc. 1857, S. 293—310) nennt indes ihre Schenkel und Beine mißgestaltet und mager, weil die Eingebornen gewöhnlich in ihren Kähnen zu kauern pflegen. Die Gesichtsfarbe ist dunkelbraun, die Physiognomie trägt den Typus aller Rothäute, lange Nase, vortretende Backenknochen, großen Mund, lange Augen, regelmäßige, aber stumpfe, schmelzlose Zähne. Die Stirn ist sehr niedrig und platt gedrückt, weil den Neugebornen ein Stück Baumrinde fest auf den Schädel geschnürt wird, um der noch weichen Hirnschale die landesübliche Façon zu geben. Den Erwachsenen fehlte es übrigens im gequetschten Schädel an nichts weniger als an Verschmitztheit. Jetzt hat das Plattdrücken des Kopfes fast ganz aufgehört. Tättowierung war nie üblich. Die Weiber, obwohl durchgängig mit Mopsnasen von der Natur bedacht, besitzen bisweilen einige Reize, jedenfalls aber mehr Fassungsgabe als die Männer.

*) In allen Vancouveridiomen wird das ch wie unser ch in „doch" ausgesprochen. Ferner giebt es in keiner Sprache Nordwestamerikas ein r.

Diese sind völlig bartlos, nur am Nutkasund haben einige, in deren Adern aber wahrscheinlich spanisches Blut fließt, Schnurr- und Backenbart. Das Haupthaar ist grob, glatt, schwarz oder braun und wird seinem Wuchs überlassen. Auf der ungekämmten Wildnis ihres Schopfes tragen sie um die Schläfen gewunden einen Laubkranz, der ihnen eine falsche Aehnlichkeit mit einem römischen Helden oder irgend einer nackten Gottheit des Altertums verleiht. Der Kranz dient aber nicht als bürgerliches oder mythologisches Symbol, sondern wie unsern Pferden die Laubbüschel mitleidiger Kutscher zur Abwehr von Fliegen und Moskiten. Einige Indianer tragen auch einen pilzähnlichen Hut oder Kopfputz aus Zedernrinde. Die Weiber tragen ihr Haar sorgfältig und haben kleine Schachteln, in welchen sie Kämme und Spiegel aufbewahren; sie besitzen überhaupt mehr Aehnlichkeit mit ihrem Geschlecht, wie es anderwärts ist; man sieht sie selten ohne Ringe, Armbänder und Perlen — oder Messingfußspangen; ein funkelndes Stückchen Muschelschale oder ein hufeisenartiges Stück Messing „ziert" oft ihre Nasen. Die Männer zeigen eine eigentümliche Verachtung gegen Schmucksachen und Tand. Sie tragen als Kleidung Wolldecken, seit man diese ihnen zugeführt hat; die Weiber außerdem noch eine Art Hemd.

Spitzhacke, Axt und Dolch mit Steinklinge, Messer mit Eisenklinge und geschnitztem Geierkopf als Griff vom Nutkasund.

Die Aht haben eine außerordentliche Stärke in ihren Händen und sind sehr schnellfüßig; alle Stämme zeichnen sich in der Korbmacherei aus, und ihre Geschicklichkeit in der Leitung der Kanoe, deren Schnitt nautisch untadelhaft, ist beinahe unübertrefflich. Unter den Schlägen zweier Ruder hüpfen sie über die See, als ob Vögel im Fluge das Wasser streiften. Dennoch aber hat Sproat gesehen, daß sie einmal von eingeübten Weißen in einem Lang-Kanoe-Wettrennen zur See besiegt wurden. Die Wände ihrer Fahrzeuge sind dünn und leicht wie Schalen, obgleich manche davon dreißig Personen tragen können. Dennoch sind es nur Einbäume, und zwar ausgehöhlte Zedernstämme. Um sie zu fällen, besitzen diese Indianer nichts als ihre Meißel aus den härtesten Teilen der Hörner vom Wapiti (Elch, Cervus canadensis, Briß), die sie mit ihren Steinmessern geschnitten und geschärft haben. Ihre Lagermethode ist sehr merkwürdig und interessant. Ihre Ortsveränderungen folgen denen des Lachses, welcher ihr Hauptnahrungszweig ist und dem auf verschiedene Weise nachgestellt wird, wie Hr. Bogg ausführlich beschrieben hat (Memoirs of the Anthrop. Soc. of London. Bd. III, 1870, S. 260—265). Bemerkenswert ist, daß die dabei benützten Fischangeln aus in Feuer gebogener harter Holz- und Knochenspitze eine auffallende Aehnlichkeit verraten mit solchen, die aus der Südsee stammen. Unser Zeichner hat zum Vergleiche Fischangeln aus dem Nutkasund mit solchen von den Tongainseln und Hawaii zusammengestellt. Doch zurück zu unsern Indianern. Den herrlichen Fischen nachsetzend schlagen sie ihr Sommerlager in einiger Entfernung vom Meeresufer auf, an welches sie für die Winterszeit, gegen Ende Oktobers, mit einem Vorrat getrockneter Fische zurückkehren. Ist das Verproviantierungsgeschäft an jedem Platze abgethan, so wird das Lager abgebrochen, und die faulen Abfallhaufen werden den Elementen und den Vögeln zur Beute überlassen. Die Häuser in den Lagerplätzen sind groß und stark aus Zedernholz erbaut, aber, wie Grant beiläufig bemerkt, nur Futterale für Gestank und Elend, mit Pfahlwerk umschlossen, in welchem nur 1 m hohe Löcher zum Aus- und Einschlüpfen sich befinden. In den Blockhütten der Klayoquaht, des zahlreichsten und mächtigsten Stammes Vancouvers, ist die Flur festgestampfte Erde, die mit der Zeit hart wird und eine Politur erhält, daher auch auf ihr die Speisen angerichtet werden. Die Betten bestehen aus einem Gestell von elastischen Stangen, bedeckt mit Matten und versehen mit einem Holzblock, in der

Mitte ausgerundet, als Kopfkissen. Aylmer, der schon mehrfach erwähnte Seemann, steckte die Nase nur in eine unbewohnte Hütte, zog sie aber entsetzt zurück; welcher Gestank aber im Winter herrschen muß, wo man darin Fische trocknet und die Hütten bevölkert sind, das läßt sich ahnen, aber nicht aussprechen. Dennoch behauptet Sproat, welcher freilich die Aht im allerrosigsten Lichte schildert, sie seien in ihren Gewohnheiten weit weniger schmutzig als manches gesittete Volk, nähmen täglich strenge Waschungen vor und die Weiber ordneten nach der Tagesarbeit ihr Haar, wie unsre Hausmädchen, nur vollständiger. Die Aht sind Vielesser, wie die Mongolen, können aber auch wie diese lange Zeit sich jeder Nahrung enthalten. Fische aller Art, Enten, Gänse und Rotwild, in neuerer Zeit auch Kartoffel, bilden ihre Kost, die sie stets ohne Salz genießen, gegen welches sie eine heftige Abneigung empfinden. Sie trinken nichts als Wasser, sagt Sproat; ob nicht auch „Feuerwasser", kann ich nicht ermitteln, ist aber wahrscheinlich, denn da sie große Freunde des Tauschhandels sind, wird es ihnen sicherlich von wohlwollenden Seelen ebenso zugeführt, wie die Feuergewehre, welche auch hier den nationalen Fischgrätenpfeil und Ebenholzbogen ersetzt haben.

Fischangeln vom Nutkasund. 1. Im Feuer gebogenes, hartes Holz mit Knochenspitze; 2. Steinspitze, teilweise mit Harz überzogene Widerhaken aus Knochen, starke Wurfleine; 3. Kleine Angeln aus Holz mit Widerhaken aus Knochen.

Diese Aht haben es zwar nicht über das Kommunaleigentum des Stammes gebracht, besitzen aber die strengsten Begriffe von Rang und Vorrang, sowie eine ausgebildete Etikette, durch welche der Empfang von Gästen und Besuchern geregelt wird. Im Winter finden große Festgelage statt, von welchen die Walfischmahlzeiten die beliebtesten sind. Schweigen während des Essens wird als Zeichen der Höflichkeit betrachtet, doch schließen die Feste, nach echt homerischer Art, mit Bardengesängen zur Verherrlichung der Großthaten in Krieg und Jagd. Die Weiber sind von diesen Gelagen ausgeschlossen, scheinen aber sonst nicht schlecht behandelt zu werden. Sie werden nach erlangter Reife verkauft, und es besitzen, da Polygamie in Praxis ist, reiche Häuptlinge bisweilen 8—10 Stück, aber der gemeine Mann erschwingt höchstens eine Frau, denn der Preis beträgt zehn wollene Decken oder ein Feuergewehr, und für Häuptlingstöchter wird noch Agio gezahlt, denn der Rang wird als vorwiegend wichtig erachtet, die Kaste also streng aufrecht erhalten. Der Begriff von Blutsverwandtschaft mit ihren Pflichten und Verantwortlichkeiten ist auch hier so stark, daß er den Hauptbestandteil des sehr einfachen Gesellschaftsbaues ausmacht. Uebrigens sind die Ehen nicht sehr gesegnet, denn eine Zahl von drei Kindern gehört schon zu den Seltenheiten. Dies liegt jedoch nicht an der Frauennatur, sondern die Vermehrung wird durch künstliche Mittel hintertrieben. Für ihre Kinder hegen sie große Liebe und schlagen sie nie, allein sie „vernachlässigen", wie Sproat sehr euphemistisch sagt, die Kranken und Alten. Grant klärt uns aber auf über die Natur dieser „Vernachlässigung". Alte kränkliche Leute werden nämlich von ihren eigenen Kindern, jedoch erst nach Autorisation des Medizinmannes, erdrosselt. Ihre Rechtsbegriffe gehen nicht weiter, als daß Blut mit Blut, Auge mit Auge und Zahn mit Zahn gesühnt werden müssen. Doch lassen sich die Verwandten eines Erschlagenen am liebsten mit einem Wergeld in wollenen Decken abfinden. Die Aht sind, sogar nach Sproats Geständnis, kaltblütig, rachsüchtig, argwöhnisch und blutdürstig. Aber obgleich sie beständig in Fehde untereinander leben, so besitzen sie doch nicht den rechten Mut zum Raufen, sondern benehmen sich in ihren Kriegen hinterlistig oder feig. Nur die Quastina im Norden Vancouvers rühmt Rob. Brown als sanft, fügsam und zur Zeit seines Besuches noch wenig durch die Laster der Zivilisation verdorben. (Peterm. Geogr. Mitt. 1869, S. 94.) Sklaverei der schlimmsten Art wird bei allen Stämmen Vancouvers angetroffen, da die Kriegsgefangenen entweder zu Knechten gemacht oder enthauptet werden, welches letztere oft der Fall ist, insofern

das Kopfabschlagen zu den Lieblingszerstreuungen der Eingebornen Vancouvers gehört. Ein eigentümlicher Gebrauch herrscht unter ihnen, daß Häuptlinge bei feierlichen Gelegenheiten, wenn sie ihre Getreuen auszeichnen wollen, statt einer Umarmung sie in die Schulter beißen. Oft bleibt von so viel Liebe eine tiefe Narbe zurück, welche aber mit großer Befriedigung zur Schau getragen wird. (Paul Kane, Wanderings of an artist among the Indians of North America. London 1859. 8°. S. 212.) Ihre sonstigen außerordentlichen Belustigungen beschränken sich auf Schwimmen und einige vollkommen harmlose Wettproben der Kraft. Auch haben sie einige einheimische Musik und einen grotesken Kriegstanz, ebenso eine dramatische Darstellung, den charakteristischen „Nuk-Tanz". Hauptbelustigungen bleiben aber Spiel- und Pferderennen. Für ein gutes Rennpferd geben sie ihre letzte Habe her; das Spiel aber ist zu einem solchen Laster ausgeartet, daß Selbstmorde infolge großer Verluste sehr gewöhnlich sind. Tout comme chez nous! Der Selbstmord ist überhaupt für diese Leute eine wichtige Zuflucht. Sie glauben an Geister und Gespenster, an Vorzeichen und Zauberei. Besonders besorgt sind die guten Leute, irgendwo auszuspeien, wo sie Feinde vermuten, denn eine Verhexung des ausgeworfenen Speichels halten sie für besonders wirksam. Sie sind daher so besonnen, daß sie stets auf ihre eigenen Mäntel spuken, um immer die gefährlichen Auswürfe überwachen zu können. (A. a. O., S. 216.) In der Nähe des Dorfes wird der Begräbnisplatz ausgewählt. Ihre Toten legen sie in kauernder Stellung in rohe Särge, die mit Steinen bedeckt werden und vor denen man zur Ernährung der unsterblichen Seele etliche Tage lange Wildbret und Lachs verbrennt. Dies ist die einzige Regung, wodurch sie den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode verraten. Natürlich geben sie unendlich viel auf die Beschwörungen ihrer „Tamanuas" oder Medizinmänner, die eine geschlossene geheime Zunft bilden, in welche nur unter großem Zeremoniell und mit vielen Kosten der Zutritt verstattet wird. Fenton Aylmer war so glücklich, bei Valdez Inlet, an der Ostküste Vancouvers, der festlichen Weihe eines solchen beizuwohnen, und ich will meinen Lesern die Schilderung dieses wichtigen Vorganges nicht vorenthalten, bemerke jedoch, daß derselbe durchaus nicht überall in gleicher Weise sich vollzieht, denn Bogg beobachtete bei den Ahusaht bei gleichem Anlaß völlig verschiedene Gebräuche (Mem. of the anthrop. Soc. of London, Bd. III, S. 265). In unsrem Falle befand der Promovent sich vorläufig in einer einsamen Hütte, in der er seit drei Tagen ohne Nahrung, Wasser und Licht eingesperrt worden war. Als sich der Häuptling mit einem Chor der ältesten Medizinleute zeigte, machte ihm der Pöbel, welcher die Hütte bisher umlagert hatte, Platz. Unter lautloser Stille näherte er sich dem Eingang und gab dann der Priesterzunft das Zeichen, den Querbalken von der Thüre zu heben und einzutreten. Alles drängte nach, drinnen aber brach ein Höllengeschrei aus, und die Medizinleute stürzten wieder aus der Hütte, das Haar sich ausraufend und sich selbst mit Muscheln verwundend. Zwei jedoch trugen einen anscheinend toten Körper zu einem nahen Weiher, wo er niedergelegt, gerieben und unbarmherzig geschlagen wurde. Plötzlich sprang der Patient auf, brach durch seine Peiniger hindurch und rettete sich in ein wenige hundert Schritte entferntes Dickicht. Nach einer Stunde erschien er wieder, beschmiert mit Fett und bedeckt mit Flaumfedern, wahrhaftig „geteert und gefedert". Er schritt nach der Hütte zurück und verteilte die dort aufgespeicherten Schmucksachen und Hausgeräte als Geschenke unter dem Stamm, der ihm dafür eine absonderlich gefärbte Decke, einen Federhelm und als Zeichen seiner erlangten Doktorwürde eine große Klapper überreichte. Das frohe Ereignis wurde dann noch durch ein Theaterspiel in der Hütte des Häuptlings verherrlicht, in welcher letzteren durch einen Vorhang aus Decken das Ankleidezimmer von der Bühne geschieden worden war, während die Zuschauer auf Matten sich niedersetzten. Der Häuptling selbst hatte sich die Hauptrollen aufgespart. Zuerst erschien er unter einem Menageriegebrüll in

Fischangeln von den Südseeinseln. 1, 2 u. 3 aus Perlmutter und Schildpatt bestehend, von den Freundschaftsinseln; 4 aus Knochen von Hawai.

Bemalte Holzmasken (menschliches Antlitz, Möven- und Seehundskopf) nebst zwei geschnitzten, kurzen Knochenschwertern vom Nutkasund.

Felle eingehüllt als Panther, dann als Bär, und endlich als aufgehende Sonne. Letztere dramatische Leistung wurde ihm möglich durch eine gut erdachte Maske, an der steifgemachtes und radienförmig abstehendes Haar die Sonnenstrahlen ausdrückte. Nach ihm erschienen andre Künstler, die sich menschlich-profane Fächer gewählt hatten, wie die Darstellung ehelicher Eifersucht, Liebesszenen, dann aber auch eines Kampfes zwischen einem Häuptling und einem Wolf. (Aylmer, A cruise in the Pacific, Bd. II, S. 133 bis 136.) Nach dieser Schilderung haben die Flachköpfe Vancouvers es in theatralischer Beziehung am weitesten von allen Rothäuten Nordamerikas gebracht, die alten Mexikaner ausgenommen. Den Gebrauch von Gesichtsmasken hat George Catlin auch bei dem Lippenhölzer tragenden Nutkavolke der Naya- oder Naga-Indianer Britisch-Kolumbiens auf dem Festlande des Königin-Charlottesundes angetroffen. Diese verfertigen nicht bloß schön geformte, mit Schnitzwerk bedeckte und bunt bemalte Kähne und verzieren ihre Friedenspfeifen, Löffel, Geschirre, Keulen und Töpfe mit allerlei ganz sinnreichen und hübsch ausgeführten Figuren von Menschen, Tieren, Booten u. dgl., sondern haben auch Gesichtsmasken aus Holz gehauen und innen mit einem quer gespannten Riemen versehen, der, wenn die Maske auf dem Gesichte liegt, in den Mund genommen und mit den Zähnen festgehalten wird. Durch die hohle Wölbung vor dem Gesichte ändert sich auch gänzlich die Stimme des Maskenträgers, eine Verfeinerung des Faschingapparates, welche die lippenbeholzten Wilden vor andern gesitteten Völkern voraus haben. Nun finden wir ihn auch auf Vancouver erwähnt und Whymper sah solche Masken bei den Aht. Sie sind 60 cm groß und sehr scharfsinnig verfertigt, manche sind mit Schnüren versehen, um die künstlichen Augen oder den Schnabel (bei Vogelmasken) bewegen zu können. (Whymper, Travel and adventure in the territory of Alaska. London 1868. 8°. S. 54.) Ich will gleich bemerken, daß der Gebrauch von Masken unter Indianern sich erst wiederfindet bei einem Amazonasstamme, den Tecunas, bei denen sie Spix und Martius, in neuerer Zeit Bates beobachtet und beschrieben haben. Pfeilspitzen werden in den Kaskadegebirgen und auch in der Sierra Nevada hergestellt, indem Stücke Obsidian auf eine wollene, nachgiebige Decke gelegt und von ihnen die Ecken mit einer Messerspitze so lange abgeschlagen werden, bis die gewünschte Form erreicht ist. Feuer wird durch Rotieren eines harten Holzstückes auf einem weichen vermittelst der Hände entzündet. (G. Crook im Ann. Rep. of the Smithsonian Institution 1871, S. 420.)

Die Eingebornen von Britisch-Kolumbien und Oregon.

Die Völker und Sprachen im Innern von Britisch-Kolumbien und weiterhin südlich vom Frazerstrome am Pugetsund hin sind, nach den Mitteilungen die wir über sie besitzen, überaus zahlreich, aber bis jetzt noch recht wenig bekannt. Totemismus ist hier allgemein verbreitet und Personen eines und desselben Totems dürfen nicht untereinander heiraten. Das Kind nimmt aber das Totem der Familie seiner Mutter, nicht das der Familie seines Vaters an. R. C. Mayne, welcher vier Jahre in jenen Gegenden zubrachte, berichtet einiges von den dortigen Sitten. Wenn in Japan irgend ein Mann einen Schimpf erleidet, so schlitzt er sich den Bauch auf; der weisere Indianer begnügt sich mit dem Aufschlitzen seiner Wolldecken, oder wenn dies zur Verwischung des Fleckens nicht genügt, so opfert er einen Sklaven. Menschenfresserei kommt als abergläubischer Religionsgebrauch vor, doch beschränkt sie sich auf die Medizinmänner, die ihr Stamm allgemein mit Furcht und mit einer Mischung von Bewunderung und Abneigung betrachtet.

Georg Gibbs Forschungen (in: United States Geographical and geological Survey of the Rocky Mountain Region; Tribes of the extreme North-West. By W. H. Dall. Tribes of Western Washington and North Western Oregon. By Geo. Gibbs. Washington 1877. 4°.) haben einiges Licht geworfen auf die Eingebornen im heutigen Territorium Washington und dem Staate Oregon. Diese Völker nehmen ein Gebiet ein, welches von Mount Brown und Mount Hooker im Norden bis an den Sakramentostrom in Kalifornien nach Süden und östlich bis an den obern Missouri sich erstreckt. Die uns bisher bekannt gewordenen Indianer der Nordwestküste und der anliegenden Inseln südlich vom Eliasberge bis nach Vancouver hin gleichen einander alle sehr im physischen Aeußern, dagegen stehen sie in einem auffallenden Gegensatze zu der südlichen Gruppe der Oregonvölker. Die Vancouverinsulaner bilden gewissermaßen den Uebergang zwischen beiden; je weiter nach Norden, desto größer und schöner ist der Menschenschlag. Während die Indianer oberhalb der Fälle des Kolumbiastromes und von da bis zum Felsengebirge meist schlank und wohlgebaut sind, zeigen die Bewohner des untern Kolumbia einen wesentlich verschiedenen Typus: sie sind kleiner, meist unter mittelgroß, kaum 1,64 m, und nicht so wohlgebildet, krummbeinig, mit breiten dicken platten Füßen und einwärtsstehenden Knöcheln und Zehen, auch sind sie fetter, viel schmutziger und fauler als ihre nördlicheren und auch östlicheren Nachbarn jenseits der Felsengebirge. Dieser Verschiedenheit in den äußeren Charakteren entspricht eine ebenso große Ungleichheit der innern Begabung und Entwickelung. Gerade die schöngebauten Stämme der Nordorstküste sind es, welche in ihrer Bildung am höchsten stehen; schon die Nutka, noch

weit mehr aber die Oregonvölker bleiben an Kunstfertigkeit und Energie hinter ihnen zurück. Dagegen kann nicht verschwiegen werden, daß die moralische Kultur der Nordostamerikaner in keinem Verhältniß zu ihren Talenten und Kunstfertigkeiten steht. Die Völker der Nordwestküste gehören zu den intelligentesten und betriebsamsten der neuen Welt. Die Indianer am Oregon stehen ihnen in dieser Hinsicht ebenso sehr nach, als sie ihrerseits die Eingebornen von Oberkalifornien übertreffen; noch weiter im Süden gehören die Stämme der kalifornischen Halbinsel zu den am tiefsten stehenden von Nordamerika. In Oregon selbst herrscht ein auffallender Gegensatz zwischen den Völkern am untern Kolumbia und denen, die weiter östlich und dem Felsengebirge näher wohnen: jene leben meist bequemer, zum Teil selbst in einem gewissen Ueberfluß und stehen in vielfachem, regsamen Verkehr; diese sind stärker zerstreut, isolierter und haben mit größeren Schwierigkeiten für ihren Unterhalt zu kämpfen. Hiermit scheint es im Zusammenhange zu stehen, daß die ersteren als schmutzig und faul, ausschweifend, leidenschaftlich, betrügerisch, diebisch und verschlagen geschildert werden, während bei den andern Gutmütigkeit, Ehrlichkeit und Gastfreundschaft vorherrschen. (Waitz, Anthrop. der Naturvölker, Bd. III, S. 319—336.) Alle Oregon- und Kolumbiaindianer sind Lachsfischer und Wurzelgräber; der rote Büffeljäger der Prärien im Osten der Felsengebirge ist hier unbekannt, denn hier gibt es keine Büffel; auch besitzen sie keine Vorstellung von einem großen Geist, und die Missionäre haben in den Oregonindianern noch keinen angemessenen Ausdruck für den abstrakten Begriff „Gott" finden können. Während noch in Britisch-Kolumbien der Totemismus allgemein ist, kennen die Oregonvölker keine solche Einteilung nach Stammessymbolen; ebensowenig kennen sie die Sitte des Skalpierens und der Kriegerweihe. Gemeinsam dagegen ist ihnen allen das stärkere oder geringere Plattdrücken des Kopfes, der Gebrauch der Haiaquamuschel als Tauschmittel und einer aus Elkhäuten oder dünnen Stücken harten Holzes hergestellten Rüstung. Mit dem Leben der Küstenindianer ist auch hier das Institut der Sklaverei eng verflochten; auch sind Totenopfer üblich, welche sie dann am wirksamsten halten, wenn ein geliebter Gegenstand dazu auserwählt wird. Die Medizinmänner treiben ihre seltsamen Heilkünste.

Kane berichtet darüber vom Fraserflusse folgendes: Da aus einer der Hütten ein starker Lärm erscholl, trat er dort ein. Er gewahrte zunächst ein altes Weib, welches eine der hübschesten Indianerinnen im Zustand gänzlicher Nacktheit in den Armen hatte. In der Mitte des Raumes hockte, ebenfalls unbekleidet, auf gekreuzten Beinen ein Medizinmann mit einer hölzernen Schüssel Wasser vor sich. Zwölf oder fünfzehn andere Männer bildeten den Chor und machten für den Ankömmling sogleich Platz. Der Medizinmann im Amt schien von seinen Anstrengungen erschöpft und verließ schweißtriefend den Platz, um einem jüngern Kollegen die Kur zu überlassen. Dieser warf seine Decke ab und begann zu singen und so heftig zu gestikulieren, während der Chor ihn auf Holztrommeln und aus frischer Kehle begleitete, bis ihm das Wasser aus allen Poren drang. So viel Kunst und Fleiß sollte aber nicht unbelohnt bleiben. Plötzlich fuhr er dem jungen Frauenzimmer mit den Zähnen in die Hüften und schüttelte sie mehrmals, was ihr kein übertriebenes Behagen zu bereiten schien. Dann ließ er los und rief, er habe *sie*, nämlich die Krankheit oder den Genius der Krankheit, welchen er denn auch mit vieler Sicherheit aus dem Munde wieder in die Wasserschüssel spie, und hierauf zwischen beide Hände fest zusammengedrückt wieder hervorzog. Inzwischen hatte ein Kollege sein Messer gewetzt und zerschnitt den „Genius", der wie ein Stück Knorpel aussah. Obgleich die

Operation vollkommen gelungen war, wollte Kane doch keine Spuren der Besserung an der Patientin wahrnehmen. (Kane, Wanderings of an artist, S. 225—227.)

Eine Aufzählung der überaus zahlreichen Stämme und Horden des südlichen Britisch-Kolumbien und von Oregon beabsichtige ich natürlich nicht. Ein Blick auf jede bessere Karte größeren Maßstabes jenes Stückes von Amerika lehrt uns hier eine erstaunliche Fülle von Völkernamen kennen, deren verwandtschaftliche Verhältnisse untereinander noch sehr weit entfernt sind, völlig aufgeklärt zu sein. Auch in den Namen selbst, die zum Teil durch ihren französischen Klang auffallen, weil sie von den sogenannten „Voyageurs", d. h. den kanadischen Pelzjägern, herrühren, herrscht noch viel Unsicherheit, mitunter sogar Verwirrung in betreff ihrer Anwendung. Immerhin ist es doch gelungen, die eigentlichen Oregonindianer in einige mehr oder weniger große Gruppen zu zerlegen, deren ich auf Grund der Forschungen des Amerikaners Horatio Hale und des Berliner Sprachgelehrten Buschmann im ganzen sechs unterscheiden zu dürfen meine. Inwieweit diese sechs Gruppen zusammen etwa ein ethnisches Ganzes bilden, läßt sich bei dem noch so mangelhaften Stande unserer Kenntnisse, besonders in linguistischer Hinsicht, nicht bestimmen. Wohl aber besteht unter den verschiedenen Gliedern jeder einzelnen Gruppe ein zweifelloser ethnischer Zusammenhang, und so weit sich bisher absehen läßt, hat auch keine derselben verwandtschaftliche Beziehungen zu irgend einer der sonst bekannten großen Völkerfamilien des nordamerikanischen Festlandes. Ihr allgemeines Aussehen ist nicht sonderlich anmutend, wie Theodor Kirchhoff, ein guter Kenner der amerikanischen Wildnisse, versichert: „Wenn man glaubt, daß die Indianer heutzutage den prächtigen Heldengestalten aus Coopers Romanen oder denen aus Longfellows Hiawatha auch nur im allermindesten ähnlich sind, so thut es mir leid, solche Phantasie durch Darstellung der Wirklichkeit grausam enttäuschen zu müssen. Anstatt jener stolzen Söhne der Wildnis, mit mutblitzenden Augen, prächtig tättowiert und mit Pantherfellen und buntgestickten Togas geschmückt, findet man vielmehr wahre Jammergestalten, ungewaschen und ungekämmt, in Kleidern, gegen welche die eines italienischen Lumpensammlers Galaanzüge sind, Geschöpfe, die vor Schmutz und Ungeziefer buchstäblich umkommen und mit nichtssagenden stieren Blicken und verdummten Gesichtern öfters halb blödsinnig aussehen. Wer an die holde Min-ne-ha-ha (lachendes Wasser) des Dichters Longfellow denkt und dann eine dieser Squaws betrachtet, welche von der schmutzigsten Zigeunerin verächtlich über die Achsel angesehen werden möchten, der wird sich eines Seufzers über den Verfall der Indianerrasse nicht enthalten können oder vielleicht argwöhnen, daß die Herren Cooper und Longfellow ihre Indianer durch magisch verschönernde Brillen angeschaut haben, was — im Vertrauen sei's gesagt — nach des Verfassers bescheidener Ansicht gar nicht so unwahrscheinlich ist." (Th. Kirchhoff, Reisebilder und Skizzen aus Amerika. Altona 1876. Bd. II, S. 136.)

Die obenerwähnten sechs Gruppen sind nun die folgenden:

Die Kutani (Kootanies oder Kootenays) oder Kitunaha. Sie umfassen die eigentlichen Kutani und die Flatbows und sind im Lande unter dem Namen Skalzi bekannt. Sie gelten für freundlich und ehrlich, aber feig und indolent, im höchsten Grade arbeitscheu, daher sehr arm, ferner für alle zivilisatorischen Ideen verschlossen. Ihre

Nahrung besteht hauptsächlich aus Fisch, Wurzelwerk, Korn, Obst und Beeren. Jagdtiere sind Elch, Hirsch (Wapiti), Bergschaf, Vögel und Fische, selten der Büffel. Sie hausen zwischen 52—48° n. Br. am Felsengebirge zwischen den beiden nördlichen Armen des Kolumbia, im Quellgebiete des Clark, Mc Gilvray und Maryflusses. Im Jahre 1872 betrug ihre Gesamtzahl in Montana, Idaho, Washington und Britisch-Kolumbien 1120 Köpfe.

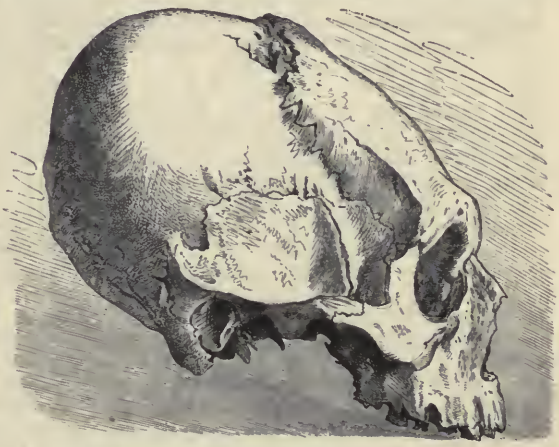
Die Tsihaili-Selisch wohnen westlich von den Kutani. Nach G. Catlin sind sie alle äußerst häßlich, unter Mittelgröße und plump, sie haben breiten Vorderkopf, großen Mund, grobe, rauhe, meist lohbraune oder schmutzig kupferfarbene Haut und an der Küste teilweise schräg stehende Augen. Zu dieser Familie gehören die Schuschwap (Shoushwap) oder Atnah, welcher Name nicht mit jenen Atna verwechselt werden darf, die als ein Zweig der Kenai aufgezählt wurden. Um Irrungen vorzubeugen, würde er am besten ganz vermieden. Die Schuschwap leben im Osten des Frazerstromes und am Salmon River und sind ein energisches, fleißiges Volk, das aus der Wolle des eingebornen Bergschafes treffliche Decken herzustellen weiß. Das wichtigste und gesittetste Volk dieser Familie sind die Selisch oder, wie sie offiziell heißen, Flatheads, d. i. Flachkopfindianer. Diese Bezeichnung ist durchaus unpassend, denn gerade die Selisch platten die Köpfe ihrer Kinder nicht ab, obwohl diese Sitte bei sehr vielen verwandten Oregonstämmen im Schwange geht. Mitunter werden dahin die Oregonindianer in ihrer Gesamtheit schlankweg als Plattköpfe bezeichnet. Die Selisch wohnen am Bitter Root oder St. Maryflusse, dem bedeutendsten Nebengewässer des Clark River und zählen etwa 600 Köpfe; im Jahre 1830 haben sie stark von pestartigen Fiebern gelitten. Obgleich friedlich und betriebsam, sind sie doch bereit, ihren Boden mit den Waffen zu verteidigen, die sie indes niemals gegen die Weißen geführt haben. Ja, sie haben selbst nach der Christianisierung verlangt, sind jetzt auch alle katholische Christen und haben unter der Leitung der Jesuitenmissionäre ihre früher elenden Zustände sehr gebessert; sie treiben Ackerbau und haben Sitten und Tracht der Weißen angenommen; sie sind merkwürdig nüchtern und ehrlich, gute Krieger, aber noch größere Friedensfreunde. Ihre Sprache, deren Grammatik Mangarini veröffentlicht hat, ist ungemein schwierig und wird mit nur geringen dialektischen Abweichungen von verschiedenen Nachbarstämmen gesprochen.

Die Sahaptin oder Nez percés, östlich vom Lewis- oder vom Snake River (Schlangenfluß) und nördlich vom Salmon River in Idaho; sie selbst nennen sich Numepo, werden von Lewis und Clarke aber Chopunnish genannt. Nez percés heißen sie mit dem nämlichen Rechte wie die Selisch Flachköpfe; auch die Sahaptin durchbohren die Nase nicht. Einst, als sie noch auf den schönen Weidegründen am Clearwater und Snake River lebten, auf 8000 Köpfe geschätzt, gab es auf den ihnen angewiesenen vier Reservationen im Jahre 1876 ihrer bloß noch 2800; doch streift noch ein Teil unabhängig umher, den Büffel jagend oder die benachbarten Dakotastämme bekriegend. Die Sahaptin werden als ein besonders schöner, starker, dunkel kupferbrauner Menschenschlag geschildert. Ihre Weiber sind sehr fleißig und wenn nicht mit Wasser- oder Holztragen und dergleichen häuslichen Verrichtungen beschäftigt, sieht man sie emsig an perlgestickten Mokassinen, Handschuhen und Kinderpuppen arbeiten. Auch sind bei ihnen primitive Dampfbäder in Gebrauch. (Nature, Bd. XVIII, S. 633.) Ihren Charakter rühmt man als wild und trotzig, aber auch als ehrlich, gerecht und oft barmherzig. Ihr Benehmen ist oft kühl und zurückhaltend, aber überaus höflich und gelegentlich werden sie gesellig und heiter. Raschen Temperaments und bereit, jede scheinbare Unbill selbst eher zu rächen als eine mutwillige Beleidigung, sind sie doch auch leicht zu besänftigen und nähern sich dem „edlen Wilden" der Romane mehr denn irgend ein andrer bekannter Stamm der Eingebornen Amerikas. (Nature, Bd. XVI, S. 335.) Man hat angefangen, die Sahaptin zu zivilisieren, eine Schule zu eröffnen, ihnen Gesetze und Regierung zu geben und den Ackerbau zu heben. Ein Häuptling, den Oberst Wright um die Bedürfnisse seines Volkes befragte, gab die klassische Antwort: „Friede, Pflüge und Schulen". Allein dieser Weise scheint ein vereinzelter Idealist gewesen zu sein. Im Jahre 1857 hatten die Sahaptin erst 20¼ ha bebaut. Nach Entdeckung der Goldlager, 1859, wurden sie dann durch das Eindringen von Weißen und Chinesen in die Reservationen gestört und mit dem Gifte des Feuerwassers bekannt gemacht. Gegenwärtig beherrscht sie die Trunksucht allgemein. Die Presbyterianer haben indes die Missionierung bei ihnen wieder ins Leben gerufen, eine Kirche erbaut und das neue Testament sowie mehrere Schulbücher in ihrer Sprache drucken lassen. Die Sahaptin bebauen jetzt etwa 730 ha Land und besitzen einen ansehnlichen Vieh- und Pferdestand. Mit ihnen auf das innigste verwandt sind die Walla-

walla und Yakima, erſtere 200 Köpfe ſtark und im Süden des Kolumbia in der Nähe ſeiner Vereinigung mit dem Snake wohnend, letztere mit 400 Köpfen weiter abwärts und im Norden des Kolumbia angeſiedelt. Paul Kane erwähnt auch der Chualpays-Indianer, welche ſich von den Wallawalla wenig unterſcheiden. Merkwürdig iſt bei dieſen Rothäuten, wie überhaupt jenſeits der Felſengebirge, die beinahe monarchiſche Gewalt der Häuptlinge, was ſonſt unter Indianern zu den Anomalien gehört. Auch die Paloufe an der Einmündung des gleichnamigen Gewäſſers in den Snake, und die Kliketat im Weſten der Yakima gehören hierher. Dieſe Kliketat werden oft als ein Teil der Yakima betrachtet, auf deren Reſervation ſie in der Nähe von Fort Simcoe leben; ſie beſtehen aus fünf umherſchwärmenden Horden in einer Geſamtſtärke von 2000—3000 Köpfen, ſind leidenſchaftliche Spieler um Haiaquamuſcheln, unruhig und beunruhigend.

Die Waiilaptu mit den kaum mehr denn 750 Köpfe zählenden Cayuſe zwiſchen Kolumbia und Snake River und den Molele oder Mollale, welche jedoch im Jahre 1741 faſt ausgeſtorben ſind.

Die Tſchinuk (Chinook) am oberen Kolumbia; ſie teilen ſich in die oberen Tſchinuk oder Watlala, welche von der Inſel Multnomah bis zu den Fällen des Kolumbia reichen, und in die untere, welche unterhalb der genannten Inſel leben. Sie ſind es, bei denen der Brauch des Plattdrücken des Kopfes vorzugsweiſe im Schwange geht und namentlich bei den Frauen. Sie ſind alſo die eigentlichen Flachköpfe, wenngleich, wie ſchon bemerkt, dieſe Sitte keineswegs auf ſie beſchränkt iſt, ſondern mehr oder weniger von den meiſten Stämmen der Nutka- und Oregonindianer geübt wird. Bei den Nutka wird den Neugebornen eine Stirnbinde („Meares") angelegt, ähnlich bei den Clallam, den Clowlits, Killamuck, Kliketat und Kalapuya. Bei manchen dieſer Völker wird nicht bloß die Stirn, ſondern auch das Hinterhaupt abgeplattet. Weiterhin verunſtalten die Sahaptin und Wallawalla die Stirn auf gleiche Weiſe, jedoch in geringerem Grade. Die Tſchinuk und die Cowlits treiben aber dieſen Gebrauch weiter als irgend ein andrer der Plattkopfſtämme. Das dabei beobachtete Verfahren iſt, wie Paul Kane, ein kanadiſcher Maler aus Toronto mitteilt, ſehr einfach: „Die indianiſchen Mütter tragen ihre Kinder auf ein mit weichem Moos oder mit loſen Faſern der Zedernrinde bedecktes Brett geſchnallt, und um den Kopf des Kindes flach zu drücken, legen ſie ein Polſter auf deſſen Stirn und darüber ein Stück glatte Baumrinde, die vermittels eines ledernen, durch an beiden Seiten des Brettes angebrachte Löcher gezogenen Bandes befeſtigt iſt und dicht auf die Stirne gepreßt liegen bleibt, während ein Kiſſen von Gras oder Zedernfaſern hinten im Genick liegt, um den Hals zu ſtützen. Dies Verfahren beginnt bei der Geburt des Kindes und wird acht bis zwölf Monate fortgeſetzt, nach welcher Friſt der Kopf ſeine natürliche Geſtalt verloren und die eines Keils erhalten, und dadurch, daß der vordere Teil des Schädels flach, nach dem Wirbel hin höher iſt, ein höchſt unnatürliches Ausſehen gewonnen hat (Kane, Wanderings of an artist, S. 180), wie man ſich durch einen Blick auf unſer Bild eines auf ſolche Weiſe in einen künſtlichen prognathen hypſikephalen umgeſtalteten Schädels überzeugen kann. Derſelbe rührt von einem der Tſchinuk nahe verwandten Stamme her. Die Kinder äußern nie durch Schreien ein Unbehagen, obgleich bisweilen unter dem Druck die Augen aus den Höhlen quellen, im Gegenteil traf es ſich, daß die Kinder zu ſchreien anfingen, wenn die Schnüre gelöſt, und ſo lange fortſchrieen, bis ſie wieder feſtgemacht wurden. Kane vermutet, daß die Kinder durch den Druck in eine Art von Erſtarrung verſetzt und dadurch unempfind-



Künſtlich flachgedrückter Schädel eines Indianers aus Oregon.

lich würden, während das Gefühl des Schmerzes mit Aufhebung des Druckes zurückkehre. Die künstliche Entstellung des Schädels, welche in entsprechender Weise auch auf die Lage des Gehirns wirkt, stört nicht im mindesten die organischen Verrichtungen des letzteren. Alexander Eckers, des berühmten Freiburger Anatomen, Untersuchungen über die „Skoliopädie" (Verunstaltung) des Schädels, vorgenommen an verschiedenen Flatheadschädeln (Arch. f. Anthrop., Bd. IX, S. 61—76), die sehr wahrscheinlich von Tschinuk selbst oder von sehr nahe verwandten Stämmen herrühren, ergeben, daß die Mißstaltung im ganzen an jugendlichen Schädeln am ausgeprägtesten ist und später häufig sich mehr verwischt und ausgleicht, wenn nicht Synostosen dies verhindern. Als Kapazität ergab das Mittel aus sechs Schädeln 1366 ccm; nicht mißstaltete Schädel zeigen aber nur eine geringe Differenz, nach Philipps, welcher für die Flatheads 1310 ccm berechnet, bloß 1323. Daraus muß man schließen, daß das Gehirnvolumen durch die Schädelmißstaltung, wie bedeutend diese auch sei, keine erhebliche Veränderung erfahre (a. a. O., S. 69). Weder auf Intelligenz noch auf allgemeine Gesundheit ist eine Einwirkung zu verspüren, denn die Sterblichkeit der Tschinuk und anderer Flachköpfe ist in normalen Zeiten nicht größer als die der andern Stämme; andrerseits aber sind sie es, welche die Rundköpfe in Sklaverei halten, ja es ist der flach gequetschte Kopf sogar das Zeichen des freien Mannes, so daß sich die Tschinuk im stillen besser dünken als die dickköpfigen Europäer; nicht einmal Kinder, deren Mutter einem rundkopfigen Stamme angehört, dürfen einen Plattschädel bekommen. Dieser ist ausschließlich Zeichen des Freien. Wenn man übrigens die Völker aufzählt, welche dieser Sitte der Schädeldeformation huldigen, so staunt man über die Verbreitung eines solchen, wie es scheint, ganz sinnlosen Gebrauches. „Allein wenn man dann daran erinnert, daß bei unsern Kulturvölkern die Unsitte, der natürlichen Entwicklung der Körperteile Schranken zu setzen und einzelne Teile des Organismus künstlich zu verunstalten, sich allerdings nicht gegen Kopf und Schädel, vielmehr gegen Brust und Atmungsorgane des weiblichen Körpers richtet, so wird sich wohl erkennen lassen, das die Vorstellung über das was schön heißt, überall, sowohl bei uns als auch bei minder gebildeten Völkern, Sitte und Mode in einer recht tyrannischen Weise beherrscht." (Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Bd. I, S. 269.)

Die Sprache der Tschinuk ist so voll von unalphabetischen Lauten, daß ein Fremder sie nie erlernen und noch weniger mit europäischen Buchstaben schreiben kann. Dies führte zur Erfindung des sogenannten Tschinukjargons, einer Art Lingua franca, deren sich die reisenden Händler bedienen und die in Oregon, Washington, Idaho, Montana und auf Vancouver das allgemeine Verständigungsmittel bildet. Ihr Bau ist ungemein einfach und ihr Vokabular auf höchstens 500 Wörter beschränkt, von welchen bloß 200 Tschinuk sind; von den übrigen sind 40 französisch, 70 englisch, 40 Chehalis und der Rest andern Indianeridiomen entnommen. Immerhin muß dieses Patois einiges Gedächtnis erfordern, wie man aus folgender Probe ermessen kann. Gott grüß euch! heißt nämlich übersetzt Clak-hoh-ah-yah, welches aus Clark, how are you? entstanden ist. Wahrscheinlich hieß einer der Beamten in der ersten Zeit des Pelzhandels Clark; und da die Rothäute immer die Redensart hörten: Clark, wie gehts dir? so schlossen sie daraus, daß dies der stehende Gruß der Weißen sei. Die sonstigen Gewohnheiten dieser Indianer sind nicht sehr erbaulich. Da sie viel von Insekten gebissen werden, glauben sie das Recht erworben zu haben, sie wieder zu beißen, womit sich Freunde gegenseitig die Fortdauer ihrer Zuneigung kundgeben. Die Kleidung der Männer besteht im Winter aus einem Hemd von Moschusrattenpelz, im Sommer gehen sie ganz nackend. Die Frauen kleiden sich im Winter wie die Männer, im Sommer dagegen tragen sie einen Gürtel, von dem eine Reihe Schnüre und Fransen bis beinahe auf die Knie herabhängen. Ihre größte Unsauberkeit besteht in dem Genuß eines Leckerbissens, dem die Weißen, weil er bloß den Tschinuk eigentümlich ist, den kaustischen Namen „Tschinukoliven" gegeben haben. Eine Metze Eicheln wird nämlich in eine Grube in der Nähe der Hütte versenkt, mit einer dünnen Lage Gras und dann mit 15 cm Erde bedeckt. Jedes Mitglied der Familie sendet nun mit großer Gewissenhaftigkeit seine Harnergüsse diesen verborgenen Schätzen zu, welche nach fünf Monaten für reif zum Genuß gehalten und zu den größten Schleckereien gerechnet werden. (Kane, Wanderings of an artist, S. 187.) Feuer bereiten die Flachköpfe wie fast alle Bewohner der neuen Welt auf genau die nämliche Weise, wie schon bei den Australiern beschrieben wurde (siehe oben S. 31). Von alten Kriegswaffen sah Kane nur Bogen und Pfeile. Ihre Kähne sind Einhölzer, die mit Feuer aus Zedernstämmen ausgehöhlt und mit Steinäxten geglättet werden. Merkwürdig ist, daß mehrere Oregonvölker und darunter auch die Tschinuk dem Laster des Hasardspielens

maßlos fröhnen. Das gebräuchlichste Spiel ist sehr einfach, denn es dienen dazu zwei Stückchen Holz von der Dicke eines Gänsekiels $3^3/_4$ cm Länge, wovon das eine glatt gelassen, das andere mit einem Stückchen Draht umwunden wird. Der Spieler hat nun zu raten, in welcher von beiden geschlossenen Fäusten des Gegenspielers das richtige Stück verborgen sei. Da jedenfalls unsere Glücksspiele nicht geistreicher sind, dürfen wir nicht staunen, wenn der Tschinuk Tag und Nacht beim Hölzchenspiel sitzt, bis er all sein Eigentum und zuletzt sein Weib verspielt hat. Als Spielregel gilt, daß der Betrug erlaubt sei und im Entdeckungsfalle nur mit Hohngelächter bestraft werde. Den Tod ihrer Söhne schreiben die Häuptlinge stets außerordentlichen Einflüssen, irgend einem bösen Auge zu und suchen diesen schlimmen Einfluß durch ein Opfer zu sichern, wozu meistens eine Person gewählt wird, die ihnen und den Verstorbenen teuer war. Die Tschinuk sind jetzt übrigens fast alle erloschen; 1873 gab es noch einen kleinen Trupp von 250 Köpfen in Chehalis Reservation im Washington-Territorium; doch schließen sich ihrer Familie im Süden der Kolumbiamündung die Katlamat, die Clatsop oder Clastop zwischen dem Cowlits River und dem großen Ozean, dann mehrere andere kleinere Völker an.

Die Kalapuya oder Callapootos, eingekeilt zwischen den Tlatskanai und den Umpqua, wohnen am Willametflusse oberhalb der Fälle und grenzen an die Waiilaptu, sind aber jetzt beinahe erloschen; 1866 zählte man ihrer noch 1144 Köpfe, zehn Jahre später 24!

Die Jakon (Yakones) oder südlichen Killamuck, doch von den vorhin erwähnten eigentlichen Killamuck der Selischfamilie sprachlich ganz verschieden, leben an der Seeküste und trennen die Umpqua vom Meere.

Die hier in Kürze geschilderten sechs Indianergruppen sind indes nicht die ausschließlichen Bewohner Washingtons und Oregons, sondern ihr Gebiet wird durchsetzt von einzelnen, dermalen nur mehr schwachen, aber fremden Stämmen. Sie reden nachgewiesenermaßen athapaskische Mundarten, und im Gegensatze zu den mit ihrer Hauptmasse im Osten der Felsengebirge lebenden Tschippeweyan darf man sie recht wohl bezeichnen als

Westliche Athapasken. Hierher gehören: die Qualhioqua (Qualquioqua oder Kwalchjokwa), welche im Territorium Washington als Nachbarn der Tschinuk nördlich von der Kolumbiamündung in dem Gebirgsstocke zwischen dieser und dem Chehalis-River hausen; die Tlatskanai im Süden des untern Kolumbia, in einiger Entfernung vom Meere landeinwärts wohnend; die Umpqua (Umkwa), welche 1876 nur mehr 175 Köpfe zählten, am gleichnamigen Strome sitzen, aber das Meer nicht erreichen; die Hupah (Hoopah) mit 304 Individuen, die südlichsten Athapasken, denn ihr Wohngebiet liegt schon im nördlichen Kalifornien unter 41° n. Br. oberhalb der großen südwärts gerichteten Biegung des Sakramentostromes. Neuere Forschungen haben diesen Athapasken eine beträchtlich größere Ausdehnung nach Süden hin verliehen, als man noch vor kurzem annahm und Stephen Powers, welchem wir die erste wirklich grundlegende Arbeit über kalifornische Ethnologie verdanken (Contributions to North american Ethnology. Vol. III. Washington 1877. 4°.) ist der Ansicht, daß eine Reihe von Athapaskenstämmen erobernd nach Kalifornien, eingedrungen seien, daß außer den Hupah auch die Schasta, Modok u. a. dem athapaskischen Stamme angehören. Diese Völker haben einen bei weitem kriegerischen Charakter als die Kalifornier, die wir später kennen lernen werden, und sind im Besitze des ganzen Smith-River-Systems, dann des oberen Klamath bis Happy Camp; von hier läuft ihre Grenze südlich bis zum Scottberg, dann über die Quellen des Scottflusses über den Schastaberg bis zum Südende des Goose-Lake. Dann ist Trinity-

River, South-Fork ganz, Eel-, Mad- und Redwood-River bis auf die Mündungsgebiete in ihrem Besitz; und außerdem scheint sich noch ein Zweig von ihnen, die Wailakki, am Trinity-South-Fork über die Coast Range bis zum Schasta hinzuziehen. Danach gehören die Hé-nag-gi am Smyth-River, die Tol-o-wa an der Küste und die Tatatén um Crescent City (freilich nur mehr 35 Köpfe) zu den Hupah, denen sie sprachlich ganz nahe stehen, welchen sie aber auch in ihren Hauptvertretern, der kriegerischen Tol-o-wa, im Charakter gleichen; Ebenso die als besonders dumm und tiefstehend geltenden Wailakki, welche wieder in einzelne selbständig benannte Clans zerfallen; auch der Name Klamath ist nur eine andre Bezeichnung für Hupah, Schasta und Modok. Endlich sind einige Völker, ursprünglich wohl kalifornischer Abkunft, jetzt zu Athapasken geworden, d. h. in ihnen, und zwar in den Hupah, völlig aufgegangen.

Die interessantesten unter diesen westlichen Athapasken sind, wie man sieht, zweifellos die Hupahstämme und unter diesen wieder hauptsächlich die Klamath an dem See und Fluß gleichen Namens, auch Tlamatl und fälschlich Lutuami genannt. In ihrer eigenen Sprache heißen sie sich Okschi. Das nämliche Idiom wie sie sollen auch die Modok oder Moadok (wie das Wort ausgesprochen wird) reden, die sich selbst Ok-kow-isch nennen, und deren ethnologische Stellung dadurch wohl entschieden wäre; doch enthält ihre Sprache nach Powers spärlichen Angaben einen Anklang an das Selisch, ohne daß man sie jedoch daraufhin schon zu den Selisch zu zählen berechtigt wäre. Diese einst gefürchteten Modok waren es, welche durch einen blutigen Krieg 1873 der Regierung der Vereinigten Staaten arg zu schaffen machten. (Siehe darüber: Ausland 1873, S. 487—491.) Die Modok waren nach den freilich wenig glaubwürdigen Beschreibungen der Amerikaner der wildeste, zügellosesteste und diebischeste aber auch zugleich zahlreichste Stamm Oregons. Ein amtlicher Bericht bezifferte die Zahl der Klamath und Modok für 1864 zusammen zu 1400 Krieger. Der sehr kritisch urteilende Dr. Robert Brown glaubt aber nicht, daß zur Zeit des erwähnten Modokkrieges mehr denn 300 Klamath- und 40 Modokkrieger vorhanden waren. (Ocean Highways 1874, S. 101—102.) Er bestätigt indes, daß sie in schlechtem Rufe standen und als treulos, verschlagen und grausam galten. Sie waren beritten auf indianischen Ponies, geschickte Schützen, thätig und nicht ohne Mut, gut bewaffnet mit Spencer Rifles, Revolver und Skalpmesser, mit welchen sie von der vorsorglichen Regierung in Washington für die Büffeljagd ausgerüstet worden waren, obwohl es westlich von den Felsengebirgen keine Büffel gibt. Der Rest der besiegten Modok, im ganzen 39 Männer, 53 Weiber und 60 Kinder, zusammen 152 Personen, wurde nach dem Indian Territory in die Nähe der Missourigrenze bei den Quapaw versetzt. Nachrichten aus dem Jahre 1877 zufolge zeigten sich jedoch die dortigen klimatischen Einflüsse für sie höchst nachteilig, und da kein Arzt auf der Reservation bei ihnen lebte, verliefen leichte Krankheiten, wie z. B. Keuchhusten, gewöhnlich tötlich, so daß in drei Jahren seit ihrer Versetzung nicht weniger als 58, also über ein Drittel, gestorben sind. (Globus, Bd. XXXI, S. 32.)

Die Stämme im Osten der Felsengebirge.

Diese Ueberschrift ist im Grunde genommen ungenau, insofern ich hier nicht die ganze Gruppe von Indianern im Auge habe, welche östlich von den Felsengebirgen gegenwärtig noch den Boden von Britisch-Nordamerika und der Vereinigten Staaten bewohnen, sondern vorläufig jene davon ausschließen, welche die Hochflächen im Südwesten inne haben. Auch sei sogleich bemerkt, daß die Felsengebirge selbst eine ethnische Völkerscheide nicht bilden. In geographischem

Sinne ist allerdings das kolossale Terrain zwischen den Felsengebirgen und dem atlantischen Ozean, durchströmt von der Riesenader des Mississippi mit seinen zahlreichen Zuflüssen, dieses Gebiet der Prärien und der großen Seen ein zusammenhängendes Ganzes, dessen einheitlichen Flachlands-Typus selbst die freilich nur niedrigen Ketten des Alleghanygebirges im Osten nicht zu beeinträchtigen vermögen. So wie nun gewissermaßen dieser Länderraum vornehmlich das bildet, was wir unter den Vereinigten Staaten verstehen, obgleich wir sehr gut wissen, daß in politischem Sinne dieselben eine weit größere territoriale Ausdehnung besitzen, so sind auch die autochthonen Stämme gerade dieses Gebietes die eigentlichen „Rothäute", und sie meint man hauptsächlich, wenn von den „Indianern der Vereinigten Staaten" die Rede ist. Ethnologische Bedeutung hat eine derartige Zusammenfassung weiter nicht, doch vereinige ich sie alle zu einer einzigen Gruppe, zumal sie gegenwärtig mehr oder weniger in die gleichen Lebensverhältnisse sich fügen müssen. Auf dem ehemaligen Grund und Boden dieser Indianer breitet sich nämlich die moderne, aus Europa hereingeflutete Kulturwelt der Anglosachsen aus, welche hier auf freiheitlicher Basis ein stolzes Staatsgebäude errichtete, in dem aber für den roten Mann so gut wie kein Platz übrig blieb. In hartem, blutigen und jahrelangen Kampfe mußte sein Boden ihm erst abgerungen werden, und der Beraubte teilt nun das Los jedes Besiegten. Auf dem weiten Raume tummeln sich in der Gegenwart verschiedene, aber wenig zahlreiche Indianerhorden, welche nordwärts überall bis hart an die Grenzen der sie umgebenden Eskimo streifen. Mannigfaltig ist die Zahl der einzelnen Horden und Stämme, die alle mit besonderen Namen ausgestattet sind, doch ist es hier wenigstens einigermaßen gelungen, System in das Chaos zu bringen. Diese Indianer des Nordens und Ostens lassen sich nämlich der Sprache nach fast insgesamt in einige wenige große Familien zerlegen, die wir, im allgemeinen vom Norden gegen Süden schreitend, eine nach der andern kennen lernen wollen. Wir wenden uns also zunächst zu den nördlichsten, nämlich den

Athapasken, welche auch von allen die größte Fläche behaupten, denn sie schieben sich zungenförmig ein zwischen die Kenai und die Eskimo am nördlichen Eismeere, reichen also vom Yukon im Westen über den ganzen Norden des Britischen Amerika bis östlich zum Ausflusse des Churchill in die Hudsonsbai. Ihre Zahl wird von Kirby auf etwa 32,000 Köpfe geschätzt, welche allerdings in sehr viele Stämme zersplittert sind. Nach Buschmanns linguistischen Untersuchungen (Der athapaskische Sprachstamm, in den Abhdlgn. d. phil.-hist. Klasse d. k. Akad. d. Wiss. Berlin 1856. S. 149—319) müssen wir noch eine westliche und südliche Gruppe der athapaskischen Familie unterscheiden, denn dieser Forscher hat nachgewiesen, daß von unsern nördlichen Athapasken durch weite Länderräume getrennte Indianerstämme in Oregon und Kalifornien einerseits, dann in Neumexiko und Arizona anderseits athapaskische Idiome reden. Eine dieser Gruppen, die westliche, haben wir im vorigen Abschnitte soeben kennen gelernt. Nach Buschmann zerfällt daher der Völker- und Sprachstamm der Athapasken in vier Abteilungen: 1) die eigentlichen Athapasken oder Tschip-

peweyan; 2) die unter den Oregon- und Kalifornia-völkern versprengt, also von den Tschippeweyan räumlich getrennt lebenden Qualhioka (Kwalehjokwa) nebst den Tlatskanai und Hupah mit ihren Verwandten; 3) die gleichfalls vom Hauptstamme getrennten Apatschen, Navajos und Lipanes in Arizona und Neumexiko; 4) die Kenai, welche ich jedoch nach dem Vorgange von F. Müller und Peschel als selbständiges Glied von den Athapasken absondere. Im Nachfolgenden beschäftigen wir uns ganz ausschließlich bloß mit dem nördlichen Zweige der Athapasken. (Ausführlicheres über diese siehe im Annual Report of the Board of regents of the Smithsonian Institution. Washington 1867. 8°. S. 303—327.)

Ein Nachbarvolk, die Krihindianer (Crees) nennt den Hauptstamm der Athapasken Tschippeweyan und die meisten englischen Schriftsteller folgen diesem Beispiele, was zu sehr unangenehmen Verwechselungen mit dem fast gleichlautenden Namen eines Algonkinvolkes, der Tschippewä (Chippeways), welche übrigens besser Odschibwä genannt werden, Anlaß gibt. Tschippeweyan, richtiger Tschipwayanawok, bedeutet „Schwanzfelle", was aus der auch bei den Kenai üblichen Kleidung mit den vorn und hinten herabhängenden Spitzen sich leicht erklärt. Uebrigens sind nach dem neuesten Erforscher der Athapasken, Abbé Petitot, der zwölf Jahre als Missionär unter ihnen wohnte, alle Bezeichnungen wie Athapasken, Tschippeweyan, Montagnarden, Tinneh u. a. willkürliche und beziehen sich bloß auf einzelne Stämme der Familie, welche er nach ihren südlichsten und nördlichsten Gliedern Deneh-Dindschieh nennt. Der eigentliche Name dieser Indianer ist einfach „Mensch", je nach den Dialekten lautet derselbe aber in ihrer Sprache deneh, dineh, adeneh, daneh, dimeh, adöneh, duaïneh, dindschieh, dindschick (Congrès international des Américanistes. Compte-rendu de la première session. Nancy 1875. 8°. Bd. II, S. 13), so daß es schwer ist, eine Form aus diesen vielen für eine allgemeine gültige Benennung herauszuwählen. Bis jetzt hat auch Petitots Bezeichnung Deneh-Dindschieh den eingebürgerten, wenngleich ungenaueren Namen Athapasken nicht zu verdrängen vermocht, weshalb ich denselben beibehalte. Diese Athapasken zerfallen in eine Reihe von Stämmen, die zu einer der vier Gruppen der Montagnais, Montagnards, Sklavenindianer und Loucheux gehören. So teilt aus Zweckmäßigkeitsgründen Petitot, auf die Sprache gestützt, sie ein. Sitten und Gebräuche sind überall die nämlichen.

Der Typus der Athapasken ist total verschieden von jenem ihrer Nachbarn, der Eskimo, dagegen aber sehr ähnlich demjenigen der übrigen, südlicher wohnenden Indianer Nordamerikas. Zwar weichen die einzelnen Stämme stark untereinander ab, doch entwirft Petitot (in der ethnographischen Monographie, welche seinem Dictionnaire de la langue Dènè-Dindjié, dialectes montagnais ou chippewayan, peaux de lièvre et Loucheux, Paris 1876, 8°, vorausgeht) im allgemeinen folgendes Bild der Athapasken, welches leider, da der französische Missionär kein Anthropologe ist, auf keinen Messungen basiert und daher keine positiven Anhaltspunkte gewährt. In neuester Zeit hat er indes doch die wichtige Entdeckung gemacht, daß auch die Tschippeweyan die Köpfe ihrer Neugebornen künstlich gestalten, nicht aber, wie sonst üblich, abplatten, sondern vielmehr möglichst rund machen. Dies geschieht ohne jegliche andere mechanische Beihilfe als den täglich wiederholten Druck der mütterlichen Hände, welche sorgfältig bemüht sind, jede natürliche Protuberanz der noch weichen Schädelkapsel auszugleichen. (Bulletin de la Soc. de géograph. de Paris 1880, Bd. XIX, S. 368.) Von Natur ist der Athapaskenkopf wahrscheinlich dolichokephal. Die größte Breite liegt zwischen den Backenknochen; die Stirn hoch, zurückweichend, konisch, an den Schläfen eingedrückt und oben mit einer abgerundeten Protuberanz versehen. Der Augenbrauenbogen ist scharf und hoch geschwungen, das Auge groß,

schwarz, funkelnd, mit einem „schlangenartigen" Ausdruck. Die Nase, im Profil gesehen, erscheint adlerförmig, breit und etwas abgeplattet von vorn; das Septum ist stark sichtbar, namentlich bei den Loucheux, welche einen Schwanenknochen darin tragen. Der Mund ist breit, mit kleinen, guten Zähnen; die obere Lippe steht über die untere hervor, namentlich bei den Bergbewohnern, deren Gesicht an die Raubvögel erinnert; das Kinn ist spitz, lang bei den Einen, zurückweichend bei den andern. Die Haare, schwarz und hart, fallen in langen Strähnen über Stirn und Schultern. Die Hautfarbe wechselt von Stamm zu Stamm. Auch die hellsten zeigen niemals das Weiß der Europäer, sondern haben stets einen dunklen Beisatz. Das Fleisch ist hart. Die Athapasken sind hoch und gut gewachsen und neigen nie zur Wohlbeleibtheit. Buckelige, Hinkende und Verkrüppelte trifft man nicht. Vor der Ankunft der Europäer waren außer Rheuma, Ophthalmie und Taubheit keine Krankheiten bekannt; doch war das Schielen sehr verbreitet, sowie bei den Hundsrippen das Stottern allgemein und erblich. Soweit Petitot. Dem Generalmajor Lefroy verdanken wir einige Messungen von Körperhöhen, die er 1843 an 33 Tschippeweyanindianern ausführte; sie hatten in der Mehrzahl nicht unter 1,69 m. Ein Weib maß gar 1,73 m. (Journal of the Ethnological Society 1870, S. 44—45.) Ein älterer Reisender, Alexander Mackenzie, sagt dagegen von diesem Stamme, sein Wuchs habe nichts auszeichnendes. Ohne eben häufig dick zu sein, sind sie zuweilen stark. Kinder und junge Damen pflegen oft sehr fett, alte dagegen mager zu sein. Ihre Farbe ist schwärzlich, ihre Gesichtszüge grob. Ihr schlaffes Haar ist nicht immer schwarz, auch haben sie im ganzen nicht das durchdringende Auge, das im allgemeinen die Physiognomie des Indianers belebt. Die Weiber sehen gefälliger aus als die Männer. (Mackenzies Reisen von Montreal durch Nordwestamerika nach dem Eismeer und der Südsee. Aus dem Englischen. Hamburg 1802. 8°. S. 135.) Nach John G. Shea lassen sich die Athapasken von andern Familien ziemlich leicht unterscheiden durch ihre viereckige, massive Schädelform, kurzen Hände und Füße, und die bei andern Indianern ganz ungewöhnliche Menge des Bartwuchses. Die Tschippeweyan tragen übelaussehende Schnurrbärte und spitze Haarbüschel am Kinn. Die Nasenlöcher sind weit, das Antlitz im allgemeinen abschreckend, die Augen aber mitunter schön. Aitken Meigs hat in der reichen Schädelsammlung der Academy of Natural Sciences zu Philadelphia bloß einen einzigen Athapaskenschädel gefunden, der obendrein noch einem ganz abgelegenen Stamm angehört, also keinerlei weitere Schlüsse gestattet. (Meigs Observations upon the cranial forms of the american aborigines, S. 14.) Selbst Virchow, dem doch mehr Schädel der verschiedensten Völker durch die Hände gegangen sind denn sonst einem Kraniologen unsrer Tage, scheint niemals einen Athapaskenschädel erhalten zu haben.

In der Gemütsart der Athapasken haben Abbé Petitot und andere manch dunkle Schatten gefunden. Der englische Missionär Kirkby, welcher hauptsächlich die Loucheux kennen lernte, freilich die wildesten und grausamsten der Athapasken, nennt sie eingefleischte Lügner. Dies bestätigt Petitot von den Athapasken im allgemeinen, welche er überdies noch der Härte gegen Frauen,

Greise und Schwache, der Blindheit gegen die Fehler der Kinder, der Feigheit, Faulheit und des Egoismus beschuldigt. Er nennt sie unreinlich und wenig gastfreundlich, während dagegen Kirkby die Loucheux als ungemein gastfreundlich rühmt gegen jeden, der sie in ihren Lagern besucht. Gleichzeitig aber sind sie, versichert er, blutdürstig und verräterisch, eifersüchtig, anmaßend und eingebildet, ziemlich ehrlich, d. h. sie werden nicht um das Fort herum stehlen oder Eigentum der Weißen entwenden, und doch berauben sie entfernte Indianer oft ihrer Pelze. (Ausland 1863, S. 579.) Die übrigen Athapasken besitzen allerdings diese dunkleren Züge ihrer Loucheuxnachbarn nicht, oder doch nicht so ausgeprägt. Auf ihr Tugendregister setzt Petitot zunächst Milde gegen ihresgleichen; sie vermeiden es, jemand zu beleidigen oder zu mißhandeln, widersprechen niemand ins Gesicht und folgen den Gesetzen der Natur. Treu beobachten sie die guten Gebräuche ihrer Vorfahren, klug und zurückhaltend benehmen sie sich gegen Fremde; sie sind mäßig und verabscheuen geistige Getränke, sind unermüdlich und geduldig im Leiden. Diebstahl, Zorn und Mord sind ihnen unbekannt. Gegen jene, die ihr Vertrauen gewonnen haben, sind sie offenherzig, im übrigen bleiben sie ihr lebenlang große Kinder. Sie sind furchtsam und Mackenzie trägt kein Bedenken, die Tschippeweyan wenigstens als den friedlichsten Stamm der in Nordamerika bekannten Indianer darzustellen. (Reisen von Montreal durch Nordamerika, S. 139.) Die geistigen Fähigkeiten sind mäßig. Ihr Zahlensinn ist ein sehr beschränkter, und sie sind zu Uebertreibungen und falschen Schätzungen sehr geneigt. Sie kennen ihr Alter nicht; nach drei bis vier Jahren wissen sie nicht mehr, wie alt ihre Kinder sind. Sie zählen an den Fingern und wenn die Finger der einen Hand fertig sind, fahren sie bei denen der andern fort. Ihre Zeitrechnung übersteigt nicht die Dauer eines Jahres. Die tierischen Instinkte sind dagegen stark entwickelt, das Ortsgedächtnis ist vortrefflich, ihr Blick ist gleich dem des Falken, ihr Geruchssinn vollkommen, wenig ausgebildet dagegen Geschmack und Gehör. Idioten gibt es nicht, wohl aber leiden sie oft an Halluzinationen; häufig zeigt sich bei einzelnen eine außerordentliche Uebererreizung des Nervensystems, die sich alsdann den Nachbarn mitteilt, seuchenartig von Stamm zu Stamm eilt und die Ergriffenen zu den tollsten Thaten bringt.

So zeigt sich in jedem Jahre während des Sommers ein epidemisches Furchtgefühl, welches alle zu Feiglingen macht und in die entsetzlichste Angst vor einem eingebildeten Feinde versetzt. Petitot schreibt diesen Affektionen auch die Fälle von Kannibalismus zu, welche früher bei den Athapasken vorkamen; Hunger und Todesfurcht machten die Leute toll, sie fielen einander an und fraßen sich auf. Diese Beobachtung des französischen Abbé ist ungemein wertvoll und kann in ihrem ganzen Umfange erst im Zusammenhange mit verwandten Erscheinungen bei den europäischen Kulturnationen gewürdigt werden. Die Tanzwut, die Geißelwut, die Manie der Hexenverfolgung und die Dämonensucht im Mittelalter, zu der wir in dem Unfug der heutigen Klopfgeisterei ein modernes Analogon besitzen, erscheinen uns, darüber ist keine Täuschung mehr möglich, als wahre Volkskrankheiten, als Typen *psychischer Seuchen*, und es ist im höchsten Grad interessant, ein so frappantes Beispiel dieser Erscheinung bei einem Naturvolke der Jetztzeit kennen zu lernen. Daß ein Wahn sich durch „psychische Ansteckung" von einer Person auf eine andere übertragen kann, steht unwiderleglich fest (A. Völkel in der Gäa 1876, S. 42); ich werde übrigens im Verlaufe meiner weiteren Schilderungen dieses Phänomen noch öfters zu betonen haben, woraus sich zur Genüge ergibt, daß diese scheinbar unbegreiflichen psychischen Seuchen der Kulturnationen durchaus keine zusammenhanglos dastehende, sondern vielmehr *eine allgemein menschliche Erscheinung* sind.

Alle Athapasken sind Jäger- und Fischernomaden, und ihr Gesittungszustand, ihre Lebensweise sind danach zugeschnitten. Das Karibu, das Elen oder der Orignal, der Bison, der Moschusochse, das Bergschaf der Felsengebirge, der Biber und die Bisonratte („Ondrata") sind die Jagdtiere, von denen der Athapaske sich nährt. Marder, Fjellfraße, Füchse und Hasen werden in Fallen gefangen und deren Felle bei den Handelsposten der Hudsonsbaigesellschaft gegen Waffen, Schießbedarf, Fangnetze, Kleider u. dergl. umgetauscht. Dieser Pelzhandel nötigt die Indianer zu häufigen Reisen nach den Posten der Kompanie, welchen sie in kleinen Truppen im Winter auf Schneeschuhen, im Frühjahr oder Herbst in Flößen oder Kanoen zustreben. Der Stamm der Rattenindianer aus der Umgebung des Fort Yukon, ein harmloser und dienstfertiger Menschenschlag, pflegen häufig ihre Handelsreisen bis zu den Eskimostämmen an der Küste auszudehnen. Sie bedienen sich dabei eines Schlittens, der wohl das einfachste Werkzeug seiner Gattung ist, denn er besteht nur aus einem Brett, dessen vorderes Ende durch Wasserdampf erweicht, dann aufwärts gekrümmt und in dieser Lage durch Riemen festgehalten wird.

Als Wohnung dienen den Athapasken Zelte aus Elen- oder Rentierhaut von konischer oder halbkugeliger Form, „Nanbali", „Nivia" oder „Etschiedeh" geheißen, je nach dem Dialekt. Sie sind aus einem Stangengestell erbaut und haben an der Spitze eine Oeffnung, aus welcher der Rauch entweicht. Im Innern der Behausung hängen alte Kleider aus Ren-, Elen-, oder Bisonhaut auf einem Gestelle von Zweigen, das Tisch und Bett zugleich vorstellt. Außer einem weißen oder gelben Fellkittel („J" oder „Jg") mit Fransen und Metallstückchen verbrämt, tragen die Athapasken noch ein Beinkleid („Kla'i"), welches reich verziert ist und gleich mit den Stiefeln zusammenhängt. Männer und Frauen haben diese Art Hosen. Das Ueberkleid der Frauen ist sehr kurz und reich mit Fransen, Klingelwerk und Wolllappen besetzt. Doch scheinen in der Kleidung manche Unterschiede zwischen den verschiedenen Stämmen zu bestehen. Bei den Loucheux hebt Kirkby als einzigen bemerkbaren Unterschied in der Tracht der Weiber und der Männer hervor, daß die Ledertunika der Frauen etwas länger, vorn rund statt spitzig und reicher mit Perlen und Haiaquamuscheln verziert ist. Mackenzie, welcher in den Jahren 1789 bis 1793 Nordwestamerika durchstreifte und den nach ihm genannten Strom bis zum Eismeer verfolgte, beschreibt die Kleidung der Weiber bei den Tschippeweyan als gänzlich verschieden von den männlichen. „Ihre Strümpfe werden unter dem Knie gebunden, und ihr Leibchen oder Hemde ist weit, hängt bis an die Knöchel herab, und wird nach Gefallen vermittelst eines Gürtels um den Leib aufgeschürzt. Bei denen, die Kinder haben, ist dies Gewand um die Schultern sehr geräumig, da sie auf der Reise ihre Kinder auf dem Rücken zunächst an der Haut tragen" (Mackenzies Reisen von Montreal durch Nordwestamerika, S. 137), ein Zug, welcher lebhaft an die gleiche Sitte bei den benachbarten Eskimo erinnert. Die Kleidung wird bei beiden Geschlechtern einfach oder doppelt getragen, im Winter aber immer die behaarte Seite in- und auswendig. Da nach übereinstimmenden Angaben die Kleider nie gewechselt und selbst heute noch so lange getragen werden, bis sie am Leibe in Stücke zerfallen, so leiden diese wackeren Indianer natürlich stark von Ungeziefer. Unter den Loucheuxstämmen am Yukon fand Whymper jene, welche den untern Lauf bewohnen, schlechter gekleidet und viel armseliger als ihre Verwandten am Oberlaufe, welche durch größere Reinlichkeit und bessere Lebensart sich günstig unterscheiden. Tättowierung ist allgemein üblich, beschränkt sich aber auf einige kleine Parallelstriche, welche nach Mackenzie beide Geschlechter, nach Kirkby und Petitot jedoch bloß die Weiber am Kinn, den Mundwinkeln und Backenknochen anbringen. Doch haben die Montagnais, wie Petitot berichtet, alle diese Bräuche und die alte Kleidung abgeschafft und kleiden sich nach europäischer Art. Die Stämme in den Felsengebirgen sind noch am urwüchsigsten geblieben, doch ist selbst unter ihnen die Durchbohrung des Nasenknorpels, wie Kirkby zu Anfang der sechziger Jahre noch an den Loucheux konstatiert, in Abnahme gekommen. Auch das Tragen einer breiten Tonsur ist bei den Bergbewohnern weit verbreitet; ehemals scheitelten die Athapasken ihre langen Haare in der

Mitte und ließen sie zu beiden Seiten herabhängen; das thun jetzt nur noch die alten, die jungen dagegen verschneiden sie nach europäischer Art. Ebenso sucht man jetzt vergeblich nach einer der früher bei den Spielen gebräuchlichen Masken im ganzen Mackenziethale, während sie in Aljaska und Britisch-Kolumbia noch häufig sind. Bogen und Pfeile, die Mackenzie überall noch in ihren Händen traf, hat die europäische Flinte gleichfalls verdrängt.

Ueberall, wo der Athapaske sein Zelt aufschlägt, ist er zu Hause; er kümmert sich nicht um Jagd- und Fischereigerechtsame oder Territorialfragen, er wandert wohin es ihm gutdünkt, kampiert wo er will, ißt soviel er kann, aber stets mit gutem Appetit, und schläft nach Herzenslust. Das Zelt, eine Flinte, ein Kessel und ein Schlitten zum Transport machen seine Habe aus. Nur die Loucheux sammeln Reichtümer an und haben ein Tauschhandelssystem. Beiden sind sie sehr zugethan, und vor allem sind Haiaquamuscheln und Glasperlen, die von der Kompanie eingeführt werden, ihr Verkehrsmittel. Der Mann, welcher die meisten Perlen besitzt, wird als der reichste betrachtet. So gibt es unter ihnen so gut wie bei uns „Millionäre" und arme Teufel, unter den Millionären wiederum Geizhälse, die ihre Schätze, besonders die Glasperlen, einscharren. Daß man es der Mühe wert hält, Glasperlen einzuscharren, darf uns aber nicht in Verwunderung setzen, sonst hätten die Rothäute ein gleiches Recht darüber zu staunen, daß vormals bei uns Goldstücke vergraben worden sind. Die eine Thorheit ist genau so groß als die andere, denn Geld bleibt Geld, mag es in Gestalt von Perlen auftreten oder von geprägtem Metall.

Der Athapaske ist positiv in allen irdischen Dingen. Poesie ist ihm völlig unbekannt. Er will nur bequem leben, das ist ihm die Hauptsache. Freilich klagt er nicht über den gefrornen unfruchtbaren Boden, das kalte Klima und die lange Winternacht seiner Heimat, über die frugale Nahrung. Fehlt es ihm auf der Reise an Lebensmitteln, so hackt er ein Loch in das Eis eines Gewässers, wo es ihm dann selten an einer Forelle oder einem Hechte fehlt, dessen Augen er sogleich ausreißt und als großen Leckerbissen verzehrt. Braucht er mehr, so ißt er den Fisch allenfalls roh, sonst aber lieber zugerichtet oder wenigstens an der Sonne getrocknet. Herrscht Ueberfluß in seiner Hütte, dann bringt er dort seine Zeit mit Essen, Rauchen und Schlafen zu. Niemals verzehrt er seine ganze Jagdbeute. Ungeachtet aber die Athapasken unter allen Indianern Nordamerikas als die sorgsamsten gelten, leiden sie doch oft große Not, besonders im Winter, wenn Jagd und Fischfang fehlschlagen. Dann kratzen sie von den Felsen eine Flechte „Theh-tsin" (Sticta pulmonaria) ab und kochen sie zu einer nahrhaften Gallert. Mit dieser Gyrophoraart, auch unter dem Namen tripe de roche bekannt, suchten ja auch die Mitglieder von Franklins Ueberlandreise in den nämlichen Gebieten Nordamerikas 1821 den hungrigen Magen zu beruhigen.

Obwohl ihrer Vergnügungen nur wenige sind, sind diese Indianer doch glücklich in ihrer Weise. Für Musik sind sie sehr empfänglich, und ihre Gesänge wären nach Petitot nicht ohne alle Harmonie und Rhythmus; nach Mackenzie aber ist bei den Tschippeweyan wenigstens die Musik so unharmonisch, der Tanz so plump, daß man glauben sollte, sie schämten sich dessen. Auch schießen sie nach dem Ziele und haben verschiedene Spiele, darunter eines („Udzi"), das der italienischen Morra gleicht. Allen Vergnügungen ziehen sie aber den Schlaf vor und der größte Teil der Zeit geht darauf hin, sich Nahrung zu verschaffen und von der dazu erforderten Anstrengung auszuruhen.

Die Frau ist ebensowenig vergnügungssüchtig wie ihr Mann. Fruchtbar wie eine Irländerin, geduldig wie eine Sklavin, bringt sie ihr Kind leicht und ohne Hilfe zur Welt und arbeitet bis zum Augenblicke der Niederkunft. Die Mütter haben, so berichtet Mackenzie, die sonderbare Gewohnheit, ein kleines Stückchen vom funiculus umbilicalis des neugebornen Kindes abzuschneiden und um ihren Hals zu hängen: die Bedeckung desselben wird mit Stacheln vom Stachelschwein und mit Perlen verziert. Ich will nicht versäumen, auf die tiefe Bedeutung hinzuweisen, welche dem Reste dieses fötalen Bestandteiles nach Ansicht sehr vieler, und selbst sehr hochstehender Völker, ja sogar noch der heutigen Landbevölkerung in verschiedenen Gauen Deutschlands, inne zu wohnen scheint. (Siehe: Dr. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Bd. I, S. 40—42.) Die Athapaskenmutter sorgt für den Neugebornen, stillt ihn drei bis vier Jahre und führt dabei ihre Arbeiten aus: das Besorgen der Hauswirtschaft, das Gerben der Häute, das Nähen der Pelze, das Trocknen des Wildbrets, das Oeffnen der Knochen, um zum Mark zu gelangen, wie auch die Bewohner der vorgeschichtlichen Höhlen in Mitteleuropa thaten; sie wäscht und näht ohne Ende bis zum letzten Atemzuge. Das Waschen ist

allerdings eine erst unter europäischem Einflusse entstandene Neuerung. Die Weiber sind ihren Männern sehr unterwürfig, doch ist von ehelicher Liebe nicht die Rede, wie überhaupt unser Begriff Liebe ihnen fremd ist. Früher herrschte daher häufig eine Art von Weiberkommunismus. Mackenzie berichtet indes, daß die Männer der Tschippeweyan ihre Anfälle von Eifersucht haben und die Frauen, aus sehr unbedeutenden Ursachen, mit so viel Grausamkeit behandeln, daß sie zuweilen daran starben. Die Frau heißt „Seha", mein Sklave, daneben aber auch „Sehdezeh", meine Schwester, wie sie denn auch immer zu Rate gezogen wird und mitunter wichtigen Einfluß ausübt. Anderseits spricht sich doch wieder eine tiefe Mißachtung des weiblichen Geschlechtes aus. Der Loucheux z. B. vervielfältigt seine Weiber geradeso wie der Bauer seine Lasttiere. Je mehr Weiber er hat, desto mehr Fleisch kann er schleppen, desto mehr Holz hauen, desto mehr sonstige Habe tragen lassen. Neugeborne Mädchen wurden aber bis zur Ankunft der Missionäre oft erwürgt oder ausgesetzt, die Jungfrauen gegen eine Decke, eine Flinte oder ein paar Hunde vom Vater verkauft, auch ohne Rücksicht auf ihre Neigung sehr zeitlich verlobt. Beim Heiraten sehen die Männer nicht auf Schönheit. Die Güte einer Frau hängt nur davon ab, ob sie geschickt, arbeitsam, fruchtbar ist. Die zuweilen stattfindenden Scheidungen hängen ganz von der Willkür des Mannes ab, und strenge wird darauf geachtet, daß die Frau in der Katamenialzeit von der Gesellschaft getrennt lebe.

Die Athapasken sind, wie schon erwähnt, in viele kleine Stämme eingeteilt, deren jeder seinen eigenen Häuptling hat. Sowohl bei den Loucheux als bei den Tschippeweyan existieren gewissermaßen *Stände*, d. h. alle werden, ohne Rücksicht auf den Stamm, in drei Grade geteilt, welche eine schwache Aehnlichkeit mit den oberen, mittleren und unteren Klassen zivilisierter Nationen haben und die man bei den Loucheux „Tschit-sa", „Noti-sa" und „A-tal-sa" nennt; die ersteren sind die reichsten, die letzteren die ärmsten. Regel ist es aber, daß ein Mann sich eine Frau nicht in seiner eigenen, sondern in einer der beiden andern Klassen holt, doch gehören die Kinder stets dem Grade der Mutter an. Den Namen erhalten die Kinder nicht nach ihren Eltern, sondern Mutter und Vater ändern ihren Namen nach der Geburt des ältesten Sohnes und nehmen dessen Namen an.

Mit Freuden haben die Athapasken das „Joch des Evangeliums" ergriffen. Richardson bezeugt es, daß die katholischen französischen Missionäre des Nordwestens das volle Vertrauen der Indianer besitzen und daß es den Protestanten nicht leicht wird, sich zwischen sie einzuzwängen. In der That sind heute, nach Petitots Versicherung, alle Athapasken Christen und Katholiken, doch möchte ich doch zu dem „alle" ein Fragezeichen mir gestatten. Sicherlich ist auch dieses Christentum, wenngleich es in die Sitten vielfach ändernd eingriff, nur ein sehr oberflächliches, denn der ehrenwerte Abbé, dessen Glaubenseifer ich in persönlichem Verkehre kennen zu lernen Gelegenheit hatte, teilt selbst manches aus der Gegenwart über die heidnische Religion seiner Pfleglinge mit. Darnach haben die Athapasken Kenntnis von einem guten, höchsten Wesen, das zahlreiche Namen führt. Hieran schloß sich die Verehrung der Tiere; je nach den Dialekten heißen die Tierfetische „Elkinsi", „Ellone", „Allonon". So betrachten die Hasenindianer und Loucheux den Moschusochsen mit Verehrung und nehmen an, daß sein Kot eine Medizin ist, die unverwundbar macht. Die Athapasken des Felsengebirges erzählen dasselbe vom Hunde. Neben diesen Fetischen erkennen die Athapasken noch einen bösen Geist, der gleichfalls verschiedene Namen führt; sie haben große Furcht vor ihm und machen ihn zum Gegenstande ihrer Magie. Sie glauben auch an die Unsterblichkeit der Seele und an ein anderes Leben, an eine obere und untere Welt, mit welcher der Mensch durch Seelenwanderung in Verbindung steht. Namentlich gelten Kinder, die mit zwei Zähnen auf die Welt kommen, als bewohnt von der Seele eines bereits früher Lebenden. Endlich personifizieren sie alle Elemente, das Wasser, das Feuer, den Wind, die Flüsse, und geben vor, mit denselben durch Zauberkünste sich unterhalten zu können. Sie besitzen keinerlei Art von Kultus und ihre Religion bestand in der Ausübung verschiedener traditioneller Gebräuche. Auch einen regelmäßigen Priesterstand gibt es nicht unter ihnen. Wer Lust dazu fühlt, kann ein Medizinmann werden. Seine Funktionen bestehen in den bekannten Zaubergesängen zur Trommel und dem sonstigen Mummenschanz, wie wir ihn bei den Schamanen der Kenai näher kennen lernten. Auch die Bestattung der Toten war die nämliche; jetzt aber begraben sie dieselben nach europäischem Brauche.

Südlich und zum Teile östlich an die Athapasken reihen sich die

Algonkinvölker. Was zunächst den Namen Algonkin betrifft, so ist derselbe auf die ganze Gruppe von einem einzelnen, jetzt erloschenen Stamme

übertragen, welcher bei älteren Schriftstellern auch Algumenquini lautete. Die Gruppe von Völkern, welchen wir heute diese Kollektivbezeichnung beilegen, ist indes reich an Namen einzelner Stämme und dadurch räumlich ausgebreitet. Da ein großer Teil derselben in Britisch-Amerika lebt, wo die Indianer einer weit menschlicheren Behandlung sich erfreuen als in den Vereinigten Staaten, so treffen wir sie dort noch ziemlich in ihren geschichtlichen Wohnsitzen als nächste Nachbarn der Athapasken und Eskimo. Alle Algonkin sind und waren von jeher Nomaden, d. h. sie bauen nur wenig Boden an und ziehen in ihrem Verbreitungsbezirke nach Maßgabe der Jagd- und Fischereibedürfnisse umher. Doch darf man sich diesen Bezirk nicht als einen streng begrenzten vorstellen, sondern es fällt in denselben das Gebiet der Irokesenvölker hinein. Von den scharfen Zügen, den größeren Körperproportionen und der stärkeren Muskelentwicklung der letzteren stechen die Algonkin durch ihre flachere Gesichtsbildung, kleinere Statur und zarteren Extremitäten merklich ab. Auf sie beziehen sich die Schilderungen, die gewöhnlich von den Rothäuten Nordamerikas gemacht wurden, und unter diesen zeichnen sie sich namentlich dadurch aus, daß sie anthropophagen Gelüsten fröhnten und sogar jetzt dieselben noch nicht völlig überwunden haben. Alle Algonkinstämme gleichen einander sehr in Sitten und Gebräuchen, und ihre Sprachen, obwohl dialektisch verschieden, weisen auf eine gemeinsame Ursprungsquelle hin. Von den Algonkinidiomen sind jene der Mikmak, der Lenni-Lenape, der Krih und der Odschibwä näher bekannt; das ihnen zu Grunde liegende Prinzip ist das sogenannte polysynthetische oder richtiger das System der Einverleibung. Ein wesentlicher Charakter dieser Idiome, den sie aber mit andern Sprachen Amerikas teilen, ist der Mangel einer Unterscheidung zwischen subjektiven und possessiven Pronominalelementen. Die Algonkinsprachen kennen nur die letzteren und vermögen bloß Nominalformen zu bilden. (Fr. Müller, Der grammatische Bau der Alkonginsprachen, ein Beitrag zur amerikanischen Linguistik, in den Sitzungsber. d. philos.-histor. Kl. d. kais. Akad. d. Wiss. 1867. Bd. LVI, S. 132 ff.)

Unter allen Algonkin am nördlichsten lebt das Volk der Krih (Crees), zweifellos auch der größte Zweig dieser Familie. Ihr Gebiet erstreckt sich zwischen den Seen Athapaska und Winipeg im Norden und Süden und zwischen Hudsonsbai und den Felsengebirgen im Osten und Westen. Krih heißen sie die Engländer, die französischen Kanadier aber Knistinos, Knistenaux oder Christenaux; sie selbst nennen sich Naehiaok. Endlich kommen sie noch unter der Bezeichnung Eyiniwok vor. Sie sind ein Erobervolk, welches andere Stämme, namentlich seine nördlichen Nachbarn, die Athapasken, immer mehr und mehr zurückgedrängt hat, nachdem es durch die Kenntnis des Feuergewehres ein großes Uebergewicht erworben. Selbst heute noch herrscht, wie P. Petitot berichtet, bei den Hasenindianern eine merkwürdige Angst vor den doch durch fast 1000 km von ihnen getrennten Krih. (Bull. Soc. géogr. Paris 1880. Bd. XIX, S. 368.) Diese sind von mäßigem Wuchse, wohlgebaut, kupferfarbig mit schwarzem Haar, welches verschiedenartig geschnitten, mitunter aber auch lang getragen wird. Den Bart und die Haare vor allen andern Teilen ihres Körpers zupfen sich beide Geschlechter gerne aus. Ihr Auge ist schwarz, scharf und durchdringend, ihre Physiognomie angenehm. Sie gelten als thätig, gelehrig, fleißig und ehrlich, gastfrei und friedliebend, sind auch die der weißen Bevölkerung am meisten befreundeten Indianer. Mackenzie nennt sie im höchsten Grade gutmütig, wenn nicht ihre Natur durch den erhitzenden Einfluß geistiger Getränke verdorben wird, wie sie überhaupt in moralischer Rücksicht durch ihre Verbindung mit zivilisierten Nationen gelitten haben. „Außerdem hatten sie schon in ihrem

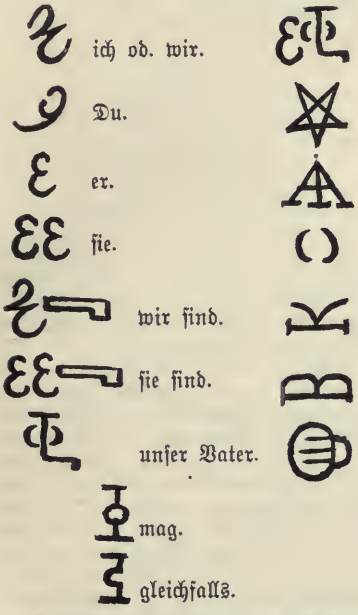
wilden Zustande ihre eigenen Laster, deren einige für kultivierte und nachdenkende Menschen abschreckend sind. Ich brauche bloß zu bemerken, daß Blutschande und Sodomiterei unter ihnen herrschen." (Mackenzies Reisen von Montreal durch Nordwestamerika, S. 107—108.) Auch Keuschheit scheint bei ihnen für keine Tugend zu gelten, und Treue kein wesentliches Erforderniß zum ehelichen Glücke zu sein; denn ein Tausch der Weiber auf einige Zeit ist nichts Ungewöhnliches, und das Anerbieten ihrer Personen wird als ein notwendiger Teil der dem Fremden gebührenden Gastfreundschaft angesehen. In neuerer Zeit sollen die Krih bedeutende Kulturfortschritte gemacht haben und unter dem Einflusse englischer Missionäre an einigen Stellen sich eifrig mit Bearbeitung des Bodens beschäftigen. Auch haben sie aus sich selbst heraus lesen und schreiben gelernt in einer eigens für ihr Idiom angepaßten Zeichenschrift. Der Erfinder war freilich kein Krih, sondern der wesleyanische Missionär James Evans. (Pritchard, Natural history of man, Bd. II, S. 526—527.) In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts wurden die Krih durch Blattern, Masern und andere Krankheiten sehr dezimiert und nahmen bis 1818 an Zahl sehr ab. Nach einer neueren Schätzung wurde ihre Gesamtzahl noch auf 15,000 Köpfe angegeben. Zu den Krih gehören auch die Monsoni und Muskegon, dann die Naskapit (Nascopis oder Nescaupiindianer), welch letztere Unterkanada, richtiger das Innere von Labrador und Ungawa bewohnen; sie behaupten, ihr nationaler Name heiße so viel als „einer der aufrecht steht" und zählten in den fünfziger Jahren nur etwa 100 streitbare Männer. Sie glauben an einen höchsten Regierer der Welt und Urheber alles Guten, aber auch an ein böses Wesen und die verschlagenen Medizinmänner stehen fast in demselben Ansehen wie die Geister. Längst ehe das Tischrücken dem aufgeklärten und gebildeten Europa den Kopf verdrehte, wußten die Medizinmänner Labradors die Geheimnisse der unwillkürlichen Muskelbewegungen als einträgliches Gewerbe auszubeuten. Einer der christlichen Heidenbekehrer, der treffliche P. Arnaud, erzählte Prof. Hind, daß sich die Zauberer der Naskapit in ihre Lederzelte einschließen, dort etliche Minuten scheinbar regungslos sitzen und dann das Zelt in eine rückende und drehende Bewegung bringen. Je nach dem Rücken und Springen der Medizinhütte beantworten sie dann die Fragen, die an das Orakel gestellt worden sind. (Henry Yule Hind, Explorations in the Interior of the Labrador Peninsula. London 1863. 8°. Bd. II, S. 102.) Von allen Indianern, die Mac Lean kennen gelernt, haben die Naskapit am meisten Abneigung gegen Veränderung ihres Aufenthalts durch Reisen und viele derselben wurden alt, ohne daß sie auch nur ein einziges Mal einen Handelsposten der Weißen besuchten. Von den Franzosen wurden sie auch „Têtes de boule" genannt und P. Petitot vermutet, daß sie die Köpfe ihrer Neugebornen künstlich abrunden. (Bull. de la Soc. géogr. Paris 1880. Bd. XIX, S. 368—369.) Nach Hind aber bilden die Têtes de boule einen besonderen, wenngleich augenscheinlich nahen verwandten Volksstamm, welchen Blattern, Masern und Rum jedoch auf nur mehr dreißig Familien herunter gebracht haben. (Explorations in Labrador, Bd. I, S. 169, 275.) Die Benennung Skoffie oder Escopics, welche für die Naskapit manchmal angewendet wird, ist jedoch in Kanada ebenso unbekannt und auf Irrtum beruhend, wie jener der mit den Naskapit eng verwandten Nehiroirini als Scheschaputosch (Scheshapootosh). Es sind dies die unter dem Namen Montagnais, Mountaineers besser bekannten Bergindianer am Laurentiusgolf, welche jedoch nicht mit den Montagnais und Montagnards zu verwechseln sind, die wir als Abteilungen der Athapasken schon kennen lernten. Die Nehiroirini, deren jetzt etwa noch 1700 in Labrador umherstreifen, sind eifrige Karibujäger, welche zur Seßhaftigkeit nicht gebracht werden konnten. Katholische Missionäre, besonders Jesuiten, leben indes unter den Montagnais und haben nebst den christlichen Lehren die Kenntnis des Lesens und Schreibens allgemein verbreitet, und von dieser Kunst machen sie bisweilen einen sehr verständigen Gebrauch. Und doch, wo immer die höhere materielle Zivilisation die Kinder der Wildnis berührt, da wirkt sie — sage man was man wolle — wie mit einer tötlichen Ansteckung. Man sollte meinen unsere warmen und wohlfeilen Kleider müßten die Gesundheit und Behaglichkeit der Rothäute beträchtlich gesteigert haben. Aber alles schlägt ihnen zum Verderben aus. Ehedem pflegten sie sich mit Robbenöl vom Kopf bis zum Fuß zu salben. Dadurch wurden sie gegen Hitze und Kälte weniger empfindlich, vertrugen Regen und Feuchtigkeit leichter und entgiengen weit mehr den Quälereien der Moskiten, der Schwarzfliegen und des andern Ungeziefers. Seitdem sie sich das Salben abgewöhnt und europäische Kleider angelegt haben, sind sie den Geruchsnerven ihrer Mitmenschen zwar weniger lästig geworden, aber dafür leiden sie an Erkältung, Influenza und sterben wie die Fliegen an

der Küste. Uebrigens werden mit dem generischen Namen Montagnais oft alle Algonkinstämme bezeichnet, welche in den weiten Strecken von Labrador bis ins Rupertsland nomadisch umherstreifen und von Fischfang im Sommer, von Jagd im Winter, hauptsächlich aber von einem kleinen Pelzhandel mit den Posten der Hudsonsbaigesellschaft ein elendes Dasein fristen. (Ch. de Lamothe, Cinq mois chez les Français d'Amérique. Paris 1879. 8°. S. 111—114.)

Auch auf Neufundland, dann in Neubraunschweig giebt es Rothäute der Algonkinfamilie und zwar verschiedene Zweige der Abenaki oder Wapanachki, als aber Francis Duncan, ein englischer Artillerieoffizier, in der Umgebung von Halifax die erste Rothaut sah, war es ihm, schreibt er, als ob er eine Ohrfeige empfienge. Mit einem Cooper'schen Ideale im Kopfe entdeckte er, daß sein „letzter der Mohikaner" erstens keine Adlerfeder im Skalp führte, zweitens, daß seine Gegenwart schon in mäßiger Entfernung auf einen sehr empfindlichen Sinn des Menschen wirkte, drittens daß er Beinkleider trug, die zwar sehr niedrigen Ranges, doch aber echte Zivilisationsbeinkleider waren, ferner, daß er sich zur bessern Erwärmung des Schmutzes bediente, und vor allen Dingen eine höchst unromantische Begierde sowie einen höchst unauslöschlichen Durst nach besseren Getränken zeigte. (Duncan, Our garrisons in the West, or sketches in british North America. London 1864. 8°. S. 45—46.) Die Rothäute Neuschottlands werden übrigens sehr bald nur noch in den anthropologischen Kabineten existieren. Sie gehören ihrer Abkunft nach zu den einst mächtigen Mikmak und beanspruchen zur römisch-katholischen Kirche gezählt zu werden; doch hat man sie nie dahin gebracht, Ackerbau, Viehzucht oder ein Handwerk zu treiben; sie sind und bleiben was ihre Ahnen gewesen: Fischer und Jäger. Nur eine kaum 500 Köpfe zählende Abteilung, welche am Restigouchefluss in Unterkanada ansäßig ist, soll nach Professor Hind befriedigende Fortschritte in der Kultur gemacht haben. (Explorations in Labrador, Bd. I, S. 6.) Die älteren französischen Schriftsteller nannten sie Souriquois, und die Missionäre Gaspesiens, weil sie zuerst bei Gaspe in der Chaleursbai von Jacques Cartier 1534 getroffen wurden. Ihre Nachbarn heißen sie Salzwasserindianer, weil sie gern an der Küste hausen. Sie sind dermalen außer Neuschottland auch über das nördliche Neubraunschweig, Kap Breton, Neufundland, Prinz Edward-Insel und Gaspe zerstreut. Große Freude können die Freunde der Indianerzivilisation an ihnen nicht haben; ihr Fortschritt ist überall nur ein äußerst langsamer; manche wohnen, obwohl christianisiert, immer noch in dem altherkömmlichen „Wiguam" und fangen nur langsam an ihr nomadisches Leben aufzugeben; jene in Neubraunschweig sind alle arm, faul, verschmähen jede Arbeitsgelegenheit, leben aber friedlich, wenn ihnen der Branntwein fern gehalten wird. Die ihnen zugeteilten Reserven bleiben beinahe unbenutzt. (Globus, Bd. XXXII, S. 76—77.) Rechnet man alle diese Indianer zusammen, so erhält man immer noch eine Gesamtziffer von beiläufig 3600, was nicht weniger ist als zur Zeit der Besiedlung Kanadas durch die Franzosen vor fast 280 Jahren. Diese Mikmak, damals Sonnenanbeter, sind wohl die ersten Amerikaner, welche den Boden Europas betraten, denn als Proben der Erzeugnisse der neuen Welt brachten Cabot 1497, Aubert 1508 und Cartier 1534 junge Indianer mit, welche durch Verrat in ihre Hände gelockt worden waren und wahrscheinlich diesem Stamme angehörten. Auch sei noch erwähnt, daß sich bei ihnen eine Hieroglyphenschrift vorfand, und zwar die reichste, welche man von nordamerikanischen Indianern kennt. Durch Le Clerq verbessert und ausgebildet, ist dieses Schriftsystem noch heute in Uebung und vor wenigen Jahren ist zu Wien ein Buch in demselben erschienen. Als eine andere Merkwürdigkeit, welche zu viel unnützen Kontroversen Anlaß gegeben hat sowohl in älterer Zeit als selbst noch auf den modernen internationalen Amerikanistenkongressen, verdient der Umstand verzeichnet zu werden, daß bei den Mikmak der Chaleursbai die ersten Entdecker das Kreuz im Gebrauch fanden. Herr E. Beauvais will darin die letzten Spuren des vom X. bis XIV. Jahrhundert durch die normannischen Entdecker Nordamerikas gepredigten Christentums erkennen (Annales de philosophie chrétienne. April 1877, S. 284 ff.), und diese Möglichkeit ist wohl nicht gänzlich abzuleugnen, doch bleibt es andererseits nicht minder wahr, daß das Kreuz als ein ganz altes, vorchristliches und weitverbreitetes Zeichen nachgewiesen worden ist. (Siehe darüber: Congrès international des Américanistes. Luxemburg 1877. Bd. I, S. 227—235.) Verwandte der Mikmak sind die Penobscot und Passamaquoddi oder Mareschit an den gleichnamigen Flüssen in Maine; so nennt man jetzt nämlich die zurückgebliebenen Reste des Stammes der eigentlichen Abenaki oder Canibas, welche von den Ufern des Kennebec nach Kanada ausgewandert sind. Die Dialekte dieser drei letztgenannten Stämme stehen einander be-

greiflicherweise sehr nahe, so sehr, daß die Individuen sich gegenseitig leicht verständigen können, während dies mit dem Idiom der Mikmak nicht der Fall ist.

Alle Völker, welche längs der amerikanischen Ostküste nach Süden hin bis Kap Hatteras von älteren Reisenden aufgezählt werden, gehörten zu dem Stamme der Lenni-Lenape. „Renappi" oder „Lenape" heißt in ihrer Sprache Menschen, und alle Stämme — es war deren eine beträchtliche Anzahl — redeten eine und dieselbe Sprache. Sie bildeten den Fünfvölkerbund der Delawaren, — wie die Angloamerikaner ihn nannten — welcher auch die Mohegan, eigentlich Muhhekanew, einschloß. Es sind dies die durch Coopers Roman berühmt gewordenen Mohikaner. Wie diese sind fast alle Zweige dieser Lenni-Lenape dermalen ausgestorben, jedoch nicht ohne der Länderkunde zahlreiche heute noch lebende Namen, wie Massachusetts, Connecticut, Alleghany, Savannah, Mississippi ja sogar der europäischen Sprachen manche jetzt geläufige Wörter und Redensarten hinterlassen zu haben: z. B. Wigwam, Tomahawk, Pow-wow, Sachem, Sagamore, Squaw, Pappoose, Wampun, Mokassin: auch die Wendungen: „auf dem Kriegspfade wandeln", „die Friedenspfeife rauchen", „die Streitaxt begraben", sind aus den Idiomen dieser östlichen Algonkin in die unsrige übergegangen. (Alb. S. Gatschet, Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas. Weimar 1876. 4°. S. 145.) Die letzten Reste der Lenni-Lenape zogen sich aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen gutwillig immer mehr zurück, zuletzt in das Indianerterritorium westlich vom Mississippi, wo sie sich noch befinden, freilich in sehr zusammengeschmolzener Zahl. Das Verzeichnis der 1876 auf den Reservationen lebenden Indianern führt ihrer noch 111 an, doch lebten andere außerhalb derselben; 1863 soll es im ganzen ihrer 1074 gegeben haben. Sie scheinen ziemlich zivilisiert worden zu sein, sind durch Baptisten, Methodisten und mährische Brüder zum Christentume bekehrt und haben völlig europäische Kleidung und Sitten angenommen. Obwohl ziemlich indolent, sollen sie im Ackerbau doch einige Fortschritte gemacht haben. Einige rührigere Farmer haben mehr als 400 ha unter dem Pfluge, andere stehen in Handelsverbindungen, die bis an die Grenzen Kaliforniens reichen. Nach dem Jahre 1866 erlaubte ihnen ein Gesetz, amerikanische Bürger zu werden, wovon auch die meisten Gebrauch machten und damit aufhörten, ein besonderer Stamm zu sein. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Zweigen der Lenni-Lenape waren schon längst verwischt; man kannte offiziell nur noch Delawaren; jetzt sind auch diese aufgegangen in dem großen Völkergemengsel der Union, in welchem sich ihre Spuren fürderhin nicht mehr verfolgen lassen.



Schriftzeichen der Mikmak, eines zur Algonkinfamilie gehörigen Indianerstammes.

Im Norden des in den Ohio sich ergießenden Cumberlandflusses bis an den Kentucky und den Ohio selbst saß zuletzt das jetzt auf kaum 1000 Köpfe zusammengeschmolzene Volk der Schahni (Shawnee) oder Schawona. Als Nachbarn der Lenni-Lenape am atlantischen Ozean in Newjersey und Pennsylvanien waren die Schahni mit die ersten, die dem siegreichen Vordringen der vom Sonnenaufgang über das Meer kommenden Zivilisation weichen mußten. Jetzt leben ihre spärlichen Reste auf zwei Reservationen im Indianerterritorium, jedoch, wie man sagt, in glücklichen Verhältnissen. Sie sind intelligent und haben ein sehr anständiges Benehmen. Balduin Möllhausen, welcher 1853

am Kanadianflusse mit Schahni zusammentraf und damals ihre Zahl noch auf 1400 schätzte, schreibt ihnen einen großen Hang zu Jagd und Abenteuern zu. „Die Zeit, während welcher sie nicht an ihre Wirtschaft gebunden sind, verbringen sie gewöhnlich auf Jagdzügen. Zu zweien oder dreien ziehen sie weit in das Gebiet der Keiowä und der ihnen feindlichen Komantschen, um den zottigen Bison und die schön gezeichnete Antilope zu jagen, und ihre Packpferde kehren, mit gedörrtem Fleische beladen, nach monatelanger Abwesenheit wieder zu den Ihrigen heim." (Möllhausen, Wanderungen durch die Prairien und Wüsten des westlichen Nordamerika vom Missisippi nach den Küsten der Südsee. 2. Aufl. Leipzig 1860. 8°. S. 45.) Sie waren übrigens von jeher ein Wandervolk gewesen und hinterließen ihren Namen an vielen Orten auf der Karte. Eine gewisse Verwandtschaft bestand wohl zwischen ihnen und ihren nordwestlichen Nachbarn, den Illinois zwischen dem Wabasch und dem Missisippi, welche dem heutigen Unionsstaate seinen Namen gaben. Sie zerfielen in mehrere Unterabteilungen, wie die Peoria, Kaskakia, Piankaschah (Pinkeshaws), von welchen allen heute noch schwache Reste leben, die jedoch ebenfalls nach dem großen Tintentopf der Union, genannt Indianerterritorium, auf die Quapawreservation, verbracht worden sind. Nördlich von den Piankaschah saßen die jetzt auch nach dem Indianerterritorium übersiedelten Kikapu (Kickapoos), 1876 noch 621 Köpfe stark, die Witz mit Tapferkeit verbanden, denn als Probe von ersterem erzählt Richard F. Burton, der große Reisende und Entdecker, die Anekdote, daß sie ausgerufen haben sollen, als sie die erste Krinoline erblickten: seht, da geht ein Wigwam spazieren. (Burton, The City of the Saints and across the Rocky Mountains to California. London 1862. 8°. S. 25.) Wigwam ist bekanntlich die der Form nach wechselnde Hütte der nordamerikanischen Indianer, meist aus Baumrinde gefertigt und mit Fellen überzogen. Jene der Kikapu sieht einem kleinen Heuschober ähnlich. Wir nennen ferner die Miami, von welch letzteren außer 97 in der Quapawreservation lebenden sich noch an 350 Köpfe zerstreut im Staate Indiana herumtreiben. Dieses kriegerische Volk, welches einer ansehnlichen, ureigentümlichen Gesittung sich erfreute, konnte 1670 angeblich noch 8000 Streiter ins Feld stellen. Seither sind sie auf die obige Ziffer zusammengeschmolzen, obwohl die Baptisten sich alle Mühe gaben, sie zu „retten". Die Sax (Sawkis, Saques) und die Foxes oder Ottogami (Outtagaumie), welche eine und dieselbe Sprache reden, zusammen auch Ein Volk bilden und in der Gegend des untern Wisconsin wohnten, sind nahe Anverwandte der Kikapu und sollen auch nach einer einheimischen Tradition mit den Schahni zusammenhängen. Im Jahre 1832 führten diese Indianer im Vereine mit den Winnebago den nach ihrem Hauptführer Black Hawk (Schwarzer Falke) benannten Krieg gegen die Kolonisten in Illinois, was die Regierung veranlaßte, sie von Wisconsin nach ihren jetzigen Reservationen im Indianerterritorium und in Nebraska zu verlegen, wo sie unter allen dort ansässigen Rothäuten die schlechteste Verwaltung haben. (Globus, Bd. XVII, S. 238.) Ihre Zahl, 1825 noch über 6400 und 1853 noch 2373 betragend, ist seitdem in Nebraska auf 88 herabgesunken, während im Indianerterritorium die Ausweise von 1876 noch ihrer 750 aufführen. Sie sind ein kräftiger Menschenschlag, welcher sich weigert, die Sitten der Weißen anzunehmen und es vorzieht, auf seinen Büffelgründen zu bleiben und dort seine Jahrgelder zu verzehren. Eine kleine Abteilung aber von 317 Köpfen, müde von einer Reservation zur andern geschickt zu werden, kaufte 1867 Ländereien in Jowa an, welche sie bearbeiten; auch verdingen sie sich als Feldarbeiter, als welche sie sich sehr tauglich erwiesen; sie sind dadurch fleißig geworden und vermögen sich selbst zu unterhalten.

Um die großen Seen herum wohnt das selbst heute noch zahlreiche Volk der Odschibwä oder Chippeways, welche letztere Benennung ich indes vermeide, um Verwechslungen mit den athapaskischen Tschippeweyan vorzubeugen. Aus den Listen für 1876 rechne ich eine Kopfzahl von 24,811 Odschibwä heraus, zu welchen aber noch jene kommen, die sich in der Kanadadominion aufhalten; im Jahre 1871 gab es ihrer dort an 3500. Hr. Charles de Lamothe will, ohne weiteren Quellennachweis, ihre Gesamtzahl in Kanada und den Vereinigten Staaten gar mit fast 40,000 beziffern, was wohl zu hoch gegriffen ist; wichtiger ist, daß, wie er mitteilt, diese Odschibwä sich keineswegs in Abnahme befinden. (Cinq mois chez les Français d'Amérique, S. 181.) Sie sind groß, gut entwickelt und von vorteilhaftem Aussehen, dabei tapfer, erfahrene Jäger und geneigt zu Abenteuer. Ihr Zentralpunkt ist La Pointe, doch leben sie in zerstreuten Banden in den Staaten Michigan, Wisconsin, Minnesota und Dakota, zum größeren Teile auf Reservationen, zum kleineren frei umherziehend. Katholiken und Methodisten, Episkopale und Presbyterianer haben seit lange Missionen bei den Odschibwä errichtet: alle Versuche,

Scheyenne-Häuptling.

sie zu zivilisieren, sie von ihrem Kriegs- und Waldleben ab und der Industrie und dem geistigen Fortschritte zuzuwenden, sind in den Vereinigten Staaten fehlgeschlagen. Ackerbau und Künste verachten sie, ohne indes Mangel an geistiger Begabung zu besitzen. Die genannten christlichen Konfessionen haben alle Proselyten unter ihnen gemacht, und aus den Reihen der letzteren sind sogar zwei einheimische Geschichtsschreiber, George Copway und Peter Jones hervorgegangen. Die meisten freilich sind bis zur Stunde Heiden geblieben. Die kanadischen Odschibwä bessern sich dagegen stetig, was Moralität und Zivilisation anbetrifft, leiden in keiner Weise Not und vermehren sich mit Ausnahme der Stammfamilie von Saugeens. (Globus, Bd. XXXII, S. 76.) Sitten, Gebräuche und Legenden der alten Odschibwä, ja selbst ihre harmonische Sprache sind besser bekannt als jene irgend eines andern Indianervolkes und haben in Schoolcraft und anderen eifrige Verbreiter gefunden. Zu den Odschibwä gehören auch: die intelligenten Pottowatomi (Potewatami), im ganzen etwas mehr denn 2000 Köpfe, welche am Oberen See in Michigan, in Kansas und mit ihrer Hauptmasse (1600 Köpfe) im Indianerterritorium leben; sie haben Schulen und Missionskirchen, sind aber zum Teil von der Jagd abhängig; ferner die Ottawa, von welchen ein geringer Bruchteil in die Auswanderung nach dem Indianerterritorium willigte, während der Hauptstock des Volkes, mehr denn 4000, in Michigan zwischen dem Michigan- und dem Huronensee unter dem Einflusse von katholischen und verschiedenen protestantischen Missionen verblieb; ihrer mehr denn 1000 leben auch auf kanadischem Gebiete, besonders auf der Insel Manitulin. Endlich sind noch hierher zu rechnen die Missinsig am Nordostende des Ontariosees und die Saulteux am Nordostufer des Huronensees. Ich will indes bemerken, daß die französischen Kanadier den Namen Saulteux oder Salteaux verschiedenen Stämmen jener Gegend beigelegt haben, unter andern dem ganzen Odschibwävolke überhaupt. Man unterscheidet Salteux des bois und Saulteux de marais oder Maskegon. Erstere sind meistens groß, gut gewachsen, intelligent, eifersüchtig auf ihre wilde Unabhängigkeit, stolz und reserviert im Benehmen, dabei aber sanft, gastfreundlich und weitaus moralischer als die Saulteux de marais. Die oberste Gewalt übt ein aus freier Wahl hervorgegangenes Oberhaupt, dessen Befehle ziemlich pünktlich befolgt werden. Von dem gefährlichen „Feuerwasser" haben sie sich bisher fern zu halten gewußt. (Lamothe, Cinq mois chez les Français d'Amérique, S. 230—231.) Auch Paul Kane stieß in der Nähe des Regensees, nordöstlich vom Oberen See, auf eine Bande Saulteaux, die ein Zweig der Odschibwä waren. Diese Leute wurden aber von den Rothäuten für „Windigo", d. h. Menschenfresser gehalten, und nach dem allgemeinen Aberglauben gehört nichts weniger als eine silberne Kugel dazu, um einem Windigo das Leben auszublasen. Man erzählte Kane einen gutverbürgten Fall, daß zwei Windigo, Vater und Tochter, aus Hungersnot sechs ihrer Verwandten verspeist hätten. (Kane, Wanderings of an artist among the Indians of North America, S. 58—59.) Die Windigo werden von allen Indianern der Umgegend mit Abscheu und Entsetzen betrachtet, denn sie meinen, daß, wer einmal Menschenfleisch gekostet, ferneren Versuchen nicht mehr widerstehen werde. Vor solchen Personen hütet man sich wie vor der Pest. Ihre Hütten müssen sie abseits bauen und Kinder werden sorgsam von ihnen entfernt. Sonst geschieht den Windigo kein Leid, sondern man ist eher geneigt, ihre Verirrung zu bemitleiden, zu der übrigens in allen bisherigen Fällen nur die äußerste Hungersnot getrieben hat. Daß solche Ausnahmsfälle die Beschuldigung der Anthropophagie für die Rothäute nicht zulassen, ist jedoch nicht so ganz richtig, denn früher wenigstens war der Kannibalismus bei den Odschibwä, Miami, Pottowatomi und überhaupt bei den Algonkin gewöhnlich. Bei einigen Stämmen war er allgemein, bei den Pottowatomi hingegen scheint er nur das Privilegium einer bevorzugten Gesellschaft oder Brüderschaft gewesen zu sein. (Andree, Verbreitung der Anthropophagie, S. 41.)

Der nordwestliche Stamm der Algonkin sind die Schwarzfüße (Blackfeet), ursprünglich zwischen den Forts des Saskatschewan, neuerlich aber südlich bis zum Marias River hinab sitzend und ihre Streifzüge nach Westen bis an die Zuflüsse des oberen Kolumbia ausdehnend. Sie bildeten erst in unserem Jahrhundert einen Bund von fünf Stämmen, zu welchen auch Nichtalgonkiner gehörten und der eine zeitlang allen Indianern furchtbar war. Diese „Sikskekuanak-Konföderation" zählte bis 1830 mehr als 30,000 Köpfe, dann brachen die Blattern aus; 1850 waren nur mehr 1500 Zelthütten mit ungefähr 10,000 Köpfen vorhanden. Sie bestehen aus vier Zweigen, und alle zusammen schätzte man 1870 auf etwa 7500 innerhalb der Vereinigten Staaten und etwa 6000 auf britischem Gebiete. Die Schwarzfüße sind zu allen Zeiten große Krieger gewesen und

seit lange treffliche Reiter, erhalten sich jedoch hauptsächlich durch Raubzüge. Sie begraben ihre Toten nicht. Den Krieger läßt man in vollem Schmucke in seiner Hütte und bringt vor deren Thüre dem Verblichenen zu Ehren ein Pferdeopfer. Ihr Kult des „Natous" oder der Sonne ist wohl bezeugt. Verwandt mit den Schwarzfüßen sind die kriegerischen, nomadischen und gleichfalls trefflich berittenen Arrapahu im Hochlande von Kansas, von den Schoschonen „Hundefresser", von den Kanadiern Dickbäuche, Gros-Ventres genannt, die größten Feinde der Bleichgesichter nach den teils im Indianerterritorium, teils in Wyoming sich herumtreibenden Scheyenne (Cheyennes, Chyennes), nur daß sie von ihnen mit allen Lastern sich haben anstecken lassen, während diese rein und nüchtern blieben. Die Scheyenne sind ein schöner Menschenschlag, größer als alle übrigen Indianer der Ebenen, die Osagen ausgenommen, reich an Pferden, die sie trefflich zu behandeln wissen. Dagegen sind die an ihnen gemachten Erziehungsversuche nicht sonderlich befriedigend ausgefallen.

Umschlossen von den Algonkin, den Lorenzstrom herab bis an den Huronen-, Ontario- und Eriesee und von da an zwischen den Algonkinstämmen bis an den Neuseefluß sich hinziehend, lag das Gebiet der

Irokesen, eines kräftigen Menschenschlags, dessen mittlere Körpergröße Topinard zu 1,735 m berechnet. (Revue d'Anthrop. 1876, S. 58.) Goulds Messungen an 808 Individuen ergaben, daß ihre oberen Glieder länger sind als jene der Europäer und selbst der Mulatten, nicht aber der Neger. (A. a. O. 1880, S. 147.) Der Name Irokesen stammt aus dem Französischen. Sie selbst nannten sich Hodenosauni oder Konoschioni, „das Volk des langen Hauses" und wurden von ihren östlichen Nachbarn, den Lenni-Lenape, mit dem Namen Mengwe bezeichnet. Ihr Name bezeichnet ursprünglich nicht ein einzelnes Volk, sondern einen Völkerbund (Irokesenbund), welcher bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fünf unter sich verwandte und ungemein kriegerische Stämme umfaßte, die im Gegensatze zu den wanderlustigen Algonkin von jeher dem Ackerbau oblagen und stadtartige Ansiedlungen besaßen.

Es sind dies: die Agmegue oder Ganeagaono, „das Volk mit dem Feuerstein", allgemeiner bekannt unter dem Namen der Mohawk; die Nundawaono, „das Volk des großen Hügels", bekannt unter dem Namen der Seneka; die Gueugwehono, „das Volk des schmutzigen Landes", bekannt unter dem Namen der Cayuga; die Onundaga oder Onondago, „das Volk auf den Hügeln"; und die Onayoteka oder Oneida, „das Granitvolk". Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts traten als sechstes Volk die im Süden des Neuseeflusses wohnenden Tuscarora in den Bund, daher man auch den Irokesenbund die „Fünf oder Sechs Nationen" nennt. Ueberaus zahlreich dürfen wir uns übrigens diese mit ihren Nachbarn in stetem Kriege lebenden Völker nicht vorstellen. Die Cayuga z. B. hatten, als die Franzosen mit ihnen bekannt wurden, bloß 300 Krieger, was für den ganzen Stamm etwa 1500 Köpfe ergiebt und die Gesamtzahl der Irokesen giebt Lewis Morgan, nach Gerlands Aussage, der genaueste Kenner ihrer Verhältnisse, für die Zeit um 1650 mit 20,000, und mit Hinzurechnung einiger ihrer Nachbarvölker im Staate Newyork auf 25,000 Köpfe an. Eine amerikanische Quelle (American Cyclopedia, Bd. IX, S. 413) sagt aber, daß zur Zeit ihrer höchsten Blüte die Irokesen nicht über 15,000 Köpfe zählten. Gegenwärtig, d. h. 1877, giebt es im ganzen 13,668 Irokesen, welche, wie Gerland darthut (Globus, Bd. XXXV, S. 328), ein stetiges Anwachsen zeigen; doch leben sie nicht alle beisammen, sondern sind zur Hälfte nach Kanada ausgewandert, während der Rest auf Reservationen in den Unionsstaaten Newyork, Wisconsin und im Indianerterritorium zerstreut ist. Indes hat man nur ihrer wenige auf das westliche Ufer des Mississippi hinübergeschafft (einen Teil der Seneka nach der Quapaw-Reservation im Indianergebiet und fast alle Oneida in die gleichnamige Reservation Wisconsins), das Gros der Irokesen befindet sich noch heute im Staate Newyork auf den Reservationen Cattaraugus, Tonawanda, Oneida, Alleghany, Onondaga und Tuscarora. Hier führen sie, eingepfercht wie sie sind, ein friedliches Dasein, diese ehemaligen Krieger, „deren Durst nach Ruhm nicht gelöscht werden wird, so lange noch

eine Brust säugt und die vor keiner Gefahr zittern. Sie haben nun längst ihren Tomahawk begraben und werden ihn niemals wieder aus der Erde nehmen." Jetzt sind sie alle Christen, Katholiken, Episkopale, Baptisten, Kongregationalisten und Methodisten, es hat aber schwer gehalten, sie zu einem zivilisierten Leben zu bringen. Indes ist es gelungen. Die Irokesen an den Ufern des Cattaraugus bilden jetzt ein thätiges, von Ackerbau lebendes Volk, das nicht nur Schulen, sondern eine Druckerei und Journale besitzt. Von den Lehrern ihrer Schulen im Staate Newyork ist ein Drittel Indianer, welche eine sorgfältige Vorbildung genossen haben, wie denn das Volk schon mehrere hervorragende Männer erzeugt hat, z. B. den Propheten und Heidenreformator Dr. Wilson, den Oberst Ely S. Parker, welcher in Grants Stab diente und Indianerkommissär wurde, dann den Tuscarora Cusick, welcher einen merkwürdigen Bericht über die älteste sagenhafte Geschichte der Irokesen schrieb. In Erziehung, Intelligenz, Wohlstand und Komfort des Lebens sind ihre Fortschritte durchaus beachtenswert. Sie besitzen ihre Iroquois Agricultural Society und halten gut besuchte Mäßigkeitsversammlungen ab; sie haben Mäßigkeitsvereine auf allen Reservationen und ein merklicher Fortschritt läßt sich nach dieser Seite hin nicht verkennen, wie sie auch sehr eifrig die Handhabung der Gesetze gegen die Branntweinverkäufer fördern. Die Seneka von der Alleghany- und Cattaraugus-Reservation haben seit etwa 30 Jahren eine Art von republikanischer Regierung mit einem Präsidenten, Parlament, Schatzmeister und Sekretär, die jährlich durch Abstimmung gewählt werden, ebenso ein Friedensgericht auf jeder Reservation, welches die Streitigkeiten zwischen Indianern schlichtet und über das Vermögen Verstorbener Bestimmungen trifft. Auch die Tuscarora, dieser ehemals so kriegerische Stamm, ist jetzt christlich und zivilisiert. Sie sind eine mächtige, fleißige, betriebsame Ackerbaubevölkerung, und ihre Ländereien, Produkte, Gebäude, Geräte brauchen den Vergleich mit den weißen Nachbarn nicht im mindesten zu scheuen. Ebenso werden die Oneida und die hauptsächlich von den Mohawk abstammenden Indianer von St. Regis auf der Grenze nach Kanada gelobt (Globus, Bd. XXXV, S. 329), wenn auch mit Einschränkungen.

Noch günstiger haben sich die Verhältnisse der kanadischen Irokesen gestaltet. Ihr Fortschritt auf dem Wege zur Zivilisation ist zwar ein langsamer, aber sicherer; ihre Sitten haben sich einigermaßen gebessert und Schulen arbeiten überall an der geistigen Hebung des roten Mannes. Dies gilt sowohl von den Six Nations, als den Oneida und Mohawk in der Provinz Ontario. Charles de Lamothe schildert die Irokesen von Caughnawaga als durchaus gesittet, völlig christianisiert und mehr denn halb französifiert. (Lamothe, Cinq mois chez les Français d'Amérique, S. 97.) Wohlstand und Zivilisation sind im Steigen. Die Mohawk haben ihre Reservationen an der Quintebai, sind 784 Köpfe stark und nehmen zu an Zahl und Gesittung. (Globus, Bd. XXXII, S. 75—76.)

Wenn auch gegenwärtig die Irokesen, wie sich zeigte, in einem Allgemeinzustande des Fortschritts und Gedeihens sich befinden, ja ihre Kopfzahl sogar anschwillt, so gilt dies doch nur von jenen Stämmen, welche vor dem Untergange bewahrt geblieben sind, und es läßt sich nicht bestreiten, daß mehrere ihrer früheren Stämme völlig zu Grunde gegangen sind. Dahin gehören namentlich die Attionondaron, welche am rechten Ufer des Lorenzostromes wohnten, die Eries im Süden des gleichnamigen Sees, die Andastes nördlich vom heutigen Pittsburgh in Pennsylvanien. Zum Irokesenstamme gehörten ferner die berühmten Huronen, im Norden des Ontariosees und am Ottawa- und Lorenzostrome bis über Montreal hinausreichend, sowie die Wyandot, nordöstlich von den vorigen, die ursprünglich bis an die Mündungen des Lorenzo sich hinabzogen. Obwohl sprachlich mit den Irokesen verschwistert, standen sie doch mit ihnen in beständigen Kriegen, welche sie fast völlig aufgerieben haben. Einige Huronen fanden Zuflucht unter den Petun, Neutres und Eries, mit denen sie sich vermischten. Das Schicksal eines anderen Teiles der Flüchtlinge wirft ein helles Licht auf den indianischen Gebrauch, sich in einen andern Stamm einverleiben zu lassen. Die Ueberlebenden in zwei Huronenorten eröffneten Unterhandlungen mit ihren Feinden, den Seneka, und wurden in die Senekanation aufgenommen. Und eine andre Schar machte sich unter der Leitung von Jesuitenmissionären nach Quebek auf und wurde später in dem Dorfe La Jeune-Lorette am St. Charlesflusse angesiedelt, wo ihre Nachkommen, stark mit europäischem Blute gemischt, noch leben, ein französisches Patois sprechen und aus dem sogenannten Indianerfonds unterstützt werden. Die Blutmischung hat, wie übereinstimmend Prof. Daniel Wilson (Nature, Bd. VI, S. 264) und Charles de Lamothe (Cinq mois chez les Français d'Amériqne, S. 62) bezeugen, fast ganz die ursprünglichen charakteristischen Eigenschaften der Huronen von Loretto verwischt, und es ist ethnologisch völlig unzulässig, diese fran-

zösisch-indianischen Mestizen noch als Huronen zu bezeichnen. Es ist einfach ein Mischvolk, in welchem das Europäertum immer mehr die Oberhand gewinnt, ein Aufschlürfungsprozeß, dem ja der rote Mann in Amerika weit mehr als dem wirklichen Aussterben unterliegt, der aber in seinen Wirkungen diesem völlig gleichkommt. Außerhalb des Dorfes Loretto giebt es nur noch zwei anerkannte Gruppen von Huronen, einen von 76 Köpfen in der Grafschaft Essex im Süden der kanadischen Provinz Ontario, und eine zweite von 247 Personen auf der Quapawreservation im Indianerterritorium der Vereinigten Staaten, wo sie als Wyandot bezeichnet werden. (Globus, Bd. XXXVI, S. 144.)

Westlich und südlich von den Algonkin, im Westen auf den Grasfluren bis ans Felsengebirge und im Süden bis an die Mündung des Arkansas in den Mississippi reichend, nordwärts aber bis an den Saskatschewan haust eines der größten und zahlreichsten Indianervölker Nordamerikas, nämlich der Stamm der

Dakota, besser bekannt unter dem Spottnamen Sioux (sprich Sû). Nach andrer Lesart hat der Name Sioux folgenden Ursprung: die Odschibwä nennen die Dakota Nadoessi, woraus die Franzosen Nadowessier, Naudowesioux und durch Abkürzung Sioux machten. Naudowesioux heißt zu deutsch Halsabschneider, und bei allen Prairiestämmen wird der Sioux pantomimisch dadurch bezeichnet, daß man mit der Hand an der Kehle hinfährt. Der Name Dakota kommt in sehr verschiedener Schreibweise vor. Die Stämme selbst bezeichnen sich als Otscheanti Tschakon und dies bedeutet soviel wie „die sieben Ratsfeuer", den sieben Völkern entsprechend, aus denen sie, ähnlich den Irokesen, bestanden. Im Jahre 1872 schätzte man die Kopfzahl der in den Vereinigten Staaten, zum Teil in Reservationen angesiedelten, zum Teil aber auch frei umherziehenden Dakota auf 59,377, jene auf britischem Gebiete auf weitere 1000. Neuerdings, 1876, wird ihre Zahl von Oberst Albert G. Brackett bloß mit 49,537 angegeben, von welchen 39,700 in Dakota, 10,000 in Montana und 6300 in Wyoming sich aufhalten. Alle Dakota bilden eine Konföderation, unter sich aber sind ihre Stämme von einander unabhängig. Jeder führt den Krieg nach seinem Gefallen und faßt für sich über seine Angelegenheiten Beschlüsse. Nur dann, wenn es darauf ankommt, über eine die ganze Nation interessierende Sache Beschluß zu fassen, vereinigen sich die Stämme zu einer allgemeinen Beratung, in welchem Falle jeder Stamm einen ihn repräsentierenden Abgeordneten in den Wald schickt, wo man übereingekommen ist, sich zu versammeln. Ist der Beschluß von einiger Wichtigkeit und aufbewahrenswert, so schneidet oder haut man mit Messer oder Axt in einen Baumstamm Hieroglyphen, die sich auf den Gegenstand der Beratung beziehen, und jeder Stamm setzt das Siegel oder Wappen seines Stammes darauf. Noch heute gehören die tapferen, kriegerischen Dakota zu den gefürchtetsten Indianern, die der Kultur sehr unzugänglich sich zeigen, obwohl vor zweihundert Jahren französische Missionäre sie besuchten und in der Zivilisation weiter förderten denn irgend ein andrer Stamm im Nordwesten gelangte. Sie sind recht eigentlich der Typus eines Prairievolkes, und der große englische Reisende Richard Burton bezeichnet sie entschieden als Wilde. Obgleich in Reservationen gebracht, sind doch nur wenige von ihnen ansäßig, meist leben sie noch von der Jagd, zum Teile vom Pelzhandel. Ihrer Ueberlieferung zufolge kamen sie von Westen, also vom

Stillen Ozean, in ihre jetzigen Wohnsitze, und in ihrer Sprache hat man auch mehr denn in jeder andern amerikanischen Aehnlichkeiten mit dem Mongolischen zu finden geglaubt. Nähere Nachforschung und Vergleichung kommen aber zu ganz anderen Resultaten. Allerdings zeigen manche Sätze eine Einfachheit, wie man sie an amerikanischen Sprachen nicht gewohnt ist und wie sie nur in irgend einer Sprache der alten Welt vorkommen kann. Betrachtet man indes die Sache genauer, so findet sich, daß das Dakota nichtsdestoweniger den Charakter der amerikanischen Sprachen bewahrt. Der Unterschied liegt hauptsächlich darin, daß die einzelnen Bestandteile ihrer Wörter bei deren Zusammensetzung weniger Veränderungen unterworfen sind und daher selbständiger erscheinen, als dies bei andern amerikanischen Idiomen der Fall ist. Endlich spielen in Dakota die Präfixe eine große Rolle, während die Sprachen des altaischen Stammes gerade durch den gänzlichen Mangel aller Präfixe sich charakterisieren. (H. C. von der Gabelentz, Grammatik von der Dakotasprache. Leipzig 1852. 8°. S. 8 bis 9.)

Häuptling der Dakotaindianer.

Die Dakota zerfallen nach Burton, wie schon oben angedeutet, in sieben Hauptbanden; es sind dies:

1) Die Mdewakantonwan oder Minowa Kantong, die Gens du lac der Kanadier; sie reichten früher von Prairie du Chien des Français bis zum Petersriver, sind jetzt weiter nach Westen gezogen, gelten für die allertapfersten unter den Sioux und haben seit Menschengedenken Todfehde mit den Folles Avoines oder Menomonies, welche für die Tapfersten unter den Odschibwä gelten; 1850 zählten sie 2000 Köpfe.

2) Die Wahpetonwan oder Wahkpatoan; es sind die gens des feuilles, früher an den kleinen Stromschnellen des Minnesotaflusses, jetzt am Lac qui parle und am Bigstone River; 1000—1200 Köpfe; sie bauen etwas Mais.

3) Die Wahpekute oder Wahkpakotoan, auch gens des feuilles tirées oder Leaf shooters, westlich vom Des Moines-, Canon- und Blue Earth River; 1850 nur etwa 600 Köpfe.

4) Die Sisitonwan oder Sisitoan, auch Sussitong, jagten früher auf den weiten Prairien am Mississippi bis zum Raven River, jetzt am Traverse Lake und am Coteau des Prairies; etwa 2500 Köpfe.

Diese vier Stämme bilden die Mississippi- und Minnesota-Sioux. Einige Individuen derselben sind zwar seßhaft geworden, verkümmern aber dabei allmählig; die meisten sind wild geblieben, und die Ansiedler im nördlichen Jowa und in Minnesota wissen viel von ihnen zu erzählen. Dr. W. H. Gardner lernte die Wahpetonwan und die Sisitonwan näher kennen. Sie sind noch außerordentlich roh. Ueber ihre Sprache, die nur wenig von denen der übrigen Dakotastämme abweicht, sind bereits ein oder zwei Wörterbücher veröffentlicht. Polygamie ist bei ihnen vorherrschend. Das Christentum, das einige von ihnen in der letzten Zeit angenommen haben, bildet zusammen mit früheren religiösen Vorstellungen eine sonderbare Mythologie. In ihren grausamen Instinkten sind sie noch echte Indianer; fast alle sind bedeckt mit selbstbeigebrachten Brand- und Schnittnarben, während sie anderseits gegen Schmerz in Krankheiten nur sehr wenig widerstandsfähig sind. In allem technischen Können sind sie sehr heruntergekommen; die Töpferkunst haben sie seit ihrer Bekanntschaft mit den Weißen vollständig vergessen. Um ihre Nahrung zu kochen, graben sie ein Loch in den Boden, kleiden es mit einem frischen Tierfell aus, setzen Wasser und das zu kochende Fleisch hinein und kochen nun mit heißgemachten Steinen. Sie sind ungemein gefräßig und in bezug auf das was sie essen, nichts weniger als wählerisch. Die Männer sind leidenschaftliche Spieler, die alles, Frauen und selbst Pferde nicht ausgenommen, aufs Spiel setzen. Infolge schlechter Behandlung kommen Selbstmorde unter den Weibern häufig vor. (Ann. Rep. of the Smithson. Institution 1870, S. 369—373.)

5) Die Janktonwan oder Janktoan (d. h. Dorf am Ende), auch wohl „die erste Nation" Wichiyela genannt. An der Mündung des Big Siouxflusses zwischen diesem und dem Missouri bis zum Fort Lookout; 1851 etwa 2400 Köpfe; 1861 etwa an 2900. Sie sind nun arm, weil keine Büffel mehr kommen.

6) Die Janktonwanna oder Janktoanna zwischen dem James und dem Missouri nördlich bis zum Teufelssee; 1876 etwa 7500 Köpfe, eine Plage für die Ansiedler in Dakota und in mehrere Unterstämme zerfallend.

7) Die Titonwan oder Teton („Dorf der Prairien") nordwestlich bis zum 106. Meridian w. v. Gr. Sie bilden fast die Hälfte aller Siouxstämme, weit über 12000 Köpfe, sind durch Heiraten mit den Scheyenne befreundet und auch mit den Arikari; mit den Pahni und Krähenindianern lebten sie in Fehde, haben aber auch nur mit den letzteren sich vertragen und haben die Weißen mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht. Alle sind vortrefflich beritten. Auch die Titonwan besitzen sieben Unterabteilungen. (R. Burton, The City of the Saints, S. 116—120.)

Indem er einige dieser Unterabteilungen zu dem Range selbständiger Gruppen erhebt, gelangt Oberst Brackett zu zwölf Stämmen der Dakota. Es sind dies die: Ogalalla (dünne Hemden), Ishango oder Brulé (Feuermacher), Yankton, Minnecoujou (die am Wasser Wohnenden), Uncpapa, Yanktonnais (Pfeilschützen), Cut Heads, Santees, Tetons (spitze Häuser), Sissetons und Warpetons (Theetrinker), Ohanapa (Zwei Kessel). Im Norden gehören zu den Sioux noch die Se-ash-ha-pa oder Schwarzfußindianer (so genannt nach den schwarzen Mokassinen, die sie tragen). Was den körperlichen Typus der Dakota anbelangt, so haben die Männer etwas mehr als die Mittelgröße, ihre Stirn ist mäßig flach, das Hinterhaupt fällt steil ab. Hautfarbe verschieden, bei manchen, namentlich an Teilen, die durch die Kleidung bedeckt sind, kaum dunkler als bei brünetten Europäern, bei andern dagegen tief bronze- oder kupferbraun. Hände und Füße sind schlank und zierlich; körperliche Verunstaltungen durch Krankheit kommen äußerst selten vor. Die Weiber sind kurz, gedrungen, sehr muskelkräftig und ausdauernd, früh reif (Mütter mit 13 und 14 Jahren). Die Gesichtszüge der Sioux sind roh und plump. Nase groß und breit, Augen schwarz, Wangenbein hoch, Lippen dick und plump, Ohren groß, Haar sehr grob und straff; Augenbrauen und Barthaar werden sorgfältig ausgezogen. Ihr Gesichtsausdruck ist gewöhnlich freundlich; bei Versammlungen jedoch, die sie sehr lieben, sind sie übertrieben würdevoll. Brackett lernte speziell die Ogalallas kennen, die in der Nachbarschaft der Red Cloud Agency in Nebraska wohnen. In der Umgegend dieses Platzes befanden sich 1876 8000 Sioux. Sie wohnen in zeltartigen Hütten aus Leinwand oder Büffelfellen, die bald einzeln, bald dörferweise zusammenstehen; die Hütten sind konisch, die Wand wird durch ein konvergierendes Astgerüst gestützt; oben ist ein Loch gelassen zum Abzug des Rauches; der Eingang wird durch eine Art Vorhang geschlossen. Die Feuerstelle ist in der Mitte, unterhalb des Rauchloches. Früher war die Hauptnahrung dieser Indianer Büffel- und Hirschfleisch; seit sie unter der Aufsicht der Agencies stehen, leben sie von Rindfleisch, Mais und Mehl; sie sind große Freunde von

Tabak, Kaffee und Zucker. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil, Pistolen und ausgezeichnete Hinterladerbüchsen; zur Jagd ziehen sie Pfeil und Bogen, im Krieg Feuerwaffen vor. Die Kleidung wird aus Büffelfellen verfertigt, auf deren glatte Außenseite in sehr roher Ausführung die übertriebensten Heldenthaten aufgemalt werden. Die Lederhosen werden mit Fransen, die Lederröcke und die blauen wollenen Tücher mit reichlichem Perlenschmuck verziert. Auch Silberschmuck, Platten, Kreuze, Arm- und Ohrringe ꝛc. sind sehr gesucht. Die Skalplocke ist jetzt außer Mode, das Haar wird lang getragen und häufig mit Zinnober rot gefärbt. Gern tragen sie schwarze Hüte (Cylinder), die sie mit Federn, Perlen und bunten Bändern aufputzen. Auch die Mokassinen werden mit Perlen und Stachelschweinstacheln geschmückt. Beim Bemalen des Gesichts läßt der Indianerdandy seiner Phantasie ungezügelten Lauf: die wunderbarsten künstlichen Figuren verschönern seine Züge. Zur Ausstattung des Dakota gehört als notwendigstes Möbel ein Spiegel, den er häufig genug hervorholt, um sich darin zu bewundern. Ein Indianer zu Pferd in seiner Kriegsmütze ist ein wirklich schöner Anblick. Diese Mütze ist ein künstliches Werk aus aufrecht gestellten Adlerfedern und roten, langen Tuchstreifen; sie reicht bis zu den Fersen des Kriegers hinab. (Ann. Rep. of the Smithson. Instit. 1876, S. 467—470.)

Fast alle Dakotastämme sind noch Jäger rohester Art und auf einer sehr niedrigen Stufe der Gesittung. Daß einzelne, welche der Weißen sich nicht erwehren konnten, Mais, Bohnen und Kürbisse pflanzen, bedeutet noch keinen Uebergang zur Zivilisation, und auch zum Viehzüchten fehlt ihnen Anlage wie Ruhe. Von allen Siouxstämmen scheinen die Yankton am meisten Fortschritte in der Landwirtschaft zu machen; ob es aber gelingen wird, sie wirklich zu zivilisieren, ist eine große Frage. Mit Recht betont R. Burton, daß zwischen den Dakota und den alten, nun fast erloschenen Indianervölkern des Ostens ein scharfer Unterschied zu Tage tritt. Letztere lebten in sogenannten Wigwam und in Dörfern, zogen nur zeitweilig umher und selten weit von Haus, wohin sie allemal von den Jagd- und Kriegszügen zurückkehrten; sie trieben etwas Ackerbau und waren nicht beritten. An ihren Feinden verübten sie Marterqual, aber sie achteten die Keuschheit der weiblichen Gefangenen. Letzteres thun die Dakota und die übrigen Prairieindianer nicht, sondern verüben namenlose Bestialitäten an weißen Frauen. Die Geschichte der Gefangenschaft von weißen Frauen unter ihnen ist meistens so beschaffen, daß man sie kaum wieder erzählen kann.

Mokassine nordamerikanischer Indianer.
Die Stickereien sind größtenteils aus weißen, oder rot und blau gefärbten Federkielen ausgeführt.

Im Sommer 1862 überfielen die Dakota unter ihrem Häuptling Little Crow im Bunde mit anderen Indianerscharen die weißen Ansiedler, welche sich nordwestlich von St. Paul am Minniwakan- oder Teufelssee in Minnesota niedergelassen hatten. Der Ueberfall der Indianer war ein wohlgeplanter. Raub, Mord und Brand bezeichneten in der grauenhaftesten Weise ihren Weg; sie schändeten, verstümmelten und töteten die Frauen, die Kinder schleuderten sie mit ihren kleinen Köpfen gegen die Thürpfosten, daß das Gehirn weit umherspritzte; darauf nagelten sie die Leichen an die Hausthüren ꝛc. Die Feder sträubt sich, alle von den bestialischen Wilden vollbrachten Unthaten niederzuschreiben. Es sind „Wölfe von Weibern geboren", Vagabunden, Räuber ohne Gefühl, ausgezeichnete Reiter, aber nicht viel wert, wenn sie zu Fuß kämpfen müssen. Sie haben weder Ahnung noch Begriff von Dankbarkeit, auch nicht, wenn sie jahrelang Wohlthaten genossen haben. Ein Dakota kann lange Zeit bei einem Weißen gewohnt haben, von ihm ernährt und auch beschenkt worden sein; hinterher wird er demselben Kleider und Pferde stehlen. Wer ihm etwas giebt, darf sicher sein, noch weiter angebettelt zu werden. Im Betteln und Stehlen sind sie Meister. Das Weib wird schlecht behandelt. Der

Gerätschaften der Indianer.

Kriegstasche mit farbigen Lederstreifen und Troddeln geschmückt; Tabaksbeutel aus Edelmarderfell mit Enden aus farbigen Perlen; Tomahawk und Skalpe der Sioux, und Peitsche mit Hirschhornstiel.

Mann sattelt nicht einmal sein Pferd. Er wird eher zu Grunde gehen und sterben, als sich zu irgend welcher regelmäßigen Arbeit herbeilassen. Er ist geizig, rühmt aber die Freigebigkeit, welche er selber niemals übt. (Burton, The City of the Saints, S. 124 bis 126.) Zu dieser Beurteilung der Sioux durch den großen Reisenden steht indes in grellem Widerspruche die Ansicht Gerlands, wonach sich „bei ihnen überall Fähigkeit und Lust zu den Arbeiten der Zivilisation" zeigt. Ihm zufolge versichern alle Agenten, daß die Dakotastämme im Fortschreiten, freilich meist noch in sehr langsamem Fortschreiten begriffen sind. (Globus, Bd. XXXV, S. 351.) Auch an Zahl nehmen sie langsam zu. Ich muß gestehen, die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Die Vorfälle der jüngsten Jahre scheinen mir optimistische Schlußfolgerungen auch nicht gerade zu begünstigen. Seit 1874 befinden sich die Sioux gegen die Weißen in einem mehr oder wenig intensiv geführten Kriege und haben andere Stämme, wie die Scheyenne und Arrapahu mit sich gerissen. Unzufrieden über die Betrügereien und Bedrückungen, welche sich die Regierungsbeamten zu Schulden kommen ließen, verließen die Sioux 1874 ihre Reservationen in Wyoming, nach allen Richtungen mordend und plündernd. Oberst Ballock sah sie um jene Zeit den Skalptanz aufführen. Soweit ich absehen kann, haben die Dakotastämme noch nichts von ihrer ursprünglichen Wildheit eingebüßt und halten sie noch treu an ihren alten Sitten, Gebräuchen und Glauben. Mit großem Gepränge begehen sie noch alljährlich die Feier des „Sonnentanzes", welche ein Augenzeuge, der ihr 1879 beiwohnte, in der „Army and Navy Gazette" ausführlich beschrieben hat. Danach wurde das Fest von den auf der Reservation bei Fort Peck in Montana befindlichen Sioux Ende Juni folgendermaßen gefeiert: „Die seitherige Lagerstelle wurde zur festlicheren Begehung verändert und die Wigwam auf einem schönen ebenen Platze aufgeschlagen, der ein offenes und für Tausende von Reitern genügendes Viereck bildete. In der Mitte wurde eine Art von großem Pavillon, das sogenannte Medizin-Wigwam, aufgeschlagen, das ca. 50 m im Durchmesser hatte und dessen äußere Seite aus kleinen Pfosten grüner Pappeln und Weiden, untereinander dicht mit grünen Zweigen verbunden, hergestellt war. Unmittelbar hinter dieser Laubwand befand sich ein rohes Brettergerüste, das in einem Umkreise von ca. 6 m mit Büffelfellen bedeckt war und gleichsam die Garderobe für Schauspieler und Tänzer, sowie den Orchesterraum bildete; ganz im Zentrum befand sich der ca. 13 m hohe Medizinpfahl. Der Durchmesser des inneren Raumes betrug ca. 35 m und darüber glänzte der heitere blaue Himmel Montanas. Nur Männern war der Aufenthalt in diesem Kreise gestattet, wo denselben während der 28stündigen Festdauer ein Mahl serviert wurde, bestehend aus saftigem Hundsbraten, sowie großen Quantitäten Büffelfleisch, wilden Rüben und anderen der modernen Kochkunst noch unbekannten Gemüsen. Es waren ca. 5000 Indianer anwesend;

da aber nur den Kriegern der Eintritt in den inneren Raum gestattet war, so mußte sich das schöne Geschlecht und die liebe Jugend eben damit begnügen, die Aufführung durch den weiten Eingang oder durch Oeffnungen der Laubwand zuzusehen. Alles prangte im Festgewande, der Aufzug einiger Häuptlinge, Priester und Festredner war geradezu prächtig zu nennen. Als nun endlich alle Vorbereitungen getroffen, betraten den als Bühne bestimmten Raum 50 stattliche Krieger, jeder ein Apollo, entblößt und bemalt bis zur Hüfte, dabei aber mit Zierat aller Art bedeckt, sowie mit wunderschönem Kopffederschmuck versehen, unter dem das glänzende schwarze Haar bis zu der künstlerisch arrangierten Unterkleidung hinabreichte. Jeder hatte in der Hand eine zierliche Pfeife aus dem Flügelbein eines Adlers, die während des Tanzes gellend geblasen wurde, auch war jeder mit einem Strauß aus wilden Blumen versehen. Das Auftreten dieser Helden war großartig und imponierend, ihr Empfang von seiten der Zuschauer sehr warm. Der Heldenmut nun und die Willenskraft, mit der dieselben körperliche Schmerzen aushielten und ertrugen, ist geradezu wunderbar, indem in den einzelnen Tanzpausen sich viele 50—200 Fleischstückchen aus Arm und Rücken schnitten und schneiden ließen. Der Tanz währte die ganze Nacht hindurch beim Scheine eines gewaltigen Feuers, wobei sich einzelne Tänzer immer wieder neuen Torturen aussetzten, wie z. B. einige mit 2—3, ja selbst mit 4 Büffelköpfen tanzten, die durch in ihr eigenes Fleisch eingeschnittene Löcher befestigt waren. Ein riesiger Indianer schleppte auf dem Boden acht Büffelköpfe nach sich, die im Fleische seines eigenen Rückens befestigt waren, andere ließen sich so stark an den Medizinpfahl binden, daß die Stricke tief in das Fleisch einschnitten und machten selbst dann noch wütende Versuche, loszubrechen. Viele der Tänzer, die während des Tanzes keine Erfrischungen zu sich nehmen durften, fielen ohnmächtig und erschöpft nieder. Das ununterbrochene wilde Jauchzen, das Getöse der Musik, die abwechselungsweise vorgetragenen monotonen Lieder machten auf den Zuschauer einen tiefen Eindruck, der noch dadurch erhöht wurde, daß die Tänzer ihr Gesicht auf Büffelköpfe legten und dabei Gebete um Weidmannsglück murmelten. Der Medizinmann flehte unter Wehklagen zum Großen Geiste um ergiebige Jagdbeute und ums tägliche Brot für Weiber und Kinder, sowie um Ueberfluß an Pferden und Beistand im Kampf gegen die Feinde. Weithin wiederhallten Montanas Hügel von diesem wilden nächtlichen Treiben, still floß der Poplarfluß dahin und goldenes Mondlicht zitterte auf dem Wasser." Da haben wir noch ein Stück echten urwüchsigen Indianerlebens vor uns, zu welchen die übrigen Charakterzüge der Dakota auch vollkommen stimmen. Keiner vielleicht ist darunter wichtiger als der geringe Wert, welchen sie auf das Leben legen, und diese Geringschätzung darf man wohl an und für sich als eines der größten Hindernisse für unsere Gesittung betrachten, welche eben dem Menschenleben den höchsten Wert zuerkennt. Der von den Weißen zum Tode verurteilte Häuptling Tatimima ließ seinen Verwandten sagen, sie sollten seinen Verlust nicht betrauern, er sei alt und hätte unter keinerlei Umständen hoffen können, noch lange zu leben; die Hinrichtung kürze seine Tage nicht um Vieles ab. „Ich habe alle Hoffnung," sprach er, „unmittelbar nach der Wohnung des Großen Geistes zu gelangen, wo ich immer glücklich sein werde." Diese Worte hörte ein anderer zum Tode verurteilter Häuptling, Tazoo; er redete seine Freunde also an: „Saget den Brüdern, daß wir hier auf demselben Pfade aus dieser Welt gebracht werden, den auch sie in kurzem wandeln müssen. Wir gehen zuerst, aber manche unserer Freunde werden uns bald folgen. Ich hoffe, unmittelbar in die Wohnung des Großen Geistes einzugehen und da glücklich zu sein. Aber der Weg ist lang und die Entfernung groß. Da ich langsam in meinen Bewegungen bin, wird es mir viele Zeit nehmen, bis ich die Reise vollbracht habe, und es sollte mich nicht überraschen, wenn etliche unserer jungen rüstigen Leute, welche wir zurücklassen, mir auf dem Wege begegnen, ehe ich meinen Bestimmungsplatz erreicht habe." Diese Worte Tazoos mahnen lebhaft an unseres Schillers „Nadowessische Totenklage":

„Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag'!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang;

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land."

Und so ist es noch heute. Oberst Brackett berichtet: wenn ein Sioux stirbt, so werden ihm Waffen, Kleider, Pfeifen u. s. w. ins Grab mitgegeben und ein gutes Pferd getötet und mitbegraben. Die Trauer um die Toten geht sehr tief und mancher schneidet sich im Uebermaß des Schmerzes ein paar Fingergelenke ab. (Ann. Rep. of the Smithsonian Inst. 1876, S. 470.)

Innig verwandt mit den Dakota, und also zu dieser Völkerfamilie gehörend, sind noch verschiedene Indianergruppen, von denen einige nicht mit Stillschweigen übergangen werden können. Da sind zunächst die Winibago oder Winipeg, die sich selbst Hochungohrah nennen und jetzt zum größeren Teil auf einer Reservation in Dakota untergebracht sind, zum Teil in Wisconsin frei umherziehen; ihre Gesamtzahl betrug 1876 ungefähr 2300 Köpfe. In ihrer Reservation besitzen sie zwei Schulen, stehen aber an Wohlstand gegen ihre nördlichen Nachbarn, die Omaha, weit zurück. F. A. Moore erlebte im Juni 1868 unter den Winibago einen eklatanten Fall von Blutrache, welche in dem Kodex der meisten Indianer eine hervorragende Stelle behauptet. (Globus, Bd. XIV, S. 158—159.) Von den Winibago Wisconsins besitzen wir die Aufzeichnung eines Gesanges, deren Text auf ein flaches Holzstück eingegraben ist; es giebt auch welche auf Baumrinde gemalt. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1874, S. 75 und Tafel VII.) Von geringerer Bedeutung sind die Jowa (1876: 226 Köpfe in Nebraska), welche sich selbst Pahucha, d. i. Staubnasen nannten, mitunter aber auch Mascoutin oder Prairie-Nadoweſſier heißen, sich europäisch kleiden, ihre Kinder mit gutem Erfolge zur Schule senden und den Boden bebauen; die mit ihnen konföderierten Missouri oder Nudarcha, gleichfalls in Nebraska. Beide Stämme sollen, wie Professor Wilhelm Krebs in Omaha mitteilt, 1825 über 1100 Köpfe gezählt haben, durch Krankheiten und Trunksucht aber sehr verringert sein; seit einiger Zeit jedoch haben sie angefangen, sich zu bessern und dem Ackerbau zu widmen. (Globus, Bd. XVII, S. 238.) Presbyterianische Missions- sowie Erziehungsversuche haben sich erfolglos erwiesen. (Amer. Cyclop., Bd. XI, S. 674.) Von Missouri fielen die Missouria ab, welche sich mit den Otu (Otoes) verbündeten. Ihre Reservation liegt an beiden Ufern des Big-Blue-River in Nebraska; 1876 zählte man 323 Otu, welche Tracht, Sitten und Wohnart der Indianer beibehalten und gegen die Mission sich ablehnend verhalten. (A. a. O., Bd. XII, S. 732.) Günstigeres ist von den (1876) 951 Köpfe starken Omaha zu berichten, welche sich ausschließlich dem Ackerbau widmen und ihre Lage wesentlich und rasch verbessert haben, eine Kirche und drei Schulen besitzen. Die einst unruhigen Osagen (sprich Osaschen) leben heute 3956 Mann stark auf der gleichnamigen Reservation im Indianerterritorium, zeigen aber nur sehr langsame Fortschritte. Ihnen im physischen Aeußern, in Charakter, Sitten und Sprache nahe verwandt sind die Kansas, welche dem bekannten Unionsstaate den Namen gaben. Die Methodisten haben bei ihnen keine sonderlichen Resultate erzielt; 1850 zählte der Stamm etwa 1300, 1860: 803, 1872: 593 (A. a. O., Bd. IX, S. 746) und 1876 noch 523 Individuen. Eine Handvoll Quappa (236 Köpfe) dürfen sich rühmen, den Boden ihrer Voreltern noch nicht verlassen zu haben, denn sie sind die eigentlichen Eingebornen des heutigen Indianerterritoriums, die Reste eines einst mächtigen Stammes, dessen Jagdgefilde vom Kanadian bis an den Mississippi reichten. Sie sind sehr arm. Noch viel interessanter sind die Mandan, von welchen irrtümlich behauptet worden ist, sie seien 1837 von den Blattern völlig dahingerafft worden. Das Völkchen, welches nach Gallatin wohl nie 1500 Köpfe überschritten hat, lebt jedoch noch heute bei Fort Berthold in Dakota, wenngleich nur mehr in geringer Stärke. Ob dieselbe in langsamer Zunahme begriffen ist, wie Gerland will (Globus, Bd. XXXVI, S. 141), möge dahingestellt bleiben, denn seine Quellen geben für 1877 bloß 257 Individuen an, während die von mir wiederholt benützte Aufstellung für 1876 ihrer 450 verzeichnet. Der einheimische Namen der Mandan, Numakaki, bedeutet Menschen, nicht Fasanen oder Prairiehühner, wie oft angegeben wird. Nur ein Teil des Stammes nannte sich „Siposka-Numakaki" und dies heißt Fasanmenschen.

Die Mandan sind von lichterer Hautfarbe als die übrigen Indianer, einige hellfarbig wie Japaner, und silbergraues Haar soll bei ihnen, selbst in der Kindheit, nicht selten sein, weshalb man früher diese Indianer von einer fabelhaften Kolonie herleiten wollte, welche in der ersten Hälfte des Mittelalters aus dem britischen Fürstentum Wales bis an den obern Missouri gekommen sei! Ein durchaus haltloses Hirngespinnst. Die Mandan besitzen einen ziemlich guten Körperbau und flechten ihr langes Haar in zollbreite Stränge, welche sie auf die Schultern herabhängen lassen; der Raum zwischen jedem Strange wird mit Leim und rotem oder gelbem Oker ausgefüllt. Ihre Hütten

Mandanhäuptling mit festlicher Bemalung.

bestehen aus Holz und haben eine runde, mitunter aber auch eine polygonale Form; unter dem Mittelpunkte befinden sich Kellerräume. Das Holzgerippe wird mit Erde bedeckt und das Dach bildet einen beliebten Versammlungsort. Auch viereckige Blockhäuser kommen vor. Die Mandan sind anständig, selbst kunstvoll gekleidet, und beide Geschlechter unterscheiden sich durch eine besondere Tracht. Alle tragen Mokassinen und Beinkleider, verziert mit Stachelschweinstacheln, die Männer Hemd und Jacken, die Weiber einen Sack aus Rotwildfell und so geschnitten, daß er die Arme bis an den Ellbogen herab und den Leib vom Halse bis zum Knie bedeckt. Sie sind ein ruhiger friedlicher Stamm und üben manche Künste, die ihre Mitbrüder nicht kennen. Nebst Pfeifen, Pfeil und Bogen verfertigen sie Binsenmatten, Körbe aus Weidenrinde geflochten und mit verschiedenen, komplizierten gefärbten Mustern versehen, und sehr dauerhafte schwarze Thongefäße, welche große Hitze aushalten und bisweilen an 14 l fassen. Ihre Kanoen werden aus Tierhäuten hergestellt. Die Leichen wickeln sie gleichfalls in Tierhäute und stellen sie dann auf Gerüste, wo sie so lange bleiben, bis diese zusammenbrechen. Dann sammelt man die Schädel und stellt sie im Kreise auf. Die Mandan kennen, gleich andern Indianern, einen guten und einen bösen Geist, sowie auch die Sage von einer großen Flut, aus welcher nur ein einziges Menschenpaar sich rettete; sie allein aber haben die eigentümliche Ueberlieferung von einem Kahn, einer Taube und einem Weidenzweig, welche an die biblische Tradition erinnert, von der sie aber selbstredend ganz unabhängig ist. Im Jahre 1832 hatte der Maler Georg Catlin Gelegenheit, die große festliche Zeremonie des „O-kih-pa" zu beobachten, welche die Mandan zum Andenken an die große Flut feierten. (G. Catlin, O-kee-pa; a religious ceremony and other customs of the Mandans. London 1867. 4°.) Ob dieselbe heute noch mit allem ihrem grauenhaften Zubehör im Schwange ist, kann ich nicht mit Sicherheit sagen, doch scheint die Fassung des den Mandan in der American Cyclopedia gewidmeten Abschnittes darauf hinzudeuten. (Bd. XI, S. 99.) Schoolcraft hat zwar die Wahrheit der Angaben Catlins bezweifelt; neuerdings ist aber James Kipp, der von 1822 bis 1835 unter den Mandan lebte, für Catlin eingetreten, der mit ihm zusammen das O-kih-pa beobachtete, und dasselbe in Bild und Schrift vollkommen treu und ohne Uebertreibung dargestellt habe. (Ann. Rep. of the Smithsonian. Instit. 1872, S. 436—438.) Das „große Kanoe" war durch einen symbolischen Bau im Dorfe dargestellt, ein Palissadenkreis im Zentrum des Platzes, auf dem die Medizinhütte steht, und den Washington Matthews noch neuestens in den Mandanansiedlungen bei Fort Berthold beobachtet hat. Männer und Frauen betrachten ihn als Heiligtum; nur die Mysterienmänner durften daran rühren oder selbst hineinschauen. Um dieses Sinnbild der großen Flut, welche sie in ihrer Sprache „Mine'rokahascha" (das Niedrigwerden der Gewässer) nennen, wurde das O-kih-pa gefeiert. Die Zeremonien bestanden in einer viertägigen Reihe von Festen und Belustigungen — die ersteren von längerer Dauer und grausam, die zweiten schwelgerisch und unsittlich. Den jungen Männern, welche während des verflossenen Jahres die Mannbarkeit erreicht hatten, wurde nämlich ein Gottesgericht der Entbehrung und körperlichen Marter auferlegt, das wahrhaft grauenerregend ist. Den durch vierthalbtägiges Fasten und ebenso lange Schlaflosigkeit matt gewordenen Jünglingen stießen zwei maskierte Operateure ein zugespitztes Messer mit ausgezackter Klinge, so daß jeder Einschnitt den größtmöglichen Schmerz verursachen mußte, an Vorder- und Oberarm, Schenkel, Kniegegend und Waden, dann an Brust und Schultern durch das Fleisch, worauf spitze Holzpflöcke von der Dicke eines Fingers sofort durch die Wunden geschoben wurden. Dann ließ man vom Dache der Medizinhütte einen Lederstrick herab, den man an diesen Pflöcken von Brust oder Schulter befestigte und woran man die Gemarterten, die obendrein mit Medizinbeutel, Schild und an Arm und Füßen befestigten Büffelköpfen beschwert wurden, so weit emporhißte, daß letztere frei hin- und herbaumeln konnten. Endlich drehte man die Dulder um sich selber herum, anfangs langsam, dann immer schneller und schneller, bis der Gewirbelte das Bewußtsein verlor und regungslos dahieng, den Kopf nach vornüber, die Zunge weit aus dem Munde heraus. Die Marter in der Luft dauerte 15—20 Minuten. Dann nahm man die Gepeinigten und entfernte die Pflöckchen an Brust oder Schulter, beließ aber die übrigen. Wer sich endlich zu erheben vermochte, schleppte sich zu einem neuen Quälgeist, von welchem er sich zu Ehren des Großen Geistes den kleinen Finger abhacken ließ, ein Gebrauch, der ganz ähnlich bei den Buddhisten Hinterindiens wiederkehrt. Endlich zur Medizinhütte hinausgeführt, hatten sie noch das „Jekinahka Napick", d. h. den letzten Lauf zu überstehen. Man packte sie nämlich und schleppte sie, so wild als nur möglich, um die Hütte herum, so daß Büffelköpfe, Schild und alles andere an den Pflöcken Be-

festigte auf- und niedersprang, wobei sie das Bewußtsein verloren, ehe sie auch nur den halben Kreis durchgemacht hatten. Endlich riß man ihnen alles, was an den Pflöcken befestigt war, mit Gewalt ab, bedeckte sie mit Weidenbüschel und ließ sie liegen. Nach einiger Zeit erhoben sie sich und giengen, so gut sie konnten, nach ihrem Wigwam, wo man die Wunden verband. So unempfindlich ist das Körpersystem des Indianers, daß man seit Menschengedenken sich nur eines einzigen tödlichen Ausganges dieser Marter zu erinnern wußte. Im Zusammenhange mit diesem Feste stand der „Belloth Napick", der große Büffeltanz, dessen strenger Ausführung die Mandan das Kommen der Büffel zuschrieben, um sie während des folgenden Jahres mit Nahrung zu versorgen. Es wurde von acht mit Fell, Schwanz und Hörnern des Büffels ausgestatteten und festlich gemalten Männern an jedem der vier Festtage getanzt, am ersten viermal, am zweiten achtmal, am dritten zwölfmal, am vierten sechzehnmal, stets vor dem „großen Kanoe". Dem Schlusse des O-kih-pa folgt eine Nachfeier, „das Festmahl der Büffel", welche in der Nacht in eine unbeschreibliche Orgie ausartet. (Eine ziemlich ausführliche Schilderung des O-kih-pa siehe im: Globus, Bd. XVI, S. 4—7 und 17—21.)

Nahe verwandt den Mandan sind die gleichfalls auf Berthold Agency in Dakota lebenden Hidatsa, auch Ehatsar, noch häufiger Mönitari oder Minetari und mitunter Grosventre genannt, welche Bezeichnung, wie wir schon wissen, auch den Arrapahu beigelegt wird. Nur unterscheidet man diese als „Grosventre der Prairie", die Hidatsa als „Grosventre des Missouri". Sie sind uns durch die sorgfältigen Studien des Militärarztes Washington Matthews (Ethnology and philology of the Hidatsa Indians. Washington 1877) näher bekannt geworden. Sie sind die größten und bestgebauten Indianer der Missourigegenden, von dunklerer Hautfarbe, aber häufig, wie die Mandan, mit relativ lichten Augen und Haar. Ihre Sprache ist zwar mit jener der Mandan verwandt, aber doch durchaus verschieden; wie in vielen Indianeridiomen reden die Weiber etwas anders als die Männer. Polygamie ist allgemein üblich, und es ist Sitte, des Bruders Witwe zu heiraten. Entweichungen fallen mitunter vor, Scheidungen, obwohl sehr leicht, sind dagegen selten. Es ist unschicksam, mit seiner Schwiegermutter direkt zu sprechen, doch gerät diese Sitte allmählich in Verfall. Die Hidatsa sind sehr abergläubisch und haben eine wichtige religiöse Zeremonie „Dahpike" oder „Wahpike", bei welcher sie sich genau den nämlichen Kasteiungen unterwerfen wie die Mandan. Moralisch zählen die Hidatsa zu den besten unter den Indianern; sie sind friedfertig, ehrlich und fleißig; unter anderen verstehen sie von alters her aus zermalmtem Glas, das sie sich von Europäern verschaffen, gefärbte Kugeln und Ohrgehänge herzustellen. Alte Männer tättowieren sich in parallelen Streifen auf den Wangen.

Zur Familie der Dakota gehören endlich noch die Upsároka, auch Krähenindianer, Crows genannt, und die Assiniboin oder Steinindianer, welche früher ein Teil der Janktowan gewesen, sich aber zu einem besonderen Stamme, dem nördlichsten der Dakota, getrennt haben. Manche rechnen mit Unrecht die Upsaroka zu den Schoschoni, und Georg Catlin wollte gar in ihnen „Brüder der Tolteken und Azteken" erkennen, was völlig grundlos ist. Sie wohnen im Yellowstonethale, im Westen der Felsengebirge, zu 5500 Köpfen in Montana als Nachbarn der Tschinuk, im Vergleiche zu welchen sie eine stattliche Erscheinung sind; sie hocken nicht, wie jene, als Fischer in Kähnen, sondern reiten über die Prairie und jagen den Büffel; sie nähren sich nicht von Lachsen und Wurzelknollen, sondern vorzugsweise von Fleisch. Der Tracht nach kommt man in die Versuchung, beide Geschlechter miteinander zu verwechseln, denn die Frau, in ein Hemd mit Gürtel gekleidet, hat kurz geschorenes Haar, der Mann dagegen, nackt bis zu den Hüften, trägt ein Gewand, das wie ein weiter Unterrock bis über die Fußspitzen fällt, während das aufgelöste Haar bis auf den Boden reicht. Die Männer lassen es nämlich lang wachsen und gewöhnlich, nach Catlin, „schleift es noch 2—3 Fuß auf der Erde nach." (Catlin, Lost Rambles amongst the Indians of the Rocky Mountains and the Andes. London 1868. 8°. S. 158.)

Interessant sind die Vorstellungen der Upsaroka vom Paradiese. Die abgeschiedenen Seelen müssen nämlich einen steilen Berg erklimmen, aber mit schöner Aussicht auf eine weite Ebene, in der es von Büffeln und Wild aller Art wimmelt. Auch liegen darin Dörfer von Zelthütten, die immer nagelneu bleiben. Die Bewohner dieses glücklichen Landes tragen Kleider von neuen Fellen und heißen jeden willkommen, der nicht ein gutes Leben geführt hat. Aber den Bösen, welcher die Hände mit dem Blute seiner eigenen Landsleute befleckt hat, weisen sie unsanft zurück. Frauen, welche des Kindermordes schuldig sind, gelangen gar nicht bis auf den Berg, weil sie unwürdig sind, das

Häuptlinge der Osage und Assineboins (Yellow Stone River, Missouri).

Paradies auch nur zu schauen. Sie müssen in alle Ewigkeit, Baumzweige an ihren Beinen schleppend, um den Ort schweifen, an welchem sie ihr Verbrechen begangen haben.

Das nordwestlichste Dakotavolk sind die obenerwähnten Assiniboin, was soviel wie „Steinkocher" bedeutet, weil sie früher das Fleisch mittels glühender Steine kochten. Sie hausen am Swan River, westlich vom Winipegsee, nördlich vom Pembina und längs der Flüsse Assiniboin, Saskatschewan und Musk, sowohl auf englischem als auf Unionsgebiete und dehnen ihre Streifzüge bis zu den missouri-kolumbischen Grenzen aus. In Britisch-Amerika teilt man sie in Prairieassiniboin, welche groß, kräftig und diebisch, und Waldassiniboin, die entsetzlich arm sind. Ihre Zahl mag dort 5000 betragen. In den Vereinigten Staaten schätzte man die Red Stone Assiniboin und die Upper Assiniboin 1871 auf 4850, im Jahre 1876 auf 4898 Köpfe, so daß man die Gesamtzahl des Volkes wohl auf 10,000 Individuen veranschlagen darf.

Südwestlich von den Dakota, an den Flüssen Platte und Kansas wohnt das einst sehr gefürchtete, jetzt aber stark zusammengeschmolzene Volk der

Pahni (Pawnees), von den Kanadiern nach ihrem Toten- oder Wappentier les Loups geheißen. Ihre physischen Leistungen und namentlich ihre Ausdauer grenzen an das Wunderbare. So hörte Burton von einem Pahni, der auf der Flucht vor seinen Feinden die Strecke von Fort Laramie bis Fort Kearny, 960 km, zu Fuß in gleicher Zeit wie die Eilwagen zurücklegte. Die Pahni teilen sich in vier konföderierte Stämme: Skidi (630 Köpfe), Pe-ta-ha-vah-da (508 Köpfe), Tschauwi (Chowee, 759 Köpfe) und Kitkaha (550 Köpfe), welche in Nebraska leben; eine kleine Abteilung von 360 Köpfen bewohnt die Wichitareservation im Indianerterritorium. Jeder Stamm lebt zwar in einem von dem andern abgesonderten, jedoch nahe bei einander gelegenen Dorfe, so daß sie zusammen ein eng verbundenes, von einem Oberhäuptling kontrolliertes Lager bilden. Jeder dieser vier Stämme hat drei Häuptlinge und sechs Krieger oder „Scouts"; erstere bilden den legislativen, letztere den exekutiven Körper.

Auch von diesen Indianern vernehmen wir, daß sie den von Cooper beschriebenen durchaus nicht ähnlich sind; sie sind eben ein herabgekommenes Geschlecht, das jetzt mehr einer vagabundierenden Bettlerbande als einem Kriegervolke gleicht. „Recht lustige Bettler," sagt ein Berichterstatter aus Omaha City, „sind meine Freunde aus dem Stamme der Pahni, die, wenn sie sonst nichts erhalten können, bloß ein Stück Brot verlangen, haben sie aber erst dieses, mit allerlei Gestikulationen und Mißtönen ihr Verlangen nach Speck, Melasse, Thee oder Kaffee ausdrücken. In ihrer äußeren Erscheinung gleichen die Pahni sehr den Zigeunern in Ungarn und der Walachei, und Rothaut mag recht romantisch klingen, aber man könnte sie mit ebenso gutem Recht Gelb- oder Blauhäute nennen, denn sie beschmieren sich mit allen diesen Farben, oft mit allen zugleich; hat sie aber der Regen ordentlich abgewaschen — andre Waschungen habe ich sie noch nicht vornehmen sehen — so ist ihre Farbe nicht anders als die der Zigeuner oder Araber. Haben sie kriegerischen Putz angethan, so sehen sie ungefähr so aus, wie sie gewöhnlich abgebildet sind; aber ihre tägliche Uniform ist sehr einfach: im Winter eine Büffelhaut mit dem Haar einwärts, im Frühjahr und Herbst auswärts; im Sommer wird auch dieses Kleidungsstück als überflüssig zur Bagage gelegt, welche die Weiber auf dem Rücken nachtragen, und die Herren der Schöpfung gehen dann, ungefähr wie Adam unmittelbar nach dem Sündenfall, mit einer kleinen ledernen Schürze einher. Auf dem Kopfe tragen sie gewöhnlich nichts, die Füße sind mit Mokassinen bekleidet. Höchst komisch nehmen sie sich aber aus, wenn sie sich zu zivilisieren anfangen. Ein alter Frack mit nur einem Flügel oder eine Weste auf dem nackten Leibe oder ein hoher Hut ohne irgend ein andres Kleidungsstück, manchmal ein Beinkleid, aber kein Hemd, ein andermal wieder das Gegenteil, ist ungefähr die Erscheinung solcher auf Bildung Anspruch machender Neulinge in der Zivilisation." (Ausland 1858, S. 24.) Ein höchst groteskes Bild bieten die von der Regierung angeworbenen Pahnikrieger oder „Scouts". Diese 150 Mann unter dem Kommando eines Majors tragen teils die ihnen von der Regierung gelieferten Uniformen,

teils ihre eigene Kleidung; andre gehen fast ganz nackt. Ebenso verschieden sind ihre Waffen: Flinten, Pistolen, Schwerter oder Pfeile und Bogen. Wie alle Prairieindianer, sind auch die Pahni gute Reiter. — Die Familien der Pahni leben, oft mehrere zusammen, in Zelten und Hütten aus Erde und Baumzweigen, teils rund und gewölbt, teils als echte Wigwam spitz und eckig, in deren Innern die ganze bewegliche Habe in größter Unordnung aufgespeichert ist. Aeltere Männer unterhalten sich darin oder rauchen, während die jüngeren draußen spielen, das Land durchstreifen oder sich auf der Missionsanstalt herumtreiben. Nur sehr wenige sieht man das Vieh hüten, selten jedoch einen auf der Farm arbeiten. Jagen, Rauchen und Spielen sind ihre Lieblingsbeschäftigungen. Die meiste Arbeit fällt den Frauen zu, deren große Stärke bewundernswert. Die Frau oder Squaw muß sowohl das Feld umgraben, den Mais säen und ernten, als auch Wasser und Holz tragen, kochen und backen, ja sich als Arbeiterin für einen halben Dollar Taglohn vermieten lassen. Freilich, der Mann kauft seine Squaw von ihren Eltern; er hat für sie als gewöhnlichen Preis ein Pferd (Pony), für eine besondere Schönheit, besonders wenn sie der Aristokratie entstammt, wohl auch vier und mehr Ponies gegeben, und nach alter Sitte ist er unbedingt ihr Herr und Gebieter, kann sie auch beliebig verkaufen; sie hat keinerlei Recht. Sie muß alle Arbeiten verrichten und sich auch einem andern Manne hingeben, wenn ihr Herr, welcher sich dafür bezahlen läßt, das verlangt; sobald sie aber ohne seine Erlaubnis einem andern Gunst gewährt, schlitzt er ihr die Nasenflügel auf und prügelt sie entsetzlich. Das ist einmal altes Herkommen. So steht die Frau herabgewürdigt da. Sie ist schmutzig, schamlos, frech und, wenn es sich darum handelt, gräßliche Dinge zu verüben, dann läßt man das Weib los. Der Krieger erlegt seinen Feind mit einem Keulenschlage und nimmt den Skalp, aber er wird ihm nicht die Haut vom Leibe ziehen oder ihm die Fingergelenke abbrechen, die Nägel ausreißen, die Augen ausdrehen oder Feuer unter die Fußsohlen legen; das thut die Squaw dem noch lebenden Feinde; sie martert ihn zu Tod und weidet sich an seinen Qualen. (Globus, Bd. XIV, S. 168.) Die Bekleidung der Frauen besteht meist aus wollenen Decken; indessen tragen einige wenige Hemden aus farbigem Kattun. Die Kinder gehen größtenteils nackt. Säuglinge werden auf ein Bett gebunden, welches die Mutter auf dem Rücken mit sich trägt. Unterricht erhalten die Kleinen auf der Schule der Missionsanstalt, wo sie auch verpflegt werden. Nur zuweilen ist es ihnen gestattet, ihre Eltern im Dorfe zu besuchen, eine Hauptursache, warum die Pahni sich lange sträubten, ihre „Papuse" in die Schule zu schicken. Uebrigens fehlt den meisten nicht allein der Wille, sondern auch die Fähigkeit, sich das Gelehrte anzueignen. Obschon an guten Lehrern kein Mangel, so ist doch, wie Professor Krebs 1870 konstatierte, das bis dahin erzielte Resultat ein kaum nennenswertes gewesen, denn die geistige Begabung des Indianers ist, mit derjenigen des Weißen verglichen, sehr gering. (A. a. O., Bd. XVII, S. 222.) Ob in diesen Verhältnissen das jüngstverflossene Jahrzehnt etwa eine Aenderung gebracht, vermag ich nicht zu ermitteln. Die Pahni reden eine eigene Sprache, für welche es keine Schrift giebt. Ihre alte Religion zeigt große Uebereinstimmung mit derjenigen der übrigen Indianer Nordamerikas. Der höchste Gott ist „Manitu" oder der Große Geist, die Verkörperung der das Universum regierenden Gesetze, der Inbegriff aller dem Indianer mystisch erscheinenden Kräfte. Außerdem verehrt er noch unzählbare, dem „Großen Geist" untergeordnete Gottheiten und glaubt an Geister der Seen, Flüsse, Thäler, Berge und Wälder. Ueberhaupt schreibt er alle ihm unbegreiflichen Dinge, die er weder zu schaffen noch zu zerstören vermag, einem Geiste zu. Allgemein ist auch der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele.

Zu den Pahni gehören nach Fried. Müller ethnologisch die Ricara (Riccarees) am Scheyenneflusse, mitten im Gebiete der Dakotavölker, und die Hueco (Wacoes) zwischen dem Washita und Red River, dann die Wichita im nördlichen Texas, unterhalb des Rio Roxo, ringsum von stammfremden Völkern begrenzt.

Oestlich vom Mississippi, im Norden vom Cumberland und im Osten und Süden vom Meere begrenzt, wohnt der Volksstamm der

Appalachen, welchen Namen in Ermangelung eines besseren F. Müller vorderhand für die einheitliche Benennung dieser Völker wählt, welche jedoch mehreren voneinander geschiedenen Stämmen anzugehören scheinen. „Das nörd-

lichste Volk dieser Gruppe, die Tschiroki (Cherokees) oder Tschilake (Chilake) am Holston River," sagt der erwähnte Ethnologe, „scheint in der Reihe der nordamerikanischen Stämme isoliert dazustehen, wenn nicht Mittelglieder, die seine Sprache mit den südlichen verbinden würden, für uns verloren gegangen sind. Südöstlich von den Tschiroki, am Flusse gleichen Namens, wohnten die Kataba (Catawbas), weiter die Sewi, Santi und Congari, welche sowohl voneinander, als auch von den Tschiroki in Sitten und Sprache verschieden gewesen zu sein scheinen. Das Gebiet südlich vom Cumberland und dem Verbreitungsbezirke der eben erwähnten Völker gehörte den Tschikasah (Chikasaws) samt den Tschachtah (Choctaws), welche eine und dieselbe Sprache redeten, und den Krihk (Creeks), welche sich in zwei Abteilungen, eine nördliche (Muskogih) und eine südliche (Seminolen) schieden. Verschieden von den Tschachtah und Krihk waren die im Süden wohnenden Alabama, am Flusse gleichen Namens, die Natschez am Mississippi unterhalb der heutigen Vicksburg und darüber hinaus bis an den Red River reichend, sowie die im Osten wohnenden Utschi (Uchees)." (Allg. Ethnographie, S. 259—260.)

Die meisten der hier angeführten Völkernamen gehören der Geschichte an. Die heutige Völkerkunde weiß nichts mehr von den grausamen, räuberischen Kataba, von den Sewi und Congari. Auch die Alabama, die einst relativ hochgesitteten Natschez und die Utschi sind erloschen. Wir haben es nur mehr mit der numerisch allerdings nicht unbeträchtlichen Gruppe der Tschiroki, Tschikasah, Tschachtah und Krihk zu thun, welche fast insgesamt das Indianerterritorium bewohnen, sich dort häuslich eingerichtet haben und jedenfalls jenen Bruchteil der indianischen Bevölkerung darstellen, welcher es in den Künsten eines gesitteten Lebens am weitesten gebracht, in der Annahme der europäischen Zivilisation die größten Fortschritte gemacht hat.

Obenan stehen die Tschiroki, richtiger Tschilaki, welche Jahrhunderte lang die südlichen Abhänge und Thäler der Alleghanies, die Gebirgsgegenden von Karolina, Georgien und Alabama, die malerischte und gesundeste Gegend im Osten des Mississippi bewohnten. Nach langen heldenmütigen Kämpfen mußten sie das Land ihrer Väter verlassen; bloß ein kleiner Teil blieb in Georgien zurück, die andern aber wurden in das Indianerterritorium geführt, dessen nördlichsten Teil sie noch inne haben. Der ihnen zugewiesene Distrikt umfaßt 42,000 qkm und dort schritten sie an Zahl, Intelligenz und Industrie so sehr fort, daß sie jetzt die zivilisiertesten aller Indianer sind. Die Tschiroki treiben fleißig Ackerbau, haben große Dörfer, gut eingerichtete Häuser, zahlreiche Rindvieh- und Schafherden, gute Pferde, sind geschickte Handwerker, betreiben Sägemühlen, fertigen ihre Kleider, Ackerbaugerätschaften u. dgl. selbst an und produzieren aus den Salzquellen ihres Gebietes viel Salz, womit sie nebst ihren landwirtschaftlichen Erzeugnissen nach New-Orleans Handel treiben. Sie besitzen eine geschriebene republikanische Verfassung, geschriebene Gesetze und eine gut organisierte Regierung. Die exekutive Gewalt hat ein auf vier Jahre gewählter Häuptling oder Gouverneur, die Legislative der Große Rat, der jährlich neu gewählt wird und aus einem Senate und dem Hause der Repräsentanten besteht, so daß in ersterem je zwei, in letzterem je drei Mitglieder aus jedem ihrer acht Distrikte sich befinden. Dazu besitzen sie einen höchsten Gerichtshof, Distrikts- und Geschwornengerichte, kurz Rechtspflege und Verwaltung sind ganz derjenigen der Vereinigten Staaten nachgebildet. Die Missionäre haben die Tschiroki, wie die übrigen Nationen des Indianerterritoriums, dem Namen nach zum Christentum bekehrt und auch sonst zivilisatorisch mit solchem Erfolge unter ihnen gearbeitet, daß die Tschiroki Kirchen, 30 recht gute Schulen mit 1100 Schülern, ja selbst eine Zeitung besitzen; sie haben eine eigene Druckerei, eine vollständige Uebersetzung der Bibel, Almanache, Kirchenlieder u. s. w.

Schon 1826 hat ein Tschiroki, namens Sequoyah oder George Gueß, ein Silbenalphabet erfunden, mittelst dessen ihre Sprache mit Leichtigkeit zu lesen und zu schreiben ist; teilweise aber haben sie auch die englische Sprache und zumeist die Kleidung der Weißen angenommen. Von den Vereinigten Staaten erhalten sie für die im Osten abgetretenen Gebiete Jahrgelder, sowie Handwerkermeister und Werkführer zu gewerblichen Betrieben. Auch besitzen die Tschiroki etwa 760,000 Dollars in Staatspapieren, von denen sie jährlich die Zinsen beziehen. Enthusiastische Bewunderer dieser Kulturleistungen, welchen Professor Gerland beizupflichten geneigt ist, sprechen es rückhaltlos aus, es möge bezweifelt werden, ob der rasche Fortschritt der Tschiroki vom Zustande wilder Barbarei zu dem der Zivilisation und Bildung seinesgleichen in der Weltgeschichte hat. Was die Briten in fünfhundert Jahren erreichten, das haben die Tschiroki in hundert Jahren zustandegebracht. (Globus, Bd. XXXV, S. 349.) Ohne dem von diesen Indianern Erreichten die gebührende Anerkennung zu versagen, wird der besonnene Ethnologe doch sich verwahren müssen gegen derartige Ueberschwenglichkeiten, welche logisch dazu führen müßten, die Tschiroki an die Spitze aller Kulturvölker zu stellen. Daß dort indes ihr Platz nicht ist, bezweifelt wohl niemand. Ebenso wenig kann es fraglich sein, daß sie ihre heutige Gesittungsstufe zum sehr großen Teil unter thätiger Mitwirkung der Weißen erklommen haben. Fast die Hälfte aller Tschiroki sind gegenwärtig *Mischlinge*, und ich vermag Gerland nicht beizustimmen, wenn er letztere für das Produkt der indianischen Zivilisation hält, statt umgekehrt diese für eine Folge der Zufuhr weißen Blutes. Daß die Mischlinge erst zahlreicher wurden, nachdem die Tschiroki die Zivilisation angenommen hatten, richtiger nachdem die Berührungen mit ihnen häufiger geworden, mag ruhig zugegeben werden; daß aber diese Mischlinge keineswegs schon damals vorhanden waren, als die Tschiroki zu Anfang unsres Jahrhunderts sich zur Zivilisation hinwendeten, widerlegt sich schon dadurch, daß der oben genannte Erfinder der Tschirokischrift Gueß, geb. um 1770, selbst ein Mischling war, der von einem weißen Großvater abstammte; daraus ersieht man in welch frühe Zeiten derartige Verbindungen hinaufreichen. Und sicherlich ist diese nicht die einzige gewesen, dafür spricht zu beredt das Verhalten der Weißen allen Naturvölkern gegenüber. Daß die höhere oder niedrigere Gesittungsstufe der letzteren die Mischung von Weißen mit Farbigen befördere oder einschränke, ist nirgends erweislich; vielmehr verschmäht der isolierte Weiße in dieser Hinsicht kein noch so tief stehendes Volk. Je mehr dann die Entfernungen schwinden, welche die Menschen voneinander trennen, desto häufiger auch die Mischungen, desto größer auch der zivilisatorische Einfluß der höheren Kulturrasse. So ist es denn allerdings wahr, daß die Zahl der Mischlinge in geradem Verhältnisse zur Höhe der gewonnenen Gesittung stehe, aber nicht als ihr Produkt, sondern als ein sie bedingender Faktor. Ebenso irrig ist Gerlands Behauptung, daß in dem vorliegenden Falle nicht die Tschiroki in die weißen Amerikaner, vielmehr umgekehrt diese in jene aufgehen: „denn alle diese 10,000 Mischlinge, sagt er, sind Mitglieder des Tschirokistaates, sie sprechen zum Teil das Tschiroki, sie dienen durch ihre Arbeit oder Geschicklichkeit den Tschiroki, welche sich also zu ihnen als Arbeitgeber ebenso verhalten, wie die Regierung der Vereinigten Staaten zum ganzen Staat der Indianer." (Globus, Bd. XXXV, S. 350.) Falsch ist diese Argumentation deshalb, weil alle die angeführten Momente durchaus keinen anthropologischen Wert besitzen. Die Mischlinge mögen sich noch so sehr Tschiroki *nennen*, das ist politische Geschmackssache; anthropologisch sind sie keine Indianer mehr; das ganze Volk hat schon so viel weißes Blut absorbiert, daß die Tschiroki nach Theodor Kirchhoff von den Weißen kaum mehr zu unterscheiden sind, und dies gewährt ein maßgebendes ethnologisches Kriterium. Man kann unmöglich behaupten, der Weiße gehe in den Indianern auf, wo letztere ihm, nicht er ihnen, ähnlich wird. Auch wollen die Mädchen der Tschiroki nur Weiße heiraten und bleiben zumeist lieber ledig, als daß sie einen reinen Indianer zum Manne nehmen. Mit der wachsenden Zivilisation zeigen also die Tschiroki in der That eine auffallende Neigung zu „einem glücklichen Aufgehen in die nationale Einheit", mit andern Worten zum Verschwinden von der ethnologischen Bildfläche Nordamerikas. Ihre Kopfzahl ist in raschem Sinken begriffen. Gerland will allerdings im Gegenteil ein Anwachsen und zwar ein dauerndes Anwachsen der Tschiroki herausrechnen, indem er von Gallatins Schätzung ausgeht, welche sie 1836 mit 15,000 Köpfen bezifferte. Dem steht aber eine andre, nicht weniger glaubwürdige Schätzung gegenüber, welche 1838 ihre Gesamtzahl mit 27,000 taxierte. Der Zensus von 1860 veranschlagte sie zu 22,536 Köpfen und die offiziellen Ausweise für 1876 gaben im ganzen 17,517 Köpfe an, wovon 300 in Nordkarolina, Georgia und Tennessee, die übrigen im Indianerterritorium leben. Gerland beziffert zwar für 1877 die Tschiroki in der Union Agency des Indianer-

territoriums mit 18,672, die übrigen mit 2200 Köpfen und rechnet, um eine möglich hohe Ziffer herauszubringen, auch noch 733 stammfremde Delawaren hinzu; dennoch bleibt die so erhaltene Gesamtsumme 21,605 noch hinter jener von 1860 zurück. Bedenkt man vollends, daß in derselben nicht weniger als 53,5 Prozent Mischlinge eingerechnet sind, welche anthropologisch gänzlich auszuscheiden wären, so erkennt man bald, was es mit dem angeblichen Anwachsen dieser Indianernation auf sich hat.

Im wesentlichen nicht sehr verschieden liegen die Dinge bei den übrigen Völkern der Appalachengruppe, namentlich bei den Tschachtah (Choctaws, nach ihrer eigenen Aussprache Chuktah) und Tschikasah (Chickasaws), die seit 1837 sich politisch miteinander verbanden und nur mehr Ein Volk bilden, welches die gleiche, mit einem eigenen Alphabet versehene Sprache redet und gewöhnlich als Tschachtahvolk bezeichnet wird. Schon seit lange sind sie in den südöstlichen Teil des Indianerterritoriums übersiedelt und stehen, wie die Tschiroki, auf einer höheren Stufe der Zivilisation als irgend ein andrer der südlichen Stämme. Auch sie besitzen Schulen, Gymnasien, Kirchen und wohlthätige Anstalten, sowie eine seit 1838 angenommene geschriebene Verfassung, welche einige Jahre später bis in alle Einzelheiten jener der Vereinigten Staaten gleich gestaltet wurde. Unter dieser Regierung machten sie rasche Fortschritte in Ackerbau und mechanischen Fertigkeiten, desgleichen in Wohlstand, Intelligenz und Gesittung. Sie sind protestantische Christen, fleißig, mäßig — berauschende Getränke kommen bei ihnen gar nicht vor — und nahmen allmählich amerikanische Sitten und Kleidung an, lernen auch englisch, so daß ihre eigene Sprache (siehe darüber: Cyrus Byington, Grammar of the Choctaw Language, edited by D. G. Brinton. Philadelphia 1870. 8°.) zweifelsohne in nicht allzuferner Zukunft erlöschen wird. Im Jahre 1861 zählten die Tschachtah einschließlich der Tschikasah 25,000 Köpfe und 5000 Negersklaven. Der Bürgerkrieg brachte sie auf 17,000 herunter, wovon 12,500 Tschachtah. Gemäß eines Vertrages vom Jahre 1866 sollten die Sklaven den Tschachtah und Tschikasah einverleibt werden, wogegen diese eine Entschädigung von 300,000 Dollars erhalten sollten. Bis 1872 haben es aber die Tschachtah unterlassen, die Freigelassenen aufzunehmen. Ihre Kopfzahl wurde 1876 auf 16,000 veranschlagt, dazu an 6000 Tschikasah. Anfangs dieses Jahrhunderts waren die Tschachtah der mächtigste aller Indianerstämme in den Vereinigten Staaten und der einzige, welcher niemals mit diesen in Konflikt geraten, noch von denselben unterjocht worden. Von jeher nannten sie sich Freunde der Weißen und rechneten es sich zum Ruhme, daß nie ein Weißer von Angehörigen ihres Stammes skalpiert wurde. Im letzten Bürgerkriege fand allerdings eine Ausnahme statt. Die Tschachtah traten auf Seite der Sezessionisten; sie verstehen daher heute unter ihren weißen Freunden nur die Südländer, nicht die Yankees. Die Tschachtah bebauten von jeher den Boden und lebten hauptsächlich von Ackerbau; sie galten als thätig, aber auch als betrügerisch. Dem Körperbau nach waren sie grobknochig, auch hatten sie die Gewohnheit, den Kindern, aber nur den männlichen, die Stirn mittels Sandsäcken plattzudrücken, weshalb die Franzosen sie auch Flachkopfindianer nannten.

Verwandt mit den ebengenannten war auch das Volk der Krihk (Creek), deren nördliche Abteilung, die Muskogih, mit den Tschachtah eine gemeinsame Stammsage — ihre Ilias und Völuspa — besitzen. (Siehe darüber: D. G. Brinton, The national legend of the Chahta-Muskokee Tribes. Morrisania 1870. 4°.) Auch in der Sprache giebt sich diese Verwandtschaft kund. Das Krihk zerfällt in mehrere Dialekte, worunter das sogenannte Main Creek oder eigentliche Muskogih und das Hitschitih die beiden wichtigsten sind. Beide weichen in Accent, Endungen, Lautverschiebungen und Aussprache so sehr voneinander ab, daß sie sich gegenseitig kaum verstehen können. Das Main Creek nun nähert sich sehr dem Tschikasah, welches ja bloß eine Mundart des Tschachtah ist und die Differenz zwischen Tschachtah und Hitschitih ist nicht größer als jene zwischen Hitschitih und Main Creek. Die Sprache der Seminolen, nämlich der südlichen Abteilung der Krihk, ist vom Main Creek oder Muskogih keineswegs verschieden, wie oft irrtümlich behauptet wird; doch giebt es Seminolen, welche Hitschitih und andre, welche Mikasuke reden, einen dem Hitschitih nahestehenden Dialekt. (Brinton, Contributions to a grammar of the Muskokee Language, in den Proceedings of the Amer. philosophical Society. 1870, S. 302.) Nach Gallatin boten die Krihk seinerzeit die zahlreichste Union wilder Völker, zu welcher auch die Utschi und Natschez gehörten, auf dem Boden der Vereinigten Staaten dar. Jetzt haben auch sie große Fortschritte in der Zivilisation gemacht und Schulen zum Unterricht ihrer Kinder errichtet. Sie haben die Jagd ganz aufgegeben und treiben Ackerbau und Viehzucht; von dem alten Häuptlingswesen aber haben sie mehr beibehalten als andre Stämme. Doch besitzen sie eine

geschriebene Verfassung, wählen ihren Rat und ihre Häuptlinge und sind Sklavenbesitzer. Man schätzt sie auf 14,400 Köpfe, welche 1861 eine Heimatgarde von 1200 Mann aushoben. Die Seminolen (siehe: American Naturalist 1877, S. 689), die heute noch halbe Wilde sind, besäßen keine Sklaven, vermischten sich dagegen, was die andern Stämme fast gar nicht thun, viel mit den Negern, wodurch ihre Rasse noch mehr degradiert wurde. (Boudinot, The indian territory and its inhabitants im Geograph. Magazine 1874, S. 92—95.)

Von der Gesittung aller dieser am höchsten gestiegenen Stämme im heutigen Indianerterritorium wird gerne viel Aufhebens gemacht. Betrachtet man diese Zivilisation genauer, so ist es kümmerlich damit bestellt. Die von den Weißen und Indianerfrauen erzeugten Kinder, die sogenannten „Halfbreeds", sind allerdings wohlerzogene, oft sogar gebildete Leute und bilden auch einen entschiedenen Fortschritt der Indianerrasse. Die Sprößlinge der zweiten Kreuzung mit Weißen sind intelligent, die Mädchen davon oft bildschön. Die niedrige unvermischte Klasse dagegen steht auf einer sehr tiefen Stufe der Kultur, falls sie überhaupt auf den Namen einer solchen Anspruch machen kann. Einer der besten Kenner Nordamerikas, Theodor Kirchhoff, möchte sie eher als gezähmte Indianer im Gegensatze zu den wilden bezeichnen, von denen sie sowohl physisch als geistig überragt werden. „Diese unvermischten Indianer der niedrigen Klasse, bei den Tschachtah Tubbi genannt, sind nichts weniger als stolze Cooperʼsche Männergestalten, sondern ekelhaft schmutzig und häßlich, wie alle von der Zivilisation beleckten Indianer. Sie tragen Kleider wie die Weißen, aber nicht nach Pariser Stil und Schnitt. Das Bemalen der Gesichter mit einem schreienden Rot, wozu sie chinesisches Vermillon anwenden, lieben sie leidenschaftlich. Ein so bemalter Indianer mit Cylinderhut, bunter Weste, Schmetterlingshalstuch, engkarrierten Beinkleidern und Bluse oder gar Frack spielt eine gottsjämmerliche Figur. Die Frauen sind höchst nachlässig gekleidet, in losen und schmutzigen, oft halb zerrissenen Kattungewändern — ein wahrer Hohn auf unsre Zivilisation." (Globus, Bd. XVIII, S. 138.) Alle Indianer bekennen sich zwar dem Namen nach zum christlichen Glauben; in den Geist desselben sind die Tubbi aber gewiß nicht tief eingedrungen. Die Missionäre im Territorium leben, wie sich der Amerikaner treffend ausdrückt, „vom Fett des Landes". Den Indianern plappern sie ihre Gebete in den Kirchen vor, und die buntscheckige Gemeinde plappert dieselben nach, worin ungefähr der ganze Religionsunterricht besteht.

Das Indianerterritorium wird nicht nach Art der andern amerikanischen Territorien durch Bundesbeamte regiert. Jede „Nation" darin hat ihren selbstgewählten Häuptling (Chief) und ihre gesetzgebende Versammlung (Council). Mitunter senden sämtliche Nationen Delegierte an ein großes Council, um gemeinschaftliche Interessen zu beraten. Die Bewohner des Indianerterritoriums bilden in der That eine selbständige Nation, welche unter dem Protektorate der Vereinigten Staaten steht. Die Stämme sind sehr eifersüchtig aufeinander und haben oft Grenzstreitigkeiten. Den Weißen ist es nur bedingungsweise gestattet, sich im Territorium niederzulassen. Kein Weißer kann dort Landbesitz erwerben, außer er habe eine Squaw zur Frau gehabt oder er sei mit einer solchen ehelich

verbunden. Viele Weiße haben dies gethan und wurden infolge von den durch einen solchen Schritt erlangten pekuniären Vorteilen schnell wohlhabend. Sie sind aber damit auch zugleich politisch Mitglieder der betreffenden Indianernation geworden und auch ihre Kinder zählen zu derselben, wodurch sich das Anwachsen der Kopfzahl dieser Stämme sehr natürlich erklärt. Es wird einfach das politische mit dem ethnischen Momente verwechselt; ersteres nimmt in der That zu, während letzteres in Wirklichkeit zurückgeht. Die Zeit der nationalen Selbständigkeit jener Indianerstämme ist übrigens wohl bald vorüber, und die Regierung zu Washington wird nicht mehr lange anstehen können, das Indianerterritorium in ein Territorium nach Art der andern, dann im Laufe der Zeit in einen Staat umzuwandeln und dadurch den Weißen den freien Eintritt zu gestatten. In dem letzten Jahrzehnt ist eine Eisenbahn quer durch das Indianerterritorium von Missouri und Kansas nach Texas geführt worden und damit ist die Schranke der Abgeschlossenheit jenes schönen Landstriches schon so gut wie niedergebrochen. Die Tubbi freilich stemmen sich mit aller Macht gegen das Aufgeben ihrer Isoliertheit, denn eine Ahnung sagt ihnen, daß mit dem freien Einströmen der Weißen in ihr Land ihre letzte Stunde geschlagen hat; aber die Halfbreeds sind alle dafür, und in Texas, Arkansas und Kansas verlangen die Weißen das „Oeffnen der Nation" mit Einer Stimme.

Die Kalifornier und ihre Nachbarn.

Südlich von den Schasti und den athapaskischen Hupah, im Westen vom Stillen Ozean und im Osten vom Sacramentoflusse begrenzt, bis hinab an das Kap Concepcion, in dem sogenannten Neukalifornien, wohnt eine Reihe von Völkern, welche weder mit ihren nördlichen noch östlichen Nachbarn in irgend welchem Verwandtschaftsverhältnisse stehen und die wir mit Friedrich Müller samt den Bewohnern Altkaliforniens, der Halbinsel, welche sich vom Ausflusse des Coloradostromes an nach Süden hinabzieht, unter dem Namen Kalifornier zusammenfassen. Aber auch unter sich scheinen diese Menschen, von welchen wir erst sehr wenig Verläßliches wissen, keineswegs alle verwandt; denn sie sind auf dem erwähnten, verhältnismäßig beschränkten Raume in eine ungewöhnlich große Anzahl kleiner Stämme zersplittert, welche nicht nur vielfach miteinander in Fehde leben, sondern, was besonders merkwürdig, auch sprachlich ganz außerordentlich voneinander verschieden sind. Ein Recht, sie als eine eigene Gruppe aufzustellen, gewinnen wir bloß daraus, daß alle Kalifornier durch ihren niedrigen geistigen Standpunkt sowie durch ihre Sitten von den östlichen bekannteren Indianervölkern sehr beträchtlich abweichen. „Wer an das Studium der Kalifornier herantritt," sagt Stephen Powers, welchem wir die verdienstvollste Arbeit über jene Stämme verdanken (Contributions to Northamerican Ethnology, Vol. III. Tribes of California, by Stephen Powers. Washington 1877. 4°.), „der muß

sich zunächst verschiedener Begriffe entschlagen, womit ihn das Leben der atlantischen Indianer vertraut gemacht hat. Da ist zunächst die Vorstellung des ‚Großen Geistes', denn die kalifornischen Menschen sind Realisten und suchen alles zu personifizieren; dann jene der ‚glücklichen Jagdgründe', denn der indolente Kalifornier, aufgewachsen in einem balsamischen Klima, weiß nichts von den wilden Freuden des Dakotajägers, sondern glaubt an einen Himmel voll hedonischer Lust und Behagen. Entsagen muß der Leser ferner der sonst vom Indianer unzertrennlichen Vorstellung der kupferfarbigen Haut, der kühn geschwungenen Adlernase und des prächtigen barbarischen Körperaufputzes; entsagen der blutbedeckten Skalplocke, der Tortur der Gefangenen am Marterpfahle, der roten Kriegsmalerei, dem Tomahawk, dem Totem und dem ‚Kalumet' oder Friedenspfeife." Es ist eine demütige, niedrige Rasse, welche wir zu betrachten haben, vielleicht eine der niedrigsten auf Erden. Ihr Charakter hat etwas Scheues, Zurückhaltendes, so daß sie nur sehr schwer und erst nach langer Bekanntschaft zutraulich und offenherzig werden. Bei heiterem, sinnlichen Temperament besitzen sie keine große Widerstandskraft, daher sie leicht ihre eigene Art aufgeben, sehr leicht auch fremder Gewalt erliegen. Ihre gegenwärtige Gesamtzahl schätzt man auf noch 15,000 Köpfe, wahrscheinlich sind aber in Kalifornien mehr Indianer umgekommen, als im ganzen übrigen Nordamerika zusammengenommen. Und sie kamen ihrer Mehrzahl nach im neunzehnten Jahrhunderte, ja erst in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts, seit dem Hereinbruche der geldsuchenden weißen Wüteriche um!

Aus den Untersuchungen von Powers geht zunächst hervor, daß nicht alle Völkerstämme, welche heute noch auf dem Boden Kaliforniens angetroffen werden, ethnologisch zu den Kaliforniern zu rechnen sind. So fallen eine ganze Reihe von Stämmen, welche man vielfach noch zu den Kaliforniern zählte, aus der Gemeinschaft mit ihnen heraus. Dahin gehören in erster Linie die verschiedenen Zweige der westlichen Athapasken, von welchen schon S. 295—296 die Rede gewesen; sie sind erobernd nach Kalifornien eingedrungen und haben sich hauptsächlich im Norden des Landes niedergelassen, wo einige Völker ursprünglich wohl von kalifornischer Abkunft in ihnen völlig aufgegangen sind. Im Osten wohnen die kalifornischen Stämme bis an die Sierra Nevada, aber nur einer von ihnen, die Washo, reicht vom Tahoe-See bis zur Höhe des Gebirges selbst hinan. Sonst ist diese von dem Schoschonistamme der Pah-Utah, den wir später kennen lernen werden, bewohnt, welche im Süden das Gebirge auch überschritten und sich in der Ebene Kaliforniens ausgebreitet haben. Nichtkalifornier sind nach Powers auch die Nozi am Round Hill südlich vom Schastaberge und die jetzt ausgerotteten Kombo. Scheiden wir nun die bisher erwähnten Völker aus, so bleiben die eigentlichen Kalifornier übrig, welche in der amerikanischen Urbevölkerung wieder unter sich eine ethnologische Einheit bilden, die sich von den nördlichen und namentlich von den östlichen und südlichen Nachbarn trotz mancher Uebergänge mit Sicherheit abscheiden läßt. Sie zerfallen in eine Reihe einzelner Familien und diese wieder in kleine Unterabteilungen, welche beide, Familien sowohl wie Stämme, wunderbar verschiedenen Sprachschatz voneinander zeigen. Aber eine Zusammenfassung dieser vielsprachigbunten Familien zu zwei oder drei großen Gruppen ist unmöglich. Mit der Legion der kalifornischen Familiennamen will ich den freundlichen Leser nicht behelligen; ich begnüge mich bloß die wichtigsten davon zu nennen. Es sind dies, wenn wir von Norden nach Süden schreiten, zunächst die Yurok, die sich selbst mit keinem gemeinsamen Namen, sondern nur nach einzelnen Ortschaften benennen, und ihre östlichen Nachbarn, die linguistisch ganz verschiedenen Karok, sowohl dem Wortvorrate als auch dem Klange der Sprache nach, der bei den Yurok außerordentlich hart und stark guttural, bei den Karok dagegen weich und wohlklingend ist. Südlich von ihnen lebten die Chim-a-ri-ko und der ihnen nächst verwandte Stamm der Chim-a-lak-we, von welchem letzteren Powers noch etwa sechs Individuen antraf. Dem Yurok

etwas näher stehend sind die Sprachen der Wish-osk-Familie, welche südlich von den Yurok um die Humboldtbai wohnte. Wiederum südlich von dieser, in Round Valley hausen die Yuki, welche eine eigentümliche physische Eigenschaft zeigen, nämlich auf einem wenig entwickelten Körper einen auffallend großen Kopf. Die nördlichen Yuki zerfallen in viele Stämme, die südlicheren heißen Ash-o-chi-mi oder bei den Spaniern Wappo. Die Yuki und ihre athapaskischen Nachbarn, die Wailakki (s. S. 296) gelten als besonders dumm und tiefstehend. Daher haben beide Stämme, weil sie sonst wenig Freunde besitzen, vielfach herüber und hinüber geheiratet, und es hat sich eine Mischlingsbevölkerung gebildet, welche die Yuki-Wailakki heißen. Beide Stämme passen übrigens zusammen: die Wailakki mit ihrer räuberisch-kriegerischen Art und die Yuki, welche Powers eine wilde, mürrische, diebische, rachsüchtige, in jeder Hinsicht schlechte, aber tapfere Rasse nennt. An Russian-River, mit dem Zentralpunkt in Potter Valley, leben die Pómo, eine große Familie, welche in zahllose sprachlich selbständige Stämme und Stämmchen zersplittert ist; diese ganze Familie der Nordstämme beweist, wie selbständig die Entwickelung der einzelnen Dialekte nach mancher Seite des Sprachschatzes ist, der bei vielen Wörtern völlige Verschiedenheit der Wurzeln zeigt. Den östlicheren Völkern Nordkaliforniens uns zuwendend, kommen wir zunächst ins Sacramentothal zu der großen Familie der Win-tun, westlich vom Sacramento. Unter diesem Namen faßt Powers eine Reihe von einzelnen Stämmen zusammen, weil sie sprachlich zusammengehören, doch trennt er sie nach Sprache und Wohnung in zwei große Abteilungen, deren nördliche die Win-tun im engeren Sinne, deren südliche, am mittleren und unteren Sacramento, die von ihm sogenannten Patwin sind. Die eigentlichen Win-tun sind die Anwohner des oberen Sacramento und oberen Trinity Rivers, deren Einfluß sich weithin geltend gemacht hat. Auch jetzt noch sind sie weit über ganz Kalifornien durch Wanderungen verbreitet. Ihr Ursitz, von dem sie ausgestrahlt sind, ist Cottonwood-Creek. Gleich ihnen zerfallen auch die Patwin in zahllose Stämme, welche völlig zusammenhanglos und unabhängig, ja oft feindselig neben einander wohnen, trotzdem aber gemeinsame Sitten und eine gemeinsame Sprache haben, die ohne viel dialektische Unterschiede von jedem Indianer der Gegend verstanden wird. Sie erstreckt sich über die ganze südwestliche Sacramentoebene von Jacinto bis zur Suisunbai bei Newport, vom Flusse bis zur Coast-Range reichend, anderseits ostwärts auch über den Sacramento hinausgeht. Diese Wintunvölker haben sich nun vermischt sowohl mit den athapaskischen Hupah als auch mit den Pit-River-Stämmen, den Pu-i-su oder Pu-shush, deren Sprache außerordentlich rauh und schwierig ist. Unter ihnen ist der Stamm der Es-ta-ke-wach, die elendesten aller Kalifornier. Südlich von diesen Pitindianern und östlich von der Wintunfamilie wohnt der Stamm der Mai-du oder Mai-deh, welche von ihren nahen Sprachverwandten, den Nischinam zwischen Bear- und Consumnes River, nicht zu trennen sind. Die Abweichungen in den Sitten beider Völker, unter welchen besonders der große jährliche Tanz zu Ehren der Toten bei den Maidu erwähnenswert, scheinen in einem eben so allmählichen Uebergang von Nord nach Süd zu stehen, wie sich die Sprache ganz allmählich von Nord nach Süd mundartlich umändert. Eine bestimmte Grenze läßt sich zwischen beiden nicht ziehen. Immer gegen Süden fortschreitend, kommen wir nun zu einem Völkerkomplex, welcher bei Powers als Mu-t-sun bezeichnet ist und sich von der Sierra Nevada bis zur Küste, von den Nordwestgegenden der San Pablobai und dem Consumnes-River bis südwärts über die Montereybucht und den Fresno erstreckt. Eine genauere Untersuchung ergiebt, daß wir die zahlreichen Stämme dieser Familie alle in drei oder vier große Gruppen zu teilen haben, welche auch räumlich sich als wohl abgegrenzt zeigen: es sind 1) die östlichen Stämme, die Mi-wok; 2) die südwestlichen Stämme von S. Joaquin bis zu Franciscobai, die Mutsun; 3) die nordwestlichen Stämme von der San Franciscobai bis Russian-River, die Olamentke; 4) die Talatui, der nordöstliche Stamm. Im Innern des Landes, nördlich um den Tulare-See und in einem breiten Landstrich, der sich von diesem See südlich vom Kern-River und parallel mit diesem bis südlich vom Fort Tejon hinzieht, wohnen die Yokuts, welche von den vordringenden Pah-Utah auf ihr jetziges Gebiet zusammengedrängt sind und wiederum in eine Reihe von Stämmen zerfallen. Es ist nicht unwichtig, daß wir hier einen etwas festeren Zusammenhang, ja eine Art von staatlichem Verband unter den einzelnen Stämmen sehen: jede irgendwie abgeschlossene Gegend hatte zwar viele einzelne Stämme, die Häuptlinge derselben aber standen in Abhängigkeit von dem Häuptling des Hauptstammes der Gegend; sie geben bei einer jährlich wiederkehrenden Versammlung diesem einen Bericht über die Zustände ihres Dorfes, und er, das Stammesoberhaupt, dessen Würde erblich ist, berät, warnt, straft, wo es

nötig scheint. Außer diesen Yokuts kennt man noch zwei Sprach- und Volkszentren, nämlich jenen der Stämme um die Mission San Antonio und der Stämme um Santa Barbara, welche linguistisch nicht zu vereinigen sind. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß heutzutage die alten Stammesgrenzen, welche auch früher vielfach schwankten, völlig zerstört sind. Die Indianer sind entweder ganz ausgerottet oder ihre Trümmer auf die einzelnen Reservationen zusammengepackt, oder unregelmäßig hin- und herziehend. In den alten, ursprünglichen Stammsitzen findet man nur noch wenige der alten Insassen. (Petermanns Geogr. Mitt. 1879, S. 241—256.)

Die Kalifornier haben im allgemeinen die physischen Eigentümlichkeiten ihrer Nachbarn im Norden und Osten, aber sie sind von dunklerer Hautfarbe, die auf der kalifornischen Halbinsel beinahe an das Schwarze streift. Auch sind sie in physischer Beziehung eine untergeordnete Rasse. Ihre Gesichtszüge sind flach und häßlich, die Augen groß mit wildem Ausdruck, der Mund dick, das Haar lang, grob und schwarz, aber meist kurz getragen, die dunkle Haut so kalt, daß sie sich wie die eines Frosches anfühlt. Immerhin erklärt sie Powers den Chinesen, wenigstens jenen, welche dermalen sich in Kalifornien befinden, für physisch überlegen. Auch herrschen unter den Kaliforniern selbst nicht unbeträchtliche Unterschiede. Die Bewohner der Niederungen stehen weit unter dem edleren kräftigeren Gebirgsbewohner. Auffallend sind die zarten Extremitäten bei beiden Geschlechtern; freilich gilt dies nur von den jungen Jahren, denn im Alter macht das harte Leben die Hände selbst der Weiber stark, grob und häßlich. Alte Pioniere erinnern sich auch noch der athletischen Gestalten mancher Kalifornier, die bis zu 125 kg Gewicht hatten. Desto überraschender ist das Einschrumpfen dieser Menschen im Alter. Powers sah einen Greis, der kaum mehr über 25 kg wog und viele andre waren nicht besser. Wahrscheinlich giebt es keine zweite Rasse auf Erden, die so außerordentlich fett in der Jugend und so herabgekommen in ihren alten Tagen ist. Wie so vielen andern Völkern haftet auch den Kaliforniern ein besonderer Ausdünstungsgeruch an, doch beeilt sich Powers zu versichern, daß derselbe keineswegs etwa mit einem übelriechenden Atem zusammenhänge. Letzterer ist vielmehr bei allen jenen, welche die alte Lebensweise beibehalten haben, wohlduftend; auch die Zähne sind blendend weiß. Am Körper sind sie ungemein schmutzig und ihre kegelförmigen Wigwam wimmeln von Flöhen und anderm Ungeziefer. Wenn wir nun vernehmen, daß sie trotzdem große Badeliebhaber, ja halbe Amphibien sind, und selbst jetzt, wo sie meistens Kleidung tragen, ihr Morgenbad selten versäumen, so können wir daraus die Lehre entnehmen, daß baden und waschen zweierlei sind. Noch vor nicht allzu langer Zeit gingen die freien Indianer fast ganz nackt. Ihr Hauptbekleidungsstück war ein Mantel aus Kaninchenfellen; dazu kam noch ein merkwürdig gestalteter Kopfputz aus den Federn der wilden Ente. Jetzt hat ihnen die Zivilisation unsre Kleider angelegt und damit ein Heer von Krankheiten, wie Erkältungen, Husten, häutige Bräune und Schwindsucht gebracht, welche sie zu Tausenden hinwegrafft. Wenn Gerland die Meinung verficht, die Zivilisation, weit entfernt, die Indianer aussterben zu lassen, sei das einzige, aber auch ganz sichere Mittel, sie zu heben und zu erhalten, so wissen wir wahrlich nicht, wie wir mit der erwähnten Wirkung die Forderung der Zivilisation nach

Bekleidung vereinbaren sollen. Der Körper wird gewöhnlich mit Zinnober, Ocker, Holzkohle oder Pfeifenthon bemalt.

Als Nahrung dient nebst dem Lachs eine Art Brot aus Eicheln, welche in Mörsern gestoßen und in rohen Oefen gebacken werden. Dazu essen sie noch ein Gericht, das aus den roten Beeren des Manzanitabaumes gekocht wird, und selbst kleine Tiere, wie Feldmäuse, verschmähen sie nicht. Gefräßigkeit gehört nicht zu ihren Lastern, ebensowenig Trunksucht, denn sie hatten kein künstliches Getränk als Manzanitacider, und diesen in nur geringen Quantitäten und ungegohren während einer kurzen Zeit des Jahres. Auch von Rauchtabak machten sie einen nur beschränkten Gebrauch. Vier Fünftel ihrer Nahrung wird gekocht und erst dann kalt verzehrt. Wenn ein Kalifornier sich gesund erhalten kann, lebt er lange. Krankheiten raffen ihn aber rasch hinweg. Mehr Schaden als Nutzen stiften die „Tamascal" oder Schwitzhäuser der Kalifornier, konische Erdhügel, inwendig mit Balken ausgefüttert und nur mit einer kleinen Eingangsthüre versehen, welche Anstalten kaum der kleinsten Gemeinde fehlen. Männer, Weiber und Kinder versammeln sich völlig nackt im Tamascal, schließen die Thüre und bleiben unglaublich lange um ein glimmendes Feuer in der Mitte sitzen; dann stürzen sich alle in das kalte Wasser des nahen Flusses.

Die Kalifornier sind im allgemeinen keine kriegerische Rasse. Dies geht schon aus der Spärlichkeit ihrer Waffen hervor. Der Schild ist ihnen völlig unbekannt. Bogen und Pfeile, sehr rohe Speere, Schleuder, Steine und Knüttel bildeten ihr Arsenal. Die Bogen sind sehr hübsch aus festem und elastischem Holze gefertigt und mit guten Sehnen aus wildem Flachse versehen. Die Holzpfeile laufen in Obsidianspitzen aus und sind am untern Ende gefiedert. Zur Jagd benutzt man kleine, zum Kriegsgebrauche aber meterlange Pfeile, die an der Seite in einem Köcher aus Bären- oder Fuchsfell getragen werden. Unter den Puisavölkern sind die Pa-ka-mal-li entschieden das kriegerischeste; sonst übertreffen die Bergindianer, welche den Spaniern manche Niederlage beibrachten, auch an Tapferkeit die Flachlandsbewohner. Ihre Gefangenen haben sie niemals gemartert und Weiber überhaupt nie gefangen genommen, sondern gleich niedergemacht. Die Kalifornier sind ebenso wenig große Jäger als Krieger, haben auch nur wenig Jagdwaffen, dafür entwickeln sie einen außerordentlichen Scharfsinn in der Aufrichtung von Schlingen und Fallen. Sie sind friedliebend, häuslich, außerordentliche Freunde geselliger Tänze und weniger denn andre Indianer der Polygamie ergeben, haben auch niemals ihre Weiber zu so niedrigen Sklaven herabgewürdigt. Stets erbaut der Mann die Hütte, zieht aus zur Jagd und zum Fischfang, und bringt Lebensmittel sowie Feuerungsbedarf nach Hause. Niemals wird der Junge, wie bei den Irokesen und Apatschen, gelehrt, das Fleisch seiner Mutter mit einem Pfeile zu durchbohren, wohl aber erschlägt der Mann seine Frau oder Schwiegermutter im Zorne ohne weiteres. Auch besteht unter den Männern eine Art Geheimbund, welcher teuflische Orgien in Szene setzt zum Zwecke, die Weiber zum Gehorsam zu zwingen. Die Kalifornier kennen nicht die barbarische blutige Jünglingsweihe der atlantischen Indianer, können aber selbstauferlegte schreckliche Strafen ertragen; doch beschränken sich

dieselben meist nur auf Fasten, und dies hauptsächlich unter den nördlichen Stämmen. Ihre körperliche Ausdauer bekunden sie im Tanze, dem sie ebenso leidenschaftlich ergeben sind wie die Afrikaner, und der für sie nebst dem Spiele den Inbegriff alles Vergnügens ausmacht. Die Feste, welche sie veranstalten, haben keineswegs, wie bei andern Völkern, ein Gelage zum Endzweck, sondern sie bringen nur möglichst viele Lebensmittel mit, um möglichst lange beisammen bleiben und tanzen zu können.

Ihrem Charakter nach sind die Kalifornier ungemein verschlagen, schlau, selbstsüchtig und intrigant bei einem auffallenden Mangel an moralischer Stärke und Kühnheit. Ihr Temperament ist heiter und ungemein gleichgültig gegen jede moralische Erregung. Ihre Kinder zanken sich nie und wenn sie raufen, so geschieht dies bloß, um ihre Körperkräfte zu erproben; die Besiegten bleiben ebenso fröhlich wie die Sieger. Genau so sind die Erwachsenen. Sie können zwanzig Stunden beim Spiele sitzen, Stück um Stück ihrer Habe, bis auf das Hemd verlieren, welches sie ebenso lachend hingeben, als der Gewinner es empfängt. Nackt, wie er geboren, oder höchstens mit einem ausgeliehenen Hemde bekleidet, legt sich der Kalifornier dann hin und schläft binnen fünf Minuten den Schlaf des Gerechten. Uns Weißen ist es unverständlich, wie man sich so sehr für einen Vorgang interessieren und dabei so gleichgültig zu dem Ergebnisse bleiben kann. Zu diesem Charakterzuge gesellt sich eine unglaubliche Prosaik ihres Wesens. Dies zeigen ihre Namen, persönliche wie geographische, welche meist gar nichts bedeuten, und wenn auch, sicher die allerplatteste Bedeutung haben. Ihr ganzer Litteraturschatz besteht in einigen kleinen Tierfabeln, in welchen sich freilich mitunter ein gesunder Humor offenbart, der ihnen auch sonst nicht fehlt. Ganz köstlich und treffend ist die Bemerkung eines alten Kaliforniers: „Indianer macht kleines Feuer und sitzt dicht dabei; weißer Mann macht großes Feuer und setzt sich weit davon." Alle Kalifornier sind große Diebe, wo sie es ungestraft sein können; besonders die nördlichen Stämme sind die filzigsten von allen und leisten nicht den leisesten Dienst ohne vorhergängige Entlohnung. Gegen die Beschuldigung der Undankbarkeit nimmt sie aber Powers in Schutz; unter sich seien sie nicht undankbar, meint er. Dagegen leugnet er nicht, daß ihnen die Verrätetei, Rachsucht und der boshafte Haß aller Wilden innewohnen; er erzählt, wie ein Nischinamweib mit einem länglichen Steine ihrer Schwester das Gehirn einschlug, während der Mann der Mörderin ruhig zusah; ja noch mehr, eine Nichte der Gemordeten hatte außer dieser Tante bei verschiedenen Anlässen ihre Mutter, ihren Bruder und einen Vetter verloren, alle kaltblütig innerhalb des eigenen Stammes erschlagen, und dies geschah noch in der Zeit ursprünglicher Unschuld, d. h. ehe die Amerikaner ins Land gekommen waren. Ferner leugnet Stephen Powers auch nicht, daß die Kalifornier grob ausschweifend sind. Ihre Sprachen, soweit er sie untersuchen konnte, besitzen kein Wort für feile Liederlichkeit, weil es eine solche bei ihnen auch wirklich nicht giebt; aber im Verkehr zwischen den Unverheirateten beider Geschlechter existieren keine Schranken, und diese Freiheit gilt als so selbstverständlich, daß kein Makel an ihr haftet, und die jungen Mädchen durch ihr bescheidenes und unschuldiges Betragen auffallen. Das hat nun manche Beob-

achter irregeführt. Wie ihre Aufführung in Wirklichkeit beschaffen ist, geht aus der argusäugigen Ueberwachung hervor, welcher die verheirateten Weiber unterworfen sind. Wird eine Frau mit einem fremden Manne im Walde nur gehen gesehen, so züchtigt sie ihr Gemahl auf das empfindlichste; im Wiederholungsfalle bringt er sie um. Bruder und Schwester vermeiden ängstlich miteinander allein zu leben; eine Schwiegermutter darf nie allein bei ihrem Schwiegersohne wohnen. Nach indianischen Begriffen schließt die Gelegenheit zur Sünde das Begehen der Sünde in sich. Aber hinter dieser ängstlichen Wahrung des Scheines liegt doch ein Sumpf von Unsittlichkeit, der schon in den täglichen Gesprächen durchbricht, wie sie in Gegenwart von Weibern und Kindern geführt werden. Powers nennt es ein Wunder, daß die Kinder überhaupt mit irgend einer Tugend aufwachsen. Dennoch erleiden sie seltener Schiffbruch an Geist und Körper als die Sprößlinge der gesitteten Menschheit, weil sie, wenn das große Geheimnis der Reife ihnen entgegentritt, wissen, was es bedeutet und wie sie ihm zu begegnen haben. Ehen werden gemeiniglich im Alter von 12—14 Jahren geschlossen. Seit dem Einbruche der Amerikaner treiben die Kalifornier aus Gewinnsucht oft Handel mit ihren Frauen und zwingen sie jetzt nicht selten zu der nämlichen Schändlichkeit, wofür sie in früheren Jahren sie einfach erschlagen hätten. Kindermord geht häufig im Schwange; ob derselbe aber als ein Zeichen von Uebervölkerung anzusehen sei, wie Powers will, scheint doch zweifelhaft.

Mit Ausnahme einiger wenigen Stämme im Norden haben die Kalifornier keine wie immer geartete Vorstellung eines höchsten Wesens. Powers behauptet dies mit aller Bestimmtheit und im Bewußtsein von der schweren Verantwortlichkeit, welche er damit übernimmt. Allerdings sprechen sie jetzt fast alle von dem großen oder dem „alten Manne da droben", aber sie besitzen bloß den Ausdruck, nichts mehr; und dieser Ausdruck ist ganz augenscheinlich ein ihnen durch den Umgang mit Weißen aufgepfropftes fremdes Reis. Sobald man sie ausfrägt über den Ursprung der Welt, des Menschen, des Feuers oder andrer Dinge, verschwindet dieser fabelhafte „alte Mann da droben", und der Coyote kommt zum Vorschein. Der Coyote (Prairiewolf) that alles, schuf alles, nach ihrer Meinung. Die Kalifornier sind sehr rasch bei der Hand, neue Namen für neue Dinge zu erfinden, und so dürfen wir uns nicht wundern, jetzt einheimische Namen für den Begriff „Gott" zu finden, der thatsächlich bei ihnen nicht vorhanden ist. Sie kennen zahlreiche Geister, namentlich böse, einige mit menschlicher Gestalt, auch solche, die in Vögeln und andern Tieren wohnen und sich vorwiegend in Wäldern und auf Hügeln aufhalten, manchmal auch in dem glücklichen Westlande verweilen. Unter diesen Geistern, deren Namen den Europäern hartnäckig verschwiegen bleiben, giebt es höhere und niedrigere, mächtigere und schwächere, sie alle aber muß der Mensch sich geneigt zu machen, richtiger, deren Grimm abzulenken suchen. Wirkliche Hilfe erwartet der Kalifornier von ihnen in den seltensten Fällen; wenn er nur ihr Nichteingreifen erreichen kann, ist er schon zufrieden. Alles in allem genommen ist die Natur sein einziger Gott und der Coyote dessen Minister. Auffallend ist die Gleichgültigkeit gegen den Tod, die unter den meisten Indianern an der Küste Kaliforniens herrscht.

Mit der größten Ruhe erzählen die Kinder den Tod ihres Vaters, und jedes Gefühl gegen die Unerbittlichkeit des Schicksales scheint ihnen zu mangeln.

Auf einer womöglich noch tieferen Stufe der Gesittung stehen die Indianer Altkaliforniens, welche physisch den Völkern Nordmexikos gleichen, sonst aber mit ihnen nichts gemein haben. Sie wußten nichts von irgend einer Baukunst, von Ackerbau oder sonstigen Künsten des täglichen Lebens. Auf der ganzen Halbinsel, sagt Clavijero, fand sich keine Spur eines Hauses, nicht einmal einer Hütte, eines irdenen Geschirres, eines metallenen Gerätes oder irgend eines Zeuges. Unter den Sprachen dieser Menschen gelten drei als die bedeutendsten, nämlich das Pericu, das Monqui und das Kotschimi (Cochimi). Zum Pericu gehört der Stamm der Cora im äußersten Süden der Halbinsel, und zum Monqui zählen die nördlicher sitzenden Guaicuri oder Waicura und die Utschiti (Uchitis). Am nördlichsten wohnen die Kotschimi, ursprünglich am Golf von Loreto ansässig; ihre sehr schwierige, an Kehllauten reiche Sprache erstreckte sich aber bis in die Mitte der Halbinsel und unterscheidet sich von allen übrigen niederkalifornischen Mundarten.

Als nächste Nachbarn der Kalifornier stoßen wir auf eine Reihe von Völkerschaften, welche den Südwesten der Vereinigten Staaten einnehmen, bis hart an die Grenze Mexikos, und Idiome reden, die uns den Geist, der die amerikanischen Sprachen geschaffen und auferbaut hat, von verschiedenen Seiten darstellen. Die Völkerschaften, die sie sprechen, schweifen zum Teil als Nomaden und Räuber umher oder sind erst seit kurzem an die sittenmildernde Thätigkeit des Ackerbaues gewöhnt worden; zum Teil waren sie so lange schon seßhaft, als die geschichtliche Kunde reicht. Individuelle Verschiedenheiten in bezug auf geistige Fähigkeiten, sowie Gesichtsausdruck finden sich bei diesen Indianern in kaum geringerer Ausdehnung wie bei den Weißen. Während manche mehrere Indianersprachen und das Englische oder Spanische sich leidlich aneignen, kommen andre mit dem besten Willen nicht über ihre eigene Sprache hinaus. Bei manchen verrät die Physiognomie rohe, niedere Leidenschaften, bei andern ist sie so intelligent, wie man sie bei Weißen von Bildung zu sehen gewohnt ist; bei einigen Stämmen ist der mongolische Typus scharf ausgeprägt, bei andern ähnelt der Ausdruck mehr dem Kaukasischen; manchmal findet man auch solche große Verschiedenheiten bei ein und demselben Stamme vor. Auch die Hautfarbe variiert beträchtlich, von schmutzig braun bis rötlich gelb; von Interesse ist das nicht seltene Vorkommen von echten Albinos bei den Pueblоindianern.

In religiöser Beziehung genießt die Sonnenverehrung eine bedeutende Verbreitung. Einige Stämme glauben an einen guten und bösen Geist und bloß wenige sind zum Christentum bekehrt. Die ausgedehnten Missionsgesellschaften Amerikas haben wohl ihre Missionäre in China und Japan, in der Türkei und Aegypten, im eigenen Lande aber schrecken sie vor ihrer Aufgabe zurück. Der Indianer setzt den Bekehrungsbestrebungen eine solche Apathie entgegen, daß der Missionär bald entmutigt wird und weiter geht. Es waren hauptsächlich die spanischen Jesuiten des vergangenen Jahrhunderts, welche den Indianern eine Abneigung gegen neue Lehren einflößten; manche schüttelten den

angenommenen Glauben wieder ab und kehrten zum Sonnenkultus zurück. Bei einigen Stämmen des südlichen Kalifornien erzwangen die Jesuiten die Abschaffung der Leichenverbrennung, bei andern ist dieselbe heute noch gebräuchlich. (Sechster und siebenter Jahresbericht der geograph. Gesellsch. in München. 1877. S. 162—163.)

Von den Stämmen des Südostens der wichtigsten einer ist die mitten unter den Kalifornern und im Westen von mexikanischen Völkern durchbrochen wohnende Gruppe der

Yumavölker. Das Hauptvolk derselben bilden die eigentlichen Yuma am unteren Rio Colorado und Gila, mit denen die Cocomaricopa (Maricopa) und die Cocopa, ein Zweig der vorigen, aufs innigste zusammenhängen. Die beiden letzteren leben im Süden und Norden der Yuma, dieselben umschließend. Sie alle bebauen das Land, ziehen Weizen, Gerste, Korn und Melonen, indem sie ihre Saaten ausstreuen, sobald im Frühling die überschwemmten Felder von Wasser frei werden. Mit den genannten Stämmen verwandt sind die Mohave unterhalb der Biegung des Colorado nach Süden.

Balduin Möllhausen schildert eine Begegnung mit solchen wenig oder gar nicht bekleideten Mohaveindianern in der Coloradowüste: „Die herkulischen Gestalten der Männer prangten von den langen Haaren bis hinab zu den stumpfen Zehen in weißer, gelber, blauer und roter Farbe, je nachdem sie sich mit Kalk oder mit farbiger Thonerde beschmiert hatten. Die diamantklaren Augen blitzten aus den bemalten Zügen wie feurige Kohlen und auf dem Scheitel der meisten standen einige Geier-, Specht- oder Schwanenfedern aufrecht, wodurch die riesenhaften Gestalten nur noch größer erschienen. Einige hatten als einzige Bekleidung einen Pelzmantel, der aus Streifen von Hasen- und Rattenfellen geflochten war, um die Schultern geworfen; doch einer überstrahlte die ganze Gesellschaft durch seinen einfachen Putz, auf den er sich nicht wenig einzubilden schien. Es hatte nämlich eine Weste, die von unsern Leuten als unbrauchbar weggeworfen oder vertauscht worden war, ihren Weg bis zu diesem Wilden gefunden und half nun den Anzug vervollständigen, der bis dahin nur aus gräßlicher Bemalung bestanden hatte. Die Weiber waren alle mit dem eigentümlichen Rock bekleidet, dessen vordere Hälfte bei den wohlhabenderen aus Wollschnüren statt der Baststreifen bestand. Auf den Köpfen trugen sie thönerne Gefäße, aus Bast geflochtene Säcke und wasserdichte Körbe, die mit den Erzeugnissen ihres Fleißes und dem Ertrag ihrer Felder angefüllt waren. Im Lager angekommen, knieten die Weiber reihenweise auf den Boden nieder. Ihre vollen Körbe stellten sie vor sich hin, worauf die sie begleitenden Männer sich in unsrem Lager zerstreuten, unsre Leute zum Handel aufforderten und auch den Abschluß eines Handels, wenn ein solcher zustandegekommen war, überwachten." (Möllhausen, Wanderungen durch die Prairien und Wüsten des westlichen Nordamerika, S. 386—387.) Mit dem ihnen eigentümlichen Frohsinn balgten und neckten sie sich auch, sogar die Männer liebkosten sich unter einander, hielten sich in dem einen Augenblick zärtlich umfaßt und spielten sich im nächsten wieder gegenseitig auf die derbste Weise Possen, die indes mit Gutmütigkeit hingenommen wurden. Auch ein ganz eigentümliches Spiel hatte Möllhausen Gelegenheit bei den Mohave zu beobachten. Zwei Spieler stellten sich nämlich, 5 m lange Stangen hoch haltend, nebeneinander hin; in der Hand des einen befand sich ein aus dünnen Baststricken verfertigter Ring von etwa 10 cm Durchmesser. Die Stangen senkend stürzten dann beide zugleich nach vorn, und laufend ließ der den Ring Tragende diesen seiner Hand entgleiten, so daß er vor beiden hinrollte, worauf sie zugleich die Stangen schleuderten und zwar so, daß eine links, die andre rechts von dem rollenden Ringe niederfiel und derselbe dadurch in seinem Laufe gehemmt wurde. Ohne die Schnelligkeit ihrer Bewegungen zu mäßigen, ergriffen sie dann wieder Stangen und Ring und liefen, dasselbe Verfahren beobachtend, genau auf dem Wege, den sie gekommen, zurück, und immer wieder wurde diese Strecke, die 16—17 m lang sein mochte, durchlaufen, aufs neue der Ring gerollt und die Stangen geworfen, bis die unermüdlichen Spieler einen festen Pfad auf dem losen Wiesenboden gestampft hatten.

Die Hauptnahrung der Mohave besteht in gerösteten Kuchen von Mais- und Waizenmehl, welches sie durch Zerreiben der Früchte zwischen zwei Steinen gewinnen. Ihre Wohnungen liegen nicht in einem Dorfe zusammenhängend, sondern in kleinen Zwischenräumen zerstreut. Die Hütten sind größtenteils an den Abhängen kleiner Hügel angelegt, indem diese, teilweise ausgehöhlt, die eigentliche Wohnung bilden. Vor der Thüröffnung befindet sich in gleicher Höhe mit dem Hügel oder Erdwall ein breites Dach, welches auf starken Pfählen ruht, wodurch eine Art von Korridor hergestellt wird. Große thönerne Gefäße stehen unter demselben, zum Aufbewahren der Mehl- und Kornvorräte dienend, außerdem liegen dort die zum täglichen Gebrauche bestimmten Hausgeräte umher, namentlich zierlich geflochtene, wasserdichte Körbe und Schüsseln nebst ausgehöhlten Kürbisschalen. In der Nähe jeder Wohnung erheben sich kleine Bauten, Magazine, angefüllt mit Mezquitschoten. Diese Samen gehören nicht zu den gewöhnlichen Nahrungsmitteln der Mohave, sondern werden nur von Jahr zu Jahr in den Magazinen aufbewahrt, damit, wenn die Feldfrüchte nicht gedeihen oder gänzlicher Mißwachs eintreten sollte, die Bewohner nicht der Not preisgegeben seien. Die Mohave bekunden hiermit eine Sorge für die Zukunft, welche sonst bei keinem westlich von den Felsengebirgen wohnenden Indianerstamme wahrgenommen wird. (Möllhausen, a. a. O., S. 391—395.)

Die Mohave haben eine schmutzig lichtbraune Hautfarbe und ihre Gesichtszüge sind eben so individualisiert wie jene der Weißen. Ihre Schneidezähne, durch das Zerbeißen der getrockneten Maiskörner abgenützt, haben meist bloß die halbe Länge jener der Europäer. Die Männer haben einen starken Bartwuchs, verstehen es aber, die Haare geschickt auf der Haut mit Steinen abzuschaben, zu sengen oder auszurupfen, so daß sie stets „glatt rasiert" sich präsentieren. Im Jahre 1875 hat die Wheelersche Expedition bei den Mohave schon zahlreiche europäische Kleidungsstücke angetroffen und zwar bei beiden Geschlechtern. Beide tragen das Haar in Flechten und beide rauchen. Polygamie ist natürlich erlaubt, doch nur selten geübt, auch herrscht eine gewisse Moralität in ihrem Familienleben. Die Mohave besitzen eine Ueberlieferung von einer großen Flut, wie sie bei vielen Indianern wiederkehrt; sie sind sehr abergläubisch und verehren einen guten und einen bösen Geist. Bei einem Todesfall unterziehen sich die Ueberlebenden anhaltenden Waschungen während vierzig Tage und schlachten ein Roß, damit die Seele des Verstorbenen in den Himmel „Okiámbora" reiten könne. Sie kennen auch eine Hölle „Arikromé", alle Christianisierungsversuche sind aber bei ihnen fehlgeschlagen. Sie verbrennen die Leichen. Dr. Oskar Loew, einer der Begleiter Lieutnant Wheelers, erhielt auf seine Frage, warum sie die Toten nicht beerdigen, zur Antwort: es stinkt. Die Mohave haben ihre Medizinmänner, welche jedoch unerbittlich erwürgt werden, wenn sie in ihren Weissagungen dreimal irren. (Rev. d'Anthrop. 1877, S. 355—356.)

Die Sprachen aller Yumastämme sind vokalreich und wohlklingend; das Mohave z. B. ist sonor, reich und vielsilbig, und sie alle lassen trotz mancher Abweichungen ein gemeinsames Band erkennen. Von einer Verwandtschaft dieser Yumaidiome mit der Sprache der Aleuten und der Eskimostämme, wie sie Wilhelm Herzog hat herausfinden wollen (siehe: Zeitschrift f. Ethnol. Berlin 1878, S. 449—459), kann natürlich keine Rede sein. Ebensowenig scheint die Ansicht Alphonse Pinarts begründet, welcher vor einigen Jahren die Mohave besuchte und sie nebst den Yuma, Cocopa und Hualapais für Verwandte der Hiaqui im Staate Sonora hält, die entschieden zur mexikanischen Völkergruppe gehören. Wohl aber zählen, außer den schon früher genannten Völkern, noch zur Yumafamilie die Hualapais oder Wallpays südöstlich vom Tule-See am Ostabhang der Black Mountains und in den Cerbat- und Aquariusbergen; von ihnen haben sich die Cosnino oder Cosino, deren es kaum 100 giebt, abgetrennt; dann die Cutganes oder Cuchan, Kutschanen, bei welch beiden männliche Gestalten unter 1,83 m zu den Seltenheiten gehören; die kleinen häßlichen Yabipais oder Yampais und Tonto mit ihrem widrigen tückischen Gesichtsausdrucke, welche wie Wölfe im Gebirge leben; die Tonto oder Gohun be-

Häuptling der Tipan-Indianer.

sitzen einen halbmongolischen Gesichtsausdruck und sind sehr menschenscheu, dabei aber pfiffig und schlau; sie sind der am weitesten nach Osten wohnende Yumastamm und ihr Dialekt steht dem Mohave näher als dem Kutschan; endlich die Nijora. Letztere wohnen zwischen den Flüssen Gila (sprich: Chila) und Yaquesila und trennen das Gebiet der Apatschen von jenem der Navajos, welche beide Glieder sind der

Südlichen Athapasken, denn sie sowie mehrere ihrer Nachbarn sprechen eine den Tinne- oder athapaskischen Sprachen des Nordens verwandte Mundart.

Von diesen südlichen Athapasken, die man auch sehr wohl in den Namen Apatschen zusammenfassen kann, sind nach Albert S. Gatschet folgende die wichtigsten: die Mescaleros am Rio Pecos, d. h. diejenigen Apatschen, die aus der Aloe- oder Maguaypflanze das Mescalgetränke destillieren; die Llaneros, d. h. Prairieapatschen zwischen Rio Pecos und Rio Grande sowie östlich von den Mescaleros nomadisierend; die Xicarillas im Osten des Rio Grande; die Taracones, irrtümlich Faraones genannt, angeblich eine Abteilung der Xicarillas, zwischen Rio Grande und Pecos; die Navajo (sprich Náwacho), der nördlichste und volkreichste Zweig der Apatschen, seit längerer Zeit im nördlichen Neumexiko und Arizona angesiedelt; die Tschiriguai (Chiriguais) im südöstlichen Teile Arizonas; eine Unterabteilung derselben bilden die Kotschis (Cochise-) Indianer; die Pinaleños oder Pinalapatschen an der Sierra Pinal zwischen 33 und 34° n. Br.; die Coyotero- und Gilaapatschen östlich von den Pinaleños im Quellgebiete des Rio Gila. Die Gileños galten früher als die tapfersten Apatschenkrieger; die Mimbreños östlich von den letzteren in der Sierra de los Mimbres, in der Südostecke von Neumexiko streifend; die Kupferminenapatschen zu beiden Seiten des Rio Grande und westlich bis ins Gebiet der Pinaleños streifend; die Lipan oder Ipande, der südlichste aller Athapaskenstämme; die mächtige Gestalt eines Häuptlings dieses Volkes haben wir im Bilde versinnlicht. (A. S. Gatschet, Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas, S. 63—64.)

Wie die Dakota im Norden, so sind die Apatschen (Apaches) im Südwesten der Vereinigten Staaten der volkreichste und zugleich unruhigste Indianerstamm. „Es ist sicherlich nicht höhere Entwickelung des Verstandes," sagt Dr. Oskar Löw, einer der besten Erforscher dieses Gebietes, „was den Jäger zum Hirten, den Hirten zum Bauer macht, darüber wurde ich mir beim Umgang mit Indianern völlig klar, vielmehr eine Summe zwingender Umstände, wie Abnahme der Jagdtiere, Zunahme der Bevölkerung, topographische, geologische und klimatische Verhältnisse und andre mehr. Fehlt es den Jagdvölkern im allgemeinen nicht an Ueberlegung, so mangelt ihnen doch die Erkenntnis, daß Landbau ein bequemeres Leben ermöglicht, für welches sie freilich kein Bedürfnis fühlen." (Sechster und siebenter Jahresbericht der geograph. Gesellsch. in München. 1877. S. 161.) So sind denn die Apatschen und Navajos trotz vielfacher Berührung mit höher stehenden Stämmen doch Jäger und Räuber geblieben bis auf die jüngste Zeit, indem es erst vor wenigen Jahren gelang, die letzten streifenden Banden zu unterjochen und auf Reservationen zu bringen, wo die besseren und einsichtsvolleren anfangen Feldbau zu betreiben, die faulenzen aber dem dolce far niente huldigen, so lange sie von der Regierung gefüttert werden.

Der Apatsche ist von kräftiger Muskulatur, besonders in Brust und Armen; das Bein ist weniger gut gebildet; die Wade dünn, der Fuß nicht so platt wie der des Negers; bei kurzen Strecken leisten sie jedoch Unglaubliches in der Schnelligkeit des Laufens. Die mittlere Höhe beträgt 1,67 m, die Frauen sind wenig kleiner. Bancroft allerdings nennt

die Apatschen schmächtig und schlecht entwickelt, ihren Gesichtsausdruck häßlich und abstoßend. Das Haar bei beiden Geschlechtern ist von beinahe gleicher Länge, bis zur Schulter, und mattschwarzer Farbe. Der Schädel zeigt, verglichen mit andern Indianern, etwas Neigung zum mongolischen Typus, besonders in der Stellung der Augen. Die Backenknochen treten stark heraus; der Mund ist breit, die Lippen schmal. Das Auge ist nicht ganz das tote dunkelbraune des Nordindianers, sondern gläsern schillernd, ähnlich dem des Coyoten. Die Widerstandsfähigkeit seines Organismus gegen Hunger und Durst, Temperaturunterschiede und Verletzungen ist außerordentlich. Von Aerzten wird nicht geheilt bei den Apatschen, sondern es heilt nur die Natur. Alte Weiber, welche sonst bei wilden Stämmen als Wahrsager, Priester oder Aerzte eine geachtete Stellung einnehmen und zuweilen nicht zu verachtende Heilmittel auffinden, existieren hier nicht. Heilkräuter fand Hr. O. Schmitz, welcher längere Zeit unter den Apatschen weilte, nie bei ihnen, aber auch keine Kranken, wenigstens wurde keine Notiz von solchen genommen. Die Haut ist gelb bis rotbraun, hat jedoch nie die fabelhafte Kupferfarbe, sondern die der vom Sonnenstich getroffenen Haut. Dieselbe ist außer der Kopfhaut ganz unbehaart; ihre lederartige Dicke scheint aber einen vollkommenen Ersatz der Kleidung gegen Einwirkungen der Temperatur sowohl als andrer physischer Berührungen zu bieten. Nach einer Wanderung durch Kaktusgestrüpp sieht man die Maultiere häufig bluten, doch nicht den halbnackten Apatsche. Die Kleidung, früher fast unbekannt, wird jetzt in ihren wichtigsten Stücken aus grobem Baumwollstoff hergestellt. Viele tragen bloß Beinkleider und Ledermokassinen an den Füßen, doch fangen sie auch an wollene Decken und Strohhüte zu tragen. Trotz der brennenden Sonne blieb früher der Kopf unbedeckt, obschon sie wissen durch Bestreichen der Kopfhaare mit klebrigem Thone eine überall anzufertigende kühle Kopfbedeckung herzustellen. Die Weiber tragen einen kurzen Unterrock und aufgelöstes Haar, jene, welche um den erschlagenen Gatten trauern, schneiden es kurz ab. Die kleineren Kinder gehen fast ganz nackt. Wird es zuweilen empfindlich kalt, so sucht der Apatsche eine Vertiefung im Boden, oder baut sich mit Steinen, Erde und Blättern einen Kessel, 1 m im Durchmesser, 0,50 m tief; hier krümmt er sich nackt, wie er ist, hinein, jeder Mann meist allein, und steht am andern Tage erst auf, wenn die Sonne seine starren Glieder wieder erwärmt hat. Wer zufällig eine Decke oder ein Fell hat, legt dies wohl über sich: aber dies ist kein Bedürfnis. Besondere Abneigung zeigen sie gegen alles, was einem Hause vergleichbar wäre. Zum Schutze vor Regen flüchten sie wohl unter Bäume und Felsen, sobald aber das Unwetter vorüber, eilen sie wieder ins Freie. Nach A. Morino haben sie indes Hütten aus leichten Zweigen und Gesträuch und vereinigen sich in Flecken von 2—3000 Köpfen. Zum Schmucke bemalen sie mitunter das Gesicht mit roten und blauen Linien; allgemeiner Gebrauch ist es jedoch nicht, dagegen bilden die Muscheln der Perlauster und ein rohes hölzernes Schnitzwerk den beliebtesten Schmuck beider Geschlechter. Tättowieren oder sonstige Gesichtsverunstaltungen, um Schmuckgegenstände hineinzustecken, finden nicht statt. Die Weiber tragen als Schmuck oder Kleidung zuweilen die mit Gehirn eingeriebenen Tierfelle mit verschiedenartigen Strichen bedeckt.

Die Nahrung besteht aus Eicheln, Erdnüssen, Kürbissen, Bohnen des Meskitstrauches, Wild, einschließlich der Ratten, Mäuse und Schlangen; sodann aus den zu schanden gerittenen gestohlenen Pferden und Eseln. Teils roh, teils am Spieße gebraten wird das Fleisch verzehrt, ebenso die Früchte. Vor dem Schweine hegen sie Abscheu, sie selbst atmen aber einen eigentümlichen Geruch aus. Ihre einzigen Waffen und Hausgeräte sind Pfeilbogen und Spieß. Die Spitzen sind meist von hartem Holze, zuweilen auch Obsidiansplitter, Eisen oder Kupfer, welches sich sehr häufig gediegen dort findet. Catlin fand nach seiner Aussage die Apatschen am Gila noch tief im Steinzeitalter, und zwar bedienten sie sich der Feuersteine und des Obsidians zur Verfertigung ihrer Waffen und Geräte, namentlich der Pfeilspitzen. Sehr geschickte Schützen sind sie nicht im Vergleich mit andern Indianern, sagt Hr. Schmitz im Widerspruch zu George Catlin, welcher bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Schützenfest der Apatschen ihre Treffsicherkeit rühmt; der Spieß wird nicht geworfen; die Schleuder ist unbekannt. Bogen und Pfeil bilden den einzig anerkannten persönlichen Besitz, und hieraus folgt die weitere Form ihres Zusammenlebens. Zuweilen gehen sie ganz vereinzelt, oder in kleineren Truppen von etwa 10 ohne Oberhaupt. Nur die Notwendigkeit zeitweiser größerer Raubzüge, um, nach ihrem Ausdrucke, Pferde und Esel zu holen, scheint sie zu zahlreicheren Ansammlungen unter Häuptlingen zu bewegen. Der Hordenanführer trägt eine Art Helm aus Wildleder mit einer Feder geschmückt. Der größte Teil der Krieger ist auf sehr ausdauernden

Ponies beritten, welche sie mittels des spanischen Gebisses oder eines einfachen häreuen Strickes lenken. Auf den Pferden der Weiber pflegen sie Vorratskörbe mitzuführen. Solange ein solcher Zug dauert, oder die zu verzehrende Beute, oder auch das persönliche Uebergewicht des Häuptlings währt, bildet sich dieser ein vorübergehendes Eigentum. Hauptsächlich wird ihm das Recht zugestanden, eine Anzahl Mädchen für sich allein zu beanspruchen. Den vom Häuptling gewählten Mädchen wird ein Stückchen Tierfell ins Haar geflochten, und dann sind sie für andre unantastbar. Macht er eine zur Frau, so wird über ihrem Haupte ein Bündel Pfeile zerbrochen. Außer diesem Häuptlingsrechte besteht nur ein kürzeres oder längeres Zusammenleben der Geschlechter, keine Ehe. Die Kinder bleiben bei der Mutter, bis sie selbständig Früchte erhaschen, eine Ratte oder Schlange fangen können; dann verlieren sie sich unter der Horde. Bis ins dritte Jahr werden sie meist noch von der Mutter gesäugt. Die Vermehrung ist schwach, selten rascher als in dreijährigen Zwischenräumen, und erlischt sehr früh bei den Frauen. Das Alter ist schwierig zu erraten, denn sie selbst kennen kaum den Begriff des Jahres, viel weniger denken sie ans Zählen derselben; sie wissen jedoch, daß der weiße Mensch die Kunst versteht auszufinden, wie oft er neues Gras hat wachsen gesehen. Wie die Kranken ohne Arzt zurechtkommen können, so auch die Wöchnerinnen. Andre Weiber helfen wohl zuweilen, meist aber vollzieht die Wöchnerin selbst die Operation der Trennung der Nabelschnur durch Zerklopfen zwischen stumpfen Steinen; und statt der ersten Wäsche bepudert sie das Kind mit trockenem Sand.

Ist jemand seinem Ende nahe, so wird er abseits getragen, wenn der Aufenthalt der Lebenden nicht schon aus dem gewöhnlichen Grunde des Weiterziehens verlegt wird, im letzteren Falle bleibt er einfach zurück; Totenklage wird selten gehört; das Geheul des allgemeinen Totengräbers, des Coyote, muß dafür gelten. Stirbt eine Frau des Häuptlings oder er selber, so führt der vorige Zustand eines persönlichen Besitzes, eines Hervorragens aus den übrigen die Zeremonie des Bestattens mit sich. Der Tote wird in Hautstreifen eingewickelt, auf einem Bergabhang nach der Sonnenseite zu eingescharrt, und ein oblonger Erd- oder Steinhügel darüber aufgeschüttet. Die Anschauung, daß der Verstorbene weiter lebe, daß es anderswo besser sein könne als hier, oder eine Vorstellung des Großen Geistes, wie bei vielen Indianern, ist nicht vorhanden. Eine einzige Gelegenheit giebt es, wo etwas einem gesellschaftlichen Fest Aehnliches stattfindet, eine Vollmondfeier; nicht regelmäßig bei jedem Vollmond, noch genau beim Vollmond, sondern nach Majoritätslaunen, wenn der Mond ziemlich groß ist. Verschiedene Feuer werden angezündet, und ein berauschendes Getränk aus dem in Kürbisschalen gährenden Kaktussafte bereitet. Jeder nimmt eine Stellung nach seiner Bequemlichkeit ein, gewöhnlich liegend, und dann beginnt mit Mondaufgang ein gemeinsames Geheul, Nachahmung von Tierstimmen. Es wird begonnen mit dem Geschrei des fraßschnüffelnden Coyoten, ähnlich dem Wimmern kleiner Kinder; dies schwellt an zum stärkeren dumpfen Geheul des Bluthundes; dann folgt der heißere Schrei der Wolfshyäne; jetzt wird es lauter und lauter, alles durcheinander, daß das Echo vom Monde zurückschallt, oder eine entfernte Coyotenherde antwortet, und die zwei- und die vierbeinige Herde sich gegenseitig in wilden Gebärden zu überbieten suchen. Dann ist plötzlich Stille, und statt der wütenden Bestienstimmen tönt lang gedehnt und gleichgültig das alberne Eselsgeschrei. Allgemeines Gelächter oder vielmehr tönendes Gegrinse, und der Rhythmus beginnt von neuem, die ganze Nacht hindurch bis zum Untergange des Mondes. Außerdem lieben die Apatschen Kartenspiel und Rauchen

Wie schon bemerkt, besitzen die Apatschen keine Haustiere; an Züchtung wird nicht gedacht: die Tiere werden geraubt, auf der Flucht schon in einem Tage wundgeritten, verspeist und dann wieder neue geholt. Was wir von unserm Standpunkte aus mit Grausamkeit und Wollust bezeichnen, ist bei ihnen der gewöhnliche Gemütszustand, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht beabsichtigt ist, sondern als natürliche Folge der Verhältnisse auftritt. Die Tiere werden nicht geschlachtet, sondern lebendig auseinander gerissen, ohne daß der Apatsche mehr an Grausamkeit denkt als unsre Köche, die ihren Aal schinden. Die Feinde werden indes nicht skalpiert. Trotz der vielen kräftigen Gestalten unter diesen Wilden findet man doch eine große Zahl verkrüppelter und verkümmerter Individuen. Gehen die gesunden auf den Raubzug aus, so bleiben diese als Invalidenkolonie zurück und sammeln sich im Gefühle ihrer Hilfslosigkeit zu größern Trupps. War die Beute nicht ergiebig und die Krieger kommen hungrig zurück, so flüchten die Invaliden meist schon von selbst. Bleiben sie und die Nahrungsmittel werden knapp, so müssen sie zurückstehen vom Mitgenusse und verhungern oder werden mit aller

Gemütsruhe niedergemacht. In seltenen Fällen flüchten sie auch zu fremden Stämmen, in früherer Zeit zu den spanischen Posten, wo sie nach nomineller Bekehrung zu Christen angesiedelt wurden, um als zahme Apatschen zu leben, zu sterben und selig zu werden, oder auch, wenn physisch wieder hergestellt, zur alten Lebensweise zurückzukehren. Keine dieser Kolonien hat Bestand gehabt.

Persönlichen Mut besitzt der Apatsche gar keinen; sowohl mit dem Tier als mit dem Menschen kämpft er nur aus dem Hinterhalte. Er kennt weder das stoische Sterben, wenn kein Entrinnen möglich, noch das Verteidigen der Jungen; in allem nur eine Coyotennatur. Er spricht wenig, das wenige mehr in Gebärden als in Lauten. Kein Gruß bei der Begegnung, sondern ein gegenseitig kritisches Anschauen auf zehn Schritte Entfernung; dann tritt man sich näher, den Bogen auf dem Rücken; ebensowenig kennt die Sprache einen Abschiedsgruß oder Abschiedsgebärde. Die Sprache ist mehr ein Sprechen in Sätzen als in einzelnen Worten. Der Apatsche stößt seine Rede in barscher, heftiger Weise aus; das Ohr gewöhnt sich erst nach und nach, eine Kadenz in den Worten aufzufinden. Die Sprache ist arm, sowohl im Wortschatz als im Ausdruck; daher schreibt sich die Ueberladung der Wiederholungen, die vielen Gebärden und das Lästige und Abschweifende der Unterredungen. Besonders auffallend sind einzelne Töne, die gleichzeitig mit Zunge und Kehle hervorgestoßen werden und zwar mit übermenschlicher Anstrengung der Lunge, weil sie alsdann eher verstanden zu werden glauben. Die Laute sind überwiegend guttural, so daß eine laute Rede sonst fast unmöglich ist; ein Schnalzlaut kommt vor, ähnlich dem am obern Kolumbiafluß, in Oregon, gebrauchten; das Hilfszeitwort „sein" existiert nicht; statt dessen dienen die Personalpronomina: andre Pronomina sind nicht vorhanden; selbst die dritte Person im Plural wird nicht durch ein eigenes Wort, sondern durch die „andern" ausgedrückt. Zuviel sprechen gilt selbst bei den Weibern nicht allein für Unsitte und unnötig, sondern auch, als an das Geschwätz der Mexikaner, ihre Todfeinde, erinnernd, für verdächtig. Diese, auf einem Territorium von der Größe Deutschlands herumschweifenden, auf der tiefsten Stufe der Gesittung stehenden Horden werden auf 14,280 Köpfe geschätzt. (Ausland 1871, S. 348—350.)

Die Navajo, unbedingt der stärkste westlich von den Felsengebirgen im Südwesten der Vereinigten Staaten wohnende Stamm, weichen in Sitte und Sprache etwas von den Apatschen ab, bewahren aber noch immer den Ruf kriegerischer Tüchtigkeit, obwohl sie der Mehrzahl nach seit langen Jahren friedlichen Beschäftigungen obliegen. Sie sind fast die einzigen Indianer in Neumexiko, die große Schafherden halten und mit diesen ein Nomadenleben führen, während gegenwärtig der größere Teil der Navajos seßhaft ist. Sie verstehen die Wolle zu spinnen und daraus buntfarbige, sehr dichte Decken von unübertroffener Güte zu weben. Im übrigen unterscheiden sie sich in ihrem Anzuge nur wenig von ihren Bruderstämmen, nur daß letztere noch schlechter oder gar nicht gekleidet sind. Auf die Verfertigung ihrer hirschledernen Beschuhung verwenden die Navajos viel Sorgfalt und achten besonders darauf, daß die starken Sohlen an den Zehen in einem breiten Schnabel aufwärts stehen, wegen der stachlichen Kakteen und dornentragenden Gewächse ihres Landes, in welche sie ohne diese Vorkehrungen kaum einen Schritt zu thun im stande wären. Auf dem Kopfe tragen sie eine helmartige Lederkappe, gewöhnlich mit einem Busch kurzer, glänzender Truthahnfedern sowie einiger Geier- und Adlerfedern geschmückt. Neben Bogen und Pfeilen führen sie noch sehr lange Lanzen, in deren Handhabung sie besonders gewandt sind und mit welchen sie auf ihren flinken Pferden keine zu verachtende Gegner abgeben. (Möllhausen, Wanderung durch die Prairien und Wüsten des westlichen Nordamerika, S. 228.) Im Jahre 1874 betrug die Zahl der seßhaften Navajo 9068, die der umherschweifenden etwa 2000. Sie werden von den Apatschen „Yútahkah" genannt, sie selbst nennen sich, wie auch andre Athapaskenstämme thun, „Tenúai", d. h. Männer. Hautmalerei ist bei ihnen sehr beliebt.

Einen gewissen Anstrich von Ritterlichkeit, der die Stämme östlich der Rocky Mountains charakterisiert, vermißt man, nach Möllhausen, bei den Eingebornen westlich derselben fast gänzlich. Selbst das Aeußere ist viel weniger ansprechend, und selten nur findet man unter ihnen schöne wohlgebildete Gestalten. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Pferde- und Maultierfleisch, mit welchem sie sich in den mexikanischen Ansiedelungen zu versehen wissen.

In dem Lande südlich von den Flüssen Colorado und Arkansas bis nach

Mexiko herunter wohnen mehrere Völker, welche außer Zusammenhang mit den bisher betrachteten und auch mit der benachbarten großen mexikanischen Familie stehen. Zu denselben gehören zunächst eine Anzahl von Urstämmen in Arizona und Neumexiko, welche seit ältester Zeit, im Gegensatz zu den in den benachbarten Wüstenflächen nomadisierenden Banden, feste Wohnsitze innehatten, sich von Ackerbau und Viehzucht ernährten und solide Häuser aus Stein errichteten. Sowohl ihre Ortschaften als deren Bewohner führen die spanische Benennung Pueblos (d. h. Dörfer, Ortschaften) und dieser kommt zuweilen auch den Pima, Maricopa und Papago am Rio Gila und südlich von demselben zu. Die eigentlichen Pueblo wohnen im nordöstlichen Neumexiko, am obern Rio Grande del Norte und seinen Zuflüssen, im Westen und Süden von den Navajo und Apatschen, sowie den Yabipais begrenzt, während sie im Osten von den mexikanischen Komantschen umgeben sind. Ein direkter ethnologischer Zusammenhang der Pueblоindianer mit den Azteken, Tolteken oder mit den Moundbuilders im Ohio- und Mississippithale konnte trotz der zahlreichen und mächtigen, stufenartig emporsteigenden Ruinen in Neumexiko, trotz des Vorkommens vielfacher Felsenskulpturen und der in jedem Pueblo eingeführten „Estufas", Schwitzbäder und zugleich Versammlungshallen, bis jetzt nicht nachgewiesen werden und ihre Herkunft ist bis auf den heutigen Tag in Dunkel gehüllt.

Pueblоindianer.

Ein friedlicherer Menschenstamm als die Pueblоindianer, deren es 1874 in Neumexiko noch an 9500 gab, ist kaum denkbar. Freundlich und gefällig

zeigen sie sich gegen Fremde, wo sie ihnen auch immer begegnen mögen, sowie die größte Gastfreundschaft jenen zu teil wird, welche sie in ihren Städten und Wohnungen besuchen. Seit langer Zeit in stetem Verkehr mit den Mexikanern, haben sie vieles in Sitten und Tracht von denselben angenommen, ist sogar der größte Teil der Bevölkerung der spanischen Sprache mächtig. Fleiß und Betriebsamkeit sind ihre Haupttugenden; sie treiben Acker- und Gartenbau und unternehmen gelegentlich Reisen zu den wildesten Indianern der Steppe, um für Tauschartikel Pelze und Häute mit heimzubringen. Möllhausen schildert die Pueblos als schöne, wohlgebaute Menschen, die trotz des indianischen Typus etwas Ansprechendes in ihren Zügen haben. Bancroft aber sagt: „Die Pueblo- und Moquiindianer sind von geringer Körpergröße; die Statur der Männer übersteigt selten 1,52 m; Hände und Füße sind klein, die Gesichtszüge ausdrucksvoll und scharf geschnitten, die Augen hell und lebhaft, Bau, Haltung und Gebärden einnehmend. Ihr Haar ist dunkel, weich und fein, ihre Haut hellbraun. Die Frauen erreichen nur selten eine Körpergröße über 1,22 m; sie sind beleibt und aus ihren dicken Gesichtchen strahlen Anmut und Verstand; ihr Gang ist leicht und graziös. Man findet Albinos unter ihnen, die mit sehr weißer Gesichtsfarbe, blondem Haar, blauen oder rötlichen Augen ausgestattet sind." (Bancroft, Native Races, Bd. I, S. 529—530.) Männer wie Weiber tragen die Haare lang, nur auf der Stirne über den Augenbrauen stumpf abgeschnitten; außerdem haben die Männer ihre Wirbellocken in einen kurzen dicken Zopf gedreht und diesen mit einem roten Bande umwunden. Einige tragen hellbraun gefärbte lederne Jagdhemden, welche, reichlich mit Fransen und Stickereien versehen, trefflich zu den farbigen Unterkleidern passen, die bis an die Kniee reichend nach mexikanischer Mode reich mit gelben und weißen Knöpfen geschmückt sind. Andre werfen nur eine gestreifte Decke um die Schultern und kleiden sich einfach mit einem Hemde von Kattun. Die Weiber befestigen um die Hüften einen dunkelfarbigen Rock, der beinahe bis auf die Füße reicht; den Oberkörper verhüllen sie mit einer leichten Decke, die sie bald über den Kopf ziehen, bald malerisch um Schultern oder Hüften schlingen. An den Füßen tragen beide Teile Mokassinen, die oft zierlich gestickt und geschmückt sind. (Möllhausen, a. a. O., S. 143, 215.)

Nach Oskar Löw zerfallen die Pueblo in folgende acht Gruppen: 1) die Tano; 2) die Tao östlich vom Rio Grande angesiedelt, die am weitesten nach Norden hin gelegenen Pueblo; 3) die Tehua mit drei wenig unter sich verschiedenen Dialekten; 4) die Jémes (spr. Chémes) im Thale des Jemes River, nennen sich wohl auch Vallatoa; 5) die Quéres (spr. Kéres); 6) die Acoma; 7) die Zuñi (spr. Sunji), friedliche, freundliche Menschen, deren Dörfer terrassenförmig erbaut sind, so daß 3—7 Stockwerke übereinander liegen. Das obere ist jedesmal kleiner als das, auf welchem es sich erhebt, wodurch jede Wohnung einen Vorhof oder eine Gallerie erhält. Die Straßen zwischen den Häusern sind eng und zuweilen durch Ueberbauung der oberen Stockwerke ganz verdeckt. (Siehe Amer. Naturalist 1877, S. 736.) 8) Die Moqui nördlich vom Colorado Chiquito in Arizona. (Amer. Naturalist 1877, S. 468, 591, 736 und 1878, S. 310, 456.) Von den Moqui ist im allgemeinen sehr wenig bekannt; seitdem die Spanier sie im sechzehnten Jahrhundert entdeckten, wurden sie nur selten von Weißen besucht. Ihre Zahl wird auf 2500 geschätzt. Sie wohnen in sechs Dörfern verteilt, die auf vier „Mesas", d. h. Ueberresten eines durch Erosion zerstörten Sandsteinplateaus, gelegen sind; letztere sind 11—13 km voneinander entfernt. Die Dörfer nehmen im allgemeinen die

ganze Breite des Felsens ein und unmittelbar vor den Häusern stehend, sieht man an vielen Stellen 100 m senkrecht in die Tiefe; an andern Stellen befindet sich in etwa zwei Drittel der Höhe eine natürliche Terrasse, die zu Schafställen eingerichtet ist. Am Rande des Felsens spielen sorglos die Kinder und gleichgültig sehen die Mütter zu, andre beugen sich unten auf der Schafterrasse unter die Ziegen und saugen die Milch aus dem Euter. Die Häuser sind in Reihen gebaut, meist zweistöckig, einige auch vierstöckig. Die Bauart ist eine terrassenartige, die oberen Stockwerke werden mittels Leitern von außen erstiegen. — Das Material sind nicht „Adobes", wie sonst meist in Neumexiko üblich, sondern Steine, die durch ein Gemenge von Thon und Sand sehr fest verbunden sind. Jedes Stockwerk ist etwas über 2 m hoch und in mehrere Zimmer abgeteilt, die mit Kaminen versehen sind. Die Fenster sind durch kleine Löcher in der Mauer vertreten, die zur Winterszeit verkittet werden. Bei großer Winterkälte wohnen sie in einer Art Keller, Höhlungen im Felsen. Der Gesichtsausdruck hat mehr mit dem Europäischen als mit dem Mongolischen Aehnlichkeit, ihre Zähne sind blendend weiß, alle sind bekleidet. Nur wenige bemalen sich. Die Frauen tragen Rock und Mantille, bei den Töchtern des Governador bemerkte Hr. Löw einen Kopfputz à la Pompadour. Ihre Haustiere sind der Hund, das Huhn, Schaf, Ziege und Esel. Rindvieh und Schwein sind ihnen unbekannt. Der Esel wird vorzugsweise gebraucht, um das Holz aus großer Ferne herbei zu transportieren. Zur Unterhaltung eines Feuers im Kamin dient vielfach Schafmist in gut getrocknetem Zustand. (O. Löw in Peterm. Geogr. Mitt. 1874, S. 408.) Die Sprache der Moqui zeigt sehr große Verwandtschaft mit den schoschonischen Dialekten der Utah, Komantschen u. a., und ist wohl als ein Dialekt der Schoschonensprachen einzureihen, so daß linguistisch die Moqui der mexikanischen Völkerfamilie angehören.

Im Jahre 1874 fand zuerst H. Jackson im südwestlichen Coloradoterritorium eine Menge von alten Baureſten, konnte sie jedoch nicht weiter verfolgen, weshalb dieselben im Sommer 1875 von Holmes aber in den benachbarten Territorien Arizona und Utah eingehend studiert wurden. (Amer. Naturalist 1878, S. 526, 606.) Holmes unterscheidet dreierlei Bauwerke:

1) Ansiedelungen in den Niederungen auf Flußterrassen und in der Nähe des Wassers, auf fruchtbarem Land, angelegt ohne Rücksicht auf die Sicherheit der Bewohner, ohne Verteidigungsvorrichtungen; sie waren wohl zum größten Teile aus Erde, Gerölle und aus den noch heute in Mexiko und Peru häufig angewendeten lufttrockenen Lehmziegeln (Adoben) erbaut. Solche Niederlassungen waren wohl die Hügel- und Wallgruppen am Rio La Plata, einem Nebenflusse des Rio San Juan, an der Grenze von Neumexiko, auf einer niederen Terrasse, nur 8 m über dem Flusse: sie bestehen aus kreisförmigen und rechteckigen Wallspuren, die 1—2 m hoch über die Oberfläche der Terrasse emporragen. Eine Pfeilspitze, Obsidian und Jaspissplitter sowie einige Topfscherben bilden die spärlichen Beweise dafür, daß einst Menschen hier gehaust haben. 2) Höhlenbauten, nahe dem bebauten Land in Aushöhlungen der Kreideschichten an Steilabstürzen gelegen. Diese Höhlenwohnungen, das Bezeichnendste im ganzen Coloradogebiete, sind außen mit Wällen versehen, die nur einen schmalen Eingang und ein kleines Fenster an der Seite offen lassen. Ein derartiger Bau befindet sich z. B. am Rio San Juan, 56 km unterhalb der Einmündung des La Plata. An einem 10—14 m hohen vertikalen Absturze befinden sich die Exkavationen, alle auf gleicher Höhe, auf der obersten Fläche aber sind die Reste von zwei Rundtürmen deutlich erkennbar, von denen der eine 48, der andere 68 cm dicke Steinwälle besaß. Der letztere hatte einen Durchmesser von 44 m und besaß zwei Steinmauern. 3) Die eigentlichen Festungen oder Riffhäuser, meist hoch oben an Felsenwänden, in schwer zugänglichen Klüften oder in ursprünglich wohl vom Wasser ausgewaschenen und später von Menschenhand erweiterten Hohlräumen. Am interessantesten sind die Bauten dieser Felsklippenbewohner (Cliff-dwellers, siehe über sie Nature 1878, Bd. I, S. 409 und Kosmos, Bd. VI, S. 40—54, ferner Short, The Northamericans of Antiquity, S. 293–310) am Rio Mancos. In einer bis circa 250 m hoch über dem Fluß gelegenen Wand aus geschichteten Sandsteinen und Schieferthonen befinden sich in zwei, durch eine mächtige Bank aus massivem Sandstein getrennten Schieferthonschichten, Höhlen und in diesen die merkwürdigen Bauwerke. Die obere Nische ist etwa 33 m unter dem oberen Rande gelegen und wird durch die obersten Bänke dachartig überragt. Diese hat eine Länge von ca. 30 m, ist aber nur 3 m tief und von einer stellenweise noch 3—4 m hohen Mauer geschlossen. Innerhalb dieser befinden sich drei Kammern, von diesen war die erste der Feuerraum, alle Wände zeigen die Rauchspuren, in der zweiten fanden sich Knochenreste, in der dritten Getreidekörner. Die

untere nur etwa 20 m lange und an der tiefsten Stelle 5 m tiefe Höhle enthält das größere Gebäude, das durch einen, jetzt noch über 4 m hohen Mauerwall abgeschlossen ist, die mit 17 kleinen fensterartigen Oeffnungen versehen ist und in diesem Teile 4 Kammern enthält, während sich weiterhin, so ziemlich in der Mitte der Nische, ein kreisrunder Raum befindet, der nur durch einen engen, röhrenartigen (58 cm hohen und 80 cm weiten) Gang mit den andern Räumlichkeiten in Verbindung stand, wodurch der Zutritt zu diesem Allerheiligsten sehr erschwert war. Die beiden Höhlen stehen nur durch in den Felsen gehauene Steiglöcher in Verbindung.

Eine ganze Reihe solcher Bauten liegen in Arizona und Utah (Siehe: Americ. Naturalist 1880, S. 681) entlang der Thalwände des Rio San Juan, darunter eine wahre „Höhlenstadt" in den 70—146 m hohen Steilwänden in der Nähe der Einmündung des Rio Chelley. Der solid gebaute Teil dieser Höhlenansiedelung hat ein Länge von 180 m, der Höhlenraum, der von einer mächtigen Gesteinsmasse weithin überragt wird, hat aber nirgends eine größere Tiefe als 10—13 m. Nicht weniger als 75 ummauerte Gemächer befinden sich auf diesem engen Raume beisammen, darunter nur Eines von kreisrunder Basis, welches Jackson als „Estufa" bezeichnet. Die ganze Ruinenstadt liegt mehr als 20 m über dem Thale. Diese ummauerten Bauwerke haben ein moderneres Aussehen und sind nach Holmes später als die Niederlandhäuser und die Höhlenwohnungen errichtet worden, von denen sie sich hauptsächlich durch ihre solide Bauart unterscheiden.

In bezug auf die Form der Bauten herrschen der Kreis und das Parallelogramm vor und zeigt sich ein ansehnlicher Grad von architektonischer Fertigkeit. Wo es die Bodenbeschaffenheit erlaubt, sind die Vierecke vollkommene Quadrate, die runden Bauten aber vollkommen kreisförmige Türme, oft mehr als 12 m im Durchmesser, und mit doppeltem oder dreifachem Walle umgeben. Sie sind aus zugehauenen Steinen aufgeführt, an der Außenseite der Krümmung angepaßt und mit Mörtel verbunden. Der Raum zwischen den Wällen ist durch Scheidewände in zahlreiche kleine Kammern geschieden.

Von größtem Interesse sind endlich noch die Menschenreste, die bei den Untersuchungen aufgefunden wurden. Man fand eine große Zahl von Begräbnisplätzen, die untersuchten Gräber ergaben jedoch nichts als kleine Quantitäten von Holzkohlen und bemalte Topfscherben. Die Grabstätten sind durch Sandsteinplatten gekennzeichnet, welche teils an den Ecken, teils in Kreisen oder Parallelogrammen angeordnet sind (also ähnlich so wie es auch bei den Dolmen und Hünengräbern in Europa der Fall ist) und liegen gewöhnlich auf den Höhen von niederen Hügeln. Auch drei Skelette wurden gefunden. Diese verdienen selbstverständlich das höchste Interesse, da sie die Beantwortung der Frage nach dem Volke, welches die merkwürdigen Bauten aufgeführt, bringen könnten. Eines der Skelette soll in der eigentümlichen kauernden Stellung gewesen sein, welche so bezeichnend für die Kettschualeichen Südamerikas ist, die beiden andern wurden in Neumexiko in einer der alten Ruinen bei Abiquin entdeckt. Alle drei Schädel sind auffallend brachykephal, der erste zeigt eine kleine Neigung zur Schiefzähnigkeit (Prognathie). Nicht uninteressant ist der angestellte Vergleich zwischen einem Schädel von Abiquin und einem Indianerschädel (aus Guatemala) und einem Pachacamac-(Peruaner-)Schädel, woraus hervorgeht, daß der Schädel von Abiquin die beiden andern in bezug auf Höhe und Kürze übertrifft. Doch stellte sich als zweifellos heraus, daß derselbe künstlich in diese auffallende Form gebracht worden war, daß also — wenn das betreffende Skelett wirklich von einem dem ausgestorbenen Volke angehörigen Menschen stammt — dieses auch die Gewohnheit hatte, die Köpfe der Kinder einzuschnüren. Es scheint vorläufig kein Grund vorzuliegen, die Entstehung dieser verschiedenartigen Bauten verschiedenen Stämmen zuzuschreiben, oder sie in weit auseinander liegende Zeiten zu versetzen, man hat es also wahrscheinlich nur mit einem Stamme zu thun, dessen Geschichte freilich uns vorderhand ebenso dunkel ist, wie die Vorgeschichte der Bevölkerung Amerikas überhaupt bis zur Zeit der Eroberung. Woher die verhältnismäßig starke Bevölkerung dieser Ruinenstätten gekommen, wohin sie nach Verlassen dieser Ruinen geraten, ob man als einzige Ueberbleibsel derselben die jetzigen Pueblo-Indianer ansehen muß, das sind Fragen, die vorderhand nicht zu beantworten sind. Ebensowenig ist es möglich, uns einen klaren Begriff von der Kulturstufe der Bewohner jener Ruinen zu machen. Der Mangel an äußerem Schmuck der Bauten, der nebenbei gesagt zum Teil durch den Zahn der Zeit zerstört sein kann, die Einfachheit derselben läßt leicht Trugschlüsse zu auf das Wesen der Erbauer, die ja z. B. unter dem Drucke ungewöhnlicher oder trauriger Verhältnisse gestanden haben können, wie sie freiwillige oder unfreiwillige Migration, Bedrängung durch Feinde ꝛc. mit sich bringen, so daß die Entfaltung gerade des künstlerischen Könnens

gehemmt war. Berücksichtigen wir die bei der Anlage dieser Bauten überwundenen Schwierigkeiten, sehen wir die Grundpläne besonders der einzelnen Dörfer an, so müssen wir anerkennen, daß die Erbauer auf keiner unbedeutenden Kulturstufe gestanden haben, so fremdartig uns diese auch entgegentritt. Welch interessante Streiflichter auf die sozialen Verhältnisse wirft allein schon die Idee, die Wohnungen so vieler Menschen in so enger Weise zu verbinden, daß man äußerlich ein Ganzes schafft, das unsern sogenannten Kasernenbauten nahe kommt. Wie aus den Arbeiten, über welche hier referiert wurde, hervorgeht, haben wir es hier nur mit sehr oberflächlichen Untersuchungen zu thun; planmäßige Ausgrabungen innerhalb oder in der Umgebung dieser Ruinen haben nicht vorgenommen werden können, so daß von sonstigen Kunstprodukten ihrer Bewohner nur sehr wenige Proben geboten werden. Am interessantesten sind darunter zweifellos die zahlreichen Hieroglyphen, welche man teils auf Steinen in Doppellinien eingraviert fand, teils ist das Steinmaterial zwischen den Umgrenzungslinien herausgearbeitet, die ganze Figur also vertieft. Menschen- und Tierformen verschiedener Art sind auf diese Weise dargestellt. Unter anderm fällt eine große Prozession von Menschen, Vögeln und einer großen Menge von abenteuerlich gestaltetem Getier auf, die in der letzteren Manier in den Fels eingegraben ist. Außer den bekannten Steinäxten und Pfeilspitzen sind Ornamente und Thongefäße, diese meist in Bruchstücken, aber darunter einige mit einer harten Glasur, gesammelt worden, deren Charakter die allgemeine Verwandtschaft mit denselben Artefakten aus Mexiko, Zentralamerika und selbst Peru erkennen läßt, im speziellen sich mit den Erzeugnissen der Pueblоindianer und besonders der Moqui in Uebereinstimmung bringen läßt. Hierauf sowohl, wie auch auf die Thatsache, daß die Moqui-Pueblo ihre Dörfer in ähnlicher Weise angelegt haben, wie es die hier besprochenen sind, ist die Annahme von Holmes begründet, daß jene Pueblоindianer die Nachkommen des Volkes sind, von dessen Existenz die beschriebenen Ruinen Kunde geben.

Als völlig isoliert sind die Tonkawa (Tonkaways oder Toncahuas) im nördlichen und nordwestlichen Texas zu betrachten, ein ehemals mächtiger Indianerstamm, der aber gegenwärtig sehr zusammengeschmolzen ist. Unterhalb der Mündung des Colorado sitzen längs dem Golf von Kalifornien die Axua, Tepoka, Guaima und Seri, dann in einer gebogenen Linie zwischen Culiacan, Chihuahua und dem Rio Grande del Norte die Huraba, Toboso, Gabilan, Naza und Pelon, lauter Stämme, welche unter ihren Nachbarn und zum größten Teile auch untereinander vorläufig noch als isoliert gelten müssen. Das nämliche ist der Fall bei den Kioway, im Westen der Pahni, nördlich von Longs Pik, im Quellengebiete des nördlichen Plattеflusses. Sie sind als die verräterischesten Indianer in den Steppen bekannt, und größere Räuber sind kaum denkbar als diese Nomaden. In ihrem Aeußern, in Sitten und Gebräuchen unterscheiden sie sich nur wenig von den Komantschen, die nicht nur ihre nächsten Nachbarn sind, sondern auch dieselben Reviere mit ihnen durchstreifen. Trotzdem ist nicht die geringste Verwandtschaft in den Sprachen dieser beiden Völker zu entdecken. Nur durch ihre Dolmetscher vermögen sie sich miteinander zu verständigen, wenn sie nicht ihre Zuflucht zu der Sprache der einst mächtigen Kaddoindianer (Cadodaquious), eines weiter südlich in Texas am Red River wohnenden Stammes, oder zu der allgemeinen Prairiesprache nehmen wollen. Die erstere wird von beiden Nationen hinlänglich verstanden, um darin miteinander verkehren zu können. Die andre hingegen besteht fast ausschließlich aus Zeichen, ist aber ausreichend, um eine Verständigung zwischen allen Indianern der Steppe zu ermöglichen.

Hier ist es am Platze zu bemerken, daß in ganz Nordamerika bei den Indianern, und zwar verschieden nach den verschiedenen Stämmen, ein herkömmliches, durchaus künstliches System von Zeichen für bestimmte Begriffe gilt, mittels deren Indianer sprachlich

ganz abweichender Stämme sich untereinander verständigen können. Gerade da, wo verschiedenartige Stämme nahe benachbart sind, pflegt die Zeichensprache entwickelt zu sein; sie stirbt ab, wenn eine lingua franca in Gebrauch kommt. Bei den Irokesen, Algonkin u. s. w. war sie wenig entwickelt, weil diese Völker individuenreicher, in beständigem Verkehr miteinander waren und zum Teil sich sprachlich verstehen konnten. Aber für die Scheyenne, Mandanen, Blackfeet u. a. hat schon Prinz Max von Neuwied 1832 bis 1834 eine ganze Reihe solcher Zeichen beschrieben und in neuester Zeit hat Oberstlieutnant Garrick Mallery ihnen ein besonderes Studium gewidmet (in seiner Introduction to the Study of Sign Language among the North American Indians as illustrating the gesture speech of mankind. Washington 1880. 4°.); er betont mit Recht, daß das Verständnis dieser Zeichensprache für die Entzifferung der alten Bilderschrift der Indianer nicht ohne Bedeutung ist.

Der mexikanische Völkerkreis.

Sehen wir von den im vorigen Abschnitte erwähnten Indianerstämmen ab, so ist der große Landstrich, welcher von Salmon River bis gegen Mexiko sich herabzieht, von einem großen Volksstamme bewohnt, zu dem auch die Nachkommen des erobernden Aztekenvolkes auf dem Tafellande von Anáhuac selbst gehören. Diese Völker bilden den andern gegenüber unzweifelhaft eine Einheit, wie sich aus einer sorgfältigen Betrachtung der Sprachen darthun läßt. Dem Scharfsinne Eduard Buschmanns verdanken wir diese Entdeckung, eine der schönsten Thaten der modernen Sprachforschung. Allein wie im Norden die Yumastämme und manche ihrer noch unklassifizierbaren Nachbarn das Gebiet dieser Sprachfamilie durchsetzen, so auch im Süden, in Mexiko selbst, wo mitten unter ihnen zahlreiche Völker sitzen, welche weder mit den Azteken, noch untereinander zusammenhängen, die aber jedenfalls die älteren Besitzer des Bodens sind und daher meist als „mexikanische Urvölker" betrachtet werden. Aus geographischen Gründen füge ich sie mit den Stämmen der eigentlichen Mexikaner in den großen mexikanischen Völkerkreis ein.

Innerhalb desselben kann man wieder, mit Vernachlässigung der erwähnten Urvölker, zwei große Gruppen unterscheiden: Buschmanns sonorische Sprachfamilie, welche in fünf Abteilungen sich gliedert, und die mit letzterer in einem entfernteren Verwandtschaftsverhältnisse stehende aztekisch-toltekische. Die nördlichsten Glieder der sonorischen Sprachfamilie reichen weit über die Grenzen Mexikos, noch tief in das Gebiet der Vereinigten Staaten hinein, denn sie umfassen die Bonak oder Panascht und die Schoschonen, welche in Oregon und Idaho am Snake River wohnen.

Die Schoschonen oder Schlangenindianer (Snake-Indians) sind etwa 1600 Köpfe stark und in ihre jetzigen Wohnsitze durch die Schwarzfüße gedrängt worden. Vordem hausten sie im Osten der Felsengebirge. Man unterscheidet zwei Abteilungen dieses Stammes, welche eine nur dialektisch verschiedene Sprache reden: die eigentlichen oder östlichen Schlangenindianer und die westlichen oder Wihinascht. Die Schoschonen werden als gutmütiger und ehrlicher denn die meisten andern Indianer geschildert; sie besitzen erbliche Häuptlinge und wohnen in großen Dörfern, welche aus stattlichen Holzhäusern bestehen. Ihre Hauptbeschäftigung bilden Jagd, Fischerei und Pelzhandel; als Waffen

dienen Keulen, Bogen und Pfeile und gewöhnlich steinerne Dolchmesser; als Kleidung aber Tierfelle. Die Bonak oder Ponascht dehnen sich zwischen den beiden Zweigen der Schoschonen von West nach Ost am obern Snake River aus.

Buschmann vereinigt zur fünften Abteilung seiner sonorischen Sprachfamilie diese Schoschonen und Bonak mit den tiefer im Süden, um den großen Salzsee wohnenden Utah, den Pah Utah oberhalb der Coloradobiegung, den uns schon bekannten Moqui und den Komantschen (Comanches), zu denen auch die Yamparika im Osten des großen Salzsees gehören, während die Komantschen vom Quellgebiet des Colorado, Rio Grande del Norte und Arkansas im Norden bis an das Quellgebiet des Rio Nueces im Süden hausen.

Schoschonenhäuptling.

Nach Möllhausen sind die Pah Utah (Payutes, Piedes, Payuches oder Paiuti bei Powers) zum Teil räuberische, armselige Wilde, die ihr elendes Leben mit Grassamen, Wurzeln und Reptilien fristen. Es sind übrigens kräftige Gestalten, welche in mächtigen Sprüngen über hinderndes Gestein oder Gestrüpp hinwegzusetzen wissen. Dazu kommt noch der freundliche, fast offene Ausdruck ihrer Augen, den selbst die gräßliche Hautmalerei nicht zu verdrängen vermag, und die ewig glückliche Stimmung, in der sich diese Naturkinder zu befinden scheinen. (Möllhausen, Wanderungen durch die Prairien, S. 382.)

Eines der bedeutendsten Indianervölker des nördlichen Amerika, sowohl der Zahl als der großen Verbreitung nach, sind die Komantschen, welche auch die Namen Jetan, Teutan, Tetan führen, bei den Pahni und Osagen aber Paduka heißen, sich selbst jedoch „Na-uni", d. h. die „ersten Lebenden" nennen. Im Sommer kommen diese kriege-

rischen, nomadisch lebenden und wilden Indianer selbst bis nach Santa Fé. Sie durchziehen die mexikanischen Staaten Chihuahua, Coahuila und Nuevo Leon und zeigen sich bis Durango, so daß ihr Gebiet wohl 1350 km von Nord nach Süd und an 1000 km von West nach Ost mißt. Ihre Zahl mochte früher 10—12,000 betragen, darunter 2000—2500 Krieger. 1872 schätzte man sie auf 3—4500 Köpfe. Jedenfalls sind sie immer noch die zahlreichste Indianernation in Texas. Klöden giebt von ihnen folgende Charakteristik. Sie besitzen als einzigen Reichtum große Herden von Pferden und Maultieren, welche sie, wie ihr Rindvieh, rauben; ihre Kriege sind meist Raubzüge, zu welchen sich 6—30 junge Leute vereinigen. Oft müssen sie monatelang reisen, ehe sie den Ansiedelungen sich nähern und treffen häufig erst nach einer Abwesenheit von zwei Jahren wieder bei ihren Wigwam ein, da es mitunter lange währt, ehe ihr räuberisches Vorhaben mit Erfolg gekrönt wird und jeder sich vor der Schande fürchtet, mit leeren Händen heimzukehren. Ihre männlichen Gefangenen skalpieren sie, die Weiber, schänden sie, nehmen sie aber auch zu sich und die Kinder ziehen sie wie ihre eigenen auf. Schießwaffen, die sie über Texas erhalten, gebrauchen die Häuptlinge und wer sie haben kann. Die übrigen sind Meister im Gebrauche der Lanze und des Bogens; wenn sie Dörfer angreifen, so töten sie alles und treiben das Vieh ruhig fort. Sie fechten stets zu Pferde, denn von frühester Kindheit bis zum spätestens Greisenalter ist der Komantsche im Sattel. Sein Körper, der beim Gehen jeder Grazie entbehrt, ist auf dem Rosse wie umgewandelt. Jeder Krieger hält sich ein besonderes Streitroß, bei dessen Wahl mehr auf Schnelligkeit als auf andre gute Eigenschaften Rücksicht genommen wird. Dieses ist sein bester Freund, sein heiligstes Gut, der Gegenstand sorgsamster Pflege seitens der Weiber. Die Häuptlingsschaft ist nicht erblich. Unter sich leben sie in überraschender Eintracht, sind aber in keiner Weise organisiert; daher haben Verträge mit ihnen auch durchaus keinen Wert. Privateigentum kennen sie nicht; der Boden gehört jedermann und selbst von dem Tiere, das er erlegt, darf der Jäger bloß das Fell behalten, das Fleisch wird unter dem ganzen Stamme verteilt. Ihre religiösen Vorstellungen sind äußerst beschränkt und einen Gottesdienst kennen sie nicht; an einen bösen Geist glauben sie nicht, wie die meisten Indianer. Von einem künftigen Leben haben sie eine Vorstellung und hoffen Jagdgründe zu finden, reich an Büffeln und Wild. Feuer gilt ihnen als ein heiliges Symbol, daher die Leiche eines Kriegers mit seinem Lieblingspferde und seinem Jagdgeräte verbrannt wird. Ihre Totenklage ist laut und währt lange. Die Bande der Verwandtschaft sind strenge, aber die Ehe währt nach Gefallen; auch Vielweiberei wird durchaus nach Belieben geübt.

Uteindianerin.

Pa-Utah-Indianer.

Ehebruch wird an der Frau durch Abschneiden der Nase oder mit dem Tode bestraft. Die Mädchen werden von den Vätern gegen Pferde, Waffen und Schießbedarf verhandelt und nehmen als Frauen eine sehr untergeordnete Stellung ein, werden auch sehr roh behandelt. Der Frau fällt alle Arbeit zu. Nie wird der Boden angebaut, sondern die Jagd liefert die Nahrung, im Sommer die Büffeljagd; im Winter sammeln sie sich meist im Bolson de Mapimi in Mexiko, in dessen mildem Klima ihre Herden ausdauern können und von wo sie ihre Raubzüge nach Mexiko hinein unternehmen. Sie tragen Beinkleider und Mokassinen oder Leggins und hängen ein Büffelfell lose über die Schultern. Ein breiter reich mit Perlen verzierter Gürtel ist ein Lieblingsstück. An Kopf, Hals, Brust und Armen hängen sie mannigfache Zierate, zum Teil von Silber, wie sie von den Mexikanern sie erhalten. Mit Rot, Blau und Gelb lieben sie es, sich Gesicht und Körper zu bemalen. Ihr Kopfputz ist überall mit Perlen und rotem Tuch verziert, oft auch mit einer Menge von Federn, mit Pferdehaaren und Kuhschwänzen. Ihre Armbänder bestehen aus Messing, ihr Nasenschmuck aus Muscheln, Knochen oder Silber, ihre Ohrgehänge aus silbernen oder goldenen Ringen, Perlschnüren u. dgl. Auch Mähnen und Schweife ihrer Pferde putzen sie mit Streifen roten Tuches auf. Die Krieger führen außer Lanze, Bogen und Pfeilen auch einen starken Schild aus Büffelhaut. Die Komantschen zählen nach den Fingern, also nach dem Dezimalsystem und beobachten eine Jahreseinteilung von 18 Monaten zu 20 Tagen, befinden sich also im Besitze des altmexikanischen Kalenders. Ihre astronomischen Kenntnisse beschränken sich auf jene des Polarsternes, der ihnen bei ihren Zügen als Führer dient. Die ganze Nation teilt sich in die drei besonderen Stämme der nördlichen, der mittleren und der südlichen Komantschen, deren jeder einzelne wieder in verschiedene Banden zerfällt, die von angesehenen Kriegern, Medizinmännern oder kleinen Häuptlingen geführt, die großen Prairien in allen Richtungen durchstreifen. Alle diese Stämme reden eine Sprache, nur einzelne davon besondere deutlich unterscheidbare Dialekte. (Das Paternoster in Komantschesprache siehe im: American Naturalist 1879, S. 790.) Die Komantschen sind meist stark und kräftig, sowie von hohem Wuchse, nicht so dunkelfarbig wie die übrigen Indianer der Vereinigten Staaten, haben einen ausgebildeten Schädelbau und einen intelligenteren Gesichtsausdruck als die meisten Indianer, sind aber ohne alle Zivilisation. Sie leben in einzelnen Dörfern unter kegelförmigen Zelten aus Büffelleder mit einem Rauchfange. Hauptvergnügungen sind Tanz, von einem gellenden Gesange und Trommelschall begleitet, und Spiel, besonders Werfen nach einem mit Einschnitten versehenen und bemalten Holze. (Ausland 1858, S. 431.)

Auf der Südküste von Neukalifornien, etwa vom Kap Concepcion im Norden bis nach St. Diego del Rey im Süden, im Norden von den Aboriginern Kaliforniens und im Süden und Osten von den Yumavölkern begrenzt, wohnen mehrere Stämme, die sprachlich zusammenhängen und mit den vorher aufgezählten zu einer Familie gehören. Es sind dies von Norden nach Süden die Kizh von S. Gabriel, die Kahuillo, zwischen den Quellen der Flüsse S. Ana und S. Gabriel, die Netela in S. Juan Capistrano, die Ketschi, in S. Luis Rey, und die Chimehueve, am unteren Colorado, zwischen den Yuma. Die Sprachen dieser Stämme werden von Buschmann zur vierten Abteilung seiner sonorischen Sprachfamilie zusammengefaßt.

Am Gilafluß und seinen südlichen Zuflüssen wohnt das Volk der Pima, mit denen die weiter im Westen sitzenden Papago (Papabota) zusammenhängen. Die Pimasprache oder Névome, welche namentlich mit dem Tepeguana zusammenhängt, bildet die dritte Abteilung der sonorischen Sprachfamilie Buschmanns.

Die Pima, einst im Altardistrikte nordwestlich von Sonora ansässig, unterwarfen sich der Herrschaft und dem christlichen Glauben der Spanier. Jene aber, welche ihre Unabhängigkeit bewahren wollten, zogen nach dem Norden, in das heute Pimeria alta genannte Gebiet, wo sie den Namen Pápago annahmen, während ihre von ihnen heftig bekriegten Stammesbrüder die Pimeria baja bewohnen. (Guillemin-Tarayre, Rapport sur l'exploration minéralogique des régions mexicaines in den Archives de la

Commission scientifique du Mexique. Paris. Bd. III, S. 433.) Ihre Zahl mag an 15,000 betragen; sie sind gutmütig, friedfertig, auch halbzivilisiert und leben untermischt mit den Weißen, noch mehr aber mit den Opataindianern. (Pimentel, Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de Mexico. Mexiko 1865. 8°. Bd. II, S. 91.) Doch haben sie sich immer auch als tüchtige Krieger bewährt und es gelang ihnen stets, die Einfälle der Apatschen zurückzuweisen. Sie haben, so weit ihre Vergangenheit zurückreicht, stets, wenn auch in roher Weise, Ackerbau getrieben, was auf eine gewisse Verwandtschaft mit den Pueblоindianern hinweist, und den Weißen gegenüber immer eine freundliche Gesinnung an den Tag gelegt. Sie zanken sich auch nicht um ein Testament, die Verwandten kennen keinen Neid und habsüchtige Advokaten beunruhigen keinen Sterbenden. Der Pima stirbt friedlich und wirft seine irdische Hülle ab ohne irgend eine weltliche Sorge, denn er weiß, daß alles wohlbestellt, wenn er begraben ist. Sein Besitztum wird ehrlich und billig unter dem Stamme verteilt. Ist er aber ein Häuptling und besitzt er Felder, Getreide und Vieh, so ist sein Tod für die Gemeinde ein wahres Glück! Alle Dorfbewohner werden zur Bestattung geladen und auf dem Grabe, in welches der Leichnam in hockender Stellung gebracht wird, veranstaltet man ein großes Fest. Die Weiber weinen, die Männer heulen und legen tiefe Trauer in Teer an. Alsdann wird das Vieh herbeigetrieben und sofort geschlachtet und jedermann — wie schwer beladen auch mit Kummer — ladet seinem Weibe noch möglichst mehr Ochsenfleisch auf. Tagelang wird dann herrlich geschmaust! Alle Habe des Verstorbenen wird gemeinsames Eigentum, sogar seine Witwe durch öffentlichen Aufruf demjenigen angeboten, der ein Weib wünscht. Ist sie ein starkes Weib, das viel zu arbeiten vermag, und kinderlos, so findet sich in wenigen Tagen gewöhnlich ein neuer Mann zu ihrem Troste ein, obwohl die Sitte ihr gestattet, für den Verstorbenen so lange zu heulen, bis dem konventionellen Schmerze genug gethan ist. Da es aber seine Uebelstände haben mag, ein Weib zu nehmen mit teerbeschmiertem Gesicht, so ist es dem neuen Gatten nicht verwehrt, auch sich das Gesicht zu beteeren, was zweifelsohne dazu beiträgt, die Verbindung noch inniger zu besiegeln. (J. Roß Browne, Reisen und Abenteuer im Apachenlande. Jena 1871. 8°. S. 92–93.) Die erwähnten kommunistischen Sitten stürzen Witwe und Kinder in gänzliche Armut, weshalb die Weiber sich auch des Kindermordes nicht scheuen, weder vor noch nach der Geburt, was auch nicht als Verbrechen gilt. Die Abortivkünste werden sehr fleißig von alten Weibern mit erstaunlichem Erfolge und meist ohne schlimme Folgen für die Gesundheit der Mutter betrieben. Eheliche Verbindungen werden ohne Zeremonie eingegangen und auch nicht als bindend betrachtet. Weiber verlassen häufig ihre Männer und umgekehrt. Beispiele von umwandelbarer Treue sind zwar vorhanden, viele Weiber zögern jedoch nicht, ihre Reize andern Männern zur Verfügung zu stellen, was, obschon ihrem Ehemanne kaum angenehm, von dem Stamme durchaus nicht als verabscheuungswürdig oder verbrecherisch angesehen wird. Bloß die ganz nichtsnutzigen dieser Squaws leben mit Weißen zusammen, doch vermehrt sich deren Anzahl von Jahr zu Jahr und mit ihnen gewinnt die Lustseuche immer größere Verbreitung. Bescheidenheit ist beiden Geschlechtern gänzlich unbekannt; die in Gegenwart von Kindern jedes Alters geführte Unterhaltung ist höchst unzüchtig und die Namen vieler sind ekelerregende Wörter. Während des Kindbettes und in der Katamenialzeit bewohnen die Weiber abgesonderte Hütten und bedienen sich besonderer Geräte, welche die Männer nicht berühren, beziehungsweise nicht betreten dürfen. Die Pima glauben an ein höchstes Wesen, einen „Propheten der Erde", an einen bösen Geist und an ein Fortleben nach dem Tode, haben aber keine Form von Gottesdienst, keine Götzen, keine Bilder, keine Priester, wohl aber Medizinmänner („Má-ke"), welche das Geheimnis besitzen, Hexen zu finden und unschädlich zu machen, denn Krankheiten, Todesfälle und alles Unglück werden als durch Hexen erzeugt angesehen. (F. E. Großmann, The Pima Indians in Arizona, in den Smithson. Reports 1871, S. 407–419.)

Eine andre Gruppe, und zwar die zweite Abteilung von Buschmanns sonorischer Sprachfamilie bilden fünf weitere Stämme, welche einer südlich vom andern wohnen. Sie besteht aus den Opata und ihren westlichen Nachbarn, den Endeve, den Yaqui oder Hiaqui, den Mayo und den Tubar. Die Opata, etwa 35,000 an der Zahl, werden auch Onava genannt und sind durch die Missionäre ziemlich zivilisiert, haben auch schon eine große Menge mexi-

kanischer Mischlinge aufzuweisen. Sie sind Ackerbauer und haben den Landstrich an den oberen Nebengewässern des Rio Yaqui bis Tekoripa inne. Auch sie sind geschworene Feinde der Apatschen, gegen die sie sich immer kräftig verteidigt haben. Die Opata sind bronzefarben, stark und kräftig, aber nicht sehr groß; bemerkenswert ist ihre Behendigkeit und Ausdauer, denn sie können, wie man versichert, binnen vierundzwanzig Stunden 260—330 km zu Fuße zurücklegen. Auch über die sittlichen Seiten ihres Charakters liegen günstige Urteile vor. (Pimentel, Cuadro descriptivo, Bd. I, S. 407.) Die Opata sind heute alle Christen. In Sitten und Charakter innig verwandt mit ihnen sind die Eudeve in den Gebirgen von Durango und Chihuahua, von deren Idiom, dem Heve oder Dohema, einem Opatadialekt, heute, wie es scheint, keine Spuren mehr vorhanden sind. Das bedeutendste Volk dieser ganzen Gruppe sind die Yaqui oder Hiaqui (Annales des voyages. 1830. S. 30 ff.) im mittleren und unteren Thale des gleichnamigen Stromes, wo sie sich dem Ackerbau widmen. Das Eindringen von Weißen sehen sie, obwohl alle dem Christentum ergeben und von Natur aus sanft und fleißig, nicht gerne, wohl aber ziehen sie selbst aus, um sich als Peones auf den Haciendas, als Lastträger in den Städten, als Bergleute in den Silberminen oder als Perlenfischer im kalifornischen Meerbusen zu verdingen; gewöhnlich kommen sie aber alljährlich auf Besuch in die Heimat, wo sie nach einigen Jahren mit den Früchten ihrer Ersparnisse neue Ranchos gründen und ihre Rinder- und Schafherden vermehren. Früher waren die Yaqui ein rauhes kriegerisches Volk; sie der Gesittung gewonnen zu haben, ist das Werk der Jesuiten. Jetzt besitzt jedes Dorf einen Gouverneur und einen Milizkapitän, welchem alle waffenfähigen Männer unterstehen, während alle Gewalt in den Händen eines Alcade mayor, meist eines Weißen, vereinigt ist. Als Waffen dienen immer noch Pfeil und Bogen. Ihre Sprache ist weich und wohlklingend. Weniger fleißig, weniger intelligent und auch weniger kriegerisch sind die Mayo, obwohl sie oft mit den Yaqui in Fehde standen, trotz des gemeinsamen Ursprungs beider Stämme. (Guillemin-Tarayre, a. a. O., S. 431—432.)

An der Ostküste des Golfes von Kalifornien wohnen im nördlichen Sinaloa die Kahita und im südlichen die Kora, welche mit den im Süden von Chihuahua und im Norden von Durango seßhaften Tarhumara und den im Durango und in Guadalajara wohnenden Tepehuana eine Einheit (Buschmanns erste Abteilung der sonorischen Sprachenfamilie) bilden.

Ueber die Kahita und Kora ist wenig zu sagen; interessanter sind die Tarhumara, deren Zahl Pimentel auf 25—30,000, Guillemin-Tarayre auf 40,000 beziffert. In früheren Zeiten bildeten sie mit den Yaqui und Mayo einen großen Völkerbund. Jetzt sind die Tarhumara, meist aber wohl irrtümlich Tarahumara geschrieben, in zwei Familien gespalten, welche das Hochland im Südwesten von Chihuahua und die Gelände der obern Yaqui, Mayo- und Rio Fuertethäler bewohnen. Auch sie sind ausschließlich Ackerbauer und so sanften Charakters, daß sie längst als Bürger anerkannt wurden, wobei man ihnen jedoch ihre Autonomie und innere Organisation beließ. Letztere ist ganz ähnlich jener der Yaqui. Jeder Tarhumara muß Soldat sein, d. h. einen Bogen und einen mit Pfeilen wohlgefüllten Köcher besitzen, auch alljährlich zwanzig Pfeile als Steuer abliefern. Das weibliche Geschlecht überwiegt bedeutend bei ihnen, doch ist stets nur Monogamie üblich gewesen. Die Ehen werden regelmäßig unter Einhaltung der lokalen Gebräuche geschlossen und oft vom Priester eingesegnet. Das als Braut ausersehene Mädchen wird

von den Eltern des Jünglings in ihre Hütte eingeladen, wo sie mit ihrem Vater sich häuslich einrichtet, so daß der junge Mann die Eigenschaften seiner Zukünftigen mit Muße studieren kann. Fällt die Prüfung zur Zufriedenheit aus, so begehrt er das Mädchen, und beide Familien erbauen nun dem jungen Paare eine neue Hütte. Die Tarhumara sind mittelgroß und kupferbraun, mit schwarzen, bald langen und harten und krausen Haaren, mager und schmächtig, was sie zu ausdauerndem Laufen befähigt. Die Bergbewohner sind kräftiger, haben nur selten Bart und teilen ihre Haare in zwei Zöpfe, mitunter jedoch tragen sie bloß einen. Als Kleidung dient ein einfaches Stück Stoff mit einem Loche, um den Kopf durchzustecken; die vorn und hinten herabfallenden Teile werden zwischen den Beinen vereinigt. Die Weiber tragen um die Hüften ein bis zu den Knöcheln reichendes Schafwollenzeug sehr eng umwunden; der Oberkörper bleibt frei. Strohhüte und Sandalen vervollständigen den Anzug. Die Häuser sind aus Luftziegeln (Adoben) oder angehobelten Brettern, das Dach aus Palmillablättern oder Fichtenzweigen hergestellt. Den Grundstock der Nahrung bildet der Mais in Gestalt von „Tortillas", der in ganz Mexiko üblichen dünnen, am Feuer gerösteten Kuchen; daran reihen sich „Frijoles", Bohnen in Fett oder mit „Chile", rotem Pfeffer, zubereitet. Als Getränk dient das angenehm schmeckende „Tesquino", ein Absud von keimendem Mais, den man in Wasser gähren läßt. Aus der wilden Maguaypflanze gewinnen sie Zucker und verstehen auch aus dem Safte dieses Gewächses eine Art „Mezcal" zu destillieren. Die Tarhumara sind alle Katholiken, aber jene in den Schluchten der Sierra Madre sind im Grunde genommen geblieben, was sie waren und halten an ihrem alten Aberglauben fest. Zur Erntezeit feiern selbst die besten Christen noch ein an die alten Traditionen anknüpfendes Fest, bei welchem sie auf den Feldern einen rhythmischen Tanz ausführen, doch trachten sie bei diesen „Titibura" von ihrem Pfarrer nicht gesehen zu werden. Zur Aufbewahrung des Mais erbauen sie aus Holzpfählen eigene, oft konische Speicher, sogenannte „Troja". Vermischungen mit den Weißen trachten sie zu vermeiden, obwohl sie sonst in tiefem Frieden mit ihnen leben.

Die Tepehuana sind gegenwärtig auf eine ganz geringe Anzahl im Herzen der Sierra Madre zwischen Durango und Mazatlan zusammengeschmolzen. Hr. Guillemin-Tarayre hat sie aufgesucht und fand sie ganz nackt und sehr scheu; sie fielen ihm auf durch ihren mattgelben Teint, ihre vorspringenden Backenknochen, die Schiefe ihrer Augen, die Größe ihres Schädels und ihre Physiognomie, welche Merkmale sie alle gewissen asiatischen Typen näherücken, wie denn auch in ihrer Sprache manche Verwandtschaft mit den uralaltaischen Idiomen gefunden werden will. Die Statur der Tepehuana ist mittelgroß, ihr Haar reich und feiner als das ihrer Nachbarn. Sie sind katholische Christen und bauen Mais, ziehen auch etwas Vieh und verstehen sich auf die Fabrikation von Holzkohle. (Guillemin-Tarayre, a. a. O., S. 437—446.)

Der bedeutendste Stamm des ganzen mexikanischen Völkerkreises ist der aztekisch-toltekische. Seine ursprüngliche Heimat war im Norden gelegen, und er ist in jene Gegenden, in welchen er zur geschichtlichen Bedeutung sich entwickelt hat, vom Nordwesten her eingewandert. Denn zu dieser Annahme zwingt uns die Tradition des letzten Zweiges dieser Familie, der Azteken, welche von einer Wanderung über ein großes Wasser spricht, worunter nur der Meerbusen von Kalifornien gemeint sein kann.

Unter den Angehörigen des aztekisch-toltekischen Stammes waren die Tolteken die ersten Einwanderer, da wir sie lange vor der Blüte der toltekischen Kultur in Mexiko bereits in den südlichen Gebieten, Guatemala und Yukatan angesiedelt finden. Von da aus sollen, wenn man die einheimische Tradition richtig deutet, die Keime der toltekischen Kultur nach Mexiko getragen und dort weiter entwickelt worden sein, so daß die Einwanderung der Tolteken in Mexiko als eine Rückwanderung von Süden nach Norden aufzufassen wäre. Bei dieser Gelegenheit haben die Tolteken jene Stämme, die wir als mexikanische „Urvölker" bezeichneten, vorgefunden und ihrer Herrschaft unterworfen. Die

Indianertypen aus den Straßen von Mexiko.

Tradition bezeichnet sie mit dem unbestimmten Ausdrucke Tschitschimeken (Chichimeken) d. h. Barbaren. Nachdem das Toltekenreich die Zeit seiner Blüte durchlebt hatte, scheint es gleich andern Reichen von innerer Fäulnis ergriffen worden zu sein, infolge deren es ein Raub der empörten Chichimekenvölker wurde, die es verwüsteten und untereinander verteilten. Doch die Tolteken gaben das Terrain nicht auf, sondern sich zeitweilig zurückziehend, brachten sie bald starke Hilfe in ihren Stammgenossen, den Nahuatlvölkern, namentlich den kriegerischen Azteken. Diesem, einem anfänglich unscheinbaren Volke, gelang es durch eine rücksichtslos durchgeführte, stramme Organisation, nicht nur das frühere Besitztum der Tolteken zu erobern, sondern eine förmliche Weltherrschaft in diesen Gegenden zu begründen, die nur an dem unvorhergesehenen Erscheinen der Spanier ihr klägliches Ende erreichte. Im ganzen lassen sich, namentlich in späterer Zeit, die Toltekenvölker von den Aztekenvölkern nicht trennen, da beide Stämme entweder eine und dieselbe oder bloß dialektisch verschiedene Sprache geredet zu haben scheinen. Nur bei den älteren Völkern, z. B. den Kulhua, Akolhua, Olmeken, Tschikalanken, Tepaneken, welche direkt als Tolteken bezeichnet werden, ist dies einigermaßen möglich. Anderseits ist von den Kohuixken, Tlapaneken und Kuitlateken in Mexiko mehr als wahrscheinlich, daß sie zum Aztekenstamme zu rechnen sind. Gleiches gilt auch von den Mazapilen im Ostsüdost von Guadalajara und von den Tlaskalteken. Ebenso sind die Tschiapaneken (Chiapaneken), die alte Bevölkerung des südmexikanischen Staates Chiapas, höchst wahrscheinlich ein Toltekenvolk, welches bei seiner weiteren Verbreitung nach Süden über Guatemala und Nikaragua unter dem Namen der Pipil wieder auftaucht. (F. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 267 bis 268.) Wir fassen alle diese verschiedenen Stämme, unter welchen in der Gegenwart nur mehr ganz verschwindend geringe Unterschiede bestehen, unter der Kollektivbenennung der Azteken- oder Nahuatlvölker zusammen.

Der mexikanische Indianer ist klein und untersetzt von Gestalt. Die Weiber sind rund und voll. Die Haut ist weich und samtartig und das dichtere Zellengewebe verhindert die starke Ausprägung der Muskeln wie das Durchschimmern der Adern. Nur bei der weiblichen Jugend sieht man bisweilen gerötete Wangen, die dann wie von der Sonne angeglühtes Kupfer erglänzen. Das Haar ist schwarz, oft glänzend, dicht und schlicht, so daß es bei den friedfertigen Indianern — den Indios mansos — selten geschnitten und in langen Strähnen vom Kopfe herabhängend, auch den größten Teil der Stirn bedeckend, ihrem Gesichtsausdruck etwas Dummes und Schläfriges giebt. Die Stirn ist niedrig und wenig vorspringend, der Hinterkopf stark entwickelt, etwas in die Höhe gedrückt. Das Gesicht bildet ein gefälliges, ziemlich regelmäßiges Oval. Besonders lang gestreckt ist es bei den sogenannten wilden Indianern — Indios bravos — vielleicht auch, weil diese ihr Haar sorgfältig aus der Stirn nach dem Scheitel zurückgestrichen oder gar rasiert tragen. Die Backenknochen sind ziemlich breit und vorstehend, die Augen groß und dunkel, haben einen melancholischen Ausdruck und stehen bisweilen wagrecht, doch kommen auch schiefgeneigte Schlitzaugen vor. Das Weiße der Augen ist gelblich gefärbt und giebt ihnen einen

eigenen Ausdruck von Wildheit, zumal in der Leidenschaft. Die Nase ist leicht gebogen, doch breit an den Flügeln und häufig eingedrückt, der Mund, obwohl in der Regel groß, doch schön geformt, mit vollen Lippen, aber nicht aufgeworfen und mit wunderbar schönen, blendend weißen, fast unverwüstlichen Zähnen besetzt. Das Kinn ist rund und voll, bei dem Manne sehr dünn mit Bart bewachsen, der nur hier und an der Oberlippe spärlich vorkommt. Der Hals ist kurz, der Nacken breit und stark, der Brustkasten hochgewölbt, die Brüste der Frauen sind nicht kugelförmig, sondern fast konisch geformt. Beide Geschlechter sind stark von Knochen und mit bedeutenden Gehmuskeln versehen, so daß sie sehr geeignet zum Marschieren erscheinen. Sie gehen auch sehr gern, aber nicht unbelastet; entweder müssen sie eine Last oder einen Rausch zu tragen haben, um zufrieden zu sein. Sartorius behauptet sogar, daß ihm Beispiele bekannt seien, in welchen Briefträger einen schweren Stein mit sich schleppten, um zu wissen, daß sie einen Geschäftsgang hatten. Die Hüften sind kräftig, die Beine muskulös und stark, mehr als die Arme. Hände und Füße sind klein, bei dem weiblichen Geschlecht meist rund und äußerst zierlich, doch werden die Weiber bei vorgerückteren Jahren widerlich fett. Die neugebornen Kinder haben eine hellere Hautfarbe als die Erwachsenen, sind aber niemals ganz weiß, sondern nur gelb und wie leicht angeraucht. Fußsohlen und Handteller sind und bleiben übrigens stets heller als die übrigen Körperteile. Man sieht viele schöne Kinder mit großen sinnenden Augen und langen Wimpern, aber sie verlieren früh ihre Schönheit und ihre Züge werden hart und stumpf. Eine Merkwürdigkeit ist, daß das Indianerkind mit dichtem Haarwuchs geboren wird, und bis zum höchsten Alter wird der Schädel nicht kahl; auch ergraut nur selten das Haar. Aeußere Verletzungen, selbst tiefe Fleischwunden heilen bei den mexikanischen Indianern mit unglaublicher Schnelligkeit und ohne Wundfieber. Die furchtbarsten Verwundungen erzeugen bei ihnen niemals den Starrkrampf. Von Krankheiten leiden sie nicht besonders, doch sterben sie schnell, wenn sie einmal von denselben befallen werden. (C. Sartorius, Mexiko. Darmstadt 1859. 8°. S. 96—97 und Carlos de Gagern, Charakteristik der indianischen Bevölkerung Mexikos, in den Mitteil. d. k. k. geograph. Gesellsch. zu Wien. 1873. S. 54—55.)

Der Charakter der mexikanischen Indios mansos, d. h. der „zahmen" Indianer, wie die Spanier sie ungemein treffend im Gegensatze zu den noch ungebändigten genannt haben — denn die ganze Gesittung ist thatsächlich nichts andres als die Zähmung des Naturmenschen —, verdient eine nähere Betrachtung. Vorwiegend ernst, still, melancholisch und schweigsam, legt der braune Mann in seine gleichgültigsten Handlungen gerne etwas Geheimnisvolles; in seinen steinernen Zügen malt sich niemals die Leidenschaft des innern Menschen; doch kann er fürchterlich sein. Gewöhnlich mäßig, anstellig, gelehrig, leicht von Vorgesetzten, besonders von Geistlichen zu leiten, ist er dabei indolent, phantasielos, träge, unwissend, eigensinnig, mißtrauisch und abergläubisch. Der Katholizismus ist nur ein Schleier, unter dem er seinen alten Heidenglauben verbirgt; seine alten Götter sind ihm besiegt, aber nicht tot. Den Pomp des Katholizismus läßt er sich gerne gefallen, aber daneben behält er die Feierlichkeiten seines alten Kultus.

Auch trifft es sich, daß in der alten Religion der aztekischen Vorfahren das Sühnopfer durch Blut eine Hauptrolle spielt und das Christentum eine Analogie dazu bietet. Statt der Menschenopfer auf den Altären hat der Indianer nun einen ans Kreuz geschlagenen Gott. Blut ist da für ihn auf den Teokalli der alten Priester des Huitzolopochtli, wie auf der Schädelstätte von Golgotha. Die Kirchenfeste bieten ihm willkommene Gelegenheit aus sich herauszugehen. Dann ist er halbnackt, schmückt sich mit Blumen, nimmt scheußliche Masken vors Gesicht, trinkt mit vollen Zügen, regt sich auf und tanzt um die Heiligenbilder. In den Kirchen gebärdet er sich wie ein Besessener, brennt Schwärmer ab, läßt Raketen steigen, und schreit mit heiserer Stimme. Und was dann zwischen beiden Geschlechtern am Abend und während der Nacht geschieht, darüber soll hier ein Schleier geworfen werden. Es geht bei den Kirchenfesten eben genau so zu, wie bei den „Mitotes" der alten Azteken. Der Aberglaube steckt dem Indianer in allen Gliedern. Er glaubt an Hexen („Naualli") und Krankheiten, die sie anrichten, welchen mit Beschwörungen entgegengetreten werden muß, an das böse Auge, an den bösen Wind („Checatl"), an Wassergeister und Wassernixen.

Schon in seiner Jugend hat der Indianer für uns etwas Greisenhaftes, und bewahrt doch wieder bis in sein hohes Alter etwas Jugendliches; schon im Kindesantlitz liegt ein Zug ernsten Nachdenkens. Selbst seine Freude trägt einen Anstrich von Trauer, und seine Traurigkeit ist düster und schweigsam. Gekrümmten Rückens, ohne freie stolze Haltung, heftet er meist den Blick zu Boden. Kräftig, doch ohne die Muskelstärke des Negers, zeigt er, wenn hierzu angehalten, viel Ausdauer bei der Arbeit, ist aber darin mehr passiv als aktiv; er duldet ohne sich zu beklagen und fürchtet den Tod um so weniger, als das Leben ihm nur geringen Genuß gewährt. Allem, was da kommt und geschieht, setzt er die Macht der Trägheit entgegen. Dem Weißen gegenüber, anscheinend sanft und unterwürfig, weiß er sich gut zu verstellen und gelegentlich zu rächen. Uebertriebene, zeremoniöse Höflichkeit übt er selbst im Verkehre mit seinesgleichen; dagegen gewinnt er wahre Anhänglichkeit, wenigstens für einen Weißen, nur selten oder gar nie. So gering seine Erfindungsgabe, so bemerkenswert ist sein Talent zur Nachahmung, so unerschöpflich seine Geduld; darum leistet er Vorzügliches in jeder Handarbeit, welche sich bei sitzender Lebensweise und mit einer bis ins kleinste gehenden Aufmerksamkeit beschaffen läßt.

In allen solchen Dingen haben die mexikanischen Indianer eine ungemeine Geschicklichkeit, die wie eine Tradition aus alter Zeit auf sie vererbt zu sein scheint. Was diese Leute angreifen, gelingt ihnen. Die von ihnen gemachten Töpfergeschirre z. B. sind so dünn, so leicht und dabei so gefällig in der Form, daß sie nicht nur mit den unsrigen verglichen werden können, sondern daß man sogar behaupten kann, sie seien hübscher, weil sie der Indianer mit keinen einfältigen Kleckfereien verunziert. In der Stubenmalerei sind sie entschieden so weit wie wir, und ihre Freskogemälde (in den Pulquerien) verraten Phantasie und Geschmack. In Silber- und besonders Filigranarbeiten sind sie so weit, wie die weltberühmten Sudanesen, nur daß sie noch mehr Form in ihre Arbeiten bringen, wie diese. Beide Geschlechter sind außerdem in Häkel- und Stickereien sehr geschickt. Es giebt aus Zwirn gehäkelte Aermel zu Kinderhemdchen, so schön wie Brüsseler Spitzen. Ihre Gold- und Silberstickereien sind eben so schön in der Zeichnung, als tadellos in der Ausführung. Das alles jedoch wird in den Hintergrund gedrängt von ihrem Talent für plastische Darstellungen. Die Arbeiten der Indianer aus gekochter Erde, aus Wachs, Lumpen und Seide sind so schön, daß man sie gesehen haben muß, um ihre ganze Schönheit zu begreifen. Sie nehmen ihre Vorbilder aus dem Leben, aus der Natur oder aus der Kunst, und man muß gestehen, daß sie die Schönheit ihrer Muster erreichen. Die Nachbildungen aus gekochter Erde sind, im Vergleiche zur Wirklichkeit, fast mikroskopischer Natur und doch so anatomisch richtig, so treffend und diskret in den Farben, daß man erstaunt. Wie reizend und um wie viel schöner sind z. B. ihre Darstellungen aus den Stiergefechten; Stiere, Reiter, Picadores und Matadores sind so natürlich, so gelenk, in so graziösen

Stellungen wiedergegeben, daß es entschieden der erste europäische Meister nicht besser machen könnte. Ebenso schön sind die Figuren aus dem Volke, die Soldaten, Marktleute, Mestizen und Kreolen aus derselben Masse nachgebildet, und so auch die Haustiere, besonders Geflügel. Steht man in der Nähe einer solchen reizenden Sammlung von Miniaturstatuetten, unter denen Roß und Reiter nicht 4 cm hoch sind, ohne daß ihm das Geringste vom Sombrero bis zu den Sporen mangelte, so ist es einem unwillkürlich, als sehe man ein Traummärchen vor sich, in welchem alle die winzigen Zwergfiguren plötzlich versteinert und auf einem Fleck festgebannt wurden. Nicht minder schön sind ihre größeren Sachen von Wachs und Lumpen. Sie stellen stets 30 cm hohe Figuren aus dem Volksleben dar und werden enorm billig verkauft. Wie sie ihre Lumpenfiguren machen ist schwer zu begreifen. Man sieht an den Gesichtern und Armen derselben keine Nähte und sie sind so schön in der Form, so richtig den indianischen Gesichtstypus und Gliederbau wiedergebend, so wahr im Kolorit, so fern von allem Sterotypen in den Gesichtszügen, daß unsere Puppenköpfe aus Wachs, Porzellan oder Pappe und gar erst die verunglückten Arm- und Beinversuche derselben als ganz elende Machwerke erscheinen müssen. Die Wachsfiguren werden in einzelnen Teilen aus freier Hand modelliert und später zusammengesetzt. Alle diese Figuren sind sehr naturwahr bekleidet, und wenn ein Indianer den Lepero darstellt, so fehlen gewiß an demselben die Lumpen nicht, durch welche man das nackte Fleisch sieht. Die Thonkannen der Wasserträger, die Stricke und Lasten der Packträger, die Körbe der Korbhändler, die Feder des öffentlichen Schreibers werden en miniature nachgebildet und den betreffenden Figuren zugeteilt. Bewunderungswürdig, weil ebenso schön und richtig in den Farben, als naturwahr, sind die Darstellungen von mexikanischen Vogelarten in bunter Seide. Diese Tierformen werden gesponnen und auf Drähten mit künstlichen Blättern befestigt. Man sieht Ohreulen, Papageien, Löffelreiher, Flamingo u. s. w., die ganz vortrefflich sind. Federarbeiten (Stickereien, oder bessere Mosaiken aus Kolibrifedern und Darstellungen von Vögeln en miniature auf Kartenblättern) findet man zeitweise ebenfalls noch sehr schöne, doch muß man beim Suchen Glück haben. Diese Arte plumaria war bei den alten Azteken zur höchsten Vollendung gediehen. Außerdem sei noch zu Nutz und Frommen der Hausfrauen erwähnt, daß kein Volk der Erde (selbst die Holländer nicht ausgenommen) besser wäscht und bügelt, wie die Indianer Mexikos. Nur ruinieren sie die Wäsche sehr leicht, weil sie dieselbe mit Steinen weiß klopfen.

Trotz dieser guten Eigenschaften und ihrer großen Vergangenheit sind die Indianer die Paria Mexikos, und zwar sterbende Paria. Wenn ihr Umgang auch gerade nicht wie der der letzten indischen Kaste verunreinigt, so betrachtet sie doch der von ihnen stammende Mestize und der hautadelige Kreole mit Nasenrümpfen. Indianisches Blut in den Adern zu haben ist ihnen eine Schande, und wie einst in Preußen der Mensch erst beim Baron anfieng, so hört hier der Mensch beim Kreolen auf; was unter ihnen ist, hat Aussatz, gehört nicht zur „gente decente“ (Laternenaristokratie) Mexikos. Dabei genießt der Indianer mit dem Kreolen gleiche bürgerliche Rechte und aus ihrer Mitte entsprang mancher tüchtige Mensch, wie Hidalgo, Morelos, Juarez. Seine Intelligenz entwickelt sich frühzeitig bis zu einem gewissen Zeitpunkte; dann tritt aber ein Stillstand ein. Oft sagt er selbst: No somos gente de razon, wir sind keine mit Vernunft begabten Leute. Dennoch kann man die indianische Intelligenz durchaus nicht als eine niedrige bezeichnen; aber sie hat ihren eigentümlichen Strich. Der Indianer beobachtet immer und dringt mit einer gewissen Leichtigkeit in die Gedanken anderer ein. Dabei gefällt er sich in seiner Versunkenheit und mag von Verbesserungen, die ihm die Weißen bringen oder aufzwingen wollen, gar nichts wissen, will ihnen auch nichts zu verdanken haben, sondern das Recht behalten, sie zu verwünschen und zu verfluchen für die unzählige und unaussprechliche Summe von abscheulichen Niederträchtigkeiten, welche er von

ihnen hat erdulden müssen. Ganz und voll will er Indianer bleiben und seinen bittern Haß gegen die Weißen nicht fahren lassen. Der Zivilisation ist der Indianer abgeneigt, von welcher Seite sie auch komme, weil sie für ihn gleichbedeutend mit Zwang und Bedrückung ist. Der Weiße ist sein Feind; mitteilsam ist er daher nie und er vermeidet die Berührung mit den verhaßten Weißen, welche ihm „sein" Land geraubt haben. Zur Gastfreundschaft neigt er so wenig wie der ägyptische Fellah. Mit seinem ausgesprochenen Hange zur Einsamkeit — also durchaus kein geselliger Mensch — kennt der Indianer auch nur geringe Bedürfnisse und ist schon hierdurch allein ein passives Hindernis für das, was wir Fortschritt nennen. (C. von Gagern im Globus, Bd. IX, S. 71—74.)

General Tomas Mejia, ein Vollblutindianer.

Der braune Mensch ist einfach in seiner äußeren Erscheinung und hält darauf sich nach der Väter Sitte zu kleiden. Der Mann hat kurze weiße Kniehosen aus Hirschleder oder grober Baumwolle; eine Art langer Jacke oder kurzen Kittels ohne Kragen, um die Hüfte gegürtet, deckt den Oberkörper; er kennt nicht Hemd, nicht Weste. An den Füßen trägt er Sandalen, auf dem Kopfe einen kleinen Strohhut oder groben schwarzen Filzhut; manche Stämme gehen barhaupt. Schuhe oder Stiefel gelten den Indianern von echtem Schrot und Korn für verderbliche Neuerung, ein Pferd zu besteigen für sträflichen Hochmut. Ein grober wollener Teppich, einfarbig gestreift, die sogenannte „Serape", welche ein Loch in der Mitte hat, um den Kopf durchzustecken, ist bei Tage der Schirm gegen Kälte und Regen, des Nachts seine einzige Decke. Die Kleidung der Frauen ist ein Stück Sack oder Zeug, um die Hüften mit einem Gürtel befestigt und bis zu den Füßen reichend; der Oberkörper steckt in einem weiten Ueberwurf „Huipile", der Oeffnungen für den Kopf und die Arme, aber keine Aermel hat. Dies Kleid ist meist von Wolle und in einigen Gegenden kunstvoll bunt gestickt. Reichere tragen darüber an Festtagen ein weißes gesticktes Ueberkleid, an andern Orten kleiden sich alle Mädchen weiß. Die dichten Haarflechten mit buntem Bande durchflochten und mit den weißen Blüten der Blumeria, ihrer Lieblingsblume, geschmückt, hängen entweder über die Schultern herab oder sind um den Kopf gewunden. Große Ohrringe und breite Halsbänder von Glasperlen vollenden die Toilette, unter welcher die zarten Formen wie Bronzeguß erscheinen. Schuhe und Kopfbedeckung tragen sie nie, höchstens legen sie bei starker Sonne ein gefaltetes Tuch auf den Kopf, aber ein kleiner Rosenkranz, etwa ein Skapulier daran, und der starke Dorn einer Kaktusart als Zahnstocher hängt um den braunen Hals beider Geschlechter.

Die Lebensweise der Indianer ist eine ungemein einfache. In der Tierra Caliente haben sie schlichte, von einem Gärtchen oder ihren Feldern umgebene Rohrhütten mit hohen Satteldächern, in denen sie geboren werden und sterben. Ein Strick aus Agavefasern, der durch die Hütte läuft, ist ihre Kommode und ihr Kleiderschrank; ein thönerner

Rost für Holzkohlen ihr Herd, eine Hängematte oder eine Bank aus Bamburohr mit einem Fell darauf ihr Bett, eine Strohmatte ihr Tisch und Stuhl. Da aus diesen Hütten nichts zu stehlen ist, so besteht die Thür aus Bambusstäben, die zusammenzurollen sind und den Eingang nachts für Tiere absperren. In der Tierra Templada bestehen die Hütten aus Erde oder Brettern und sind mit Agaveblättern gedeckt; in der Tierra Fria aus Stein oder aus anderem, ebenso gegen Kälte und Wetter schützenden Material.

In diesen Hütten lebt der Indianer ganz vergnügt von der Hand in den Mund. Seine Speise besteht aus Feldfrüchten (Mais für Brot, Bohnen, Bananen, Chile u. s. w.), und Fleisch ißt er, wenn er es hat, wenn ein Ameisenbär, ein Igel, eine Kammeidechse, einige Frösche oder Wassersalamander in seine Hände gelaufen sind. Im allgemeinen ist aber die Nahrung eine fast ausschließlich vegetabilische und beruht auf roh verzehrten Früchten, hauptsächlich aber auf dem Mais, aus welchem die so beliebten „Tortillas" bereitet werden. Anstatt aber, wie wohl andre vernünftige Menschen thun, den Mais behufs der Brotbereitung in Mehl zu verwandeln, kochen ihn die Indianer und setzen Kalk dazu, um ihn weich und weiß zu machen. Hat er den Grad der Weiche erreicht, den sie begehren, so wird er auf einen flachen, glatten, sich absenkenden Stein gethan und mittels einer Art Nudelwelle so lange zerkleinert, bis er einen zähen, festen, gleichmäßigen Brei bildet. Bis zu diesem Stadium des Mais bedarf es aber der angestrengtesten Arbeit einer vollen Stunde, um Masse für den Bedarf einer Familie zu bereiten. Ist die Masse endlich so weit, so werden kleine, dünne Kuchen von der Größe einer Hand in der Hand geformt und diese auf einer heißgemachten, flachen Thonplatte gebacken. Diese elenden Dinger, ohne Salz und Schmalz, welche hart und zäh wie Hosenleder erscheinen und nach nichts schmecken, sind die berühmten, wegen ihres Kalkgehaltes so ungesunden Tortillas. Wer bei den Indianern speisen will, verlange nicht Löffel, Messer und Gabel, diesen Luxus kennt man nicht, sondern nimmt in jede Hand eine Tortilla, schaufelt mit der der rechten Hand und hilft mit jener der linken nach. Bei einiger Uebung geht das vortrefflich; ohne sich die Finger zu beschmutzen, leert man den Teller und ißt bei jedem Bissen den Löffel mit. Das gewöhnliche Getränke während und nach dem Essen ist auf den Hochebenen „Pulque", d. i. der gegohrene Saft der Magueypflanze (Agave americana). Sie brauen aber auch mancherlei gegohrene Getränke, welche sie trinken, wenn sie von der Arbeit kommen. In den Küstengegenden ist es der Palmwein oder „Tuba" und „Tepatsche" oder „Castile", bereitet aus dem rohen Saft des Zuckerrohrs mit Ananas oder Bananen und durch die Wurzeln einer Mimose etwas bitter gemacht; auf dem Hochlande außer dem Pulque der „Colonche" oder gegohrene Saft der Tuna (Frucht einer Kaktusart), „Chicha", „Sentetschó" und „Chilote", welch letztere aus Mais und Gerste gebraut werden, also eine Art indianisches Bier. Alle diese Getränke sind alkoholreich und berauschen. Selbstverständlich ist der Indianer auch allen gebrannten Wässern der Europäer in hohem Grade zugethan, und das Vorzeigen einer Rumflasche ist eines der unfehlbarsten Mittel, von ihm zu erhalten, was man will. Niemals befällt ihn übrigens das Delirium tremens, selbst wenn er, wie dies oft der Fall, gewohnheitsmäßiger Trinker ist und fast die Hälfte seines Lebens in narkotisiertem Zustande zubringt. (Sartorius, Mexiko, S. 114—118.) Von Haustieren hält sich der Indianer gewöhnlich einen Esel, seltener ein Maultier oder Pferd, Schweine und Hühner, mit und unter denen seine Kinder lustig aufwachsen. Die Frau hat nicht nur den Haushalt zu besorgen, was der obenbeschriebenen Tortillasbäckerei wegen keine Kleinigkeit ist, sondern muß auch womöglich noch im Felde mitarbeiten und die kleinen Kinder abwarten. Die letzteren trägt sie sehr geschickt auf den Rücken gebunden und macht dabei alle Hausarbeit. Die Wiegen bestehen aus Kästchen oder Körben, die an der Decke aufgehängt werden. Daß die Frau für die Faulheit, Gleichgültigkeit und Trunklust ihres Mannes und für ihre viele Arbeit sich auch zeitweise ein Glas Pulque und eine kleine Extravaganz im Punkte der ehelichen Treue erlaubt, wird ihr nicht verargt. Alle sind Freunde von Musik, Tanz und Blumen. Ihre Weisen sind ernst, melancholisch und klagend, wie ihre Augen und ihr Leben; ihre Tänze erscheinen aber ungraziös, wie die der Irländer.

Der Mehrzahl nach sind die Indianer Ackerbauer und Gärtner. Im Gebirge und den Küstengegenden machen sie ihre kleinen Anpflanzungen ohne Pflug. Sie pflanzen Mais, an den Rändern des Feldes schwarze Bohnen (Frijoles), Kürbisse, spanischen Pfeffer (Chile) und Tomaten. Viele Indianer der Hochebenen ziehen es vor, als Taglöhner auf den großen Gütern zu arbeiten;

denn sie erhalten da eine Wohnung, ein bestimmtes Maß Mais, je nach der Zahl ihrer Familienglieder, und einen Taglohn in barem Geld für jedes arbeitende Individuum ihrer Familie. Da sie außerdem den Vorteil genießen, weder für Gemeindekosten noch Unterhalt der Kirche beitragen zu müssen, so sollte ihre Lage bequemer sein, als die der Dorfbewohner; das ist aber im allgemeinen nicht der Fall; vielmehr sind die „Quadrillas" (Taglöhner) der Haciendas (Landgüter) thatsächlich eine Art glebae adscripti, nicht weil sie müssen, sondern weil sie wollen. Die meisten leben in dem Zustande der sogenannten Peonie.

Was ist die Peonie? Die Sache ist eigentlich sehr einfach. Ein armer Indianer schuldet einem Grundherrn einige Piaster, die er nicht berichtigen kann; der Mann wird von seinem Gläubiger und laut Spruch irgend eines Ortsrichters als „Peon", d. h. Arbeiter (wörtlich: Fußgänger) erklärt; mit andern Worten, er ist nunmehr gehalten durch Arbeit die Schuld abzutragen, die er mit Geld nicht rückzahlen kann. Mit Leib und Seele gehört er jetzt seinem Herrn. Einmal nur im Jahre sind ihm einige freie Tage gegönnt, damit, falls er mit seinem Herrn nicht zufrieden ist, er einen andern Gebieter suchen könne, der seine Schuld übernimmt. Diese Vergünstigung ist indes meist illusorisch; die Distanzen, welche die einzelnen Haciendas trennen, sind so groß, daß der Peon gar nicht daran denken kann, von seinem Rechte Gebrauch zu machen. Weiter: die Herren lieben es im allgemeinen nicht, die schlechten Subjekte aufzunehmen, die sich mit ihrem Lose unzufrieden zeigen, welches doch unter allen Umständen das gleiche bleibt. Endlich weiß der Peon sehr wohl, daß wenn er sich einen andern Herrn erbetteln geht, sein bisheriger Gebieter, zu dem er neun- unter zehnmal zurückkehren muß, ihn dafür nur desto härter behandeln wird. Um sich diese wohlfeilen Arbeiter zu erhalten, besteht das Geheimnis der Herren darin, den Indianer seine Schuld niemals gänzlich tilgen zu lassen, ohne ihn durch neuen Vorschuß in neue Fesseln zu schmieden, was bei seiner indolenten Natur ein Leichtes ist. Der Wunsch nach dem Besitze eines Stückchen Band, um es irgend wem anzubieten, genügt ihm, um eine Schuld von mehreren Piastern einzugehen, ohne zu ahnen, daß nur einige Tage fleißige Arbeit und mexikanischer Nüchternheit — letzteres will viel heißen — ihn von einer so geringen Schuld befreien könnten. Die große Masse der Peonen wird übrigens in der Peonie geboren, denn wenn ein Peon stirbt, ohne seine Schuld getilgt zu haben, so haftet seine Nachkommenschaft dem Gläubiger, seine Kinder treten an seine Stelle. Der indianische Nationalcharakter bringt es aber mit sich, daß, einmal Peon geworden, der Indianer auch Peon bleibt sein lebenlang. Die Mittel, ihn darin festzuhalten, sind einfach genug. Zeigt er Lust nach Freiheit, so veranstaltet der Grundherr am Tendajo der Hacienda eine Ausstellung von Gegenständen, die von verlockendem Reize für den jungen Mann sind: Schuhe, Bänder, Gürtel, einige färbige Flitter, Dinge, die besonders den Weibern und Kindern in die Augen stechen, deren Bitten er niemals widersteht. Wirkt diese erste Schaustellung nicht, so wird nach acht bis vierzehn Tagen eine zweite veranstaltet und dann geht der Peon sicher in die Falle. Gewöhnlich aber ist ein solcher Apparat ganz überflüssig. Der dem Peon zugemessene Monatslohn ist nämlich so gering — vier bis fünf Piaster —, daß er unmöglich davon leben kann, selbst wenn er nicht ein Weib mit acht bis neun Kindern zu ernähren hat. Dazu kommt noch eine weitere Raffinerie. Da der Peon eigentlich ein Schuldgefangener ist, so zahlt man seinen kärglichen Lohn nicht aus, sondern schreibt ihm denselben in sein „Haben" gut. Der Peon kann also nichts kaufen, sondern muß aus der Hand des Grundherrn den Mais und die übrigen Lebensbedürfnisse entgegennehmen, natürlich zu den Preisen, welche die Willkür des letzteren festsetzt. Ein junger Mann, der mit 18 Jahren wegen einiger Piaster in die Schuld eines Grundherrn gerät, wird bis zu seinem sechzigsten Jahre und darüber nur für diesen Tag für Tag, Sonntag nicht ausgenommen, gearbeitet, elend von einigen Tortillas sein Leben gefristet, seine Blößen nur mit einigen Baumwolllappen bedeckt haben und dann erst noch als Schuldner sterben für eine solche Summe als es dem Herrn gefällig ist in sein Buch einzutragen. Das ist die Peonie.' (Ausführliche Schilderung der Peonie mit allen ihren schrecklichen sozialen Wirkungen, siehe in dem lesenswerten Buche: Mexique. Quatre lettres au Maréchal Bazaine. Brüssel 1868. 8°. S. 23—31.) C. Sartorius behauptet nun freilich, daß dieses Verhältnis keineswegs ein Vorteil für den Gutsbesitzer sei; es ist im Gegenteil eine große Last und fortwährend mit Verlust verbunden. Bei dem Mangel

an Händen ist man gezwungen, auf diese Weise fortzuarbeiten; es steht ein bedeutendes Kapital in den Büchern, das keine Zinsen trägt, und man kann unnütze Leute nicht wegschicken ohne ihre Schuld mitzuverlieren. Wahr ist auch, daß die Peonie nicht Sklaverei, sondern freiwillige Dienstbarkeit ist infolge eines Vertrages, einer übernommenen Verpflichtung. Ebenso richtig ist aber, daß diese im ganzen spanischen Amerika existierende Peonie, ein freiwillig eingegangenes Zwangsverhältnis, für welches keine geschriebenen Rechte existieren, der Sklaverei an Härte nicht das Geringste nachgiebt.

Das Nahuatl, die Sprache der Azteken (siehe darüber: B. Biondelli, Sull' antica lingua azteca o nahuatl, Milano 1860, der freilich in den Irrtum verfällt, die Azteken von den Ariern abstammen zu lassen, und: Grammaire de la langue nahuatl ou mexicaine, composée en 1547 par le franciscain André de Olmos et publiée avec notes, éclaircissements etc., par Rémi Siméon. Paris 1875. 12°.) zeigt im höchsten Grade die für die meisten amerikanischen Idiome charakteristische Agglutination.

Das eigentliche Wesen der Inkorporation und die oft damit verbundene uns unnütz scheinende Ueberfülle von Beziehungslauten läßt sich an Beispielen klar machen. „Ich habe meinem Sohne (seine) Sünden vergeben", lautet im Nahuatl: oniktlatlacolpopolhuia in nopiltsin. Letztere zwei Wörter bedeuten: meinem Sohne. Im ersten Worte ist o das Zeichen des Perfektums, ni heißt: ich, tlatlacol ist abgekürzt aus tlatlacolli, Vergehen, Sünde, und besitzt kein Pluralzeichen, da abstrakte Begriffe, wenn sie nicht personifiziert gedacht werden, im Aztekischen ohne ein solches bleiben. Popolhuia bezeichnet den Begriff des Vergebens, und mit k in der zweiten Silbe ist angezeigt, daß sich die Handlung des Verbums auf eine Person, und zwar nur eine einzige erstreckt. Mehrere dieser Wortbestandteile scheinen uns nach unsrem analytischen Sprachurteile bloß da zu sein, um das Verständnis zu erschweren und zu verwirren. So sagt der Azteke, wenn er ein Haus sieht, in einer von der unsrigen abweichenden Ausdrucksweise: „ich es sehe das Haus". Auch ermangelt ihm die Fähigkeit der Abstraktion. Beim Zählen von runden Gegenständen fügen die Azteken eine andre Endung an die Zahlwörter, als wenn sie Dinge zählen, die der Länge nach aufgereiht sind, und wiederum eine andre, wenn die Artikel übereinander gelegt oder unter sich verschieden sind. Auch begegnen wir im Nahuatl der hauptsächlich in Südamerika auftretenden auffälligen Erscheinung, daß die Frauen sich vielfach ganz andrer Ausdrücke bedienen als die Männer. So nennt der Vater den Sohn tepiltsin, tetelputeh, die Mutter nennt ihn dagegen noconeuh. Nun finden wir freilich auch bei uns, daß die Frauen nicht selten andre Ausdrücke gebrauchen als die Männer, weil sie sich meist einer anständigeren, gesitteteren Sprache befleißigen, doch dort findet dies bei Bezeichnung von Sachen und Begriffen des alltäglichsten Gebrauches statt. Die Pluralbildung des Nomen sind sehr verschieden, je nachdem es sich um belebte oder unbelebte Dinge handelt; letztere ermangeln einer solchen völlig, so daß sich das Nahuatl mit dem Beisatze: viel, manche, behelfen muß. Dafür kann die Bedeutung eines jeden Nomen durch vier Endungen modifiziert werden: -pol, involviert Ausschreitung oder Ueberfluß; -ton, -tontli Verachtung; -tzin, -tzintli Hochschätzung, Respekt, und -pil bildet Diminutiv- und Koseformen. Beim Fürwort ist genau zu unterscheiden zwischen dem Subjektpronomen, das absolut steht und oft emphatisch betont wird, né, nehua, nehuatl, ich, und dem beim Zeitwort als Subjekt stehenden (ni-chihua, ich mache), sowie dem Objektpronomen, das gleich nach dem Subjektpronomen zu stehen kommt, z. B. ni-mitz-machtia, ich lehre dich, wörtlich: ich dich lehre. Das besitzende Fürwort nimmt seine Stelle meist vor dem Hauptwort ein, zu dem es gehört: calli heißt Haus, und so lautet: mein, dein u. s. w. Haus nocal, mocal, ical; tocal, amocal, incal. Auch das Zeitwort hat seine Eigentümlichkeiten; der Indikativ besitzt fünf Zeiten Bei nicht komponierten Aktivzeitwörtern schiebt sich zwischen dem persönlichen Fürwort und dem Stamme te ein, wenn die Handlung sich auf eine Person, tla wenn sie sich auf etwas Unbelebtes oder ein Tier bezieht; tetla wird gebraucht, wenn das Objekt der Handlung nicht näher bestimmt wird. So heißt tehuiteki, ich habe eine Person, tlahuiteki, ich habe ein Tier geprügelt; tetlapopolhuia, ich habe vergeben, ohne zu bestimmen, wem oder welche Sache. Das Nahuatl inkorporiert auch gerne Nomina nach Abwerfung der Substantivendungen -tl, -tli, -li, -in u. s. w. in die Zeitwörter wie nicakchihua, „ich schuhmachere", aus ni, ich, cactli, Schuh und chihua, machen. Ebenso herrscht eine ganz

besondre Neigung zur Bildung von sogenannten Gerundivzeitwörtern mittels gewisser Präfixe und Suffixe. Das Aztekische bildet aus

pohua, zählen: nitlapohuatiuh, ich will zählen gehen,
" " nitlapohuani, ich bin gewohnt zu zählen,
" " onitlapohuaco, ich bin mit zählen fertig geworden.

Dazu kommt nun noch das System der Transiciones genannten Einschiebsel und Anhängsel der Objektpronomina. Bei aktiven Zeitwörtern treten sie an alle Tempora und Modi und vermehren oft nicht wenig das bereits zu bedeutender Länge, ja zu einem vollen Satz angeschwollene Wort. Die Stelle dieser Fürwörter ist meist vor dem Worte, und wenn das Subjektpronomen voransteht, zwischen diesem und dem Verbalstamme. So heißt z. B. „ihr lehrt sie" ankinmachtia, worin kin das Objektivpronomen darstellt. Durch dies Mittel werden auch Passiv- und Reflexivformen gebildet und die möglichen Kombinationen sind außerordentlich zahlreich. Der Passiv wird gebildet entweder durch ein angehängtes lo, z. B. nipohualo, ich werde gezählt, oder durch die Transiciones: ich werde geliebt: nechtlazotla (sie) mich lieben, ihr werdet geliebt: amech-tlazotla (sie) euch lieben. (Gatschet, Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas, S. 9—19; vgl. auch Pimentel, Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de Mexico, Bd. I, S. 153—220.)

Rechnen geht den Nahuatlvölkern nicht leicht ab; sie kennen nicht das Dezimalsystem, sondern haben sich ihre Zählmethode nach fünfen konstruit. Sie zählen also:

1 se	6 tschikuase	11 matlactlionse	16 katschullionse
2 ome	7 tschikome	12 matlactliomome	17 katschulliomome
3 yei	8 tschikuyei	13 matlactliomyei	18 katschulliomyei
4 naui	9 tschikunaui	14 matlactlionnaui	19 katschullionnaui
5 makuilli	10 motlactli	15 katschulli	20 sempoalli,

sempoallionse, sempoallinome u. s. w. bis 29, und bildet dann 30: sempoallionimatlactli d. h. zwanzig und zehn. Nun zählt man fort bis $20 + 19$ und nennt 40: ompoalli oder 2×20. Die Zwanziger bilden nun die großen Gruppen, $60 = 3 \times 20$ yeipoalli, $100 = 5 \times 20$ macuipoalli, $200 = 10 \times 20$, matlacpoalli. Man sieht also wie die Grundzahlen von 1—4 in jeder Reihe sich wiederholen und für den Abschluß der fünfe viermal ein eigenes Wort gebildet ist. Zwanzig ist dem mexikanischen Indianer eine unbegreifliche Menge, es ist tausend für ihn, was schon manche Zusammensetzungen beweisen, z. B. Sempoaschuschil, eine sehr gefüllte Totenblume, Sempoaltepetl, ein Gebirge mit vielen Gipfeln. Soll nun der Indianer etwas im Kopfe rechnen, so thut er es gewiß nach seiner Zahlweise, und kann das Resultat nicht schnell im Dezimalsystem übersehen, zumal wenn es über 20 geht. Deshalb braucht er bei seinen arithmetischen Exerzitien gern mechanische Hilfsmittel, z. B. Maiskörner oder Bohnen. (Sartorius, Mexiko, S. 116.)

Das Nahuatl wird gegenwärtig gesprochen in den mexikanischen Staaten Mexiko, Puebla, Veracruz, Oajaka, Jalisko, Guerrero, Kolima, San Luis, Tabasko, Michoakan, Sinaloa, Zacatekas, Tehuantepek, Tlaxkala und Durango, dann auch außerhalb des Gebietes der Republik, in einigen Gegenden der Nachbarfreistaaten Guatemala und Nikaragua. Eines dieser ethnologischen Fragmente wohnte auf den größeren Inseln des Nikaraguasees, sodann auf der schmalen Landenge zwischen diesem See und dem Ozean und wahrscheinlich auch auf einer Strecke Landes nach Süden hin bis zum Nikoyagolfe. Ein weit beträchtlicheres Fragment der großen Nahuatlfamilie ist noch jetzt zwischen Nikaragua und Guatemala, hauptsächlich im heutigen Staate San Salvador vorhanden und hat dort seine alte Sprache und manche seiner alten Sitten und Gebräuche beibehalten. Es sind dies die Pipil der alten Schriftsteller, an der sogenannten Balsamküste. E. George Squier hat sie zu studieren Gelegenheit gefunden und überzeugte sich, daß ihre Sprache, trotz einiger dialektischen Abweichungen, mit dem Nahuatl fast ganz identisch ist. In körperlicher Hinsicht herrschen gleich-

falls kleine Unterschiede. Das Gesicht ist eckiger und hat einen strengeren Ausdruck als bei andern Stämmen in Guatemala und Nikaragua. Auch sind diese Indianer nicht so symmetrisch gebaut, haben sehr dunkle Farbe, sind schweigsamer und weniger intelligent, die Frauen sind kleiner als jene der übrigen indianischen Völker, durchschnittlich keineswegs hübsch, und werden im Alter sehr häßlich. (Squier, Die Staaten von Zentralamerika. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree. Leipzig 1865. 8°. S. 203—204.)

Eingesprengt zwischen dem großen Stamme der Nahuatlfamilie leben nun in Mexiko die zahlreichen Gruppen der

Mexikanischen Urvölker. Zu diesen Völkern gehören die Totonaken südlich von Pánuco bis nach Jalapa an der mexikanischen Ostküste herab, welche mit ihren glänzend weißen Kleidern und phantastisch über den Kopf gewundenen schwarzen Zöpfen, von himmelblauen, roten oder gelben Bändern durchflochten, mit ihren wunderschönen großäugigen, stets lachenden Kindern nach der Stadt Cordoba Hühner und allerlei Tropenfrüchte zu Markte bringen. Das interessanteste dieser Völker ist indes zweifelsohne jenes der Otomi oder Hiahiu. Sie gelten für eines der allerältesten, vortoltekischen Völker in Mexiko und sind seit unvordenklichen Zeiten im Besitze der Hochlandschaften von Anáhuak und Michoakan bis nach Jalisko und Tlaxkala. Sie bewohnen namentlich den ganzen Staat Michoakan, einen Teil der Sierra Madre und vorzüglich die ganze Thalseite mit allen Berggruppen bis auf halben Weg von San Juan Lozianos nach Zakapoaxtla und weiter nördlich von Huamantla bis gegen Zakatlan. Man trifft sie auch auf dem Plateau von Puebla, besonders in der Gegend von Amozok und Akajete, in der Zongolika, ja sogar in Orizaba und Akacingo, wohin sie gewöhnlich mit Früchten zu Markte kommen. Zu Cortez' Zeiten sollen die Otomi sich bis nach dem nördlich gelegenen Staate Tamaulipas erstreckt haben.

Die Hautfarbe der ziemlich rauhen Otomi, deren Name „Umherirrend" bedeutet, ist blaubraun, ihr Kopf gewöhnlich so groß, daß die Schultern ihn nur wenig oder gar nicht überschreiten, was ihnen ein sehr lächerliches Aussehen verleiht; in manchen Teilen der Sierra sind sie sehr groß und kräftig, allein jene halbzivilisierten Individuen, welchen man in Orizaba begegnet, sind klein, häßlich, mager und sehr herabgekommen. Die südlicheren Gruppen dieses Volkes, namentlich jene um Zakapoaxtla, sind dort vollkommen verwildert, während sie in ihrem andern Stammsitze in Michoakan noch manche Spur ehemaliger Kultur bewahrt haben. Alle aber sind in hohem Maße schmutzig; besitzt je ein Mann zu der überaus einfachen Nationaltracht, bestehend aus einem kleinen Palmenhütchen und einer braunen Wolldecke mit einem Loch zum Durchstecken des Kopfes in der Mitte und von einer Leibbinde um den Körper festgehalten, noch ein Hemd oder Unterbeinkleid, so trägt er es ohne es zu waschen so lange, bis es ihm vom Leib in Lumpen abfällt. Ihre Wohnhütten, obzwar aus Stein, gleichen sehr kleinen europäischen Schafställen. Für ihren Lebensunterhalt sorgen die Otomi in der mannigfachsten Weise; in der Gegend von Zakatlan leben sie vom Kohlenbrennen, im Westen der Huasteka handeln sie mit Sassaparille; die in Akacingo zu Markt erscheinenden Otomidamen bringen saure Aepfel und holzige Birnen zum Verkaufe; seltener leben sie vom Ackerbau, am häufigsten jedoch vom Raub und Diebstahl. Selbst die in der Haciendas angesiedelten Otomi, welche übrigens sich mit der Peitsche zur Arbeit treiben lassen, beschäftigen sich in ihren Mußestunden mit Straßenraub und Einbruchsdiebstahl. Ungeachtet dieser notorisch üblen Eigenschaften, welche es veranlassen, daß ihr Name die übelste Bezeichnung ist, die man einem Indianer beilegen kann, verdienen die Otomi anderseits die Anerkennung, daß sie im Gegensatz zu den mexikanischen Indianern, im häuslichen Leben ihre Kinder nicht mißhandeln, denselben hinlängliche Nahrung geben und in ihren Familien

fest und treu zusammenstehen. Jeder einzelne arbeitet für das Haus und nicht, wie bei den Nachbarstämmen, bloß für sich.

Höchst belustigend ist die unter diesem Volke herrschende gezierte Höflichkeit. So fragt z. B. ein schmutziger Otomi, notdürftig unter einem Rest von Unterbeinkleidern und seiner Serape seine Blößen verdeckend, ein bloßfüßiges und in Lumpen gehülltes indianisches Marktweib: „Doña Laura, wie haben Sie die Nacht zugebracht? wie befinden sich ihre Kinder, wie Ihr Herr Gemahl? wie sind Sie mit Ihren Hennen zufrieden?" Nachdem nun die unbeschuhte Doña Laura alle Fragen einzeln beantwortet und sich beide ganz zeremoniell mit tiefen Knicks die Fingerspitzen berührt haben, ist es nun an ihr, die nämlichen Fragen an unsern Don Miguel zu richten; dann erst beginnt derselbe, sich nach dem Preise der Waren zu erkundigen, welche Doña Laura feilzubieten hat. Ist der Käufer oder Verkäufer aber gar in Lederhosen oder Jacke gekleidet, so wird er nicht bloß Señor und Don, sondern auch ohne Gnade und Barmherzigkeit zum Caballero befördert.

Dem Völkerkundigen sind die Otomi besonders wichtig wegen des Streites, der sich über die Sprache dieses Volkes, eine der verbreitetsten in Mexiko, erhob. Seines Baues wegen wurde das Otomi, in welchem viele „platzende" Laute vorkommen, von Emmanuel Naxera mit den isolierenden, einsilbigen Sprachen verglichen, würde also als eine höchst bemerkenswerte Ausnahme unter den agglutinierenden Idiomen Amerikas dastehen. (Naxera, Disertacion sobre la lengua othomi. Mexiko 1845.) Nach E. Buschmann beruht diese vielverbreitete Ansicht indes auf einem Irrtume. (Siehe Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin, Bd. I, S. 493—498.) Sicher ist, daß das Hia-hiu oder Nhian-hiu, wie die Otomi ihre Sprache nennen, hart, trocken und dumpf klingt, schwer auszusprechen und unangenehm zu hören ist. (Guillemin-Tarayre in den Arch. de la Comm. scient. du Mexique, Bd. III, S. 453.) Die Buchstaben f und l fehlen. Nach Gumesindo Mendoza ist das Otomi ein Modell für den Ursprung der Wörter in den Ursprachen und ein Beispiel, wie die Urrassen ein Idiom bildeten. (Boletin de la Sociedad de geografia y estadistica, 1872); es besitzt aber, wie hervorgehoben zu werden verdient, auch Wörter für abstrakte Begriffe. Ein Zweig desselben ist das Mazahui, die Sprache der Mazateken nordwestlich von Mexiko.

Zu den mexikanischen Urvölkern gehörten die Taraskken, die einheimische Bevölkerung von Michoakan, mit einer Sprache, welche an Wohllaut und Vokalfülle wohl nur von wenigen indianischen Idiomen übertroffen wird. (Pimentel, Cuadro descriptivo, Bd. I, S. 269—316.) Wahrscheinlich sind nach Fried. Müller auch die sogenannten Tschitschimekenvölker, im Norden der Otomi, hierher zu rechnen, von denen die Guitschola, Kazkan, Huatschitschil (Guachichil), Guamare, Meko, Pame u. a. namentlich angeführt werden. Auch weiter nach Süden hin wohnen ansehnliche Glieder der alten Bevölkerung, die heute freilich, wie fast alle Indianer Mexikos, mehr oder weniger hispanisiert sind. Eines der ansehnlichsten darunter ist das Volk der Mixteken in der Landschaft Mixteka im Westen von Akatlan am Rio Naska bis nach Tututepek am großen Ozean; sie begreift Teile der Staaten Puebla, Oaxaka und Guerrero.

Von allen Indianern Mexikos sind die Mixteken am meisten hispanisiert; Männer und Weiber sprechen sehr geläufig spanisch, jedoch mit sehr eigentümlicher Betonung des r, so daß man sie daran sofort unter Tausenden erkennen kann. Ihre eigene Sprache, von welcher das Tepuzkulanische der wichtigste Dialekt ist, hat im Westen Mischungen mit dem

Aztekischen, gegen Osten hin mit dem Zapotekischen erfahren, und, diese Mischungen sind wohl nicht auf die Sprache allein beschränkt geblieben. Ein Herr Antonio Pascoli, von dem mir handschriftliche Notizen vorliegen, versichert, daß die zur Zeit des Kaiserreich nach Mexiko gekommenen ehemaligen holländischen Kolonialsoldaten, ohne ein Wort spanisch zu wissen, sich mit den Mixteken mittels des Malayischen genügend verständigen konnten; er erzählt weiter, daß nach den Versicherungen eines holländischen Offiziers Tracht und Gesichtstypus ganz gleich, die Sprache aber jener der Javanen sehr ähnlich seien, und Herr Pascoli will selbst Ohrenzeuge solcher Verständigungen zwischen Mixtekischem und Malayischem gewesen sein. Ich sehe mich aber in allen einschlägigen Quellenwerken vergeblich um eine Bestätigung dieser auffallenden Behauptung um. Im Aeußeren charakterisieren sich die Mixteken durch platte Tellergesichter und große Köpfe, was in Tepuzkolula und in der wasserarmen Sierra de la Piña weniger auffällt. Um ihren Mund zieht sich ein eigentümlicher leidender Zug. Wie die Azteken haben sie alle kleine Hände und Füße, merkwürdigerweise ist aber der linke Fuß stets nach einwärts gedreht. Die Hautfarbe ist im Osten lichtbraun, im Westen dunkler und bei Tehuantepek beinahe schwarzblau. Von ihrem Charakter verlautet nicht das Günstigste. Zwar sind sie die fleißigsten Ackerbauer in jenen Ländern und bestellen ihre Felder mit dem Pfluge, sonst aber sind sie boshaft und stutzköpfig. Ihre Kinder lieben nicht, wie die andern Indianer, sich im Freien, in Wald und Flur, herumzutummeln, sondern hocken den ganzen Tag in einem Winkel der elterlichen Hütte, mit ihren platten Vollmondsgesichtern, stets zum Weinen aufgelegt. Dafür schlägt eine Mixtekenmutter ihre Kinder nicht, weil sie es verdienen, sondern aus dem wollüstigen Drange sie zappeln zu sehen und schreien zu hören; sie fühlt sich bloß dann glücklich, wenn der ganze Kinderhaufen in verzweifeltem Gezeter sich vor ihr windet. Wenn Hr. Pascoli, welcher wochenlang in ihren Hütten lebte, ihnen darob Vorstellungen machte, konnten die Mixtekinnen dies nicht begreifen: darum, sagten sie, hätten sie ja geheiratet; die Kinder stürben von den Schlägen nicht, und wenn man sie nicht prügle, so habe man von ihnen gar kein Vergnügen; füttern müsse man sie ja doch.

Im Nordosten von Oaxaka hausen die Tschinanteken (Chinantecas), im Süden einer von Oaxaka gegen Tehuantepek gezogenen Linie der große Stamm der Zapoteken, das zahlreichste und interessanteste Volk, das den Isthmus bewohnt, von dem aber nur wenig bekannt ist. Die Trümmer zapotekischer Bauwerke bei Mitla und Tehuantepek, sowie die Nachkommen der Zapoteken, welche noch in ihren alten Wohnsitzen leben, zeigen an, daß dieses Volk ein verhältnismäßig hochstehendes war.

Professor Ratzel rühmt die bunten Trachten der Weiber in Tehuantepek. „Sie tragen außer blau in allen Nüancen nur die hellsten Farben, mit Vorliebe rosenrot und hellgrün; ihre Kleidung besteht aus dem Hüfttuch, das fast bis auf den Boden reicht und einem kurzärmeligen Jäckchen aus leichtem Zeug, welches nicht bis auf die Hüften geht und tief ausgeschnitten ist. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mantilla aus weißem luftigen Zeug, die mit einem sorgfältig gefälteten, breit abstehenden Kranze das Gesicht einrahmt und über Rücken und Schultern tief herabfällt. Man sieht hier wie auf dem ganzen Isthmus mehr schöne Gestalten und Gesichter unter den Eingebornen als irgendwo in Mexiko, und da sie es sich angelegen sein lassen, aufrecht und graziös zu gehen, und die Kunst vortrefflich verstehen, Lasten auf dem Kopfe oder auf einer Schulter oder auf der aufwärts gewendeten Handfläche mit Grazie zu tragen, gewährt das Marktleben in Tehuantepek ein sehr ansprechendes und fesselndes Bild." (F. Ratzel, Aus Mexiko. Reiseskizzen aus den Jahren 1874 und 1875. Breslau 1878. 8°. S. 222–223.) Die Tehuantepekaner Zapoteken sind übrigens größer als die andern, alle aber besitzen eine elegante Erscheinung, zum Teil lichte Haare und Hautfarbe. Schwarze, glänzende Augen, lange Wimpern, schön geschwungene Augenbrauen und ein reiches, oft bis auf den Boden fallendes Haar nebst regelmäßigen schönen Gesichtszügen bilden die Reize des weiblichen Teiles der Bevölkerung. Ungemein entwickelt ist der Gesichtssinn der Zapoteken, welche sich eines starken Körperbaues erfreuen, trotz des Lasters der Trunksucht, dem sie mit Leidenschaft fröhnen. Das ungemein wohlklingende Zapotekische, im Klange dem Italienischen ähnlich, mit dem es den Vokalreichtum, das gi, Endungen wie ini, oni u. s. w. gemein hat, zeigt sehr bedeutende lokale Dialektunterschiede. Als das reinste Zapoteco ist von jeher das Zapoteco del Valle bezeichnet worden, „des Thales" von Oaxaka.

Die größte Abweichung zeigt sich bei den am weitesten von diesem Zentrum entfernten Zapoteken des Isthmus, wo sie überdies durch vielfache Rassenkreuzungen wesentlich von ihrem Nationalcharakter verloren haben. (Ueber das Zapotekische siehe Pimentel, Cuadro descriptivo, Bd. I, S. 319—360.) Nach Herrn Pascoli sprächen die Zapoteken die nämliche Sprache wie die Totonaken, nur etwas dialektisch verschieden, was aber unbegründet ist. Zapoteken und Totonaken sind zwei verschiedene Völker mit verschiedenen Idiomen. Der nämliche Beobachter rühmt ihre Beweglichkeit und Intelligenz; ein Junge von fünf Jahren hat fast schon den Verstand eines Erwachsenen, was den Kleinen freilich etwas Altkluges verleiht. Die Männer tragen feine, glänzend weiße Baumwollhemden mit schönen Stickereien auf der Brust, einen Ledergürtel, das „Machete", ein kurzes, auch beim Feldbau benütztes Messer über die linke Schulter, weite mit Spitzen und breiten Borten an den Enden verzierte Beinkleider, die sie meist aufstülpen. Hüte, welche fertig gekauft werden, sind nur bei feierlichen Gelegenheiten und in Städten üblich, sonst gehen sie barhaupt, im Gegensatz zu den übrigen mexikanischen Indianern, welche gegen die Sonnenstrahlen äußerst empfindlich sind. Die Weiber stellen ihre Kleidung selbst her aus der von den Männern gepflanzten und gebauten Baumwolle. Ihre Webstühle sind sehr eigentümlich und zwingen die Weberin auf dem Boden sitzend mit Händen und Füßen zugleich sehr langsam zu arbeiten. In der kühleren Sierra tragen die Zapoteken auch etwas dichtere Stoffe. Sie sind geschickte, aber nicht leidenschaftliche Jäger, bauen nebst Baumwolle Reis, Tabak, Bananen und Zuckerrohr und leben im Gebirge auch von der Ausbeutung des Steinsalzes, das sie nach Oaxaka verhandeln. Zum Zermalmen des Zuckerrohres dient eine durch Männerhand oder Maultiere in Bewegung gesetzte Mühle, welche aus drei Cylindern mit Zacken aus dem marmorharten Morelholze besteht. Mais in Gestalt der bekannten Tortillas bildet einen großen Teil der Nahrung, doch genießen sie auch Fleisch, auf Kohlen gebraten oder in spanischer Pfeffertunke gekocht. Mais mit Melasse und Tropenfrüchten vereint giebt das beliebte Konfekt „Bemoll". Die braune Melasse, welche sie aus dem Zuckerrohre gewinnen, bringen sie in den Handel, bereiten aber daraus und aus Ananas auch ein sehr gutes Getränk; eine Limonade aus Reis, Zucker und der Zarzamorawurzel ist gleichfalls sehr erfrischend, während aus der Melasse noch ein starker, nicht sehr klarer Rum „Michique" gewonnen wird.

Bei den Zapoteken stoßt das Heiraten auf Schwierigkeiten. Der Brautwerber muß nicht bloß die Einwilligung des Mädchens und ihren Eltern, sondern auch der etwa vorhandenen Schwestern erhalten. Der Braut muß er dann schöne Geschmeide zum Geschenke machen, ihre ganze Familie volle sechs Monate oder gar ein Jahr hindurch mit Fleisch versorgen und vor der Hochzeit der Schwiegermutter in spe 80—200 Pesos duros bezahlen. Schickt ihm nun die Braut nach einiger Zeit oder gar erst nach Jahresfrist die Geschenke zurück, was manchmal geschieht, so ist Fleisch wie Geld verloren und die Heirat findet nicht statt, wohl aber erschlägt der Verschmähte den Vater des Mädchens. In der Haushaltung führt das Weib die Zügel. Untreue kommt nicht vor, dagegen genießen die Witwen alle Privilegien der völligsten Emanzipation. Fällt ein Mädchen vor der Hochzeit, so werden beide Schuldige aus ihrem Elternhause verjagt und müssen sich elendiglich als Magd und Knecht bei fremden Leuten verdingen. Geschieht indes binnen drei Jahren kein neues Unglück, so geben ihnen die Verwandten meist die Mittel, einen kleinen Hausstand zu gründen. Die Zapoteken sind äußerst ruhigen Temperaments, sehr freundlich gegen Fremde, verachten und hassen aber den Mexikaner und besonders den räuberischen Otomi, dem sie nicht die geringste Gastfreundschaft gewähren, ja eventuell niederschießen. Ihre wahrhaft pedantische Ehrlichkeit ist im Lande sprichwörtlich; weder Diebstahl noch Raub kommen bei ihnen vor. Hingegen sind sie sehr unfreundlich gegen Leute, die sie nicht kennen, und selbst unter sich führen Vater und Sohn getrennte Wirtschaft, sobald der Bube im stande ist, im Walde Holz zu suchen. Bei der Ernte werden die Anteile genau gezählt und ausgeteilt, und wem der Mais zu früh ausgeht, bekommt nichts mehr zu essen; selbst eine Zigarre leihen sie sich nur gegenseitig. Die Männer erreichen selten mehr denn 65 Jahre, Weiber aber von 100—110 Jahren sind keine Seltenheit und Pascoli sah selbst eine solche Greisin, welche einen Weg von über 30 km zu Fuß zurückgelegt hatte, um bei Gericht zu erscheinen und dort ganz frisch ihre Zeugenschaft ablegte. Nur das kalkweise Haar verriet das hohe Alter.

Die letzte und südlichste Gruppe der mexikanischen Urvölker bilden die Zoque und die Mije (Mixes) an der Grenze von Chiapas und Tabasko. Beide Stämme sind miteinander linguistisch nahe verwandt, wie Hermann Berendt

nachgewiesen, nachdem er das Zoque von Tabasko mit dem Popoluka von Veracruz verglichen, welch letzteres aber nur ein Mijedialekt oder ein verdorbenes Mije ist. Den Namen Popoluka finden wir, nebenbei bemerkt, in verschiedenen Gegenden Mexikos und Zentralamerikas, aber immer in der Nachbarschaft der Nahuatlsprache und auf verschiedene Stämme und Sprachen bezogen. Aus der Vergleichung der Zoque- und Mijezahlwörter ergiebt sich die Wahrscheinlichkeit, daß beide von einer einzigen Reihe stammen, in welcher das Vigesimalsystem mit Teilung von fünf zu fünf (Fünf-Zwanzigersystem), wie im Nahuatl, streng durchgeführt war. Beide Sprachen, Zoque und Mije, bilden vorläufig eine isolierte Familie, deren Beziehungen zu andern Sprachengruppen wohl erst zu ermitteln sein werden, wenn die übrigen Idiome der Gegend besser bekannt sind. Die Zoque und Mije sind Bergvölker, welche vorzugsweise die höheren Partien des Zentralgebirges bewohnen; die Zoque auf der Grenze der Staaten von Tabasko und Chiapas über einen großen Teil des letzteren Staates verbreitet, mit einigen wenigen Dörfern in der Ebene von Tabasko und an den Ufern der Küstenlagunen von Tehuantepek im Staate Oaxaka. Die Mije wohnen in der westlichen Fortsetzung desselben Gebirgszuges in Oaxaka. Die Dörfer, welche der den Isthmus kreuzenden Masse näher liegen, verkehren mehr mit den Weißen, Mischlingen und Zapoteken der Gegend, vorzugsweise der Städte Tehuantepek und Juchitan, als mit ihren Stammesgenossen. Es findet sich daher dort weniger reines Blut und mehr Annäherung an die Sitten und Lebensweise der übrigen Bevölkerung. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 147—148.) Die Mije haben eine schöne Statur, sind stark, kühn und thätig; sie tragen Bart, haben aber abstoßende Gesichtszüge. Die Zoque sind ihnen sehr ähnlich; ihr Antlitz ist ebenso prognath und ebenso häßlich, doch sind sie wahrscheinlich noch kräftiger. Die Mije, einst das mächtigste Volk in Südmexiko, hebt heute noch ihr Mut, ihr Fleiß und ihr Wohlstand aus der Masse der indianischen Völkertrümmer hervor, die der Isthmus birgt. Sie sind berühmt als Maultier-, Rinder- und Pferdezüchter. Ratzel erzählt von der in einem Gebirgsdorfe der Mije herrschenden Sitte, daß jedes Jahr ein junger Mann sich der Jungfrau Maria weiht, worauf er bei Prozessionen ihr Bild zu tragen hat, bei feierlichen Meßdiensten assistiert und von den dörflichen Fronden befreit ist. Aber er darf dieses ganze Jahr keine Frau noch Jungfrau berühren; wird er dem Gelübde untreu, so wird er in Bälde sterben. Dies nimmt sich wie ein Rest altzapotekischer Sitte aus, nach der die Priester alle entmannt waren. Ist es doch gerade auf der Landenge, daß noch so mancher heidnische Brauch sich erhalten hat. (Ratzel, Aus Mexiko, S. 203.)

Ich will diesen Abschnitt nicht schließen, ohne noch der seltsamen Indios pintos zu gedenken, welche in der Umgebung von Akapulko am Stillen Ozean und auch im Staate Puebla, dort wo er an Guerrero grenzt, auf einem beschränkten Raume im Gebirge wohnen und ein Häuflein von etwa 8000 Köpfen bilden. Ihren Namen „gefleckte Indianer" haben sie davon, daß ihre braunblaue Haut in der That mit unregelmäßigen weißen Flecken bedeckt ist. Diese

Flecken, an welchen die Haut wie aufgeschürft sich ausnimmt, rührt nicht von einer Krankheit her, sondern es werden die Kinder schon mit den Flecken geboren. Pascoli hat ein solches Dorf der Pintos mit seinen kleinen schweinstallähnlichen Steinhäusern besucht und zu seiner Ueberraschung daraus nichts als scheckige Männer, scheckige Weiber und scheckige Kinder hervorkommen sehen, die sich alle des Umganges mit dem Weißen möglichst enthielten. Unter dem Kaiserreiche war Diego Alvarez, der sogenannte „Panther des Südens", ein solcher Pintoindianer.

Die Mittelamerikaner.

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas fanden die Spanier am Flusse Pánuko, der bei Tampiko im mexikanischen Staate Tamaulipas ins Meer fällt, eine Kolonie oder ein Fragment der großen Völkerfamilie, welche unter dem Namen der Maya, Tzendal, Katschiquel, Quitsché, die Halbinsel Yukatan, sowie fast ganz Chiapas und Guatemala bewohnte. Es waren die Huasteken, über deren Ursprung wir gar nichts wissen, die indes eine Sprache reden, welche ihre Zusammengehörigkeit zu den Mittelamerikanern hinlänglich darthut. (Ueber die Sprache siehe: Pimentel, Cuadro descriptivo, Bd. I, S. 3—34 und Marcello Alejandre, Noticia de lengua huasteca im Boletin de la Sociedad de geografia y estadistica de la republica mexicana 1870, S. 738—790.) Das Hauptvolk dieses Stammes sind die gegenwärtig dem katholischen Glauben und friedlichem Ackerbau ergebenen Maya im nördlichen Yukatan, wo zahlreiche ausgedehnte Ruinenstädte mit Tempeln, Palästen und Statuen, wie sie nirgends in Amerika in größerer Pracht angetroffen werden, beredtes Zeugnis ablegen von der hohen Gesittungsstufe, welche die Maya in vorkolumbischer Zeit erklommen hatten, denn sicherlich hatten sie lange vor Einwanderung der toltekisch-aztekischen Völker jene Landstriche inne. Daß also die Maya toltekischen Ursprungs seien, wie der um die Altertumskunde Yukatans sonst sehr verdiente Don Crescencio Carrillo (Estudio historico sobre la raza indigena de Yucatan. Veracruz 1865. 4°. S. 10) will, ist wenig wahrscheinlich, wohl aber waren die Tolteken in allen Teilen Mittelamerikas allem Anscheine nach die Begründer oder Förderer der Zivilisation.

So wie ganz Mittelamerika scheint auch Yukatan der Schauplatz zahlreicher Einwanderungen gewesen zu sein; in den frühesten Epochen war es wahrscheinlich von Rothäuten bewohnt; ohne politische Gliederung lebten sie familienweise in vereinzelten Gruppen und nährten sich vorwiegend von dem Ertrage der Jagd und des Fischfanges. Der Sage gemäß erschien plötzlich von Westen her eine Schar Fremder, an deren Spitze Zamna stand, welchem die Erfindung graphischer Künste zugeschrieben wird; er ist überhaupt der Gründer der auf der Halbinsel herrschenden Zivilisation. Bei seiner Ankunft in jenen Gegenden fand er daselbst die Mayasprache in Gebrauch; der Name Maya, Land ohne Wasser bedeutend, bezeichnete sowohl das Land als die Einwohner. In den Nachbarländern, in Chiapas z. B., herrschte noch das Tzendal, das auch jetzt noch dort gesprochen wird; das eine ist zweifelsohne der Stamm des andern, sowie beinahe aller zentroameri-

kanischen Dialekte, welche sämtlich eine große Aehnlichkeit mit dem Maya besitzen. Dieses wird demnach als das älteste Idiom jener Landschaften betrachtet, um das sich das Quitsché, Zutuhil, Katschiquel, Pokoman, Lakandon, Mame u. s. w. gruppieren; sie waren über die heutigen Länder Guatemala, Tabasko, Chiapas, wahrscheinlich über Sokonusko und einen kleinen Teil von Honduras verbreitet. (Squier, Monograph of the authors who have written on the languages of Central-America. London 1861. 4°. S. IX.) Die Priorität des Maya läßt also auch auf ein hohes Alter für die Völker schließen, welche es redeten. In der That scheint Yukatan der älteste Kulturſitz Amerikas gewesen zu sein; die Epoche, in welcher Zamna inmitten der eingebornen Rassen Yukatans eine neue Zivilisation begründete, führt uns in das graue Altertum zurück. Ein gewaltiger Recke, rühmt sich Zamna, wunderwirkend gleich dem mexikanischen Quetzalkohuatl, seiner göttlichen Abkunft und galt den Maya als Urheber der Fruchtbarkeit, deren Symbol unter Phallusform in all den zerstreuten Ruinen des Landes wiederkehrt. Nach seinem Tode wurde über seinem Grabe ein kolossaler Pyramidenbau errichtet und rings umher die Stadt Izamal — die älteste Yukatans — begründet. Eine ähnliche Sage schreibt der geheimnisvollen Persönlichkeit Kukulkan — dessen Name nur die Mayaübersetzung des mexikanischen Quetzalkohuatl — die Gründung der Stadt Mayapan zu. Nach dem Verschwinden Kukulkans wählten die Edlen des Volkes einen König aus dem Geschlechte Kokom. Ob diese Dynastie ihre Macht über die ganze Halbinsel erstreckte, erscheint wohl wahrscheinlich, aber ungewiß. Während ihrer Herrschaft treten als Verkündiger neuer Lehren drei Brüder Itza auf, welche sich in der Stadt Chichen niederließen, deren Regierung sie an sich rissen, um sie jedoch bald wieder zu verlieren. Das Reich Mayapan genoß tiefen Frieden als jene Periode allgemeiner Wanderung eintrat, welche das amerikanische Staatenleben so mächtig bewegte. Diesmal war es ein Toltekenstamm, die Tutul-Xiu, welche, weiter vordringend als die übrigen, den Grenzen Mayapans im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung nahten; erst nach zweihundert Jahren, nämlich von 700—761 n. Chr., finden wir die toltekischen Fürsten zu Bakhalal mit königlicher Gewalt ausgerüstet, deren Sitz sie nach dem Sturze der Itza nach Chichen übertrugen. (Brasseur de Bourbourg, Histoire des nations civilisées du Mexique et de l'Amérique centrale. Paris 1857. 8°. Bd. II, Buch V, Kap. 1, dann auch desselben Essai historique sur le Yucatan in den Arch. de la Comm. scient. du Mexique, Bd. II, S. 18—64.) In Yukatan, einem Lande mit tropischem Klima, kalkigem Boden und wenigen unbedeutenden Flußläufen, blühte also schon seit der Gründung Izamals eine reiche Kultur, und nirgends findet man größere, zahlreichere und gewichtigere Zeugen derselben als eben dort. Die alte Welt hat wenig aufzuweisen, was an Pracht, Mannigfaltigkeit und Reichtum die Ruinen von Chichen-Itza, Uxmal, Tihóo, Tekax, Mayapan und so vieler andrer Orte überträfe. Die Zahl der in dem wenig bekannten und besuchten Land aufgefundenen altamerikanischen Ruinenstädte beläuft sich auf 54! Sie alle waren vergraben, bis Stephens (Incidents of travel in Yucatan. New-York 1843. 8°. 2 Bde.), Catherwood (Views of ancient monuments in Central-America, Chiapas and Yucatan with explanatory text. London 1844. 8°.) und Norman (Rambles in Yucatan. Philadelphia 1849. 8°.) sie aus dem Staube der Jahrhunderte hervorzogen. Der Anblick der Trümmerwelt von Chichen-Itza in trauriger Einöde ist gewaltig ergreifend; als ob der Geist der Verwüstung hier sein Szepter geschwungen, ist alles tot, still und stumm. Von den Völkern, welche einst eine so großartige Pracht geschaffen, lebt niemand mehr; aber die jetzigen Bewohner des Landes, die yukatekischen Indianer, düstere und schweigsame, stolze und selbstbewußte Gestalten, scheinen noch zu trauern um ihre beraubte Freiheit, um ihre dahingeschwundene Größe. Die Ruinen von Chichen liegen auf einer Ebene von mehreren Meilen Ausdehnung, etwas mehr denn 150 km von der Küste entfernt, und entbehren jeder Wasserverbindung. Sie haben nichts von dem, was wir als Ordnung bezeichnen würden, daher auch keine ausgesteckten Straßen und Gassen; unfern des sogenannten Tempels und etwas südlich von demselben erhebt sich eine Pyramide; wie in Rom und Peru unterhielten keusche Vestalinnen ein ewiges Feuer in einem noch erhaltenen Palaste; der darin befindliche große Zirkus wird von dem französischen Forscher Charnay für ein Gymnasium, einen Platz für körperliche Uebungen, gehalten.

Die glänzendsten Ueberreste ehemaliger Kultur sind in Uxmal zu suchen, dessen Gründung gemeiniglich ins Jahr 870 oder 894 n. Chr. verlegt wird. Auch hier steht wieder ein kolossaler Pyramidenbau. Im nordwestlichen Teile des Landes reihten sich die Trümmer von Stadt an Stadt, und im Osten wurden schon zur Zeit der spanischen Entdeckungen Prachtbauten auf der seither verlassenen Insel Kozumal angetroffen, welche

viele geheiligte Orte enthielt, zu denen das Volk in großer Menge wallfahrtete. Straßen, wie in Mexiko und Peru, beiläufig einen Meter über dem Boden erhoben und aus mit Mörtel verbundenen Steinen aufgeführt, durchzogen die Insel, sowie das yukatekische Festland.

Auf den Plateaus der Pyramiden erheben sich gewöhnlich die Tempel, zu welchen man über hohe Stufen hinanstieg. Das grobe Mauerwerk bestand aus unbehauenen Steinen, die ein Mörtel verband, dessen Geheimnis den ersten Bewohnern Yukatans eigen war. Ein gleicher Mörtelanwurf bildete die Bekleidung der Mauern und trug oft dekorative Malereien und Basreliefs. Das Sacellum, die kleine Kapelle, welche auf dem Gipfel der Pyramide stand, war aus breiten Steinplatten erbaut, deren einige mit eingemeißelten hieratischen Schriftzeichen bedeckt sind. Die Paläste, die Wohnungen der Priester, jene der gottgeweihten Sonnenjungfrauen, meist in der Umgebung der Tempel gelegen, ruhten ebenfalls auf pyramidalen oder konischen Steinunterbauten, bestanden aus mehreren einstöckigen Gebäuden und waren in Zellen abgeteilt, die nur durch die Thüre Licht empfingen. Ein Blick auf die yukatekischen Denkmäler zeigt die besondere Vorliebe dieses Volkes für die Form des regelmäßigen Vierecks; nur wenige Rundbauten — wie z. B. ein Grabmal in Mayapan — sind vorhanden. Das Viereck machte sich bis in die kleinsten Details geltend; die Thüren waren regelmäßig viereckig, die Dächer flach, so daß der ganze Bau ein viereckiges Aussehen gewann; das Gewölbe, sowie das Fenster scheint überhaupt in ganz Nordamerika unbekannt gewesen zu sein. Sogar die Ornamentik liebt viereckige Formen; Friese und Gesimse sind viereckig, und die gestaltenreichen Bilderschriften sind gern in viereckige Umrahmungen gezwängt.

Ueberraschend ist unsre geringe Kenntnis über die weiteren Kulturverhältnisse Yukatans. Außer den zahlreichen Bauwerken, welche in monotoner Pracht über die Halbinsel zerstreut liegen, fließen nahezu keine Quellen über das Geistesleben dieses schöpferischen Volkes. Was wir davon wissen, beschränkt sich auf einige spärliche Angaben über Kultur, Kalenderwesen und Schriftzeichen. Wir stehen also hier vor einem Volk, dessen antike Bildung erst noch ihrer weiteren Erforschung harrt.

Zu den Maya gehören, wie schon erwähnt, die Tzendal in Chiapas, deren Sprache nur ein Dialekt des Maya ist. Unter den weiteren Verwandten nennen wir die Katschiquel (Cakchiquel), deren Idiom die eigentlich guatemaltekische Sprache ist, denn sie wurde in dem Reiche gesprochen, dessen Hauptstadt Tekpan-Quauhtemala hieß. Von der Höhe der Kunst auch bei diesem Volke zeugen die zahlreichen, in den Wäldern verborgen liegenden Ruinen, unter anderm die berühmten Bauten von Palenqué. Sowohl linguistisch wie kulturell zu ihnen sind die Quitsché- und Zutuhil-Indianer in Guatemala, die Pokontschi und Tschorti (Chorti), deren Sprachen mit dem Maya zu demselben Stamme gehören, ferner die Lakandon unterhalb des Petensees samt den südöstlich wohnenden Mopan und Tschol (Chol). Alle diese Indianer sind heute von ihrer einstigen Größe tief herabgesunken; sie sind zwar Christen und der überwiegenden Mehrzahl nach der spanischen Sprache mächtig, im ganzen kann man sie heute nur als halb oder wenig zivilisiert betrachten, und es giebt kaum einen häßlicheren Anblick als eben diese braunen Menschen.

Die Kleidung der Männer besteht aus einer unbeschreiblich schmutzigen, kurzen Hose, einem Hemde und einem ordinären Strohhute. Bei vielen fehlt das Hemd und Brust, Nacken, Arme und Beine sind völlig entblößt. Die Last tragen sie auf den Schultern und durch ein breites Band, welches um die Stirn gelegt ist. So marschieren sie im Gänsemarsche, und in eigentümlichem Schnellschritte trabend, immer in Partien zu je sechs bis zwölf mit Weibern und Kindern in die Stadt. Oft muß ein also beladener Indianer noch zwei oder drei gleichfalls beladene Maultiere überwachen und treiben. Ein Indianer trägt auf weite Strecken die Hälfte einer Maultierladung.

Die Weiber tragen gleichfalls Lasten, aber auf dem Kopfe. Die Kleidung der Frauen und Mädchen besteht aus einem Stücke bunten, rohen Wollenstoffes, welches um die Hüften geschlagen bis zum Knie herabreicht und durch eine rote Schärpe zusammen-

gehalten wird, und einem Hemde. Die Kinder bis zu zehn Jahren gehen, besonders im Innern des Landes, völlig nackt. Erstaunlich ist es zu sehen, welche große Lasten die Indianer auf den Schultern zu tragen vermögen. Auf kurze Strecken tragen sie oft weit über drei Zentner, und mit einer Last von zwei Zentnern traben sie von weither zur Hauptstadt. In den Armen dagegen ist die Kraft der Indianer auffallend gering. Gegen Bekleidung, anstrengende, oder besser gesagt andauernde Arbeit und gegen den Gebrauch der Seife haben sie einen unauslöschlichen Abscheu. Das Gesicht, worin die stark entwickelten Backenknochen auffallen, hat durch die dunkeln, sanften, schüchtern und demütig blickenden Augen einen Reiz. Derselbe wird aber fast verwischt durch die struppig bis tief in die Stirn herabhängenden schmutzigen, schwarzen Haare, welche die Weiber allerdings meist in Zöpfen geflochten herabhängen lassen. (H. Polakowsky im Ausland 1876, S. 606.) Viele Indianer beschäftigen sich mit der Fabrikation roher, aus sehr eisenreichem Thon gearbeiteter Gefäße, Wasserkrüge u. s. w., mit welchen sie weit im Lande umherwandern, um ihre Ware zu billigem Preise feilzubieten. Ja selbst bis San Miguel und San Salvador gehen sie. Zur Aufbewahrung des Trinkwassers eignen sich diese porösen Thongefäße besonders; das durchsickernde, verdampfende Wasser erhält den Inhalt immer kühl und frisch.

Die Landstrecke von Honduras an bis gegen den Golf von Darien wird mit Ausschluß einiger Nahuatlvölker, deren bereits Erwähnung geschah, von Stämmen bewohnt, die mit den vorigen nicht zusammenhängen und auch untereinander ohne tiefere Verwandtschaft zu sein scheinen, wenngleich es schon gelungen ist, und zweifelsohne bei weiterer Forschung noch immer besser gelingen wird, die verschiedenen Stämme zu einzelnen Gruppen zu vereinigen.

Diese unzivilisierten Stämme von Honduras und Nikaragua, welche die atlantischen Abhänge des Zentralgebirges bis in die Küstenebenen bewohnen, im Osten an die Moskito, im Westen und Südwesten an die Tschorti und Tschontal grenzend, werden von älteren und neueren Autoren unter einer großen Zahl von Namen aufgeführt, ohne daß von den meisten mehr als eben nur der Name angegeben wäre. Aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert geben uns Berichte über die Missionszüge die Namen Xicaque und Poya, welche gelegentlich als Kollektivnamen gebraucht oder auch ausdrücklich als solche bezeichnet werden. Sprachproben sind aus jener Zeit nicht vorhanden, doch wird die Lenkasprache genannt, wie es scheint, von den Xicaque oder doch in ihrer Nachbarschaft gesprochen. In der neueren Zeit sind diese Gegenden von der Ostküste aus, meist durch europäische Reisende, untersucht worden, denen wir eine zweite Reihe von Namen der Indianerstämme verdanken: in Honduras die Xicaque und Paya miteinander vermischt in mehreren größeren Dörfern der Departementos Yoro und Olancho; ebendaselbst Poya an den Flüssen Tinto und Patuka und ferner Seko am Tinto und Toaka am Patuka; in Nikaragua Pantasmo, Koko, Wanki (Wankees) am Rio Coco, Twaka am Twaka, Tumbla am Toongla, Poya (oder Bulbul), Sova, Montezana, Civa am Rio Grande, Wulwa (oder Uluas, auch Micos), Kartscha (Carcha) und Siquia an den Zuflüssen des Blewfieldsflusses und Rama (oder Melchoro) und Kukra an den gleichnamigen Flüssen. Der deutsche Linguist Dr. H. Berendt fügt noch hinzu die Parrasta in der Montaña von Loviguisca und die Subirana in der Umgegend von Camoapa, beide im Departemento Chontales und bisher nicht verzeichnet. In manchen dieser Namen erkennt man die älteren wieder, andre haben wohl nur örtliche Bedeutung. Neuerdings werden diese Stämme von den Nikara-

guanern Caribes genannt. Der Name scheint erst seit der Ankunft der durch die Engländer 1796 nach Honduras gebrachten St.-Vincent-Kariben in Aufnahme gekommen zu sein und es liegt kein Grund vor, sie mit den Kariben von den kleinen Antillen und Südamerika, oder gar mit den Corovici oder Coribici zu identifizieren, welche die Spanier vor 350 Jahren mit einer eigenen Sprache an einer einzigen Stelle der Südseeküste des heutigen Kostarika fanden, spätere Berichte jedoch nicht wieder erwähnen. Bell und John Collinson nennen diese Caribes auch Smu (Smoos). Von den Sprachen dieser Stämme, welche Berendt in Ermangelung eines besseren Kollektivnamens Palenqueindianer nennt, waren bis dahin nur zwei durch kleine Wörterverzeichnisse oberflächlich bekannt; die der Xicaque in Honduras und die der Wulwa in Nikaragua und dieselben zeigen keine Verwandtschaft.

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas standen diese Indianer rücksichtlich ihrer Gesittung weit unter den Quitsché, Katschiquel, Maya und Nahuatl, welche die Hochebenen von Guatemala, San Salvador und den westlichen Teil von Kostarika innehatten. Sie waren aber gleichzeitig den herumschweifenden Fischerstämmen, die an den mächtigen Gestaden des Karibischen Meeres, jetzt die Moskitoküste genannt, wohnten, weit voran. Teile aller dieser Xicaque- und Paya-Stämme haben die katholische Religion angenommen und leben in friedlicher Nachbarschaft und gutem Einvernehmen mit den Weißen. Außer ihnen giebt es ziemlich viele andere, welche in den Gebirgen leben und mehr ihren ursprünglichen Lebensweisen zugethan bleiben. Doch sind auch sie friedlich gesinnt und ihr Verkehr mit den Spaniern ist ein ganz freundschaftlicher. Unter Indianer in Honduras darf man sich also nicht seinen nördlichen Bruder vorstellen; er ist nicht mit bunten Federn und Skalpen beladen, sondern meistens ein friedlicher Bauer. Die Toaka oder Tauka und die Seko gehören wahrscheinlich zu den Paya, welche Young beschreibt als Leute, die langes, über die Schultern herabhängendes Haar, ein sehr breites Gesicht und kleine Augen mit einem eigentümlichen Ausdruck der Traurigkeit und Gelehrigkeit haben, welcher den Beschauer zu ihren Gunsten stimmt. Auch sie können erstaunlich schwere Lasten tragen und zeichnen sich aus durch Treue und Ehrlichkeit, freilich auch durch große Vorliebe für geistige Getränke. Sie bringen Sassaparille, Kakao, Piment, Brot, Geflügel u. s. w. zum Verkauf und handeln dafür eiserne Töpfe, Messer, Pulver, Schrot, Perlen u. dgl. ein. Sie sind mild und gutmütig, betriebsam und geschickt in der Verfertigung von „Kinkura", einer Art Tuch von sehr gefälligem Aussehen, aus wilder Baumwolle; dabei dem gröbsten Aberglauben ergeben und ihre götzendienerischen Feste sind noch so häufig als je; ihr wilder Charakter aber ist verschwunden, sie sind jetzt ein sanfter, friedlicher Menschenschlag, der in seinen kleinen Gewerben einen Takt und Scharfsinn an den Tag legt, welche einen maschinenliebenden Europäer in Verlegenheit bringen würden. Daneben giebt es auch an Gesittung viel niedriger stehende Paya, denn sie wandern, wie es ihnen gelüstet, bald dahin, bald dorthin und legen Pflanzungen an, welche sie nach einigen Monaten wieder besuchen, um die Früchte einzuheimsen. Die Dörfer der Paya bestehen nur aus einem einzigen großen Hause von cirunder Gestalt, worin sämmtliche Eingebornen in wahrhaft patriarchalischer Weise nebeneinander in einzelnen sehr reinlichen Gemächern wohnen. Wöchnerinnen haben eine besondere Laubhütte zu beziehen, sind aber schon nach wenigen Tagen im stande, wieder ihren vielfachen Pflichten obzuliegen, besonders aus Mais ein Getränk mit eigentümlich saurem Geschmack („Ulung") und Brot aus der Kassadawurzel zu bereiten. Die Sekoindianer haben fast ganz den nämlichen Charakter wie die Paya. Auch die Toaka sind ihrer Betriebsamkeit und Gutmütigkeit halber bemerkenswert. Sie sind im allgemeinen ein schönerer Menschenschlag als die Paya und Seko, sprechen stets leise und mit großer Ruhe und haben ein sanftes, melancholisches Aussehen. Den Buchstaben S lassen sie in beinahe jedem Worte hören; auch rühmt man sie wegen ihrer Geschicklichkeit in Verfertigung von Kähnen („Doryś" und „Pitpan"). Ihr vornehmster Wohnsitz ist in der Nähe der Hauptquelle des Patukaflusses und auch sie zeichnen sich durch Treue und Redlichkeit aus. Sie verstehen sich auch sehr gut darauf, mit ihren Bogen und Pfeilen die Vögel im Fluge zu schießen und eignen sich trefflich für alles, was Scharfsinn und Ausdauer erfordert. (Ausland 1871, S. 477—478.)

Von der zweiten großen Sprachgruppe der Wulwa oder Ulua (sprich Ulva, nicht Ulúa, wodurch sich auch die englische Schreibweise Woolwa erklärt) hat Dr. Berendt gefunden, daß sie von einer größeren Zahl der genannten Stämme gesprochen wird, oder wenigstens einer Gruppe von nahe untereinander verwandten Sprachen angehört. Die Kartscha und Siquia sind Wulwa, an den gleichnamigen Flüssen wohnhaft. Kautschukhändler, welche vielfach die Küste durchstreifen, versichern, daß Kukra, Tumbla und Miko (Wulwa) sich ohne weiteres untereinander verstehen. Auch die Sprache der Rama, nach John Collinson eines sehr schönen Menschenschlages (Memoirs of the Anthrop. Soc. of London, Bd. III, S. 150), scheint soweit mit der Ulua identisch zu sein, desgleichen die der Bulbul- oder Poyaindianer von Olama. Hinsichtlich der Pantasma hat Berendt nur ermitteln können, daß ein diesem Stamm angehörender Mann in Olama sich sofort mit den Bulbul verständigen konnte, und der Oberingenieur Max von Sonnenstern, welcher den Cocofluß im Jahre 1869 befahren, glaubte sich zu erinnern, daß die wenigen Indianer (Koko), welche unter den Sambos in Julung leben, dieselbe Sprache sprechen wie die Pantasma. Ein kleines Wörterverzeichnis der Twaka hat von 35 Wörtern, deren Aequivalente in der Wulwasprache bekannt sind, mehr als die Hälfte identische, andre mehr oder weniger Aehnlichkeit. Wörterverzeichnisse schließlich, welche Berendt von den Parrasta und Subirana erhielt, beweisen die Identität ihrer Sprache mit der Wulwa. Es scheint demnach, daß sich alle diese Stämme, den älteren Angaben entsprechend, in zwei Sprachen oder Sprachgruppen, die der Xicaque und Poya, zusammenfassen lassen, und daß wir unter den Stämmen der Nikaraguaner die Poya mit der Wulwasprache in mehreren Dialekten aufzählen dürfen.

Die Wanki sind wahrscheinlich Sambos oder Moskito; neuere Reisende wenigstens haben keine andern Indianerstämme an dem unteren Coco verzeichnet. Ueber die Sprache der Sova, Montezana und Civa wären nähere Angaben abzuwarten, desgleichen bliebe noch zu ermitteln, ob die Poya und Twaka von Nikaragua mit den Paya und Toaka von Honduras in Sprache und Abstammung identisch sind.

Der Gruppe der Ulua- oder Wulwaidiome gehören auch die Bewohner der Moskitoküste oder, wie man jetzt sagt, von Britisch Honduras an, welche nach Bedford Pims Erkundigungen aus einem Gemisch zusammengeschmolzener und zusammenschmelzender Stämme bestehen, unter welchen die eigentlichen Moskito, dann die Wulwa, Rama und Smu die altangesessenen, die sogenannten Kariben aber, von welchen später die Rede sein wird, später eingewandert sind. Auch an einer starken Beimischung von Negerblut fehlt es nicht.

Das Unterscheidungsmerkmal aller dieser Küstenstämme ist die scharfe, dünne und kleine Nase, während bei den Binnenbewohnern dieses Organ viel stärker hervortritt. Gemeinsam ist allen ein mittlerer Körperwuchs, dunkle Hautfarbe, langes, grobes, schwarzes Haar, hübsche Augen und dünne Lippen. Unter den Wulwa ist häufig eine ungewöhnliche Ausbildung des Oberkörpers und der Arme zu bemerken, während die unteren Partien gedrungen und fast verkümmert sind, was zweifelsohne von ihrem fortwährenden Aufenthalt in ihren Böten herrührt. Ueber ihre Gutartigkeit und Rechtschaffenheit bricht Pim (Dottings on the roadside in Panama, Nicaragua and Mosquito by Bedford Pim and Berthold Seemann. London 1869. 8°. S. 241—242) wiederholt in be-

geistertes Lob aus, und er fühlt sich glücklich in der gelungenen Widerlegung eines häufigen ethnographischen Irrtums der alten Spanier, welche allzuviele Völkerschaften am Karibischen Golfe der Menschenfresserei verdächtigt haben. Pim selbst fuhr eines Tages entsetzt zurück, als eine freundliche Indianerin ihm zum Frühstück, eingewickelt in ein ungeheures Bananenblatt, ein gekochtes Kindlein noch völlig unzerlegt auftrug. Doch war die Haut ganz weiß, nicht braun, wie sie bei einem Indianerkind hätte sein müssen und das Gericht wurde daher getrost und mit Behagen verzehrt, da es als ein Aeffchen schließlich erkannt wurde. Weniger Geschmack konnte Pim einem siedend heißen Getränke abgewinnen, bestehend aus Kakao ohne Milch oder Zucker, aber stark gewürzt mit spanischem Pfeffer, letzterer frisch von den Stauden gepflückt, so daß ein einziger Löffel jenes Getränkes hingereicht hätte, jeden Mund und Schlund eines Europäers in ein Fegfeuer zu verwandeln. Jedenfalls war diese Art von „Schokolade" etwas ganz Neues und Unerhörtes in der Kochkunst. Mit hoher Bewunderung spricht dagegen der britische Seemann von den Kähnen der Eingebornen und der nautischen Geschicklichkeit der letzteren. Die Böte werden entweder aus den leichten Zedern- oder den dauerhaften Mahagonistämmen ausgehöhlt und nur mit einem Stechruder aus leichtem Holze gelenkt, stets aber unter dem Drucke unverhältnismäßiger Segel, die nicht einmal der Vorsicht halber festgebunden, sondern nur festgehalten werden. Bei ihren Beerdigungen beobachten sie die eigentümliche und, soweit unsere Kenntnisse reichen, sogar einzige Gewohnheit, vom Haus des Verstorbenen bis zu seinem Beerdigungsplatze eine baumwollene Schnur über Schluchten und Gräben, durch Gewässer und Sümpfe möglichst gerade auszuspannen. Die Begräbnisplätze der Wulwa befinden sich stets in der Nähe des Seegestades, und über das Grab wird ein großes Wetterdach aus Strohgeflecht, den Hütten der Indianer ähnlich, gespannt und sorgsam im Stand gehalten, sonst aber der Name des Verstorbenen nie mehr genannt, da eine Erwähnung seiner als höchst anstößig gilt. Nach dem Tode vernichten die Moskito durch Feuer alles, was dem Abgeschiedenen gehörte, seine Obstbäume aber hauen sie um. Zur Trauer wird von der Witwe oder den Witwen (denn Vielweiberei ist gestattet) das lange Haar abgeschnitten. Dörfer besitzen die Wulwa ebensowenig wie eigene Häuptlinge, sondern leben zerstreut in Gruppen von 2—3 Hütten zusammen. Die Hütten ohne Wände, von allen Seiten offen, bieten durch ihr Geflecht meist ein niedliches Ansehen, besonders im Innern, welches mit den Unterkiefern vom Bisamschweine und dem wilden Hunde, sowie mit den gebleichten Skeletten großer Fische geschmückt ist. Zuweilen sind Gestelle aus gespaltenen Bambu errichtet zur Aufbewahrung des Maises, und Bogen und Pfeile, die einzigen Waffen eigener Konstruktion, sind in das Geflecht der Decke gesteckt. Eine Hütte wird meist von drei oder vier Familien bewohnt, deren jede in einer der Ecken ihr Feuer für sich hat, an welchem sie ihre eigenen Bananen kocht und um welches sie sich plaudernd schart, die Frauen in ihrer entschieden unvollständigen Toilette. Geburten kommen jetzt nur äußerst selten vor, trotzdem wird die Frau noch immer genötigt, beim Eintritt der Wehen eine Hütte in Waldesabgelegenheit zu beziehen, wo sie abwechselnd von Frauen mit Nahrung versehen und gepflegt wird. Das Plattdrücken der Schädel bei den Neugebornen ist bei allen Stämmen der Moskitoküste sehr gebräuchlich, die Entstellung aber wenig sichtbar, weil sie durch das Ueberwallen des Haares verdeckt wird. Die Wulwa legen ihren Jünglingen bei der Mannbarwerdung verschiedene harte Prüfungen auf, darunter eine, wonach der Kandidat sehr heftige, nach ihrer Art mit dem Ellbogen versetzte Schläge auf den Rücken auszuhalten hat. (G. H. Wickham in den Proceed. of the R. geograph. Soc. of London 1869, S. 58 ff.) Hunger, Unbequemlichkeit und harte Anstrengungen erdulden diese Indianer mit musterhafter Ausdauer, wenn sie sich einem Fremden verdingt haben und dieser sie sanft behandelt.

Wenden wir uns nunmehr nach dem benachbarten Nikaragua, so begegnen wir dort zunächst dem Volke der Tschorotegen (Chorotegas); es sind dies die Aboriginer von Nikaragua, von welchen berichtet wird, daß ihre Sprache von der mexikanischen verschieden gewesen sei. Sie umfassen die vier Stämme der Tscholuteken (Choluteca) an der Bai von Fonseca, die Nagrandan, südöstlich von den vorigen, die Dirian, nordwestlich von Nikaragua, und die Orotina, am Golf von Nikoya. Ueber die Tschorotegen hat man lange nicht ins klare kommen wollen, bis Dr. Berendt endlich die Frage aufgehellt hat. Die Tschorotegen stellen nämlich ein Bindeglied zwischen der Aztekenzivilisation im Reiche

von Anahuak und den indianischen Völkerschaften im nordwestlichen Südamerika her. Die Chorotegas, welche zur Zeit der spanischen Eroberung an drei Stellen (Nikoya und Guanakaste, Bezirk von Masaya und Choluteca) lebten, sind die von Palacio und Torquemada erwähnten Mangue. Sie existieren nur noch in zwölf Dörfern im Umkreise der Seen von Masaya und Apoyo (ein Bezirk, den sie selber La Mangueſa nennen) und führen heute noch den alten Namen, welchen Berendt auf das Wort „mánkeme" Herr, zurückzuführen geneigt ist. Die Sprache ist fast ausgestorben. Berendt hat sie nur zweimal sprechen gehört, jedoch von alten Leuten, welche Wörter und Gesprächsweisen im Gedächtnis bewahrt, Material zu einem Vokabularium gesammelt, welches die nahe Verwandtschaft dieser Sprache mit den Tschiapaneken von Mexiko außer Zweifel stellt. Berendt bestreitet, daß es eine Gruppe von tschorotegischen Sprachen gegeben; eine solche sei weder durch die älteren Berichte, noch durch die vorhandenen Sprachreste gerechtfertigt, welche alle auf eine einzige Tschorotegasprache hindeuten; die Aufstellung einer Orotinasprache sei auf ein Mißverständnis zurückzuführen.

Verschieden von den vorhergehenden sind die Tschontal (Chontales), die Urbewohner der nördlichen Ufer des Sees von Nikaragua und des gebirgigen Innern dieser Republik. Diese Nation, welche die älteren Schriftsteller und Alcedo noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts als Chontales de Matagalpa aufführen, hat Berendt in einem Indianerstamm wiedergefunden, welcher den größten Teil der Dörfer von Segovia und mehrere von Matagalpa bewohnt, und, nach dem Vorkommen von Ortsnamen seiner Sprache zu schließen, sich in früherer Zeit auch über einen großen Teil des Bezirkes von Chontales verbreitet hat. Stamm und Sprache werden heute von den Weißen wie von den Indianern selbst mit dem Namen Popoluka bezeichnet. Ihre Zahl ist auf 10,000 bis 12,000 geschätzt. Berendt hat ein Wörterverzeichnis ihrer Sprache erworben, in welchem sich eine kleine Zahl von Wörtern befindet, welche verschiedenen Nachbarsprachen angehören; doch giebt dasselbe keinen Anhaltspunkt für Schlüsse auf Verwandtschaft mit andern Sprachen. Es liegt mithin, sprachlicherseits, kein Grund vor, eine Gruppe von Tschontalstämmen oder Tschontalsprachen aufzustellen, wie denn auch bei den älteren Schriftstellern, welche die Eingebornen Nikaraguas behandeln, immer nur von Einer Tschontalsprache die Rede ist. Ebensowenig haben die verschiedenen Sprachen Mexikos und Mittelamerikas, welche als Tschontal oder Popoluka aufgeführt werden, eine andre Gemeinschaft miteinander, als daß sie eben nicht Nahuatl sind. (Korresp.-Bl. d. deutschen Ges. f. Anthrop. 1874, S. 70—71.) Die Guatuso, an der Grenze von Kostarika und im Innern jener Republik wohnend, sind neuerdings durch häufige Züge von „Uleros" (Kautschuksammlern) aus Nikaragua in das betreffende Gebiet bekannter geworden. Berendt hat von einem zwölfjährigen Knaben dieses Stammes eine Anzahl Vokabeln der Sprache erfragt. Dieselben sprechen entschieden gegen die Hypothese, daß die Guatuso versprengte Nahuatlindianer (Nicaraos) seien. Die von Berendt beobachteten Guatuso sind von auffallend heller Hautfarbe und erscheinen in ihrem Gliederbau mehr den Mestizen als Vollbut-

indianern ähnlich. Ihr Haar ist glänzend schwarz, nicht blond, wie die Sage lautet, welche ihren Namen mit dem rötlichgelben Felle der Guatusa (Dasyprocta Sp.) erklären will.

Von den Völkern in Kostarika, Panamá und Darien kennen wir außer beiläufigen Notizen nur die bloßen Namen und läßt sich ihre ethnologische Stellung daher schwer bestimmen. So wird um die Bai von Chiriqui (spr. Tschiriki) das Volk der Tschanguen (Changuenes) erwähnt, im Südwesten derselben die Terraba, im Südosten die Boruka. Der um die Ethnologie Mittelamerikas so hochverdiente Dr. Berendt kam indes zu dem Schlusse, daß die Sprachen und Dialekte dieses Gebietes sich in zwei Gruppen sondern lassen, welche, soweit sich nach den vorliegenden spärlichen Materialien urteilen läßt, in keinerlei Verwandtschaft zu einander stehen.

Die eine dieser Gruppen bilden die Tscholo (Cholo)- oder Tschoko (Choko)-idiome. Sie werden gesprochen im kolumbianischen Departement Chocò, zwischen dem Rio Atrato und dem Stillen Ozean, sowie auch, Dr. Edward Cullen zufolge, in einigen Dörfern am östlichen Ufer des Rio Chucunaque (spr. Tschukunaka), der ein Konfluent des in den Golf S. Miguel (Darien del Sur) mündenden Rio Tuyra.

Die andre dieser Gruppen nimmt den Isthmus ein, von den Quellwassern des Rio Tuyra durch ganz Darien bis nach Panamá. Die spanischen Konquistadoren fanden dieses Gebiet in kleine unabhängige Kazikentümer geteilt, wo überall die nämliche Sprache, das Kuevaidiom, geredet wurde. Ein Dialekt desselben, im Territorium von Chame, westlich von Panamá, hieß Koiba und galt für eleganter als das gewöhnliche Kueva. Weiter nach Westen hin stießen die Entdecker auf eine Unzahl von Sprachen; fast jedes Dorf besaß sein eigenes Idiom. Darunter nennt man insbesondere das Tschiru, Eskoria u. s. w., und südlich von der Lagune von Chiriqui, wo seit zwei Dezennien zahlreiche Goldgötzen aufgefunden wurden, die Sprache der Dolegat, welche bis zur Stunde eine große Geschicklichkeit in der Metallbearbeitung besitzen. Man glaubt nun, Kueva sei einfach von Koiba korrumpiert, welches in der Kuevasprache „weit weg" bedeutet.

Das Kuevavolk erfreute sich zur Zeit der Entdeckung einer ziemlich hohen Kulturstufe. Wir besitzen Nachrichten von seinen Sitten, Wohnplätzen, Kleiderschmucke und Kriegsgebräuchen; Oviedo und Andagoya endlich haben uns etwa ein Dutzend Wörter ihrer Sprache erhalten. Wie es scheint, existieren noch einige Reste dieses Stammes, inselartig an der atlantischen Küste und den Uferbänken der Flüsse zerstreut, in völliger oder teilweiser Unabhängigkeit von der kolumbianischen Regierung lebend. Die verschiedenen Expeditionen nach der Darienlandenge infolge der Projekte eines interozeanischen Kanals haben eine Anzahl Vokabularien von verschiedenen Stämmen und Orten zustandegebracht, deren Vergleichung eine überaus nahe Verwandtschaft aller dieser Dialekte ergab. Dr. Berendt umfaßt sie mit der Bezeichnung Darienſprache und schließt, daß die Identität des alten Kueva und des modernen Darien, wenn nicht strenge erweislich, doch höchst wahrscheinlich sei. (The American historical Record and Repertory of notes and Queries. Philadelphia 1874. Nr. 26, S. 54—59.)

Der Franzose Lucien de Puydt hat die Landenge von Darien einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen (Lucien de Puydt, Account of scientific Exploration in the isthmus of Darien in the years 1861 and 1865 im Journ. R. geograph. Soc. 1868, Bd. XXXIX, S. 69—110) und uns dadurch mit mehreren der dortigen Isthmusindianer bekannt gemacht. Die Eingebornen, welche die Spanier zu Zeiten Balboas dort vorfanden, sind danach nicht mehr auf dem pazifischen Abhange seßhaft. Die Reste der Tschukunaken (Chucunaquen) sind seit 1861 nordwärts gezogen, die Mandingesen haben sich an der Küste bis zur Kaledoniabai festgesetzt und die Kunastämme beherrschen das Gestade des Urabagolfes. Alle Bewohner auf dem pazifischen Abhange sind Mischlinge und reden nur spanisch. Ihre Wohnungen sind unreinlich und mangelhaft ausgestattet, wenn sie auch sonst bei ihren abendlichen Tanzgesellschaften und an Feiertagen viel Putz und Flitter zur Schau tragen. Als Waffen bedienen sie sich der Feuergewehre und des Buschmessers, während niemand mit Bogen und Pfeilen umzugehen versteht. Dem Namen nach gehören sie zur katholischen Kirche und dem Namen nach ist die Ortschaft Yavisa eine Pfarrei. Ganz andre Verhältnisse herrschen über der Kordillere auf dem atlantischen Abhange. Dort liegt das Gebiet der Karibi-Kuna, die als völlig abgabenfreie „Konföderation der San Blas-Indianer" von den Vereinigten Staaten Kolumbiens anerkannt sind. Einige ihrer Ortschaften bleiben völlig unabhängig; sechs Gemeinden dagegen erkennen die umumschränkte Gewalt eines „Kaziken" oder „Gran Capitans" an. Seine Kriegsmacht schätzt L. de Puydt auf 400—500 beherzte Streiter, die auf ihrem Revier, nämlich im Walde, als Gegner nicht zu verachten sind. Sie führen zwar sämtlich Schießgewehre, die sie mit großer Geschicklichkeit handhaben, gebrauchen sie aber auf der Jagd nur wenig wegen der Kostspieligkeit von Pulver und Blei. Daher sind in ihren Händen noch Bogen und Pfeile, die auch beim Fischfang verwendet, jedoch niemals vergiftet werden. Außerdem tragen sie das säbelartige Buschmesser und Speere mit Feuerstein- oder Eisenklingen. Ihre Ortschaften liegen an glücklich gewählten Plätzen der hohen Flußufer. Die Häuser sind geräumig, ja sogar zierlich und mit großer Sorgfalt bis in alle Einzelheiten aus Bambu erbaut, die Flur aber 1 m und mehr über dem Boden zum Schutz vor Feuchtigkeit erhöht. Zum Gebälk werden sehr harte, sorgsam zubereitete Stämme von 25—30 cm Umfang verwendet und die inneren Räume haben Platz für 50—60, ja sogar 80 Hängematten, doch herrscht in ihnen die größte Reinlichkeit. Die Karibi-Kuna sind von mittlerem, kräftigem Körperwuchs, breitschulterig, aber schlank über den Hüften. Ihre Arme und Knöchel sind gut geformt, die Füße sehr klein. Das Haar wird von beiden Geschlechtern lang, nur bei den verheirateten Frauen kurz getragen. Man läßt es frei herabwallen oder knüpft es auf dem Scheitel zusammen. Bartwuchs fehlt bei den Männern. Ihre vergleichsweise gesunden Zustände verdanken die Karibi-Kuna einer strengen Enthaltsamkeit von allen berauschenden Getränken mit Ausnahme der harmlosen Chicha (spr. „Tschitscha"), die aus gekauten, dann ausgespieenen und der Gährung überlassenen Maiskörnern bereitet wird. Diebstahl ist gänzlich unbekannt. Die Karibi-Kuna sind aber sonst höchst wachsam und mißtrauisch, auch dulden sie weder einen Weißen, noch einen Schwarzen, noch einen Mulatten unter sich. Ihr Heidentum ist noch völlig unverfälscht, denn roh verfertigte Fetische werden als Hausgötter verehrt und ebenso gewisse Bäume als Heiligtümer betrachtet. Doch wird auch ein höchstes Wesen anerkannt, von dem alles Gute und Schöne stammt. Die Männer tragen gewöhnlich nur Kniehosen, einige außerdem noch einen luftigen Kittel oder ein Hemd von europäischem Schnitt und bisweilen um den Kopf einen gewundenen Gurt, den sie „Gegengift" nennen, weil sie beim Biß einer Schlange das verletzte Glied zur Verhinderung des Blutumlaufes damit fest einschnüren, bis sie das nächste Dorf erreichen, wo andre Heilmittel meist mit Erfolg angewendet werden. Die Frauen hüllen sich in kurzärmelige Hemden, die bis zum Knie reichen; um den Hals tragen sie Ketten aus Tierzähnen und in der Nasenscheidewand Gold- und Silberringe, oft so groß, daß sie bis zum Kinn reichen. Manche von ihnen haben hübsche Gesichter, alle aber wohlgebildete Körper. Zu großen Gelegenheiten bemalen sie sich das Gesicht mit „Ruku" (Bixa Orellana), und zwar führen sie einen Querstrich von einem Backenknochen quer über die Nase nach der andern Wange, von welchem dann noch andre Streifen lotrecht sich herabsenken. Der Querstreifen ist das Stammeszeichen der Karibi-Kuna, während Stellung und Zahl der andern Striche je nach der Ortschaft wechseln. Vielweiberei ist zwar gestattet, doch wird ein mäßiger Gebrauch davon gemacht. (Ausland 1869, S. 786—787.)

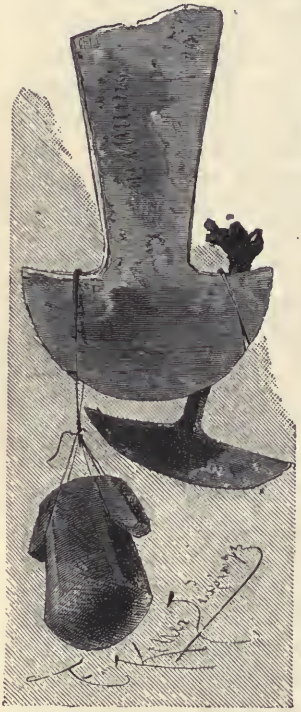
Die südamerikanischen Indianer.

Allgemeines.

Wer dem Gange meiner bisherigen Darstellung der amerikanischen Völker mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, dem kann unmöglich der tief einschneidende Unterschied entgangen sein, welcher in Charakter wie in Kulturformen zwischen den Rothäuten des amerikanischen Nordens und den braunen Menschen in Mittelamerika obwaltet. Schon mit den Yumastämmen und den Pueblоindianern im Norden von Mexiko beginnt inmitten des Indianertums sozusagen eine neue Welt, gegründet auf die mehr oder weniger intensive Pflege des Ackerbaues und friedlicher Künste. Nicht bloß ist der Indio manso des spanischen Amerika ein kulturell ganz anderer Mensch als der Indio bravo, sondern letzterer sogar ist völlig verschieden, seinem Aeußeren sowohl wie seiner Charakteranlage nach, von dem kupferfarbigen Nomaden der nördlichen Prairien. Aus geographischen Gründen habe ich an der üblichen Zusammengehörigkeit der nordamerikanischen Indianer nicht rütteln wollen; allein hat uns schon die Musterung der einzelnen Stämme in Kanada und den Vereinigten Staaten zu dem Schlusse gedrängt, daß dort die behauptete Rasseneinheit der Indianer auf schwachen Füßen stehe, so kann das Studium der Indianer in Mexiko und Mittelamerika uns in dieser Ansicht nur bekräftigen. Die Bewohner Südamerikas, welchen wir uns nunmehr zuwenden müssen, stehen nun vollends zu jenen Nordamerikas in einem augenscheinlichen Gegensatz, welchen sogar die eifrigsten Vertreter der Rasseneinheit zuzugestehen sich genötigt sehen, wenigstens insofern als in Südamerika das Jäger- und Fischerleben bedeutend zurücktritt und teils der Zustand absoluter Kulturlosigkeit, teils Anfänge einer höheren Kultur durch größeren Betrieb des Landbaues sich zeigen. Ueberhaupt bieten die Südamerikaner noch viel weniger anscheinende Gleichförmigkeit, wie so manche Gruppe in der Nordhalbe des Kontinents, z. B. die Stämme im Osten der Felsengebirge und jene an der Nordwestküste, und es kann daher, nach Friedrich Müllers eigener Aussage, von ihnen viel weniger als von jenen ein Gesamtbild entworfen werden. (Müller, Allg. Ethnographie, S. 294.)

„Höhere Gesittungen," bemerkt Peschel, „dürfen wir im südlichen Festlande nur auf und an den Anden suchen. Bis zum Nikaraguasee, aber nicht weiter, erstreckte sich die Ortskunde der Azteken, bis dorthin reichte auch noch ihre Sprache, oder waren einzelne Ansiedlerschwärme gedrungen, welche das Nahuatl redeten. In Südamerika entwickelte sich auf der Andenkordillere aber das mächtige Reich der peruanischen Inka mit seiner eigentümlichen Kultur. Es war keineswegs der einzige Kulturstaat des südlichen Kontinents. Vor der Eroberung durch die Peruaner muß auch in Quito eine höhere Gesittung sich

entfaltet haben, denn der vorletzte Inka vermählte sich mit einer Prinzessin des gestürzten Herrscherhauses von Quito, und setzte es durch, daß seinem Sohne Atahuallpa, dem späteren Gefangenen Pizarros, welcher nach den Hausgesetzen der Sonnensöhne niemals erbberechtigt sein durfte, die nördliche Hälfte des Reiches, nämlich Quito zufiel, und dieses Quito, obgleich erst erobert, bietet dem illegitimen Inka dann die Mittel, seinen Halbbruder Huaskar, den echten Sonnensohn, aus Kuzko zu vertreiben. Auch auf den Hochebenen von Bogotá und Tunja waren geordnete Gesellschaften entstanden, die durch die Nähe Quitos manche Hilfsmittel der Kultur empfingen. Unwiderleglich ergiebt sich daraus, daß die Gesittung der Eingebornen von Quito und ihre materiellen Hilfsmittel nicht beträchtlich von denen der Peruaner verschieden gewesen sein können. Das spätere rasche Wachstum des Inkareiches aus geringen Anfängen im Laufe von höchstens fünf, vielleicht nur von drei Jahrhunderten hat Squier sehr befriedigend erklärt. (Bull. de la Soc. de Géogr. 1868, Bd. I, S. 5—28.) Der Keim des peruanischen Staates entwickelte sich nämlich auf dem Puno oder den kahlen, 10 bis 16,000 Fuß hohen Hochebenen zwischen den doppelten oder dreifachen Ketten der Anden. Zwischen dem westlichen Abhange dieser Gebirge und dem Stillen Meere erstreckt sich ein schmaler Küstensaum, auf dem fast nie oder höchst selten ein Regen fällt, und der höchstens während sechs Monaten im Jahr von Nebeln befeuchtet wird. Nur wo von den Anden Küstenflüsse der Südsee zuströmen, ist Feldbau und Baumzucht überhaupt möglich. Die Küstenflüsse folgen jedoch aufeinander in großen Entfernungen und in dem Zwischenraum herrscht völlige Einöde. So konnten sich entlang jenen Gewässern wohl einzelne Stämme lange Zeit getrennt und unabhängig voneinander behaupten, sowie aber auf den Hochebenen der erste kräftige Staat erstand, wurden die Bevölkerungen der Küstenflüsse, getrennt und schwach wie sie waren, der Reihe nach unterworfen, und durch ihren Zuwachs die Macht des Reiches auf den Hochebenen vermehrt. Da wo im Süden der regenlose Küstensaum aufhörte, nämlich bei dem heutigen Chile, erreichte auch die Herrschaft der Inka die Grenze ihrer Ausbreitung. Ebensowenig hat sie sich binnenwärts an den Ostabhang der Anden durch den Waldgürtel zu den Ebenen des Amazonas herabzusenken vermocht, wo noch jetzt rohe Jägerstämme in ungestörter Wildheit umherstreifen.



Bronzemesser mit Steinbeil, südperuanischen Ursprungs.

„Drei Naturprodukten der peruanischen Hochlande," fährt Peschel fort (Völkerkunde, S. 445—446), „verdanken wir die Erziehung der südamerikanischen

Kulturvölker, nämlich dem Vorkommen der Lamaarten, der Kartoffel und der Kinoahirse (Chenopodium Quinoa)." Der Inka Garcilaso, der uns die Gesittungsstufe im alten Peru so ausführlich beschrieben hat, bemerkt wiederholt, daß ein außerordentlicher Mangel an Fleischnahrung dort herrschte. Nur bei den großen Treibjagden, welche die Inka veranstalten ließen, erhielt das unterworfene Volk Lamafleisch, wahrscheinlich weil es außerdem verdorben wäre, an sonstigen Festtagen wurde als Leckerbissen von ihnen ein kleines Säugetier, nach Garcilasos Angabe ein Kaninchen verzehrt, welches sie sorgsam hegten, das auch nach Spanien frühzeitig ausgeführt, dort aber wegen seiner Unschmackhaftigkeit der Aufzüchtung nicht wert gehalten wurde. Auf dem regenlosen Küstensaume vollends bestand die Fleischkost nur in dem, was der Fischfang ertrug. Dadurch gewinnen wir die Beruhigung, daß es nicht notwendig schwächliche Bewohner gewesen sein müssen, die, von stärkeren Stämmen verdrängt, auf die Punos von Peru oder Quito flüchteten, sondern daß vielmehr kühne und beherzte Männer zuerst die Kordillerenkette erstiegen haben mögen, um auf den Hochebenen die flüchtigen Lamaarten zu jagen und zu zähmen. Doch hätten sie niemals auf jenen luftigen Ebenen Wohnsitze zu gründen und auf den Inseln des Titikakasees der Sonne ehrwürdige Tempel zu erbauen vermocht, da der Mais dort nur an wenigen geschützten Stellen reift, wenn nicht die Kartoffel und die Kinoahirse selbst auf Höhen gediehen wie unsre höchsten Berggipfel. Daß übrigens nicht von der atlantischen Seite her brasilianische Jägerstämme nach dem Hochlande von Peru gekommen sind, sondern umgekehrt vom pazifischen Küstensaume aus der Puno erstiegen wurde, dürfen wir deswegen voraussetzen, weil wir in den Händen der Andesbewohner bis hinab zum Feuerlande eine ungewöhnliche Waffe finden, die kein waldbewohnender Jägerstamm jemals erfunden hat, die wir dagegen vorzugsweise bei Hirten antreffen, nämlich die Schleuder und ihre Spielarten, den Lasso und die Bola, oder die Wurfschnur, an deren Ende eine oder mehrere Kugeln befestigt werden. Durch Herrn von Tschudi (Südamerika, Bd. IV, S. 287) wurde bestätigt, daß der Gaucho (spr. Gá-utscho) der südamerikanischen Pampas, ein Mischling mit vorwiegendem Indianerblut, geringschätzend auf die Feuerrohre blickt, weil die Wurfschlinge in seiner Hand ihm größere Sicherheit als Waffe bietet. Damit soll nicht behauptet werden, daß im inkaperuanischen Reiche Bogen und Pfeile niemals geführt worden seien, denn zu den Unterthanen der Sonnenkinder gehörten eine Anzahl wilder Jägerstämme, Nationalwaffe dagegen war neben der Pike, die allen Ackerbauvölkern eigen ist, und die bei uns noch vom Bajonett vertreten wird, die Schleuder, ausschließlich eine Steppenwaffe.

„Vergleichen wir nun die gesellschaftliche Entwickelung der Jägervölker im südlichen und nördlichen Festland untereinander, so wird auf beiden Gebieten eine Besserung fühlbar, jemehr wir uns den Ufern der Mexikanischen und Karibischen Golfe nähern, oder mit andern Worten: in Südamerika sind die Völker, die nördlicher wohnen, in Nordamerika die Völker, die südlicher wohnen, durchschnittlich gesitteter. Die rohesten Stämme Südamerikas, wie die Botokuden, Koroado, Puri, Lengua, gehören sämtlich Südbrasilien an, am Ama-

zonas dagegen stießen Spix und Martius auf wichtige Fortschritte in den gesellschaftlichen Zuständen; ja wenn wir Berichten der ersten Entdecker unter Orellana volles Vertrauen schenken dürften, war der obere Lauf des großen Stromes mit volkreichen Ortschaften besäumt, es waren dort Tempel und in den Tempeln Götzenbilder, die sich auf Rädern bewegten, zu sehen. Von solchen Dingen haben spätere Besucher freilich nichts wahrgenommen, und selbst wenn sie vorhanden waren, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie Stämmen angehörten, die aus dem Kulturreiche der Inka vertrieben worden waren. Nördlich vom Amazonas sitzen die sanften Arawaken, bei denen das Weib bereits im Haus eine würdevolle Stelle einnimmt, und deren Priester die Geschichte der Stämme zum Unterricht der Jugend aufbewahren. Neben und unter ihnen bis zu dem nach ihnen benannten Golf hatten sich die Kariben ausgebreitet, die ihre Felder mit Hilfe künstlicher Wasserleitungen benetzten, ihre Pflanzungen mit Baumwollenschnüren abgrenzten und Märkte hielten, auf denen das Salz die Stelle des Geldes vertrat. So bessern sich dort beständig in der Richtung von Süd nach Nord die äußerlichen Zustände der menschlichen Gesellschaften. In der nördlichen Halbe Amerikas findet, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, das Umgekehrte statt.

„Die Ueberlegenheit der Gesittung bei den Jägerstämmen des nördlichen Festlandes im Vergleich zu denen des südlichen zeigt sich am stärksten durch ihre gesellschaftlichen Gliederungen. Im Norden ist es den Ethnographen geglückt, durch Sprachenvergleiche die Stämme zu Völkern zu vereinigen und die Sitze dieser Völker abzugrenzen. In Brasilien, Guyana und Venezuela läßt sich eine solche Aufgabe gar nicht streng lösen, weil wir Völkern dort überhaupt nicht begegnen, sondern nur Banden, und erst künstliche Namen geschaffen werden müssen, um sprachverwandte Horden als Gruppen zu bezeichnen. Selbst die weite Verbreitung des Tupi oder die sogenannte allgemeine Brasilianersprache (lingoa geral) rührt nur davon her, daß die Tupi oder Guarani, in Schwärme aufgelöst, aus einer noch nicht sicher ermittelten Urheimat aufbrachen und ganz Brasilien durchzogen. Einer Verdichtung von sprachverwandten Stämmen begegnet man höchstens in Guyana und in Venezuela bei Kariben und Arawaken. Die rohesten Stämme der Hudsonsbaigebiete stehen immer noch weit höher als etwa die Botokuden Brasiliens, die in der neuen Welt auf dem niedrigsten Teilstrich der Gesittung haften geblieben sind. In ganz Südamerika (natürlich immer die Kordillerenvölker ausgenommen) war eine starke oder auch gänzliche Entblößung bald des einen, bald des andern, bald beider Geschlechter die Regel, in Nordamerika ist sie nur Ausnahme. Bei den Jägerstämmen in Südamerika hat man keine Spur von Bergbau getroffen und Baureste fehlen dort, östlich von den Anden, gänzlich.

„Wenn man es sehr häufig als einen Mangel der amerikanischen Menschheit bezeichnen hört, daß sie die Viehzucht vernachlässigt habe, so ist diese Behauptung ungenau, denn, streng genommen, fehlte ihr nur die Milchwirtschaft gänzlich. Abgesehen, daß die Kulturvölker auf den Hochebenen von Peru und weiter südlich die Araukaner das Lama und Alpaka als Last- und Wolltier

benutzt oder wenigstens gehegt haben, vermögen wir eine Menge Bezähmungen andrer Tiere noch aufzuzählen, nur daß in diesem Stücke die Horden Südamerikas sich eifriger regten als die Jägerstämme des Nordens. Wie Hr. v. Martius in seiner Ethnographie (Bd. I, S. 672) uns belehrt hat, giebt es in der Tupisprache oder Lingoa geral Brasiliens für Bezähmung einen eigenen Ausdruck mit dem Sinne, daß die Tiere zur Ablegung ihrer Wildheit gebracht werden sollen. Die meisten Eingebornen Brasiliens zeigen Freude am Umgang mit Tieren, sie wissen Affen und Papageien an sich zu fesseln, und rufen unter anderm durch Ernährung mit Fischen bei grünen Papageien rote und gelbe Federn hervor, auch gleichen ihre Hütten dann oft einer Menagerie. Kulturgeschichtlich gewinnt jedoch die Tierzucht erst dann eine höhere Bedeutung, wenn der Mensch vorsorglich durch sie seinen Unterhalt gewinnt und sich abgewöhnt, von den Gnadengeschenken der Natur aus der Hand in den Mund zu leben. Am Amazonas könnte die Jagd auf Schildkröten den Uferbewohnern Nahrung für das ganze Jahr liefern, allein ihr Fang ist nur auf die trockene Zeit beschränkt, wo sich die Tiere ans Land begeben. Deshalb besitzt fast jede Familie neben ihrer Behausung einen geschlossenen Weiher, um eine Anzahl lebendiger Tiere für die nasse Zeit aufzusparen (Henry Walter Bates, The Naturalist on the Amazons. London 1864. 8°. S. 321), häusliche Vorkehrungen, welche Orellana, der Entdecker des Amazonenstromes, bereits bei den Eingebornen antraf. Außerdem wurden Hokkohühner (Crax) ehemals und noch jetzt von vielen brasilianischen Stämmen wegen ihres schmackhaften Fleisches gezüchtet. An der venezuelanischen Küste bei den Eingebornen Kurianas sahen die spanischen Seefahrer Haustiere, die sie als Kaninchen, Gänse und Tauben bezeichneten. Auf den Antillen wurde der stumme Hund und auf Hayti das Meerschweinchen als Haustiere gezogen. Nabelschweine und Tapire gewöhnen sich sehr leicht an die Nähe des Menschen, wurden und werden auch noch jetzt bezähmt bei den Brasilianern angetroffen, allein sie vermehren sich nicht in der Gefangenschaft. (Darwin, Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation. Stuttgart 1878. 8°. Bd. II, S. 145.)

„Gewiß lassen sich zwischen den Bewohnern beider Festlandshälften auch manche Gemeinsamkeiten in den geistigen Familienzügen aufzählen, welchen jedoch keine allzuhohe Beweiskraft für die Rasseneinheit der Indianer beizumessen ist, da einzelne derselben auch bei andern Völkern angetroffen werden. Die Zauberklapper z. B. sieht man in den Händen der Schamanen des südlichen wie des nördlichen Festlandes, die Priester und Medizinmänner, oder welche Namen sie führen mögen, gehören aber ihrem Handwerk nach zur Zunft der Schamanen Nordasiens. Die merkwürdigen Maskenspiele, denen Spix und Martius, sowie Bates bei den Tekunastämmen am Amazonas beigewohnt haben, traf Catlin, wie wir sahen, unvermutet bei einem Thlinkitenstamm an der Küste Britisch Kolumbiens. Nicht bloß in Brasilien entstellen sich sehr viele Indianer durch Einsetzung von Hölzern in die aufgeschlitzten Lippen oder Wangen, sondern dies geschieht auch, wir wissen es, im ehemals russischen Nordamerika. Freilich sind auch bei Negern am Njassasee durch Livingstone und bei Musgo-

sklaven in Kuka durch Gerhard Rohlfs die Lippenhölzer angetroffen worden. Geschlechtlichen Verirrungen hassenswürdiger Art, nämlich verbunden mit dem Auftreten von Männern in Frauenkleidung, begegneten Hr. v. Martius bei den Guaykuru in Brasilien (Ethnogr., Bd. I, S. 74), die ersten spanischen Entdecker bei den Völkerschaften auf der Landenge von Darien, und Cabeza de Vaca bei den Stämmen in Louisiana und Texas, wobei aber nicht zu übersehen ist, daß auch Ferdinand von Wrangel bei den nordasiatischen Tschuktschen griechische Laster verbreitet fand. Zu den Eigentümlichkeiten der Indianer gehören die vorschriftlichen Anreden der Völker untereinander, wie sich die Delawaren von ihren Nachbarn durch Verträge den Titel ‚Großväter' hatten zusichern lassen, und die Irokesen den besiegten Huronen die Bedingung auferlegten, künftig als jüngere Brüder angesprochen zu werden. (Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. III, S. 22.) In Brasilien begegnen wir den nämlichen Bräuchen, denn auch dort reden sich die Horden als Großväter oder als Oheime an. Endlich betrieben auch in Südamerika alle Stämme der Steppen und der Wälder mit äußerst spärlichen Ausnahmen, wie etwa die Mura am Amazonenstrom, neben Jagd und Fischfang auch den Ackerbau. Ihre angebauten Feldfrüchte waren sogar mannigfaltiger als im Norden, denn zum Mais gesellt sich noch die Maniokwurzel, die eine sorgfältige Auspressung des giftigen Saftes verlangt, ehe sie genießbar wird. Die Bereitung des Maniokmehles und der Tapioka oder des Niederschlages aus dem Giftsafte der Maniok war und ist noch jetzt bei den Arawaken, oder den Mehlleuten, untadelhaft, auch wurde aus dem Mehl eine reiche Auswahl schmackhafter Backwerke bereitet. Außerdem müssen wir der einheimischen Palmenzucht gedenken. Da nun die Palmen viel später Früchte tragen als ein- oder zweijährige Gewächse, so zeigt ihr Anbau eine Vorsorge für ferne Zeiten und zugleich einen Verzicht auf das Wanderleben. Obendrein hat sich ergeben, daß die Pupunhapalmen (Guilelma speciosa) auf einigen Gebieten nur kernlose Früchte trugen, folglich mußte diese Palme schon seit einem hohen Alter unter der Zucht des Menschen gestanden und die kernlose Spielart nicht anders als durch Wurzelschößlinge vermehrt worden sein. Wenn also die südamerikanischen Jägerstämme in Bezug auf den Ackerbau den Nordamerikanern nicht nachstanden, durch ihre Baum- und Haustierzucht sich sogar über sie erhoben, so blieben sie doch in andern Leistungen weit hinter jenen zurück." (Peschel, Völkerkunde, S. 424—436.)

Die Andesvölker.

Unter dieser Bezeichnung fasse ich mit D'Orbigny aus geographischen Gründen die Bewohner der Kordilleren Südamerikas und ihres westlichen Abhanges zusammen; da aber die Andenkette mit ihren breiten Hochflächen keine ethnographische Völkerscheide bildet, so greifen die Andesvölker vielfach auf

den Ostabhang hinüber, und ich rechne zu denselben auch jene Gruppe von Stämmen, welche im Osten der Anden etwa vom Chimborazo bis zum Illimani in den Gebieten des oberen Marañon und Madeira, sowie deren Zuflüsse wohnen und auf welche Friedrich Müller die Benennung Andesvölker beschränkt wissen will. Als allgemeine Charakteristik der Andesvölker D'Orbignys kann man mehr oder minder dunkel olivengrünbraune Hautfarbe, kleine Statur, niedrige oder zurückweichende Stirne und horizontale, nie am Außenwinkel verengerte Augen anführen, und sie lassen sich in die weiteren vier größeren Gruppen der Cundinamarca, der Peruaner, der Andesiner oder Antisaner und der Araukaner zergliedern. Die nördlichsten unter ihnen sind die

Cundinamarca auf der Hochebene von Bogotá. Jener Teil der Anden, dessen westlicher Fuß der Rio Magdalena bespült und der, in nördlicher Richtung streichend, die Hochebenen von Bogotá und Tunja bildet, südlicher aber in den einsam stillen Regionen des Paramo de la suma Paz gipfelt, wurde zur Zeit der spanischen Eroberung von dem Volke der Tschibtscha (Chibcha) bewohnt, welches die Spanier irrtümlich Muyscas nannten, was jedoch in der Tschibtschasprache bloß „Leute, Person" bedeutet. Diese Tschibtscha waren unter allen autochthonen Stämmen damals die mächtigsten und hatten eine lange Geschichte mit einer sehr ansehnlichen Kultur hinter sich, von welcher zahlreiche Altertümer Zeugnis ablegen. (Siehe: Ezequiel Uricoechea, Memoria sobre las Antiguëdades neo-granadinas. Berlin 1854. 4°.) Die heutigen Tschibtschaindianer sind nicht mehr im Besitze der sanftfließenden, wohlklingenden und wortreichen Sprache ihrer Vorfahren, welche um 1730 ausstarb und nur mehr durch zwei gegenwärtig noch lebende Idiome, wahrscheinlich Dialekte derselben, erschlossen werden kann; es sind dies die Sprache der Turivo, eines nördlich von Bogotá wohnenden Stammes, und jene der Itokoindianer, welche in der Umgebung der berühmten Smaragdminen von Muzo hausen. (Siehe: Uricoechea, Gramatica vocabulario, catecismo i confesionario de la lengua Chibcha segun antiguos manuscritos anonimos e ineditos, aumentados i correjidos. Paris 1871. 8°.) Die ganze Tschibtschanation, sowohl die Autochthonen von Bogotá als auch die umwohnenden, unterworfenen Stämme haben bis heute die physischen Merkmale ihrer Voreltern bewahrt, und daraus läßt sich mit Sicherheit schließen, daß die Nation auch im Altertume kein homogenes Volk war, sondern aus verschiedenen Stämmen bestand. Bei den Leuten von Guatavita und Tunja, nördlich von Bogotá, sind die regelmäßigen, sanften Züge der alten Tschibtscha noch erhalten; der östliche Stamm der Caquesio dagegen ist erkennbar an den vorspringenden Backenknochen, dem großen und ebenfalls vorspringenden Munde, dem viereckigen Schädel mit einem gewissen Gesamteindruck der Härte, welcher auf offenbare Wildheit der Vorfahren hindeutet. Die Schädel, welche Dr. Uricoechea im Jahre 1867 in Gesellschaft seines Landsmannes Guillermo Pereira Gamba auffand, zeigen ebenfalls mannigfaltige Verschiedenheiten in ihrem Bau. Zwei ganz scharf geschiedene Typen sind jene des Llano de la Iglesia, in La Picota am Ufer des Rio Tunjuelo, und die, welche sich in Menge zu Fontibon in der Umgebung der Lagune, besonders aber am Cerrito vorfinden, wo deren viele

in Gemeinschaft mit Thongefäßen und Gold- und Silbergegenständen ausgegraben wurden. Unzweifelhaft waren die Anwohner des Tunjuelo ihrem Ursprunge nach Caquesio, jene von Fontibon aber Tschibtscha. Paul Broca hat mehrere dieser Schädel untersucht und sorgfältig gemessen, wobei er die Sitte der künstlichen Deformation auch bei den Tschibtscha konstatierte. Nach seinen Untersuchungen schwankt die Kapazität der nicht deformierten Schädel zwischen 1295—1509 ccm, aber auch die künstlich verunstalteten erreichen 1467 ccm. Der Gesichtswinkel liegt zwischen 70—76°, der Längenbreitenindex bewegt sich bei den nicht deformierten Schädeln zwischen 73,77 und 80,11, bei den deformierten aber zwischen 82,55—92,85 (Congrès international des Américanistes. Compte rendu de la première session, Bd. I, S. 382), alles Maße, welche gegen die ethnische Homogenität der Tschibtschanation sehr vernehmlich sprechen. Heute tragen alle diese Menschen freilich das kolumbianische Nationalkostüm: den nach alter, europäischer Mode geflochtenen Strohhut, die „Ruana" oder „Poncho" (spr. Pontscho), das viereckige Stück Tuch mit einer Oeffnung in der Mitte zum Durchstecken des Kopfes, das wir in Mexiko unter dem Namen Serape bereits kennen lernten, sich aber unter wechselnder Benennung im ganzen spanischen Amerika wiederfindet, das Beinkleid und manchmal eine Art Ledersandalen, sogenannte „Quimbas".

Das ganze Küstengebiet vom 4.° n. Br. bis zum 30.° s. Br. wird von mehreren Völkern bewohnt, welche man als

Peruaner zusammenfassen kann, ohne jedoch damit die einheitliche Abstammung derselben zu behaupten. Das Hauptvolk, die sogenannten Ketschua (Quichua, Quechua), welche bei der Eroberung dieser Gegenden durch die Spanier die herrschenden waren und das große Reich der Inka gestiftet hatten, erstreckt sich von der Nordgrenze Ekuadors über die ganze Hochebene der Kordilleren bis an die Südgrenze von Peru und Bolivia. Doch sind in ihr manche fremde Stämme aufgegangen, oder von alters her in sie wie ein Keil hineingeschoben worden, und daraus erklärt sich der mannigfaltige Wechsel in der Physiognomie. Die Reisenden haben sich vielfach bemüht, in dieser charakteristische Eigentümlichkeiten aufzufinden, leider aber damit einzelne Individuen, nicht die Gesamtheit der Nation beschrieben. Als ziemlich sichere Signatur gilt die weit ausgebildete Brust, das lange, rabenschwarze Haar und der gelbe, öfters jedoch ins Bronzene sich vertiefende Ton der Hautfarbe. P. Kolberg, ein deutscher Jesuit, welchem wir ein höchst interessantes Reisewerk verdanken (Nach Ekuador. Reisebilder. Freiburg 1881. 8°. 2. Aufl.), für seinen Teil glaubt, der Ungar unterscheide sich in Physiognomie und Wuchs mehr vom Deutschen, als der Ureinwohner der Kordillerenhochebene vom Spanier. Die „etwas" engere Stirn, die „etwas" hervortretenden Backenknochen, das „etwas" schmalere Kinn, die „etwas" größeren Ohren, die „etwas" kleineren Füße und Hände besitzen durchaus nichts, was einem Fremden unmittelbar auffallen dürfte. Um das schöne, lange, schwarze Haar könnte sie mancher Italiener, Grieche oder Spanier beneiden. Auch sind die Indianer nicht wenig stolz auf diesen Schmuck, und es giebt für sie keine größere Schmach als sich die Haare kürzen zu lassen. Im Gegensatz dazu

Pernanische Indianer von Huarochieri.

besitzen sie keinen Bart, oder sie vertilgen meist ohne Barmherzigkeit dessen spärliche Elemente, die um Kinn und Mund zum Ausbruch gelangen wollen, indem sie ihn für eine garstige Entstellung der reinen und lauteren Menschennatur halten, und zu diesem edlen Zweck benützen sie gewisse Geheimmittel, welche auch schon mancher noblen spanisch-südamerikanischen Dame in der Not beistehen mußten, „leider" aber nicht mit bleibendem Erfolg. An Körperwuchs ist der Indianer gewöhnlich von mittlerer Größe, namentlich in der nächsten Umgebung von Quito; in andern Provinzen aber, wie Cuenca und Imbabura, ist er sehr groß und stattlich, in gar nichts dem Europäer nachgebend, nicht einmal dem Deutschen. Die Schultern und die Brust sind auf das allerkräftigste entwickelt, eine natürliche Folge bei einem Menschenstamm, der vielleicht schon Tausende von Jahren gezwungen war, die dünne Luft eines 2000 bis 4000 m hoch über dem Meeresspiegel gelegenen Landes zu atmen und dabei schwer belastet angestrengte Märsche im Gebirge zurückzulegen. Gegen diesen kräftig und muskulös ausgebildeten Oberkörper erscheinen bei vielen Individuen die Beine gar kurz, fast mißgestaltet klein, und ein solcher Indianer steht neben einem Europäer wie weiland Odysseus neben Menelaos. Selten begegnet man eigentlich schlanken Gestalten, aber anderseits auch niemals ihrem Gegenteil, der krankhaften Dickleibigkeit langsam wandelnder Kugelgestalten mit kaum sichtbaren, beweglichen Extremitäten: die Tendenz zur volleren Abrundung des leiblichen Daseins äußert sich bei den Indianern nur in der reicheren Fülle sämtlicher Gliedformen, ohne daß diese aus ihrem richtigen mathematischen und ästhetischen Verhältnis herausgeraten. Auch sonst findet man unter ihnen selten einen Verwachsenen oder Blinden oder Lahmen; ist es einmal der Fall, so ist es nicht Fehler der Geburt, sondern Folge eines späteren Unglücks. Ebenso werden die Hochlandsindianer wenig von Krankheit geplagt, obschon ihre Lebensweise eine sehr harte und mit vielen Entbehrungen verknüpft ist; nichtsdestoweniger erliegen sie in kürzester Frist dem heißen Klima der niederen Küstengegenden, so daß man nicht daran denken kann, sie dorthin zu verpflanzen.

Künstlich deformierter Schädel aus einem altperuanischen Grabe.
Nach einem Gipsabguß im Stuttgarter Nat.-hist. Museum.
(Original in Bonn.)

Es ist indes nicht möglich, ein allgemein zutreffendes Bild der peruanischen Völkerfamilie zu entwerfen, denn es finden schon in leiblicher Beziehung starke Abweichungen

statt, ganz besonders zwischen dem Küstenindianer (Indio costeño) und dem Gebirgs- oder Hochlandsindianer (Indio serrano). Erstere sind und waren wohl von jeher, wie aus den Funden des reichen vorgeschichtlichen Totenfeldes von Ancon bei Lima hervorgeht, eine brachykephale Rasse, bei welcher die asymmetrische fronto-occipitale Deformation der Schädel im Schwange gieng. Aus 11 normalen Schädeln von Ancon ergeben sich als Durchschnittswerte für die Kapazität 1129 cm, Länge 161, Breite 132, Höhe 119, Index 81,9. Weiterhin finden wir als Mittel für

			Kapazität	Breitenindex	Höhenindex
14	Schädel aus	Parma	1254	94,8	83,5
16	„ „	Amakavilla . . .	1176	96,2	86,1
7	„ „	Gran Chimu . .	1094	96,4	80,5
4	„ „	Pachakamak . . .	1195	92,3	80,4
5	„ „	Kaxamarquilla . .	1268	85,6	78,6
4	„ „	Truxillo	1236	89,0	79,3

Die Umgestaltungen des Schädels waren übrigens sehr verschieden, selbst innerhalb einer und derselben Familien, also gewissermaßen rein Geschmacksache der Urheber. Wichtiger ist das Vorkommen des sogenannten Inkabeines. Unter os incae, os epactale oder interparietale versteht man einen bei der Ansicht des Schädels von hinten — norma occipitalis — sichtbaren, großen dreieckigen Knochen, welcher zwischen den Lambdanähten eingeschlossen, dem oberen Teile der Schuppe des Hinterhauptbeines entspricht, von deren unterem Teile er durch eine abnorme Naht abgetrennt ist, welche die Basis des dreieckigen Knochens bildet. Bellamy, dann Rivero und Tschudi, welche die beschriebene Abnormität an den Schädeln peruanischer Mumien fanden, bestritten das Vorkommen des Inkabeines für alle übrigen Rassen und erblickten in ihm ein Rassenmerkmal der Peruaner. Diese Lehre erlitt indes einen gewaltigen Stoß durch die Arbeiten von Gosse und Jacquart, welch letzterer namentlich nachwies, daß das Inkabein auch bei andern Rassen vorkomme.

Der Menschenschlag der wüsten Küstenstriche ist allerdings ein indianischer, jetzt aber an vielen Orten etwas mit der weißen Rasse gemischt; der Grundtypus zeigt sich nicht unerheblich verschieden von dem der sogenannten Indianer des Hochlandes; die Hautfarbe ist gelblich, der Ausdruck im Gesicht und sonst auch ein halbchinesischer. Heute reden die Leute nur spanisch und haben sich viel mehr von der modernen Zivilisation und seinen Manier angeeignet als die Hochlandsbewohner; dafür aber zeigen sie sich auch viel verdorbener und verkommener als die letzteren.

Außer mit kläglichster Viehzucht beschäftigen sich die Leute der armen Gegend fast nur noch mit Flechten von Strohhüten. Gerade von hier kommen die feinen Panamáhüte, die auf den Antillen und in Europa so sehr gesucht und geschätzt sind; ihren Namen haben sie, weil sie über Panamá kommen; gemacht werden sie dort nicht. Die meisten und feinsten liefert Ekuador und gerade der Kanton Sta. Helena, die äußerste Westspitze einer wüsten Halbinsel. Die genannte Industrie ist die einzige dieses Volkes. Da kein Ackerbau betrieben werden kann, so sind alle Lebensmittel von außen zu beziehen. Diese Bedürfnisse sind übrigens sehr einfacher Natur und bestehen hauptsächlich aus Reis, Yuka, einigen Knollengewächsen und grünen, halbreifen Bananen, welch letztere Früchte erst genießbar werden, nachdem man sie in heißer Asche geröstet; ihr Geschmack ähnelt dann jenem des Brotes, das sie allgemein ersetzen; so muß man alle Tage des Mittags mit gesottenem Reis und gerösteten Bananen zufrieden sein, und des Abends mit gerösteten Bananen und gesottenem Reis. Dazu kommt noch der „Sancocho" (spr. Sankotscho), eine Art Suppe aus der Wurzel des Maniok, einer Wolfsmilchpflanze, deren Wurzel zwar giftig ist, aber gerieben, ausgepreßt und getrocknet eines der Hauptnahrungsmittel Südamerikas bildet.

Die Bauart der Häuser oder besser Hütten ist überall in den heißen Gegenden Ekuadors die gleiche; dasselbe gilt auch von den Möbeln, d. h. von diesen findet sich keine Spur, der nackte Boden muß zu allem dienen, höchstens ersetzt ein hartes Ochsenfell das Bett. Es ist unglaublich, wie elend und erbärmlich der Haushalt dieser Leute ist, und doch verlangen sie nichts Besseres. Das warme und ewig gleichmäßige Klima macht sie sorglos und arbeitsscheu, und die in zivilisierten Ländern so lobenswerte Genügsamkeit gestaltet sich

zu einem wahren Krebsschaden der heißen südamerikanischen Gegenden, denn hier ist sie nicht die Frucht einer Tugend, sondern der Faulheit. P. Kolberg rühmt indes das Betragen dieser Leute in Ekuador; ihm gegenüber bewiesen sie sich stets zuvorkommend, dienstfertig und freundlich, und besonders fand er unter ihnen eine Gastfreundschaft, wie kaum irgendwo anders; jedes Haus und jede Hütte ist ein Gasthaus, man braucht gar nicht erst anzufragen, ob man über Nacht oder einige Tage bleiben könne, ob man etwas zu essen bereiten wolle und dergleichen mehr. Das alles versteht sich von selbst. Nie wird ein Fremder von der Thüre zurückgewiesen, immer hat er freundliche Aufnahme zu erwarten, mag die Wohnung oder das Essen noch so knapp sein. Gastfreundschaft scheint überhaupt ein charakteristischer Zug aller Südamerikaner zu sein, der reichen wie der armen, namentlich dem reisenden Geistlichen gegenüber. Doch sei nicht verschwiegen, daß E. G. Squier der Gastfreundschaft in Peru ein herzlich schlechtes Zeugnis ausstellt, und auch ein andrer sehr gewiegter Beobachter, Antonio Raimondi, bestätigt dies, indem er sagt: Entfernt sich der Reisende von der Küste, um durch irgend eine Schlucht in die höhere Region der Sierra emporzusteigen, so tritt der Kampf mit der Ketschuasprache an ihn heran, weil in den wenigsten der von der Straße abliegenden, von Eingebornen besiedelten Ortschaften und Gehöfte das Spanische verstanden wird. So findet er dann ebenso wegen der Unkenntnis der Sprache als infolge des mißtrauischen Charakters des Indianers nur schwer die Gastfreundschaft und alle jene Hilfsmittel, deren er bedarf. Die Indianer verkaufen nichts und ihre beständige Antwort, wenn man sie auch nur um einen Trunk Wasser anspricht, ist: Manam cancho (es ist nichts da), so daß nichts übrig bleibt, als mit Gewalt zu nehmen, was man braucht. (Ausland 1870, S. 1209.)

Im allgemeinen machen die Ketschua der Gegenwart einen traurigen Eindruck. Der stolze Name der Inka, welchen die Vorfahren dieses Volkes führten, das so lange in den Kot getreten wurde, bis es sich schließlich an denselben gewöhnt hat und fast zum Tiere geworden ist, klingt wie Spott. Kaum dreihundert Jahre haben aus einer Nation, die einst den ganzen Norden Südamerikas unter ihre Botmäßigkeit zu bringen drohte, ein Heer von feigen Sklaven gemacht. Verdummt und anscheinend jeder moralischen Kraft beraubt durch die Knechtschaft, welche sie viele Generationen hindurch zu erleiden hatten, von Natur genügsam und faul wie die meisten südlichen Völker, vegetieren die Eingebornen in ihren Bergen wie die Bäume, unter denen sie groß geworden.

Ihre Wohnungen sind kleine elende Hütten von kreisrunder Form mit einer einzigen niedrigen und engen Oeffnung als Thüre; sie sind von unbehauenen Steinen erbaut und mit trockenem Grase gedeckt, ohne Abteilungen im Innern; die ganze Familie wohnt darin nebst Schweinen, Hunden, Hühnern, Lämmern und Meerschweinchen. Ihr sämtliches Hausgeräte besteht in einigen irdenen Geschirren und Kürbissen, etwas Baumwolle oder Wolle zum Spinnen für die Weiber und einigen Schaffellen (gewöhnlich voll von Läusen), worauf sie schlafen und die sie auf dem feuchten Grund ausbreiten. Viele Indianer legen sich nicht nieder zum Schlafen, sondern sitzen zusammengekauert mit den Ellbogen auf den Knien, in welcher Stellung auch die alten Peruaner beerdigt wurden. Sie entkleiden sich nie beim Schlafengehen und höchst selten waschen sie sich auf den kalten Hochebenen. Das Feuer befindet sich in der Mitte der Hütte und erfüllt dieselbe mit Rauch. Obgleich sie einige Hühner und Schweine ziehen, essen sie doch selten Fleisch; sie fühlen so große Zuneigung zu ihren Haustieren, daß sie sich nicht entschließen können, eines zu töten. Sie essen mäßig, wenn sie sich selbst die Kost stellen, und halten in der Regel nur zwei Mahlzeiten; werden sie aber auf einer Pflanzung ernährt, so können sie Erstaunliches im Essen leisten. Ihre Hauptnahrung ist gekochter oder gerösteter Mais und Kartoffeln in Peru, in Ekuador ist es die „Macha", geröstetes Gerstenmehl. Kürbisschalen dienen dabei als Teller, die Finger statt Gabel, die guten Zähne statt Messer; ein Holz- oder Blechlöffel ist alles, wessen sie bedürfen; einer aber ist genug für vier bis fünf Personen. Ein ganz unerläßliches Dessert bilden die anregenden Blätter der Cocastaude (Erythroxylon coca L.); sie werden getrocknet mit Muschelkalk gekaut, d. h. an der einen Backenseite zu einem Knäuel angehäuft und der Saft daraus gesogen, solange sie welchen besitzen oder solange es dem Indianer gefällt. Nicht eine jede Coca ist gleich gut; die beste ist die, von welcher gesagt wird, sie versüßt. Vollständig erhöht wird der

Genuß aber erst durch das Rauchen einer Papierzigarre, die dann von Hand zu Hand wandert, damit jeder ein paar Züge daraus thue. Ihr größter Genuß ist indes die Trunkenheit; jeder feierliche Anlaß wird durch starkes Trinken verherrlicht. Das Lieblingsgetränk ist „Chicha" (spr. Tschitscha), eine gegohrene Maisabkochung, kühlend, öffnend, nahrhaft und berauschend, wenn im Uebermaße genossen.

Charakteristisch für den Ketschua ist seine unendliche Gleichgültigkeit — Glück oder Unglück, Reichtum oder Armut, gute oder schlechte Kost ist alles dasselbe; wenn er sich nur den Bauch füllen und Coca kauen kann, ist er zufrieden. Reichtum, Ehre und selbst Furcht haben auf die Mehrzahl wenig Einfluß mehr — „ich habe keinen Hunger", kann man oft als Antwort hören, wenn man einen indianischen Arbeiter mieten will. Im allgemeinen ist derselbe nachlässig und langsam, unpraktisch und eigensinnig. Er spricht überhaupt wenig und sagt nichts aus, wenn man ihn durch Gewalt dazu zwingen will. Er sagt nie „nein", immer „ja". Fährt man ihn an: du bist ein Schuft! so erwidert er: si, señor (ja, mein Herr). Der Ketschua ist ein Feind aller Veränderung; er ist der Typus der Stabilität, wie heute will er es auch morgen und er thut nur gern wie sein Vater und Großvater gethan. Höchst sonderbar ist seine instinktive Scheu vor den Weißen, obgleich er, wenn von Weißen geführt, oft großen Mut zeigt. Aus seiner Trägheit ihn aufzurühren, ist immer schwer. Körperliche Züchtigungen haben noch den meisten Effekt, da sie Schmerz verursachen und vor ihnen hat der Peruaner noch die größte Scheu; bald nachher aber, wenn der getroffene Teil nicht mehr weh thut, hat er auch diese vergessen. Die meiste Arbeit überläßt er der Sorge seiner Frau; höchstens bebaut er ein kleines Feld, aber auch hierbei besorgen die Weiber das Säen, Jäten und Ernten; was die Männer außerdem als Taglöhner, Schäfer oder in den Bergwerken verdienen, wird meist für Chichaschnaps oder Kirchenfestlichkeiten ausgegeben.

Der Kultus der Ketschua ist ein sonderbares Gemisch von römisch-katholischen Zeremonien neben durchaus heidnischen Anschauungen. Ein sehr kompetenter Beurteiler, P. Faller, sagt selbst: „Man kann sich keine Idee von der Frömmigkeit machen, welche das Volk bei allen religiösen Feierlichkeiten an den Tag legt; leider finden sich neben dieser Frömmigkeit auch noch gar viele Menschlichkeiten. Den Karsamstag will ich übergehen, um so mehr, als die Freude, welche das Volk über den auferstandenen Heiland erfüllt, auf eine eben nicht lobenswerte Art sich äußert, nämlich durch Uebermaß im Genuß von Chicha. Vor allem fehlt es an Fleiß, und folglich giebt es weder ordentliche Straßen, noch gehörig bebaute Felder. Handelt es sich darum, einen Acker zu bestellen, so sieht man sechs Indianer (die amerikanischen Spanier arbeiten gar nicht) mit eben so viel Paar Ochsen, die an ein Ding gespannt sind, was einen Pflug vorstellen soll. Einer der Indianer pfeift, und die Ochsen ziehen je nach der Richtung, die ihnen gefällt; da werden dann einige Linien gezogen, die ungefähr einer Furche gleichen, man wirft den Samen hinein, und das Feld ist bestellt; der liebe Gott muß das Uebrige thun. Er giebt Sonnenschein und Regen, und die Kinder ernten so viel, als sie zu ihrem Lebensunterhalte bedürfen. Nein, arbeiten, sich Gewalt anthun, verstehen die Leute hier nicht; aber handelt es sich um religiöse Herrlichkeit, da sind sie bei der Hand." Wie alle unwissenden Völker, sind auch sie in hohem Grade abergläubisch und voll von tausend Vorurteilen in betreff der Toten, namentlich der Kadaver aus der Vorzeit. Der allgemeine Glaube ist, daß, sofern sie diese Reste fortnehmen, sie zeitlebens an ihrem Körper Schmerzen zu leiden hätten. Und so fest steht bei ihnen dieser Glaube, daß schon viele, wenn sie aus Habsucht nach einem verborgenen Schatze gruben, an moralischer Niedergeschlagenheit erkrankten, binnen kurzem alle Eßlust verloren und an langsamer Entkräftung dem Tode verfielen. Sie bezeichnen diesen Zustand des Verfallens in ihrer Sprache mit dem Ausdruck: „er vertrocknet nach und nach". Die Indianer schreiben dieses moralische Siechtum gewissen Dünsten zu, welche von den Kadavern oder Mumien der alten Peruaner ausgiengen, und nennen sie an manchen Orten die Dünste oder die Luft der Toten (vapores ó aires de los difuntos), an andern „die Luft der Heiden" (aires de los gentiles). Sonst hat die Idee des Todes und die Furcht, welche seine Nähe bei andern Menschen erregt, weniger Gewicht bei den Peruanern als bei andern Leuten. Der Tod eines ganz kleinen Kindes ist sogar ein freudiges Ereignis, das mit Tanzen und Trinken gefeiert wird, weil sie glauben, es verwandle sich unmittelbar in einen Engel. Im übrigen wissen die Indianer vom Christentum sehr wenig und alle Pfarrer klagen über ihre Gleichgültigkeit in religiösen Dingen. Dies zeigt sich unter anderm in den Heiratsangelegenheiten; sie betrachten die Trauung nicht als bindend, wenn sie ohne Feierlichkeit geschlossen ward; die bloße Einsegnung des Priesters in Gegen-

wart von Zeugen halten sie für ungenügend und glauben dann ein Recht zu haben, die Frau zu wechseln, als ob gar kein Band sie vereinige. Ueber die Vorzüge der Braut haben sie die sonderbarsten Ideen; ihre Keuschheit wird als ein sehr geringes Verdienst betrachtet. Sobald ein junger Ketschua ein Mädchen heiraten will und die Erlaubnis ihrer Eltern erhalten hat, fangen die beiden Verlobten an zusammen zu leben, als ob sie schon verheiratet wären; oft aber verläßt er das Mädchen wieder bald darauf. Bereut er seine Wahl jedoch nicht bald, so wird geheiratet. In der Ehe sind sie sehr eifersüchtig und grausam. Morde werden oft aus Eifersucht begangen.

Ein Beweis des Verkommens der Indianer sind die häufig wiederkehrenden Pocken- und Typhusepidemien, welche große Verheerungen anrichten. Einige ihrer Hauptarzneien gegen den Typhus ist halbverwester Harn und auch folgende Heilmethode: sie legen den Kranken in die Nähe des Feuers und bedecken ihn mit vielen Schaffellen, während sie an seine Seite große Krüge mit Chicha hinstellen. Die Hitze des Fiebers und Feuers erzeugen einen fürchterlichen Durst, weshalb der Kranke beständig trinken muß und somit in heftigen Schweiß gerät. Dies bewirkt bald eine entscheidende Krisis, so daß der Patient in einem oder zwei Tagen stirbt oder außer Gefahr kommt. Alle, welche von dieser gefährlichen Krankheit genesen, erfreuen sich lange nachher einer vollkommenen Gesundheit und erreichen oft ein hohes Alter, was bei den Peruanern überhaupt die Regel ist. Gegen die Pocken hingegen wissen sie kein Mittel und Tausende fallen dieser schrecklichen Geißel zum Opfer. (Ausland 1870, S. 1209—1213.)

In der Lebensweise der Hochlandsindianer herrscht große Verschiedenheit. Einige dienen halb frei, halb unfrei, nämlich durch Schulden gebunden auf den Haciendes oder Landgütern der spanisch redenden Herren; die „Peonie" herrscht hier mit all ihren grausamen Härten wie in Mexiko; andre leben frei und unabhängig für sich, fleißig einen kleinen Acker bestellend, verschanzt hinter Graben und Aloewall und sehr zerstreut im weiten Umkreis; andre endlich bilden Gemeinden, Dörfer oder gar kleine Städtchen, und mehr oder weniger die Vorteile eines gesellschaftlichen und zivilisierten Lebens genießend, sind sie vorzugsweise die eigentlichen Arbeiter und Industriellen des Hochlandes. Es darf daher auch niemanden überraschen, daß eine ebenso große Mannigfaltigkeit in der körperlichen Erscheinung des Indianers und namentlich auch in seiner Hautfarbe angetroffen wird. Diese letztere ist fast ganz weiß bei den Indianern der dritten Klasse, indem ihr Gesicht kaum dunkler erscheint als das eines von der Sonne gebräunten Europäers. Viele aber von denen, welche auf den Haciendes beschäftigt sind, zeigen eine Hautfarbe, die sehr dunkel, leicht schokoladebraun ist. Wenn man den Zustand der Erniedrigung bedenkt, in welchem diese Unglücklichen trotz ihrer nominellen und gesetzlichen Freiheit vielfach leben müssen, und die Entbehrungen, die ihnen aufgelegt werden; wenn man sieht, wie sie schon seit der allerzartesten Kindheit fast nackt als Hirten für die Viehherden dienen, ausgesetzt bald der sengenden Glut der heißen strahlenden Mittagssonne, bald dem Ungemach der heftigsten Gewitter, Regen und Hagelschläge am Nachmittag, bald der eisigen Kälte des Nachts, zumal in den Páramos: so ist es wahrlich nicht zu verwundern, daß diese Armen mit der Zeit eine so gewaltige und traurige Umwandlung an sich erfahren haben, nicht nur in der Farbe, sondern auch im Ausdruck des Gesichts, in welches nie eine höhere Idee hineingestrahlt hat, um daraus hervorleuchten zu können, — eine Umwandlung, welche von Generation zu Generation sich immer weiter zu deren Schaden ausbilden muß. Die freien Indianer unterscheiden sich von jenen in hohem Grade, namentlich überall dort, wo sie seit der Zeit der Konquista sich frei erhalten haben, und in einigen Provinzen sind Männer und Weiber so weiß von Farbe, so wohlgebaut, von so angenehmer und intelligenter Physiognomie, daß man sie unter Europäern wohl kaum herauskennen würde, wenn sie die nämliche Kleidung trügen.

Wilde Indianer finden sich auf den Hochebenen der Kordilleren nicht, sondern nur im Osten des großen Gebirges, an den Zuflüssen des Amazonenstromes. Eigentlich unbändig sind nur die Jívaro und andre Stämme, welche in Körperbau und Sprache von den Ketschua wesentlich abweichen. Aber auf der Abdachung der Ostkordilleren und in den Missionen des Rio Napo, auf der geographischen Breite von Quito, wohnen auch Indianer aus dem weitverbreiteten Stamme der Ketschua, trotzdem diese sonst niemals in die wärmeren Gegenden hinabzuziehen pflegten. Man könnte sie als Halbwilde bezeichnen, denn sie vereinigen auf merkwürdige Weise einige Elemente der Zivilisation mit dem Barbarentum der Wildnis. Wie gelangten diese Hochlandsindianer dorthin? Das Wahrscheinlichste ist, daß sie jenen tapferen Kriegern entstammen, welche zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier sich lieber in die unwirtsamen Urwälder des

Ostens zurückziehen als den Eindringlingen unterwerfen wollten. Bisweilen kommen einige aus ihnen nach Quito ins Kolleg. Sie gehen vollkommen nackt, bis auf den Lendengürtel aus Baumbast, und auch diesen werfen die Heiden weg. Das Gesicht, namentlich um die Augen herum, bemalen sie sich mit feuerroten und blauen Strichen. Um den Hals tragen sie Schnüre von Affenzähnen, Schneckenhäuschen und Käferflügeldecken.

Die Ketschuasprache, ein schönes und reiches Idiom, wird gegenwärtig in Peru mit Ausschluß des Hochplateaus, in der bolivianischen Provinz Cochabamba, in einigen Teilen von Ekuador und der Argentinischen Republik, noch von etwa zwei Millionen Menschen, gesprochen. Keine der gebildeteren Sprachen Amerikas übertrifft das Ketschua an Fülle der Formen, an Reichtum der Wortbildung, an Schärfe der Unterscheidung und an Fähigkeit, jeden Ausdruck der Gefühle oder der Wesenheit so präzis, so mannigfaltig und so wohlklingend wiederzugeben. Sie ist aber zugleich eine vorzugsweise gutturale Sprache und hat Töne, die durch keine Lautmischung eines europäischen Alphabetes ausgedrückt werden können. Darin stimmen sowohl J. J. von Tschudi, einer der gründlichsten Kenner dieses Idioms, über das er eine treffliche ausführliche Grammatik (Die Kechuasprache. Wien 1853. 8°. 2 Bde.) geschrieben, als auch Gavino Pacheco-Zegarra, dem das Ketschua Muttersprache ist, völlig überein. (Congrès internat. des Américanistes. Première session. Nancy. Bd. II, S. 303.) Diese markierte Gutturation der Kehllaute, Folge wie überall der gebirgigen Formation des Landes, bietet dem an die weiche spanische Sprache gewohnten Küstenbewohner, der sogar in seinem eigenen Idiom das gutturale „j" durch den weicheren „g"-Laut ersetzt, viele Schwierigkeiten. Schwieriger noch für den Europäer sind die Wortflexionen und syntaktischen Konstruktionen, da das Ketschua sowohl der relativen als der indirekten Redeweise entbehrt, während die Partizipialfügungen sehr häufig und in eigentümlicher Weise in Anwendung kommen. Die sogenannten Transitionen oder Uebergänge der Handlung des Verbums von einer Person zur andern und die demselben entsprechenden Konjugationsarten hat das Ketschua mit den benachbarten araukanischen und Guaranisprachen gemein. So wird z. B. die Konjugation des Verbums munani (ich liebe) eine andere, wenn das Objekt die zweite Person ist, munazki (ich liebe dich) oder von der dritten zur ersten munahuan (er liebt dich). Die Eigentümlichkeit der alten Sprache, durch Anhängung von Nachsilben die Bedeutung der Zeitwörter zu modifizieren und zu vervielfältigen, wodurch dieselbe eine reiche Quelle der Wortbildung besaß, ist in einigen Gegenden in der Praxis fast ganz verloren gegangen, sowie von ihrem sehr beträchtlichen Wortschatze kaum der dritte Teil in praktische Anwendung kommt, während die im Ketschua fehlenden oder unbekannten Wörter ohne weiteres durch spanische mit Ketschuaendungen versehene ersetzt werden. Doch ist die Sprache weit entfernt, auszusterben, wie von mancher Seite gewünscht wird, vielmehr zeigt sich die eigentümliche Erscheinung, daß in Bolivia, wenigstens die niederen Volksklassen und in kleineren Städten selbst bessere Familien das alte Inkaidiom, die Ketschuasprache im Geschäftsverkehre und im vertraulichen Umgang dem Spanischen vorziehen. Für gewisse Berufs- und Erwerbszweige, die mit den niederen Klassen in unmittelbare Berührung kommen, ist die Kenntnis des Ketschua un-

umgänglich notwendig. Der Priester, der Krämer, der Beamte auf dem Lande und der ackerbautreibende Oekonom können derselben nicht entbehren. (Eugen von Böck, im Globus, Bd. XXV, S. 140—141.)

„Die Ketschuasprache," sagt J. J. von Tschudi, „besitzt eine unermeßlich reiche Litteratur, die für uns aber wohl immer mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt bleiben wird. An Schnüre, aus buntfarbiger Lamawolle oder dem Baste der amerikanischen Agave gedreht, den sogenannten „Kipu" (Knoten), sind die Annalen der peruanischen Geschichte geknüpft. Zentnerweise können sie auf den Begräbnisplätzen der alten Peruaner ausgegraben werden. Die meisten sind vom Salzgehalte des sie bedeckenden Meeressandes in ihrer Kontinuität so zerstört, daß das wohlgeordnet daliegende Knotenbuch bei der leisesten Berührung in Staub und Moder zerfällt; viele aber hat die trockene, nie von einem Regen durchnäßte Erde so schützend bedeckt, daß die über sie hingezogenen Jahrhunderte nicht einmal die zum Verständnis so sehr wichtigen bunten Farben im mindesten zu bleichen vermochten." Hr. von Tschudi hat die Ueberzeugung, ja die „unbestreitbare Gewißheit" erlangt, daß der Schlüssel zu dieser Schrift noch vorhanden sei, „indessen nur bei einer sehr geringen Anzahl von Indianern, die ihn als rein indianisches Nationaleigentum mit dem größten Mißtrauen hüten". (Tschudi a. a. O., Bd. I, S. 24—25.) Da sowohl die Hieroglyphik oder besser die „Gemäldeschrift" der Mexikaner als auch die Kipu der Peruaner eine verhältnismäßig nur sehr beschränkte sinnliche Darstellung des Gedankens gestatteten und daher durch sie eine zusammenhängende Rede oder ein Gedicht nicht aufbewahrt werden konnte, so mußten die Dichtungen dieser Völker durch mündliche Ueberlieferung aufbewahrt werden. Es ist daher leicht begreiflich, daß während einer gewaltigen Umwälzung aller staatlichen und sozialen Verhältnisse, wie sie die amerikanischen Kulturstaaten thatsächlich durch die spanischen Eroberungen erlitten hatten, die auf bloße mündliche Ueberlieferung beschränkten Produkte früherer glücklicher Völker unter dem neuen drückenden Joche der Vergessenheit anheimfielen. In Mexiko war dies in weit höherem Grade der Fall als in Peru. Wir besitzen von den Dichtungen der alten Mexikaner nur eine ganz unbedeutende Zahl von Versen. In Peru hingegen leben heute noch im Munde des Volkes Lieder („Harhuis"), die zur Blütezeit des Inkareiches gedichtet wurden. Außer diesen Liedern ist uns aber auch noch ein Drama überliefert worden, das unter den letzten Inka oft und auch nach der spanischen Eroberung vor dem unglücklichen Inka Tupak Amaru noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aufgeführt wurde.

Dieses unter allen amerikanischen Sprachen in seiner Art einzig dastehende litterarische Produkt „Ollanta oder die Strenge eines Vaters und die Großmut eines Königs", führt uns ein höchst interessantes Kulturbild vor, in dem eben der poetische Wert der Dichtung an sich einen sehr bemerkenswerten Zug bildet. Wir finden da, bei der naivsten Form des Gedankenausdruckes, eine Feinheit der Empfindung, die Zeugnis für die Höhe der erreichten Gesittung ablegt. Meine Leser werden es mir daher vielleicht Dank wissen, wenn ich sie mit Inhalt und Form dieser merkwürdigen Dichtung näher bekannt mache. Die Motive des Dramas sind rein menschlich, unmittelbar persönlich: die Triebfeder des Ganzen: Liebe. Ollanta ist ein Mann aus dem Volke, der in vielen Schlachten Verdienst und Ruhm erworben und der vom Inka vielfach ausgezeichnet worden. Als er jedoch sein Auge zu dessen Tochter, der sanften Cusi Coyllur erhebt, versagt sie ihm

der König voll tiefer Entrüstung. Des Helden Mannesstolz empört sich gegen diese tyrannische Vernichtung seines Lebensglückes und an der Spitze der östlichen Provinz Antisuyu, die er als General befehligt, erhebt er sich gegen den König. Cusi ist verschwunden und gilt als tot, Ollanta aber besiegt des Inka Truppen unter dem Befehle des Ruminahui und wird selbst zum Inka von Antisuyu erhoben. Zwischen diesem und dem folgenden Teile des Dramas liegt ein Zeitraum von zwölf Jahren.

Ima Sumak, ein elf- bis zwölfjähriges Mädchen, klagt bitterlich im „Hause der Auserwählten". Sie will nicht zu den Sonnenjungfrauen von Kuzko, den Vestalinnen Perus, zählen, sondern verlangt nach dem vollen Leben. Auch hat sie eine rätselhafte Stimme geängstigt, die des Nachts im Garten ertönt und sehnsuchtsvoll den Tod herbeiruft. Wer wohl die Gefangene ist, die so herzbewegend jammert? Bewogen durch des Kindes Schmeichelworte, führte es Pitu Salla, des Hauses Hüterin, nach dem düsteren Felsenkerker. Angekettet und in Gram und Entbehrung halb hingeschwunden liegt hier Cusi Coyllur, die in dem holden Besuche ihr Töchterlein erkennt. Einstweilen ist der alte Inka gestorben und sein jüngster Sohn Tupak Yupanki ihm auf den Thron gefolgt. Immer noch steht Antisuyu unter der Herrschaft Ollantas und der neue Inka sendet Ruminahui abermals aus, die aufständische Provinz dem angestammten Herrscher zu unterwerfen, doch ohne Blutvergießen. Und der General kommt diesem Befehle nach, indem er sich, Freundschaft und Verehrung heuchelnd, zu Ollanta schleicht, sein volles Vertrauen erringt, den Tapferen in Sicherheit wiegt und ihn, als er am Sonnenwendfeste mit den Seinen vom Festgelage berauscht ist, mit des Inka Truppen überfällt und ihn samt allen „Anti" in die Gefangenschaft nach Kuzko schleppt. Inka Yupanki aber ist voll der edelsten Empfindungen, er verabscheut den Verrat und erhöht den tapferen Ollanta zu seinem Stellvertreter. Ganz Kuzko ist voll der Versöhnungsfreude, da dringt der Hilferuf einer Kindesstimme an des Inka Ohr. Ima Sumak begehrt die Befreiung ihrer Mutter und die Geschwister und die Gatten feiern in der Erkennung ihre Wiedervereinigung.

Ollanta, in seiner trotzigen Mannheit, ist eine echt populäre Heldengestalt und, wie die meisten populären Helden, von persönlichen Zwecken zu ideelleren getrieben. Eine ungemein edle, schöne Figur ist Inka Yupanki, voll von einem Geiste der Humanität, wie man ihn eben in einem Inka von Peru am wenigsten suchen würde. Die Cusi Coyllur ist das Bild hingebender, weiblicher Sanftmut und Ima Sumak eine der holdesten Mädchengestalten, welche die Poesie aller Länder zählt, während Ruminahui das echte Schranzentum repräsentiert, wie der alte Inka die Durchdrungenheit vom Sonnengnadentume. Sehr bemerkenswert an dem Drama sind überdies noch zwei Dinge: erstens ein ungleich stärkerer dramatischer Zug, als wir ihn sonst bei den Dichtungen außereuropäischer alter Kulturvölker überhaupt finden, und zweitens, daß: obwohl die Liebe den Motor des Ganzen abgiebt, dennoch keine Liebesszenen darin vorkommen, wenn die beiden Liebenden begegnen sich erst im letzten Aufzuge auf der Bühne.

Um einen Begriff von dem Charakter der Dichtung überhaupt zu geben, lasse ich hier in des Grafen Albrecht Wickenburg trefflicher metrischer Uebersetzung („Ollanta", peruanisches Originaldrama aus der Inkazeit. Nach J. J. v. Tschudis wörtlicher Verdeutschung metrisch bearbeitet von Albrecht Graf Wickenburg. Wien 1876. 8°.) das rührende Klagelied um die verlorene Coyllur folgen:

„Eine Taube ist entflogen,
Die ich liebend groß gezogen!
Willst du finden ihre Spur,
Suche rings auf dieser Flur!
Um ihr liebliches Gesicht,
Leuchtend wie der Sterne Licht,
Ist ihr Name Coyllur!
Sollst du sie des Nachts erkennen,
Wenn der Schwestern Fackeln brennen,
Denk' an ihren Namen nur!

Ja, der Sonne goldner Schimmer
Und des Mondes Lichtgeflimmer
Auf der Stirne leuchten rein
Beide ihr in holdem Schein,
Und ihr Name schließet ganz
In sich ein der beiden Glanz.
Seidenweich das dunkle Haar
Schimmernd schmiegt sich an die Glieder,
Und in lichtem Glanze nieder
Wallt der Flechten schwarzes Paar.

Lieblich, wie der Regenbogen,
Sind die Brauen hold gezogen,
Ihre Augen rein und mild
Sind der Sonne Doppelbild,
Aber flieh und hüte dich,
Hebt der Wimper Schleier sich;
Denn aus dieser holden Nacht
Winkt Vernichtung, winkt der Tod dir,
Und aus diesen Reizen droht dir,
Was das Herz erkranken macht!

Die Achancaray blühet
Ihr im Antlitz, sanft erglühet,
Wie in weißen Schnee getaucht
Und von zartem Rot behaucht,
Wenn die Morgensonne winkt.
Aus dem holden Munde blinkt
Eine Reihe licht hervor
Weißer Kügelchen und alle,
Lacht sie auf mit heitrem Schalle,
Lachen freudig mit im Chor.

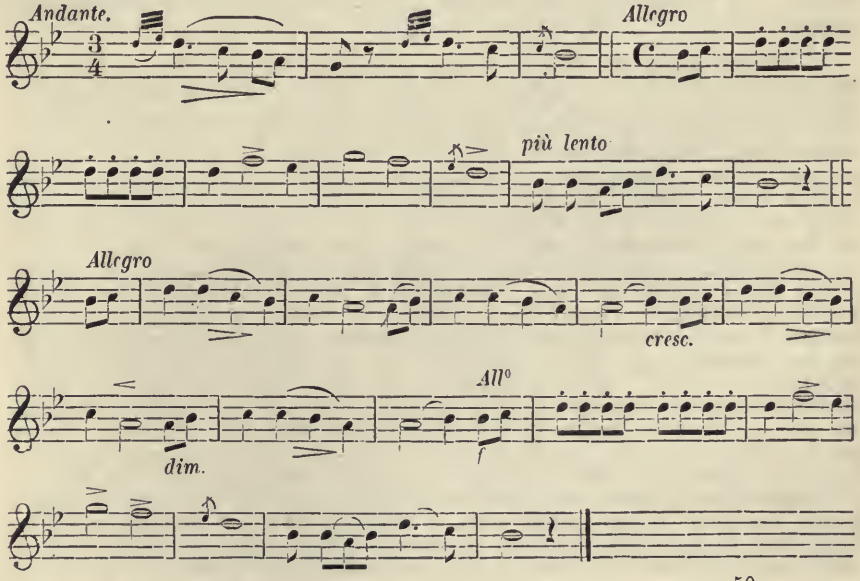
Reize, die sich sonst verneinen,
Alles will sich hier vereinen
In dem blühend holden Kind!
Ist die Brust wie Wolle lind,
Gleicht des Halses schneeig Weiß
Des Kristalles hellem Eis.
Ihre Hand, so sanft und weich,
Weiß erglänzet wie der Nacken,
Und des Eises hellen Zacken
Sind die schlanken Finger gleich."

Die im Volksmunde noch fortlebenden Lieder, oft sehr zarten aber meist erotischen Inhalts, sind reich an aus der umgebenden Natur genommenen Gleichnissen und meist sehr gefühlvoll, ja mitunter sogar leidenschaftlich, wie z. B. folgende Strophe:

Umaykita cumuycuchi
Chuchaykipi sipic' usak
Chuchaykipi sipic' uspa
Sonkoykipi pampacusak

„Dein stolzes Haupt herniederbeugend
Möcht' ich ân deinem Haare mich erwürgen,
Und so an deinen Haaren sterbend
In deinem Herzen mich begraben."
(Globus, Bd. XXV, S. 141.)

So wie die Poesie fand auch die Musik eine eifrige Pflege bei den alten Peruanern und auch ihre heutigen Nachkommen entlocken der „Quena", einer traurigen schüchternen Art von Flöte primitivster Gattung, Melodien, meist in Moll und ohne Rhythmus, welche ein hoffnungsloses Sehnen oder Klagen ausdrücken und die braunen Kinder der Anden selbst zu Thränen rühren. Diese „Yaravi", wie die alten Nationalweisen der Peruaner heißen, werden meist von den Indianern auf der Quena ohne jegliche Begleitung ausgeführt und sind in der That von ergreifender Wirkung. Auf dem ersten internationalen Amerikanistenkongreß zu Nancy hatte ich Gelegenheit, solche Yaravi zu hören, welche Herr Oskar Comettant auf dem Saxhorne aufführen ließ, und kann es mir nicht versagen, die schönste dieser Melodien hierherzusetzen:



Die nächsten Verwandten der Ketschua sind die Aymara, welche das ganze Hochland zwischen der Küstenkordillere im Westen, den Anden im Osten bis nach Oruro im Süden und den See von Titikaka im Norden, also den Nordwesten von Bolivia und den Süden von Peru bewohnen. Man rechnet sie zu den zivilisierten Indianern und sie bilden im Vereine mit den Ketschua, welchen sie übrigens gleichen, die sogenannten „Inkaindianer". Aeltere Spanier nannten die Aymara richtiger Kollaindianer, weil sie die Kolla suyo bewohnten.

Die Aymara, von den Inkas bezwungen, zahlten Tribut, sind aber nicht dem Reiche einverleibt worden, sie nahmen die Sprache der Ketschua nicht an, hielten sich isoliert, trugen ihr Joch nur widerwillig, wurden aber allemal geschlagen, wenn sie sich gegen die Peruaner erhoben. Unter den Spaniern war ihr Schicksal sehr bedauernswert, denn niemals sind Negersklaven tyrannischer behandelt worden. Ihre Zahl schmolz dadurch zusammen; auf jedem Schritte findet man verlassene Dörfer. Nach Vertreibung der Spanier dauerten die inneren Fehden in Peru und Bolivia fort; die überwiegende Mehrzahl der reinen Indianer beteiligte sich nicht dabei, blieb abseits als Zuschauer, ließen über sich ergehen, was eben kam. Ihre Zahl wuchs wieder an; allmählich wurden sie sich ihrer Macht bewußt und nahmen den Rassenkampf auf. Die Aymara hegen einen ingrimmigen, tiefen Haß gegen ihre weißen Unterdrücker. Die Verfassung erklärt sie zwar für frei, doch sind sie kaum besser daran als Leibeigene; sie zahlen eine Jahresabgabe von 4—10 bolivianischen Dollars per Familie. An der Spitze der Kommune steht als „Alcalde" (d. i. Schulze) ein Indianer; Gemeindeangelegenheiten ordnen sie selbständig, verteilen die Ländereien unter sich nach Bedarf. In Peru ist der Tribut der Indianer aufgehoben worden. An Straßen, Brücken, Kirchen u. s. w. aber müssen sie ohne Bezahlung arbeiten.

Die Gesamtzahl der Aymara beträgt dreiviertel Millionen Köpfe, davon etwa 500,000 in Bolivia, der Rest in Peru ansässig ist; indes ist diese Schätzung vielleicht zu hoch. Der Aymara hat einen kräftigen, massiven Körperbau, durchschnittlich 1,59 m, selten 1,62 m hoch, kurze, stämmige Beine und sehr kleine Füße, breite Schultern, einen abnorm großen Brustkasten, der ihn befähigt, in der verdünnten Luft seiner Hochebenen zu leben, deren Ersteigung für Fremde stets mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Der Aymara leidet nicht an der Bergkrankheit; unter 2440 m Meeresfläche fühlt er sich nicht behaglich; in den Niederungen stirbt er rasch dahin. David Forbes, dem wir eine genaue Beschreibung dieses interessanten Volkes verdanken (im Journal of the Ethnological Soc. London 1870. S. 193—306), erinnert sich nicht, auch nur eine einzige beleibte Person gesehen zu haben. Auffallend ist die unverhältnismäßige Länge des Rumpfes im Vergleiche zu Beinen und Schenkeln. Das Gesicht ist zwar rund und platt, sein Profil aber gut, die Nase zumeist gebogen, der Mund nicht übermäßig groß, die nicht sehr stark aufgeworfenen, vollen Lippen haben eine gelbliche oder braunrötliche Farbe, die Zähne sind, wenn nicht durch Cocakauen angegriffen, hübsch und weiß, die Augen schwarz oder tiefbraun und ein ganz klein wenig seitwärts nach innen gestellt. Das Haar tritt weit auf die Stirn herab und ist bei beiden Geschlechtern voll und üppig, schwarz oder tief schwarzbraun und ganz straff, aber im Baue fein und wird niemals grau oder weiß. Die Männer sind bartlos, überhaupt am ganzen Körper haarlos. Die Haut ist bei einiger Schonung glatt, weich, sanft wie poliert, nie klebrig, kühl, ohne merklichen Geruch, ihre Farbe braun, wechselt aber, je nach Oertlichkeit und Beschäftigung; beim Neugebornen ist sie rötlich und nicht viel dunkler wie bei einem weißen Kinde, wird jedoch sehr dunkel und nimmt die dem Aymara eigene braune Schattierung an, welche

jedoch nicht, wie mitunter behauptet wird, das Erröten zu verhindern vermag, wenngleich die Röte nicht so sichtbar wird wie bei den Weißen. Sein Gesichtsausdruck ist melancholisch aber entschlossen, sein Charakter zäh und viel verwegener als jener des Ketschua, wie dieser aber sich gleich geblieben bis auf heute und die alten Anschauungen und Sitten zumeist unverändert festhaltend, daher auch hier die Religion ein konfuses Durcheinander von altem Heidenglauben und katholischen Zeremonien. Der Aymara sieht wie stumpfsinnig aus, was er aber gar nicht ist; manchmal stellt er sich absichtlich dumm. Er ist immer ernsthaft, schweigsam, nachdenklich, mißtrauisch, argwöhnisch und steifnackig in hohem Grade; weder Marter noch Tod können ihm ein Geheimnis abpressen. Viele werfen ihm Falschheit und Heimtücke vor; zudem ist er von Natur sehr träge und schmutzig. Nicht einmal nach seiner Geburt, sagt v. Tschudi, wird der Aymara gewaschen, noch weniger später. Es bildet sich daher auf seinem Körper eine Schmutzkruste, die seinem tiefbraunen Kolorit eine noch dunklere Nüance verleiht. Hauptkleidungsstück ist der in Südamerika weit verbreitete Poncho; im Hochland trägt der Aymara einen Filzhut mit breitem Rande und darunter häufig eine gestrickte wollene Kappe — manchmal auch mehr als eine — welche mitunter das ganze Gesicht verdeckt und Oeffnungen nur für Auge, Nase und Mund besitzt. Ein grobes Hemd aus ungebleichter Lama- oder Schafwolle, Kniehose aus gleichem Stoffe, Sandalen aus der Nackenhaut des Lama, sogenannte „Ojota" oder „Usuta", an dem vom Knie an bloßen Fuße vervollständigen die Toilette. Die Frauen gehen zu Hause barhaupt und lassen das Haar in zwei Zöpfen lang herabhängen; sie tragen ein Woll- oder Baumwollenhemd, vom Gürtel abwärts darüber einen wollenen Rock und über die Schultern ein dickes Stück halbfertigen Zeuges, vor der Stirn mit der „Pichi" befestigt, einen löffelartigen Silberschmuck. Dergleichen trägt die Frau auch auf jeder Seite der Brust, mitunter in mächtiger Größe. Außer Hause trägt sie, die fast immer barfuß geht, eine „Montera", d. h. einen eigentümlich geformten schwarzen oder dunkelblauen Hut mit rotem Zeug eingefaßt. Die Kleider werden aber so wenig wie bei den Ketschua gereinigt, gewechselt oder nachts abgelegt. Ein Bett ist unbekannt. Der Aymara schläft auf einer Erdbank und hüllt sich in einige Häute und in einen „Ccanieri", einen recht dicken Poncho von Lamawolle. (Forbes a. a. O.)

Vormals sah man die Aymara als das älteste Kulturvolk Südamerikas an und die Sonnentempel am Titikakasee sollten ihr Werk sein, eine Ansicht, welche Clemens Robert Markhalm gründlich wiederlegt hat. (Journal of the R. geograph. Soc. London 1871. S. 327—336.) Die Aymara sind ein Ketschuastamm, wahrscheinlich ursprünglich im oberen Thale des Abancay seßhaft und schon vor dem Inka Kapak-Yupanqui in die Region der Kolla verpflanzt, wo er die Sprache dieser annahm. Der Name Aymara wurde von den Jesuiten auf die Kollaindianer übertragen und daher die Kollasprache von ihnen Aymarasprache genannt. Sie ist bis heute treu bewahrt und mit dem Ketschua verwandt, aber viel rauher. Viele Wörter sind in beiden Idiomen die nämlichen und auch der grammatische Mechanismus ist sehr ähnlich. Beide bilden nach den nämlichen Gesetzen ihre Komposita, beide haben gleiche Agglutinationsnormen für die Deklination und Konjugationen, beide derivieren auf gleiche Weise Redeteile von andern, nur steht das Aymara auf einer niedrigeren Stufe der Ausbildung. (Tschudi, Kechuasprache, Bd. I, S. 18.) Von den verschiedenen Dialekten des Aymara, wie sie die Kanchi, Kasna, Kollagua, Karanka, Tscharka, Pakasa und Lupaka sprechen, sind die beiden letzteren die am meisten entwickelten.

Neben diesen beiden Völkern treffen wir eine Reihe von Stämmen, welche ethnologisch mit denselben und wahrscheinlich auch untereinander nicht zusammenhängen. Es sind dies die Barbakoa und Iskuandi, im Nordwesten, und die Quillacinga, im Südosten von Pasto, die Puruaye, südlich vom Chim-

borazo, die Guanka (Huancas) und Yauyo in der Breite von Lima, die ersten im Innern, die zweiten mehr an der Küste, die Atakama, die Bewohner der Küste südlich von Arika bis gegen Atakama, und südlich von ihnen die Tschango (Chango), Llipi und andre Stämme. Es giebt keine eigentliche Grenzscheide, welche diese und die Unzahl andrer kleinerer, hier nicht nennenswerter Stämme, wie sie von Tschudi und Markham in Peru aufzählen, von jenen Völkern trennt, die wir mit einer gemeinsamen, aber wiederum keine ethnische, sondern bloß eine geographische Zusammengehörigkeit bezeichnende Benennung zusammenfassen. Wir heißen sie die

Andesiner oder **Antisaner.** Es sind dies nach Friedrich Müller: die Kófan in Ekuador, östlich vom Chimborazo, an den unteren Abhängen des Kayambi; sie haben einst tapfer gegen die Spanier gekämpft und viel Blut der Missionäre vergossen, sind aber jetzt an Zahl sehr vermindert und lassen von ihrer Wildheit ab. Die Huamboya, gleichfalls östlich von Chimborazo. Die Jívaro, westlich vom mittleren Pastaza, ein streitbarer Stamm, welcher aber, vielleicht durch Beimischung mit spanischem Blut, sogenannten kaukasischen Gesichtsschnitt mit Bartwuchs zeigt. Die halbchristlichen Napo oder Quijo am mächtigen Napostrom und die friedfertigen Záporo, ihre Nachbarn. Die Yámko am unteren Chambira (spr. Tschambira), von heller Hautfarbe, welche den Marañon übersetzen und bis Sarayacú wandern, die Pakamoro und Yuguarzongo an der Biegung des Maroñon von Norden nach Osten. Die Kotschikina (Cochiquina) am unteren Yavari, die Mayoruna oder Barbudo am mittleren Ukayali, nebst den Kampo und Koschibo, die gefürchtetsten Indianer; sie bewohnen die Wälder zwischen dem Tapiche und Marañon und fallen wie die Jívaro durch ihren Bartwuchs auf; ihre Heimat ist die Gegend des Rio Mayo, eines Nebenflusses des Huallaga, wie schon ihr Name besagt, denn runa heißt im Ketschua: Mann. Die Pano, welche früher in der Gegend von Lalaguna, nahe der Huallagamündung lebten, jetzt aber in den Dörfern am oberen Ukayali als „Christen" wohnen und dort etwa die Hälfte der Bevölkerung bilden. Ihre Sprache, das Pano, ist das

Mayorunaindianer.

Hauptidiom am Ukayali und vereinigt mit ihnen noch weitere sieben Stämme: die wilden für Anthropophagen geltenden Kaschibo oder Kasiro, auch Karaputscho (Carapuchos), Kallisека (Callisecos) oder Fledermausindianer genannt, welche vom Pachitea bis zum Aquitea reichen; die Konibo, Schipibo und Schatebo (Zitteraal-, Affen- und Raubvogelindianer), zusammen von den Missionären auch Manioto, Mayna genannt; sie sind ausschließlich Uferbewohner und finden sich ohne feste Wohnsitze vom Pachitea bis fast zur Mündung des Ukayali. Im Innern des Waldes am rechten Ufer dagegen leben die Amahuaka und Schakaya vom Sipahua bis zum Tamayo. Ihnen schließen sich nördlich an die Remo, vom Tamayo bis Kaschiboya, ein kräftiger, kriegerischer Stamm, der sich durch die Sitte des Tättowierens von allen übrigen unterscheidet. Außerhalb dieser Panosprachgruppe stehen die Kampa, Campo oder Anti am Ostabhange der peruanischen Kordillere, im Quellengebiete des Rio Beni und seiner Zuflüsse. Die Tschontaquiro (Chontaquiros) oder Piru, jetzt fast nur die Ufer des Ukayali oberhalb des Pachitea bewohnend. Die Moxo in der bolivianischen Provinz Moxos mit den kleinen Stämmen der Baure, Itonama, Pakaguara u. a., die Tschikito (Chiquito), die Bewohner der bolivianischen Provinz gleichen Namens, mit den Saraveka, Inima, Otuke, Zamuka u. s. w.

Die Indianerstämme der Gebiete zwischen Quito und dem Amazonenstrome oder den „Provincia del Oriente", wie sie in der amtlichen Sprache der Republik Ekuador heißen, hat der amerikanische Gelehrte James Orton näher kennen gelernt und beschrieben. (Orton, The Andes and the Amazon; or across the continent of South America. London 1870. 8°.) Die Napo nähern sich dem Typus nach den Ketschua, ihr Gesichtswinkel beträgt 70, und ein gemessener Schädel hatte eine Kapazität von 1282,78 cm. Diese Indianer stehen unter Ortsobrigkeiten, die in Quito, zwar ernannt, schließlich aber wieder von den Geistlichen beherrscht werden. Die Eingebornen leben als Christen in Monogamie und die Ehe wird gewöhnlich zwischen dem 16. und 17. Lebensjahre vollzogen. Als Nahrung dienen hauptsächlich die Wurzeln der Yuka, welche bald geröstet, bald zu Mehl zerrieben, bald in Gestalt von Chicha, also gekaut und der Gährung überlassen, genossen werden. Affen, Seekühe (Manati) und Nabelschweine (Pekkari) liefern die Fleischkost. Die Kleidung besteht für die Männer aus einem Lendentuche, für die Frauen aus einem kurzen Röckchen; an Festtagen aber werden Beinkleider und Poncho angelegt. Die Last der Tagesarbeit ruht auf den Frauen, die Männer dagegen jagen ein wenig und ruhen sehr lange von den Jagden in ihren Hängematten aus. Werden die ersteren ihren Gatten überdrüssig, so pflegen sie ihnen ein Getränk von Floripondio zu geben, einen Absud von Datura sanguinea. Ist der Vergiftete, wie beabsichtigt wurde, dem Kretinismus verfallen, so schreitet die Frau dann zur zweiten Ehe. Das Blasrohr (bodaquero), durch welche sie mit Urari vergiftete Bolzen versenden, ist die Lieblingswaffe der Napo, deren Haupttugend Mut aber nicht ist. Dies gilt auch von den Zaparo, deren Gesichter, wie häufig in Südamerika, durch Chinesenähnlichkeit auffallen. Ihre Sprache ist sehr einfach, aber reich an nasalen und gutturalen Lauten. Zahlwörter besitzen sie bloß bis drei, dann deuten sie auf ihre Finger; mit zehn ist aber ihre Zählkunst zu Ende. (Orton a. a. O., S. 165—170.)

Unter allen Indianern der Provincia del Oriente ist das Volk der Jivaro, dessen Gebiet zwischen den Flüssen Chinchipe und Pastaza liegt, eines der zahlreichsten. Dasselbe zerfällt in eine große Anzahl von Stämmen: Morona, Paute, Zamora, Gualaquisa, Upano, Pindo, Pastaza, Agapiko, Atschuale, Katapassa, Konambi, Tschirapa, Santiago und Logroño u. s. w., welche alle die klare, wohlklingende Jivarosprache reden. Sie sind muskelstarke, lebhafte Menschen; das kleine, schwarze Auge ist sprechend, die Stirn kühn, die Nase gebogen, die Lippen sind dünn und die Zähne blendend weiß. Manche haben eine ziemlich lichte Hautfarbe und, wie schon erwähnt, etwas Bart. Die Jivaro führen Schilde und Lanzen mit dreieckigen vergifteten Klingen. Auf den Berggipfeln haben sie Trommeln und Wächter aufgestellt, die durch

weithin hörbare, verabredete Schallzeichen die Bewaffneten vereinigen können. Im Kriege schneiden die Sieger den Besiegten den Kopf ab, welchen sie dann einem eigentümlichen taxidermischen Prozeß unterwerfen. Sie sieden nämlich die Köpfe ihrer Feinde, ziehen dann die Haut davon ab und lassen sie im Rauche trocknen, um daraus eine Maske zu bilden. (E. Hamy, Nouveaux renseignements sur les indiens Jivaros in den Rev. d'Anthrop. 1873, S. 392.) Nach einer andern Version ziehen sie den Schädel und dessen Inhalt unter der Haut hervor; in diese bringen sie einen heißen Stein, so daß sie trocknet und zusammenschrumpft, aber die Gesichtsform behält. Sobald die Haut nun völlig hergerichtet ist, rührt man die „Tunduli", d. h. die Kriegstrommel, und ruft so das Volk zu einem großen Triumphfeste zusammen, das gefeiert werden muß, bevor neun Tage seit dem letzten Gefechte vergangen sind. Diese Trophän oder „Chancha" wird dann unter Mitwirkung des Medizinmannes, des sogenannten „Kapito", bei dem gedachten Feste zum Götze oder Talisman erhoben, welcher aber, wenn er später nicht die gewünschten Wunder thut, als ein unnützes Ding in den Wald geworfen wird. So hält es wenigstens der Jivarostamm der Tumba oder Tambo. Nicht alle erschlagenen Feinde werden übrigens zu Kopfgötzen gemacht, sondern nur die Tapfersten würdigt man einer so hohen Ehre. Diesen reißen die Jivaro das Herz aus und ziehen aus dem Schädel das Hirn, das sie verzehren. Das ist allgemeiner Brauch bei den Tumba, Mende, Pastaza, Jurumbaini, Tutamagosa, Chiguavida, Achmile, Guanbinima, Guambisa, Huambeya und noch andern Stämmen, ferner bei den Morona, nur mit dem Unterschiede, daß die letzteren eigentliche Kannibalen im vollen Sinne des Wortes sind. (Globus, Bd. XIX, S. 318.) Bei den Gualaquisa Jivaro ist eine der größten Festlichkeiten die Einführung eines drei- bis vierjährigen Kindes in die Kunst des Rauchens. Die ganze Familie versammelt sich, das Haupt derselben hält eine Rede und preist die Tugenden und Thaten der Vorfahren des Kindes, indem er der Hoffnung Ausdruck giebt, das letztere möge jener nacheifern. Darauf wird die brennende Pfeife dem Kindchen gereicht, welches nun die ersten Züge thut und fortan ein Raucher wird. Alle Anwesenden lassen die Pfeife im Kreise herumkreisen und halten alsdann ein Chichagelage ab. Eigentümlich ist auch die Sitte, der am Pintuk wohnenden Jivaro, fast jeden Morgen sich künstlich zu erbrechen; sie gebrauchen dazu eine Feder, mit welcher sie sich den Gaumen so lange kitzeln, bis die gewünschte Wirkung eintritt, wobei sie von der Ansicht ausgehen, daß Speisen, die über Nacht im Magen zurückbleiben und nicht verdaut wurden, für den Körper ungesund seien und entfernt werden müßten. Bei den Jivaro ist es üblich, die Frauen auszutauschen und man trifft bei ihnen auch die über die ganze Erde sporadisch verbreitete Sitte, daß wenn die Frau geboren hat, der Mann sich in das Wochenbett, hier die Hängematte, legt und sich mit Leckerbissen füttern läßt. Man kennt diese Sitte unter dem Namen „Couvade" oder „männliches Wochenbett". Durch dieselbe stärkt sich der Jivaro für die vermehrten Pflichten, welche ihm die Geburt eines neuen Kindes auferlegt. A. Simson erzählt, daß der Brauch sogar in einigen „zivilisierten" Ortschaften am Amazonasstrome vorkommen und dort auch von den Weißen angenommen sei. (Globus, Bd. XXXVIII, S. 160.) Gegenwärtig unterhalten nämlich einige Stämme gelegentlichen Verkehr mit den Ortschaften der Ekuadorianer; manche sind sogar über die Kordilleren gezogen und haben sich dann und wann in den Städten des Hochlandes blicken lassen.

Die noch sehr wenig bekannten Kampo (Chuncho, Anti, Pillkopata) sind vielleicht der zahlreichste Indianerstamm in Ostperu, und nach einigen, darunter Paul Marcoy, verwandt mit der Inkarasse oder gar deren Nachkommen. Sie sollen aber Kannibalen sein, was James Orton nicht für unmöglich hält. Noch im vorigen Jahrhunderte hatten die Kampo eine weitere Ausdehnung als jetzt. Die zehn oder zwölf Stämme dieses Volkes, die Maska, Pangoa, Menearo, Anapati und Pilkosmi im Süden, die Satipo, Kopiri und Temiristi im Norden, die Kobari und Pisiatari im Osten, lebten in friedlichem Verkehre miteinander und der Ostabhang des Hochgebirges bildete ihre westliche Grenze. Gegenwärtig sind neun von diesen Stämmen erloschen oder doch zu einem einzigen zusammengeschmolzen, jenem der Antis-Campas y Mascas, der sich zusammenhält, um den Feinden mehr gewachsen zu sein. Die einst sehr kriegerischen Kampo sind jetzt einigermaßen entartet und bei weitem nicht mehr so tapfer und grausam wie ihre Vorfahren; namentlich fallen jene, welche im Westen mit den Ketschua und Tscholo in häufige Berührung kommen, durch eine düstere Stimmung und ein sehr gedrücktes Wesen auf. Die Kampo sind von mittlerer Statur, einige wenige aber auch hochgewachsen; ein Mann z. B. hatte eine Größe von 1,67 cm; sie sind gut proportioniert, zierlich in den Formen, schlank, gerundet, die Muskeln mit Fett überzogen. Raimondy

schenkte der Gestalt des Hirnschädels bei diesen Indianern eine besondere Aufmerksamkeit, verglich sie mit den Schädeln alter Peruaner, die er aus den „Huaka" oder Gräbern an der Küste genommen, und bemerkte eine große Aehnlichkeit zwischen beiden; beide zeigen eine größere Entwickelung des hinteren als des vorderen Teiles des Gehirns. Der Kopf der Kampo ist dolichokephal. Sie haben hervorragende Backenknochen; die Nase hat einen römischen Typus, ist aber leicht aufgestülpt und mit einer dicken Nasenwand ausgestattet; die Augen sind lebhaft und ausdrucksvoll, nicht gut geöffnet und etwas schief. Das weibliche Geschlecht hat weiße Zähne, bei den Männern dagegen sind die Zähne dunkel, weil sie beständig die Rinde einer Bigogniaart kauen. Die Männer besitzen wenig oder keinen Bart. Das Haar ist schwarz, die Farbe des Gesichts rötlich oder olivenfarbig, bei den Kindern aber beinahe weiß, bei Männern und Frauen das Haar lang herabhängend und vorn nur so weit abgestutzt, daß es die Augen nicht verdeckt, aber abgeschoren, wenn ein naher Verwandter stirbt. Silber wird als Schmuck am Nasenknorpel befestigt. Außerdem haben sie Halsbänder von Glasperlen, verschiedenen Pflanzenkörnern, glänzende Vogelbälge u. s. w. als Troddeln. Die Kampo kleiden sich in ein weites, sackartiges Baumwollgewand, „Tsangarintschi", das niedlich von den Frauen gewoben wird und bisweilen Streifen von rötlicher Farbe hat. Es reicht bis auf die Knöchel herab, und manchmal hängt eine Art Haube für den Kopf daran, aus dem nämlichen Material gemacht. Ueberall wohin sie gehen, nehmen sie, über den Rücken geschlungen, einen großen baumwollenen Sack mit, den „Chaqui" (spr. Tschaki), welcher all ihre weltlichen Schätze enthält und zuweilen mit schönfarbigen Vogelfedern verziert ist. In diesem Sack befinden sich Kämme aus den Stacheldornen der Chontapalme, ein Tuch aus Kuku, die Hälfte eines Genipaapfels, ein Spiegel, etwas Draht, Wachs, eine Zange zum Ausrupfen der Haare, aus den beiden Klappen einer Muschel bestehend, und eine Schnupftabaksdose, d. h. das Schalengehäuse einer großen Helix mit einem Pfropfen von Baumwolle verstopft, ferner Messer, Scheren, eiserne Angelhaken und andre eiserne Geräte, endlich stets eine Bambubüchse mit Anattopaste, mit welcher sie von Zeit zu Zeit ihr Gesicht beschmieren, so daß man die natürliche Farbe desselben selten sieht, indem das beständige Bemalen der Haut mit Streifen und verschiedenen Arten Rot dem Gesicht eine bleibende rote Färbung giebt. Ihre Wohnungen sind klein und eigentlich nur ein bloßes Strohdach, 4,5—5,5 m in der Länge und 3,6 m in der Breite; sie stehen auf Pfählen, die in den Boden eingerammt sind. Unter diesen ist das Schlafgemach — eine konische Hütte, aus einem Mattenwerk von Palmblättern verfertigt und wie ein Hühnerverschlag aussehend. Die Unsauberkeit darin ist ganz abscheulich und der Geruch für einen Europäer unerträglich, denn Menschen, Hunde, Hühner, Affen, Pekkari und Ara wohnen hier untereinander. Die Feuerstelle befindet sich bald in der Mitte, bald an der Seite. In diesem beschränkten Raum, der fast hermetisch verschlossen ist, schlafen sie, fünf oder sechs beisammen, wie es scheint einer über dem andern, um sich, wie sie sagen, vor den Bissen von Fledermäusen zu schützen. Wenn die Nächte hell sind und die Kampo sich nahe an den Ufern eines Flusses befinden, verlassen sie ihre Hütten und schlafen im Freien, neben einem Feuer, indem sie sich auf den Boden legen und die Füße in ihre Säcke einwickeln. „So oft ich," sagt Hr. Raimondy, „an einer Hütte ankam, gab der Kampoehemann stets seinem Weib ein Zeichen, welches dann Ananasse oder gekochte Yuka für den Gast brachte. Ihre Hauptnahrung ist gesottene oder geröstete Yuka (die Wurzel von Manihot utilissima), sowie Fische oder Tiere der Jagd, wie Bisamschweine und Affen verschiedener Arten. Ihre Sprache ist weich für das Ohr, indem sie eine Fülle von Vokalen hat und beinahe alle Wörter in i, u oder o endigen. Ihre Art zu sprechen ist sanft, oft in einem singenden, fast möchte ich sagen bittenden, Tone. Es giebt aber Zeiten, in denen diese Art zu sprechen eine ganz andre ist, es geschieht dann in einer wahren Fistelstimme, besonders wenn sie einander lange Zeit nicht gesehen haben. Die Männer sind meist Jäger und Fischer, leben zu Hause ganz müßig und trinken Chicha. Ihre Waffen sind Keulen, Bogen und Pfeile. Mit Menispermum cacculus vergiften sie Nebenbäche und Einbuchtungen, um die Fische leicht zu fangen. Ihre Töpfergeschirre sind zwar plump, aber bemalt und glasiert. Löffel und Kellen machen die Kampo aus Affenschädeln und die Zunge des Maios osteoglossum dient zum Maniokreiben. Trinkgefäße verfertigen sie aus Crescentia cujete, woraus sie halbe Kalebassen gewinnen, die sie lackieren und mit roten Zeichnungen versehen. Von Gemeindeverband findet sich bei ihnen keine Spur; ein Oberhaupt wird nur in Kriegszeiten gewählt. Die Mädchen, schon mit zwölf Jahren mannbar, heiraten den ersten besten aus dem Stamme, wenn die Eltern ein Geschenk erhalten und tragen die Last fast aller Geschäfte. Das Weib gebiert allein in einer

einsamen Hütte im Walde, wäscht sich und kommt dann mit dem Kinde nach Hause zum Manne, der sich mittlerweile mit Freunden unterhalten und Chicha getrunken hat. Das Kind wächst aufsichtslos auf, lernt aber im fünften Jahre schwimmen und Pfeilschießen; dann kann es auch bis fünf, nach Raimondy bloß bis vier zählen. Wollen die Kampo größere Zahlen ausdrücken, so heben sie Hände, Füße und Steinstücke empor. Vielweiberei ist sehr selten und fast nur auf die Häuptlinge beschränkt. Was die Religion betrifft, so sah man bei ihnen weder Götzenbilder, noch religiöse Zeremonien. Die Medizinmänner schreiben sich aber übernatürliche Kräfte zu und beuten die Beschränktheit der übrigen aus. Wenn die Kampo Yuka oder Pisang essen und wenn dabei etwa Ameisen an der Rinde nagen, so glauben sie, daß die Beteiligten in Krankheit verfallen werden. Sie kümmern sich nicht um ihre Toten; man bindet Steine an den Leichnam und wirft ihn dann in den Fluß. Dann reißt man die Hütte des Verstorbenen nieder, zerbricht Bogen, Pfeile und Töpfe, zerstreut die Asche des Herdes in alle Winde, kurz, zerstört alles und betrachtet die ganze Stelle als unrein. Vater und Mutter werden in vorgerückteren Jahren von den Kindern sehr schlecht behandelt. Das Jahr wird nach Monden eingeteilt, die Jahreszeit nach der Baumblüte. Die Kampo sind unter sich gastfrei, haben aber keine Tänze und Feste; die Gesänge lauten eintönig und traurig; ihre einzigen Musikinstrumente sind eine Flöte und eine Trommel. Die Kampo zeigen nicht die Unterwürfigkeit des Benehmens, welches man bei den Ketschua sieht; sie sind männlicher und sehen einem offen ins Gesicht, wenn man mit ihnen spricht.

Die nächsten Nachbarn der Kampo sind die Tschontakiro oder Chontaquiro, Chonquiro, auch Piru genannt, welche nach Paul Marcoy gleichen Ursprungs mit den Kampo sein sollen. Wahr ist, der Typus der beiden Völker ist ähnlich, nicht minder die Bekleidung und mancher Brauch, die Sprache ist aber ganz verschieden. Die alten Missionäre wissen viel von dem kriegerischen Mute und der Wildheit der Tschontakiro zu berichten. Gegenwärtig sind sie Erzdiebe, wunderlich und unberechenbar, störrig, kennen keinen Zwang, in ihrem Gebahren liegt etwas Ueppig-Uebermütiges, sie sind lärmend und schwatzhaft, ein völliger Gegensatz zu den sanften, melancholischen Anti und zu den schweigsamen, zurückhaltenden Ketschua der Gebirge. Der Tschontakiro ist aber kräftiger, gedrungener von Gestalt und viel beweglicher; er hat kurzen Hals, breite Schultern und stark ausgewirkte Muskeln. Diese Indianer wissen mit dem Ruder so gewandt umzugehen, wie irgend ein Schiffer der Welt. Ihre Wohnungen liegen unweit vom Ufer der Flüsse, jedem Auge sichtbar, denn die Tschontakiro fürchten sich vor keinem andern Stamme. Ihre großen geräumigen Hütten bieten einen zierlichen Anblick, nach Osten und Westen sind sie ganz offen, nach Norden und Süden neigt sich das Dach bis etwas über Mannshöhe hinab; das Ganze ruht auf Pfeilern und ist ungemein luftig. Zur Bedeckung werden Palmblätter verwendet. Gewöhnlich wird in der Nähe der Hütte ein Stück Landes urbar gemacht und mit Bananen, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und Ruku bepflanzt, doch nimmt eine solche Plantage stets nur einen kleinen Raum ein und wird schlecht unterhalten. An den Querbalken im Innern der Hütte hängen große und kleine Körbe, Maiskolben, Erdnüsse, Koloquinten und im Rauch gedörrtes Fleisch, meist von Pekkari, das mit Vorliebe genossen wird. Dazu kommen allerlei von den Frauen gewebte Sachen: Umhängetaschen, Säcke, Kapuzen, welche an den Röcken zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen befestigt werden, rohe Baumwolle, gesponnenes Garn, Bogen, Pfeile, Ruder, Keulen, Federschmuck, Hals- und Armbänder, Trommeln, Flöten u. dgl. Die Frauen bekleiden sich nur mit einem Streifen Baumwollenzeuges, den sie selbst weben und braun färben. Dieser Schurz reicht von den Hüften bis auf die Hälfte des Oberschenkels. Gegenstand des Putzes sind hauptsächlich Glasperlen, die als Hals- und Armbänder getragen und in peruanischen und brasilianischen Ortschaften gegen Wachs und Thran vom Lamantin oder Schildkrötenfett eingetauscht werden. Vollendete Stutzerinnen hängen auch ein paar Silber- und Kupfermünzen an sich, und diese müssen bis auf den Nabel hinab baumeln. Die sehr häßlichen Frauen sind meist 1275 mm hoch. Das Haar ist grob, straff, schwarz, mit gelblichem Schein und über den Augen in gerader Linie abgeschnitten, die Haut dick und rauh. Nach der Geburt wird der Funiculus umbilicalis ungeschickt abgeschnitten und bei vielen wächst dann der Nabel faustdick hervor. Das Gesicht ist rund, die Stirn eng und schmal, die Backenknochen stehen weit hervor, die Augen sind klein, schräg, enggeschlitzt, das Weiße darin hat einen gelblichen Anflug und oft sind Augenwimpern und Brauen ausgerissen. Die Nase ist entweder sehr platt oder übermäßig gebogen, der Mund groß, die Lippen sind dick, die Zähne kurz und blendend weiß. Die Farbe im Gesicht ist wie Sepia mit etwas Ockergelb versetzt, die Wangen und

Ränder unter den Augen werden oft mit Genipa schwarz gefärbt, desgleichen Hände und Füße bis zu den Knöcheln. Die Männer mischen unter die Genipa auch Ruku und beschmieren sich mit diesem Schwarzbraun. In allerlei Handfertigkeiten sind die Tschontakiro weit geschickter als die Kampo. Sie leben vereinzelt, selten mehr als drei Familien neben einander. Früher gab es wohl Dörfer von sechs bis sieben Hütten, aber diese sind längst verschwunden. Häuptlinge giebt es nur im Kriege; die Toten wirft man auch hier ins Wasser. Vielweiberei ist zwar gestattet, jedoch Ausnahme; mehr als vier Weiber sind selten. Die älteren sind gleichsam Aufseherinnen der jüngeren, müssen aber die schwersten Arbeiten verrichten, während jene nur spinnen und weben. Die religiösen Ansichten sind roh und ohne inneren Zusammenhang. Manche Tschontakiro sind zum Christentume bekehrt und zeigen sich sogar missionsfreundlich, bleiben aber dabei die alten Gauner.

Unter den Panovölkern sind die wilden Konibo am Juruá, vom Sarayaen bis an den oberen Purus die interessantesten, aber nach Paul Marcoy höchstens 600 bis 700 Köpfe stark und im Aussterben begriffen. Ihm zufolge ist der Konibo 1,5 m bis 1,6 m hoch, schwerfällig gebaut, mit breitem Brustkasten; er hat ein beinahe kreisrundes Gesicht mit gutmütiger, beinahe naiver Physiognomie, das Weiße in dem schräggestellten Auge ist gelblich, die Pupille tabaksbraun, die Nase kurz und am Ende breit, die Lippen sind dick, die Zähne gelb aber wohlgestellt, das Zahnfleisch wird mit Yanamukukraut (Peperomia tinctorioides) schwarz gefärbt. Die Hautfarbe ist sehr dunkel. aber von einer gemischten und unbestimmten Nüance, die Haut sehr rauh anzufühlen wegen der Mückenstiche. Haar schwarz, straff und voll, fast kein Bart. Die Frauen sind klein, aber ohne die mageren Beine und dicken Bäuche der meisten übrigen südlichen Stämme, gehen fast ganz nackt und haben nur einen schmalen Schurz von braunem Zeug um die Hüften. Die Männer tragen einen braunen Sack („Tari") aus Baumwollenzeug, zum Schmuck mit allerlei Figuren bemalt. Beide Geschlechter bemalen sich (rot mit Ruku) im Gesicht und schwarz (mit Genipa) an den übrigen Körperteilen. Die Männer sind ungleich putzsüchtiger als die Frauen, sitzen stundenlang um Haare auszupflücken oder sich zu bemalen, betrachten sich selbstgefällig in einem kleinen Spiegel, besonders an Galatagen, wenn sie sich auch mit weißen und schwarzen Glasperlen „Chaquiros" behängt haben. Die Frauen tragen Halsbänder, hängen auch ein Stück Silber, eine Kupfermünze oder einen Fingerknochen vom Brüllaffen (Simia Belzebuth) daran. Manche Konibo gehen alljährlich einmal nach der nächsten Mission, um Beile, Messer und Perlen zu holen. Sie geben dafür Schildkrötenfett und Wachs. Den Hut haben sie in den Missionen kennen gelernt, sie verfertigen ihn aus Stengeln der Palmblätter. Alle Arbeit besorgt die Frau, sie macht den Boden urbar, säet, pflanzt, erntet, trägt Holz und Wasser, bereitet Speise und Trank, webt, sammelt Wachs und Honig, verfertigt und brennt die Töpfe, bemalt sie auch mit zierlichen Figuren, bereitet bei Ausflügen alles zur Reise Nötige vor, namentlich den „Pischa" oder Reisesack (gleichfalls von ihr verfertigt), das Kabinetstück des Stutzers, das aus zwei scharfen Muscheln verfertigte Instrument zum Auspflücken der Haare, den „Tsanu", dann die „Chicaputa" d. h. die Tabaksdose enthaltend. Tabak wird aber nur als Gesundheitsmittel gebraucht und zwar geschnupft. Als Waffen dienen Pfeile aus dem Blütenschaft der Gyneria saccharoides, Bogen und Keule aus dem Holze der Chontapalme (Oreodoxa) und das Blasrohr, das von den Xebero eingetauscht wird. Der Konibo ist recht eigentlich ein Schildkrötenesser, und die Schildkröte spielt in seinem ganzen Leben und Weben eine Hauptrolle. Mit Eifer stellt er ihr nach, dann trachtet er die Ware auf den Markt zu bringen. In bezug auf Lebensmittel denkt er nie über das Heute hinaus, das Morgen kümmert ihn gar nicht und auf die Jagd geht er nur, wenn der Hunger ihn zwingt. Inmitten der üppigsten Naturfülle hat er manchmal kaum das allernotwendigste zum Leben, aber auch dann ist er gastfrei. Leidenschaftlich gern verzehrt er Ungeziefer; auch Stechmücken, die sich mit Blut vollgesogen haben, sind ihm ein leckerer Fraß. Einige Konibo haben in den Missionen einen schwachen Begriff von Ackerbau erhalten und besitzen kleine Pflanzungen im Walde. Das Ackerbauwerkzeug besteht aus dem Schulterblatt eines Lamantin, welches an einen Stiel befestigt ist. Merkwürdig ist die Gabe der Konibo für das Zähmen der Tiere. Bei der Verheiratung finden keine besonderen Feierlichkeiten statt. Die Geburt eines Mädchens ist dem Vater so gleichgiltig, ja so widerwärtig, daß er bei der Nachricht sein Moskitonetz anspeit. Dagegen schlägt er vor Freude mit dem Bogen auf die Erde, wenn ein Knabe zur Welt kommt und sagt der Mutter freundliche Worte. Wenn diese nach der Geburt eines Mädchens vom Flusse zurückkommt, in welchem sie sich und das Kind gewaschen, senkt sie beim Eintreten in die Hütte den Kopf und ist so beschämt, daß sie kein Wort spricht.

Früher drückte man den Kindern die Köpfe platt, seit etwa einem Jahrhundert aber nicht mehr. Beim Mannbarwerden der Mädchen feiert man das große „Tschebianabiqui-Fest", wobei es den Frauen ausnahmsweise gestattet ist, mit den Männern zu tanzen. Dabei werden neue Flöten mit fünf Löchern gespielt, und erschallt die Trommel („Kutukutu"), aus einem hohlen, mit Kieseln gefüllten Kürbis bestehend. Die jungen Mädchen müssen sich toll und voll trinken und werden einen Tag und eine Nacht lang von den alten Frauen im Tanz herumgedreht, bis sie niedersinken und wie Leichen am Boden liegen. Die Konibo machen sich eine Vorstellung von einem höchsten Wesen, das Himmel und Erde geschaffen hat, und bald „Papa", Vater, bald „Huchi", Großvater genannt wird. Dieser Geist hat Menschengestalt, füllt den Weltraum aus, bleibt unsichtbar und lenkt von den Sternen herab alles. Man erweist ihm aber keine Verehrung und erinnert sich seiner gelegentlich nur bei Erdbeben. Dann laufen die Konibo aus ihren Hütten, tanzen, springen und rufen ihm zu, daß sie noch leben. Der böse Geist „Yurima" wohnt im Innern der Erde; durch ihn kommt alles Unglück und er wird so sehr gefürchtet, daß man ihn nur ungern nennt. Die Zauberer, zugleich Aerzte, stehen jedoch mit ihm auf gutem Fuße, und haben Mittel gegen Schlangenbiß und Insektenstiche, Amulette und sogar Liebestränke, letztere aus Fleisch und Augen des Delphinus amazoniensis bereitet. Diese Teufelsdoktoren „Yubues" werden bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rat gefragt und thun nichts umsonst; manchmal aber werden sie auch sehr geprügelt, z. B. wenn sie Heilung versprochen haben und der Kranke dennoch stirbt. Der Konibo kommt in einen Himmel, in dem es sehr kriegerisch zugeht. Die Leiche wird in eine „Tari" gewickelt, bekommt in die Rechte Pfeil und Bogen, man bemalt das Gesicht mit Rot und Schwarz und steckt es in ein Trinkgeschirr, in eine Kalebasse. Dann wird der Kadaver mit einer Lamantinhaut umwunden und sieht nun aus wie eine Karotte Tabak. Die Frauen tanzen und singen Klagelieder, und bei Sonnenuntergang legt man den Toten in ein großes Thongefäß, das vergraben wird. Der Konibo haßt ingrimmig seine Nachbarn, die Kaschibo, Remo und Amahuaka; aber die verschiedenen Stämme führen jetzt keine Vernichtungskriege mehr gegen einander. Ein Teil ihrer früheren Wildheit hat sich verloren, zur Zivilisation sind sie jedoch nicht gelangt. James Orton nennt sie zwar ein ackerbauendes Volk, das aber noch dem Kannibalismus ergeben ist. Ihre Sprache kennt nur die beiden Kardinalzahlen 1 und 2, was darüber hinausgeht, ist dem Ketschua entlehnt; heute kann der Konibo bis tausend und mehr zählen.

In der Region oberhalb der Wasserfälle des Madeira, in den Campos oder östlichen Provinzen Bolivias hausen die Moxo (sprich Mocho) in fünfzehn regelmäßig angelegten Ortschaften, welche einst von den Jesuiten als Missionen gegründet worden waren. Die Zahl der Moxo wird von Franz Keller-Leuzinger, welcher mit ihnen vielfach in Berührung gewesen, auf etwa 30,000 geschätzt: sie sind echte, unvermischte Indianer, meist herrlich gebaute, kräftige Gestalten, aber sie werden in einem Zustande von Verlassenheit und Gedrücktheit erhalten, der in hohem Grade zugleich peinigend und entmutigend erscheint. Unter den Jesuiten — unter allen Missionären fast die alleinigen, welche ethnologisches Verständnis zeigten — erfreuten sich die Moxo geordneter Zustände; seit der Vertreibung der Väter aus der Gesellschaft Jesu sind die sieben Stämme der Moxo, wie Franz Keller-Leuzinger nachweist (in seinem Buche: Vom Amazonas und Madeira. Stuttgart 1874. 4°.), von den Bolivianern, vorab von der Regierung mißhandelt und ausgebeutet worden, und leben jetzt in grauenhaft verwahrlosten Zuständen. Man hat die verwilderten Rindviehherden bis auf einige wenige ausgerottet, nur um die Häute zu gewinnen; man denkt nicht daran, die vegetabilischen Schätze nutzbar zu machen; man vernachlässigt die Hebung der Gewerbsamkeit, obwohl die Moxo ein außerordentliches Geschick für Herstellung von Flechtwerk und Geweben jeder Art besitzen, und man betrügt sie in gottloser Weise. Sie sind elend geworden, aber der religiöse Fanatismus ist geblieben. In den fünfzehn ehemaligen Missionen sind die verschiedenen Moxostämme jetzt derart verteilt, daß vier derselben, die Maropa, Bauré, Itonama und Moxo in je zwei, drei und vier Missionen beisammen wohnen, während die Kanitschana, Kayuaba und Mobima je eine inne haben. Im Amazonasthale werden alle aus den bolivianischen Missionen stammenden Indianer mit dem Namen Moxo bezeichnet. Die am Mamoré wohnenden Kayuaba gelten für die kühnsten und gewandtesten Bootführer, sie sind auch im Rudern ungemein ausdauernd. Die Kanitschana, welche noch vor etwa dreißig Jahren Anthropophagen gewesen sind, haben ein verschlossenes, unfreundliches Wesen.

Ein Seitenstück zu der Geschichte der Moxo bietet jene der jetzt halbwilden Tschikito (Chiquito), welche in der weiten Region der nach ihnen benannten Provinz Bolivias

Morosindianer,
nach einer im Auftrage des Hrn. G. Leuzinger in Manáos aufgenommenen Photographie.

herumirren. Nach Charlevoix und andern waren sie intelligent und unabhängig, tapfer, kriegerisch, in männlichen Uebungen geschickt. Sie bewohnten die Hügel- und höheren Tafelländer, lebten familienweise von Ackerbau und Jagd und verfügten über viele Hilfsmittel. Ein großer Teil der Tschikito ward durch die Jesuiten zum Christentume bekehrt, und unter der Leitung dieser Missionäre erwarben sie viele industrielle Fertigkeiten, bebauten das Feld, errichteten Manufakturen und trieben einen gewinnreichen Handel mit den benachbarten spanischen Niederlassungen. Nach D'Orbigny und anderen Beobachtern sah es in ihren Plätzen in jeder Hinsicht besser bestellt aus als bei den Spaniern selbst. Diese christianisierten Tschikito waren binnen fünfzig Jahren ein völlig gesittetes Volk geworden, dessen Sprache die Missionäre zu einem allgemeinen Verständigungsmittel in jenen Teilen Südamerikas ausgebildet hatten. Nach der Vertreibung der Jesuiten, als die Pflege aufhörte, welche die Patres ihnen angedeihen ließen, begannen die Tschikito wieder zu sinken und sehr viele fielen wieder in die Barbarei ihrer Ahnen zurück. Zu Beginn unsres Jahrhunderts, 34 Jahre nach der Ausweisung der Jesuiten, waren mehr denn zwei Drittel der ursprünglichen Bewohner aus dem Tschikitolande verschwunden und man schätzt gegenwärtig ihre Zahl auf bloß etwa 25,000 Köpfe.

Das Land Chile vom 30.° s. Br. abwärts wurde und wird zum Teil noch von mehreren, die nämliche Sprache redenden Stämmen bewohnt, welche die vierte und südlichste Gruppe der Andesvölker bilden, und die wir die

Araukaner nennen. Wie fast alle Namen amerikanischer Ethnographie leidet auch dieser an einer großen Unsicherheit, indem man unter Araukaner bald einen ganz bestimmten Stamm, bald eine ganze Gruppe von Stämmen versteht. Einige zählen die Araukaner zur Familie, die sie die chilenische nennen, andere, welchen wir uns anschließen, betrachten sie als den südlichsten Zweig der Andesnationen, noch andere rechnen sie, wie uns däucht, ganz verfehlt, zu den Pampasindianern. Auch über die Bezeichnungen der Unterabteilungen herrscht keine Uebereinstimmung. Nach Friedrich Müller werden die Araukaner von den Spaniern Auka genannt (ein Spottname, soviel wie Rebell, Räuber), sie selbst aber nennen sich Molutsche, d. h. Krieger, nach andrer Lesart Alaputsche, d. h. Kinder des Landes. Der Name Araukaner ist ein uneigentlicher, durch die Spanier eingeführter, der sich aber nicht mehr abändern läßt. Ursprünglich hauste das araukanische Gesamtvolk von Coquimbo in 30° s. Br. bis zum Chonosarchipel in 50° s. Br. und von einem Weltmeere zum andern; auch jetzt noch wohnen die Araukaner zu beiden Seiten der Kordillere, in Chile von den Grenzen Perus bis zur Magelhaesstraße, doch ist ihre Verbreitung in den Ebenen des Ostens heute nur noch mehr eine geringe und nirgends erreichen sie mehr den Atlantischen Ozean. Sie zerfallen in die drei Stämme der Pikuntschen, Pehuentschen und Huillitschen. „Tsche" ist das in allen araukanischen Sprachen gleichlautende Wort für „Mensch"; „piku" heißt Ost, „pehuen" Fichte, „huilli" Süden, demgemäß bedeutet Pikuntsche also Bewohner des Ostens, Pehuentsche Fichtenmänner, da ihr Land auf der östlichen Seite der Anden von Fichtenwaldungen bedeckt ist, und Huillitsche Männer oder Bewohner des Südens. Diese Namen sind, wie man sieht, der Lage des Landes entnommen, welches sie bewohnen, daher wir uns nicht wundern dürfen, außer diesen drei noch andre Unterabteilungen wie die Moratschen oder Leute des Westens, die Maputschen u. s. w. gelegentlich aufgezählt werden. Einige rechnen auch die Pueltschen, die nach Friedrich Müller eine besondere Gruppe bilden, zu den Araukanern. Karl Andree und Perty unterscheiden eigentliche Araukaner im Lande Arauco, Chono

im Süden von Valdivia und Pehuentschen im Gebirge. Die übrigen Stämme welche im Osten der Anden in den Pampas umherstreifen, fassen sie unter dem Namen Auka zusammen; diese sind wieder geteilt in die Ranqueles, die in den Pampas leben und oft weite Streifzüge nach dem Osten hin unternehmen und in die Chileños an den Quellen des Rio Negro do Sul. Die Gesamtzahl der Araukaner wird auf 30,000 Köpfe geschätzt, nimmt aber durch Krankheiten, nicht sowohl durch Trunksucht ab, obgleich die jetzigen Araukaner freie Eigentümer ihres Bodens sind, Land und Vieh in Fülle besitzen, keine Abgaben zahlen, und auch die Arbeiten am Wegebau, zu welchem sie entboten werden, nur leicht ist. Die Araukaner sind kriegerisch, tapfer und haben noch von dem Segen der inkaperuanischen Gesittung einigen Anteil genossen; nur die eigentlichen westlichen Araukaner in Chile sind indes zur Seßhaftigkeit gelangt; seit alter Zeit waren diese, wahrscheinlich durch peruanische Einflüsse, ein Ackerbauvolk geworden. Sie sind auch die erste Nation Amerikas, welche, indem sie sich durch einen glücklichen Zufall zahlreiche und gute Pferde verschaffte, sich frühzeitig ans Reiten gewöhnte und sogar Kavalleriekorps bildete. Lange vor Ankunft der Spanier bot die Regierung der Araukaner die auffallendste Aehnlichkeit mit den Militäraristokratien der alten Welt. Was aber sonst von ihrer hohen Kulturstufe berichtet worden ist, hat sich als eitel Phantasiegemälde erwiesen. Nur insofern genießen die Araukaner eine höhere Zivilisation als ihre Nachbarn, daß sie Ackerbau treiben, feste Häuser erbaut und wenigstens Versuche einer Regierungsform gemacht haben, bleiben aber bei alledem doch nur grausame, räuberische und böse Wilde; ihre östlichen Zweige sind es, welche wiederholte Anfälle auf die europäischen Ansiedelungen ausführen und Vieh, Kinder und Weiber rauben, die erwachsenen Männer aber erschlagen. (Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Antrop. 1875, S. 59.) Aber auch bei den gesitteteren Stämmen im Westen tragen die meisten Gesichter den Stempel ausgesprochenster Wildheit.

Nach H. Delaporte ist der Wuchs der westlichen Araukaner klein, der Körperbau überhaupt gedrungen, die Haut stark gebräunt, die Züge grob, die Augen klein, die Nase breit und plattgedrückt, die Backenknochen hervorspringend, die Lippen dick, die Stirne sehr niedrig, die ganze Gestalt platt und abgerundet. Zu den schönsten Leuten unter ihnen rechnet Edmond Rouel Smith jene vom Stamme der Kolyiko. Sie sind meist von mittlerer Größe, stark in der Brust, untersetzt und neigen mit zunehmendem Alter sehr zur Körperfülle. Die Schenkel und Beine sind fleischig, der Fuß ist sehr kurz, breit und mit ungemein hohem Spann versehen. Diese eigentümliche Fußbildung findet sich, durch die Blutvermischung, auch bei den Chilenen der niederen Klasse, so häufig, daß die in Santiago vorrätigen Schuhe alle nach diesem Muster gemacht sind und der Europäer dort selten passende findet. Auch das Haupt ist eigentümlich geformt, die Stirn ist eng und niedrig, das Hinterhaupt dagegen breit und hoch und bildet mit dem starken Nacken beinahe eine gerade Linie. Virchow hält nach Schädeln, die er untersuchte, die Araukaner für ein Uebergangsglied zwischen den Pampasindianern und gewissen Stämmen der Westküste. Barnard Davis berechnet für sie einen Längenindex von 80 und einen Höhenindex gleichfalls von 80; sie würden also hypsibrachykephal sein. Virchows Maße differieren in der Höhe durchaus; seine Indices betragen bloß 73,3 und 77,6; jedenfalls sprechen auch sie für die Brachykephalie der Rasse. Viel auffälliger sind die Verschiedenheiten in der Größe. Davis findet als Mittel der Kapazität etwa 1574 ccm, Virchow für den Schädel eines vollständig ausgewachsenen Individuums bloß 1020 ccm. Obwohl kaum aus irgend einem Lande häufiger kleine, ja mikrokephale Schädel bekannt sind als aus Süd- und Mittelamerika, so erreicht doch keiner die Kleinheit dieses Araukanerschädels. Durch sehr schräge Stellung der Zahnfortsätze ist der Oberkiefer daran stark prognath.

(Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1874, S. 259—261.) Die Weiber haben dieselben Züge wie die Männer mit noch ausgesprocheneren Charakteren; ihr Wuchs ist klein, der Oberleib verhältnismäßig sehr lang, die Beine kurz und ihre Häßlichkeit wird nur noch von jener ihrer Säuglinge übertroffen. Eine ekelhafte Krankheit, die Krätze, ist unter den Araukanern allgemein verbreitet; sie ist ein nationales Uebel geworden, das kaum mehr auszurotten ist. Lange bevor man noch in Europa wußte, daß die Krätze von einer Milbe verursacht werde, verstanden es die Maputschen bereits, mit einer Nadel die Schmarotzertiere unter der Haut hervorzuziehen. Auch ist ihnen das Baden ein allgemeines Bedürfnis.

Der gemeine Araukaner wickelt sich bis an die Kniee in einen „Kalamako" oder „Chiripa" (Chilipa), einen braunen gestreiften Zeug, den er selbst aus der Wolle seiner Herden verfertigt, und der ihn umschlingt wie die Windel das Wickelkind; die Schultern sind mit einem glänzend gefärbten Tuchmantel, dem „Poncho", bedeckt, die Füße nackt oder mit Schaffellschuhen angethan; selten, sogar wenn ohne Beschuhung, fehlt daran der mächtige Sporn, der bei Vermögenden aus Silber sein muß; sie halten dabei genau auf gewisse Formen, ja haben sogar ihre Moden. Der Kopf ist von einem seilartigen Band oder Sacktuch umwickelt, der Leib rot und blau bemalt und die Haare flattern im Winde, wenn der Araukaner auf seinem Rosse über die Ebene galoppiert. Die Trachten der Häuptlinge sind von der mannigfaltigsten Art; da sind alte Büchsenschützenhüte, altertümliche Mützen, Offizierstschako, sodann alte Fräcke mit gelben Knöpfen, weiße Blusen, Jacken aller Art, Poncho, insbesondere aber große Stücke krappfarbigen Tuches über die Schultern geworfen; einige haben Pantalon, viele große Kamaschen. Die Bemalung in Rot und Blau erstreckt sich auch auf das Gesicht. Manchmal zieht sich ein Striemen vom Mund oder von der Nase bis zu den Schläfen, manchmal wieder zeigen die Stirne, die Rundung der Augen, die Augenbrauen, die Backenknochen eine willkürliche Mischung aller der verschiedenen Farbenschattierungen, die sie in Anwendung bringen. Die einen sehen leidlich aus, die andern dagegen sind abscheulich. Viele reißen sich die Augenbrauen dergestalt aus, daß davon nur eine sehr feine regelmäßige Linie übrig bleibt; ebenso ziehen sie sich ihre wenigen Barthaare aus; einige jedoch tragen einen dünnen Schnurrbart, dessen Haare dick, dünngesäet und nach der Hautfarbe bemalt sind; es ist dies das Anzeichen einer Kreuzung der Rassen. Der Damenputz besteht vorwiegend aus Perlen aller Farben und kupfernen Fingerhüten. Die Kokettesten haben den Kopf mit einem Gewebe verschiedenfarbiger Perlen bedeckt, das sich im Nacken in zwei Teile teilt; Handgelenke und Füße oberhalb der Knöchel werden ebenfalls mit Perlenbändern geschmückt, die Nägel rot bemalt und auch die sehr hervorstehenden Backenknochen meist mit einer starken roten Farbe bedeckt. Bei Reicheren sollen auch Silbersachen den Reiz ihrer häßlichen Gesichter erhöhen. Ihr Hauptkleidungsstück ist wie bei den Männern der Kalamako oder die Chiripa. Da dieses Gewand die Beine bis zu den Knieen einhüllt, so haben Männer und Weiber keine sehr freien Bewegungen, was erstere indes keineswegs hindert, musterhafte Reiter zu sein. (Ausland 1855, S. 904—905). Von Jugend auf sind sie an das Reiten gewohnt und halten viel auf ein gutes Pferdegeschirr. Mit ihren Pferden treiben sie Handel, bei welchem sie sehr ehrlich verfahren. Mit dem Lasso verstehen sie gut umzugehen und auch

Häuptling der Araukaner.

lange Speere trefflich zu gebrauchen. Die verschiedenen Stämme, selbst die Familien leben in immerwährenden Streitigkeiten. In der Familie ist der Mann „Herr und Meister". Außer Essen, Schlafen und Ausreiten thut er wenig. Alle Lasten liegen den Weibern ob, vom Pflügen und Kochen an bis zum Auf- und Absatteln der Pferde. Es herrscht Polygamie und die Häuptlinge haben zahlreiche Konkubinen von gefangenen Weibern. Wenn auch die Mädchen nicht unmittelbar auf den Markt zum Verkaufe gebracht werden, so haben sie doch keine freie Wahl und kosten ihren Männern genug Geld, wofür diese dann wieder in der Arbeit der Frauen eine Gegenleistung verlangen. Die Heiraten sind nicht unauflösbar, der Mann kann seine Frau ihrem Vater wieder zurückschicken. Eine Wittwe wird ihre eigene Herrin. Die Untreue der Weiber wird mit dem Tode bestraft; unverheirateten Mädchen aber wird ein Vergehen gegen die Sittlichkeit nicht hoch angerechnet.

Die Wohnungen sind rechtwinkliche Rohrhäuser, etwa 10 m lang und 5 m breit und mit Stroh gedeckt. Ein Rauchloch in der Mitte des Daches und die kleine Thüre bilden die einzigen Oeffnungen. Als Nahrung dient hauptsächlich Fleisch, gesotten oder gebraten und dergestalt mit spanischem oder rotem Pfeffer gewürzt, daß es ganz die Farbe des Pfeffers annimmt. Als Getränk bevorzugen sie „Mudoi", einen gegohrenen Likör von angenehmem Geschmack, der ganz ähnlich wie die Chicha, diese Kawa Südamerikas, zubereitet wird. Die Araukaner lieben sehr den Tabak und schlucken den Rauch so lange, bis sie davon trunken werden und unter Zuckungen niederstürzen. Sie besitzen übrigens Aerzte, „Machis", die mit Brechmitteln, blasenziehenden Pflastern und schweißtreibenden Substanzen gut umzugehen wissen, auch gute Chirurgen sind. Gesellige Vergnügungen sind Ballspiele und Rundgesänge zum Lieblingsinstrument, der Maultrommel. Die Araukaner leben stammweise in verschiedenen Distrikten unter erblichen Häuptlingen, „Apoulmene", von den Chilenen „Kaziken" genannt, mit patriarchalischer Macht. Sie sind von einander unabhängig, die Häuptlinge der verschiedenen Distrikte wählen aber wieder ein Oberhaupt für die ganze Provinz, das den Namen „Toki" führt. Die Toki zusammen bilden den Friedensrat, der die allgemeine Landesregierung ausmacht und an dessen Spitze der gewählte Großtoki oder Landespräsident steht, der über das allgemeine Beste wacht und die Versammlungen der Häuptlinge einberuft. Zur Kriegszeit tritt der Kriegsrat an die Stelle des Friedensrates, und ein neuer Toki wird gewählt, welcher eine unbegrenzte Macht besitzt, und über alles, mit Ausnahme des Lebens, zu verfügen hat. Eigentliche Gesetze besitzen die Araukaner nicht, aber alte Gebräuche und Traditionen werden bei ihnen heilig und streng gehalten. Blut wird mit Blut vergolten und die Diebe müssen das Gestohlene ersetzen oder noch Strafe dazu zahlen. Die Araukaner haben keine Priester, keine Tempel, keine Götzenbilder; sie glauben an ein gutes und an ein böses Wesen. Das erstere ist der Großtoki der Welt, unter welchem geringere Geister für das Einzelne sorgen, z. B. der Kriegsgott, der wohlthätige Gott u. s. w. „Guekubu" („Gualichu" bei den Ranqueles) ist der böse Gott. Die Götter verlangen von den Menschen keinen Tribut, daher finden nur selten Opfer statt. Doch kommen mitunter noch Menschenopfer vor, wozu man Kriegsgefangene benutzt. Die Seele ist unsterblich und geht nach dem Tode in ein Land jenseits der Anden. (Globus, Bd. V, S. 378—380.)

Bei den im Osten der Anden hausenden Araukanern bringen die veränderten Lebensverhältnisse einige Abweichungen von der obigen Schilderung hervor. Die Pikuntschen, welche von allen am tiefsten stehen, haben einen dunkleren Teint, wohnen in den Kordillerenpässen, plündern alle Reisenden und werden von kleineren Häuptlingen regiert. Sehr merkwürdig ist der Gehorsam, besonders der Tschenna (Chenna), auch Manzaneros genannt, gegen ihren Kaziken. Seine Macht ist absolut; sein Wort Gesetz; auf seinen leisesten Wink verläßt der entfernteste seiner Unterthanen sein Heim, Weib und Kind, um bewaffnet und beritten sich zu seiner Verfügung zu stellen. Diese halbzivilisierten Araukaner sind auch ihren südlichen Nachbarn — körperliche Stärke ausgenommen — in jeder Hinsicht überlegen, und ihre festen Wohnsitze inmitten eines fruchtbaren Gebietes sichern ihnen große Vorteile über die nomadisierenden Patagonier. Sie befassen sich mit dem Anbau von Nutzpflanzen und verstehen, nebst einem Cider von ungewöhnlicher Stärke, ein berauschendes Getränk „Pulco" genannt, aus der Algarrobe zu brauen. (Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf die Namensähnlichkeit des pulco mit dem berauschenden Getränke der Mexikaner, dem „Pulque" hinweisen.) Ihre Sprache klingt sanfter, melodiöser und besitzt ein reicheres Vokabular als das südlich benachbarte gutturale Tehueltsche; ein guter Beobachter, Hr. Musters, hält sie mit dem Pampaidiom für nahe verwandt. Ihre Kleidung ist überaus nett und reinlich, und das Morgenbad

wird nie vergessen. Leider konnte Musters keine Wahrnehmungen über ihre religiösen Gebräuche machen, doch wurde ihm versichert, daß sie die Sonne verehren, dagegen keine Spur von Götzen bei ihnen zu finden sei. Ihre Zeremonien bei feierlichen Anlässen, wie Geburten u. dgl. sind jedoch beinahe dieselben wie jene der Tehueltschen, die wir später kennen lernen werden. Niemals beginnen sie ein Mahl, ohne vorher mit skrupulöser Gewissenhaftigkeit Brot oder ein Stückchen Fleisch auf den Boden geworfen und dazu einige Zauberworte gemurmelt zu haben, um Gualichu günstig zu stimmen, denn im allgemeinen sind sie abergläubischer als die übrigen Indianer. Sie besitzen ferner einige Kenntnisse von den Edelsteinen, scheinen jedoch ihnen gewisse wunderbare Kräfte zuzuschreiben. Eine ganz absonderliche Sitte bei ihnen ist endlich jene, wonach der Bräutigam nicht im geringsten nach der Einwilligung seiner Braut fragt, sondern einfach, nachdem er zuvor den verabredeten Kaufpreis den Eltern überbracht hat, das Mädchen gewaltsam entführt hinaus in den Busch, von wo er, nach einem erzwungenen zweitägigen Honigmonat mit ihr zurückkehrt, um nunmehr als Mann und Frau zu leben. Polygamie ist dabei gestattet. Die bedeutendsten dieser östlichen Araukaner sind die Ranqueles zwischen 35—36½° s. Br. und 64—66° w. L. v. Gr., früher etwa 8—10,000 Köpfe stark, gegenwärtig aber wohl sehr verringert infolge der großen Expedition der Argentiner 1870 gegen diese Indianer, wobei sämtliche Männer und auch ältere Weiber, deren man habhaft werden konnte, getötet wurden, während man die Mädchen, Knaben und Jünglinge in lebenslängliche Sklaverei führte. Da die Ranqueles Nomaden sind, so haben sie keine festen Häuser, sondern leben in Zelten, sogenannten „Toldo". In jedem Zelt haust eine Familie, welche infolge der Vielweiberei selten unter zehn, häufig bis zwanzig Personen zählt. Die Gefangenen, welche sie auf Raubzügen gegen die Weißen machen, bilden ein fast in keinem Toldo fehlendes Element der Bevölkerung, und müssen die meisten Arbeiten verrichten, daher hier die Frauen im ganzen gut behandelt werden. Ihre Kleidung ist sehr primitiv, im Sommer gehen sie meist nackt mit Ausnahme eines Zeugstreifens um die Lenden, im Winter ist ihr Gewand ähnlich jenem ihrer westlichen Stammesbrüder. Wie diese lieben sie ein kompliziertes Zeremoniell, und empfangen Gäste, namentlich fremde Gesandte, mit der strengsten Etikette, welche dem Fremden nicht geringe Strapazen auferlegt. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1881, S. 173—178.)

Die Kariben, ihre Vettern und Nachbarn.

Im Vorhergehenden sind im Zusammenhange die Völker behandelt worden, welche die Andenkette und vornehmlich deren westliche Gehänge bewohnen. Wir müssen uns nunmehr jenen zuwenden, welche den ganzen weiten Osten des südamerikanischen Festlandes innehaben. Diese noch zahlreich existierenden Stämme Südamerikas, denen ein umherschweifendes Leben in den Urwäldern oder in den Savanen eigentümlich ist, variieren zwar in Sitten, Gewohnheiten und Sprache wesentlich voneinander, lassen aber doch zum Teile wenigstens bestimmte Gruppen erkennen, innerhalb welcher ursprünglich eine engere Verwandtschaft bestanden haben muß. Bei sehr vielen andern freilich steht die Völkerkunde noch ratlos da. Die dem an der Nordküste Südamerikas landenden Fremdling zunächst ins Auge fallenden Völkerstämme sind die

Kariben und ihre Verwandten, welche das sogenannte Guyana bewohnen, d. h. den großen Landstrich, der umschlungen von den zwei größten Strömen des tropischen Amerika, dem Amazonas und dem Orinoko, vom 2.—8.° n. Br. und 52.—62.° n. L. v. Gr. sich längs des Atlantischen Ozeans ausdehnt und

in das französische, holländische und britische Guyana zerfällt, während der südöstliche Teil zu Brasilien, der nordöstliche aber zu Venezuela gezählt wird. Mit dem Namen Kariben ist früher großer Unfug getrieben worden. Die Spanier warfen jeden menschenfressenden Stamm ohne weiteres Verhör zu den Kariben, anderseits ist die patronymische Bezeichnung Karib in Caraïb verwandelt worden, welches aber aus der Tupisprache von Cari-apiàba, die Carimänner, abzuleiten wäre, während in der Lingoa geral Caryba einen Helden bedeuten soll. Karib ist die ältere und reinere Form, Caraïbe eine spätere, tendenziöse Aenderung des Namens und sollte, wie schon A. von Humboldt riet, aus der Sprache der Völkerkunde ganz verschwinden. Vor Ankunft der Europäer war der seetüchtige und seeräuberische Stamm der Kariben (oder Caribisi, Galibi, Karina, Kalina, Kalinago) auf den kleinen westindischen Inseln und im nördlichen Teile Südamerikas längs des Amazonenstromes bis zum Rio Negro als Eroberer herrschend. Während die Inselkariben heute auf den Aussterbeetat gesetzt sind und sich nur noch auf den Kleinen Antilleneilanden Dominika und S. Vincent erhalten haben, giebt es auf dem Festlande Südamerikas noch zahlreiche und lebenskräftige Karibenstämme. In Britisch Guyana allerdings, wo sie sowohl an der Küste, besonders am Flusse Pomerun, dann am untern Massaruni und Kuyuni, ferner am Korentyn, sowie im Innern am Rupununi und Quitaru Niederlassungen haben, mögen sie nur noch 600 bis 700 Köpfe zählen, in Venezuela aber, besonders am Orinoko und in der Provinz Barcelona, schätzt Karl Ferdinand Appun, der lange Jahre im tropischen Südamerika zugebracht und uns mit einer ausführlichen Aufzeichnung seiner Erlebnisse und Beobachtungen versehen hat (Appun, Unter den Tropen. Wanderungen

Federkrone, Keulen, Topf, Doppelkrug und Schürze von Guyanaindianern.

durch Venezuela, am Orinoko, durch Britisch Guyana und am Amazonenstrom in den Jahren 1849—1868. Jena 1871. 8°. 2 Bde.) ihre Anzahl sicher noch auf mehrere Tausende. Sie lassen sich bis nach Uraba im Nordwesten und bis Kap Orange im Südosten nachweisen, endlich giebt es Kariben auch in Honduras, wo sie vielfach mit Negerblut gemischt sind. Ihre weite Verbreitung ins Innere Südamerikas macht es wahrscheinlich, daß wir dort die ursprüngliche Heimat dieses Volkes zu suchen haben. Karl von Martius hat es versucht, die Kariben als die äußersten Vorposten der brasilianischen Tupihorden zu erklären, doch ergiebt sich aus seinen Sprachvergleichen, daß die ausgestorbenen Inselkariben in enger Sprachverwandtschaft mit den schwächlichen Galibi in Guyana standen und daß alle diese Stämme linguistisch zur Gruppe der Guckhorden gehören.

Die kriegerischen Kariben haben also nicht, wie früher oft angenommen wurde, das Festland von den Antillen aus erreicht, sondern gewannen umgekehrt diese vom südamerikanischen Kontinente und zwar erst kurz vor der Entdeckung durch die Europäer; sie erschlugen die Männer der harmlosen Eingebornen und schleppten die Weiber in Gefangenschaft, behielten auch die schönsten unter ihnen als Frauen für sich, aus welchem Verhältnisse sich auf den Inseln wie überall im Bereiche der karibischen Völkergruppe eine besondere Männer- und eine besondere Frauensprache herausbildete. Die Frauen redeten nämlich ihre Muttersprache fort, da ohnehin die Männer sie keiner Ansprache würdigten. Doch ist dies nicht etwa so zu verstehen, daß wirklich zwei total verschiedene Sprachen nebeneinander bestünden. Der gelehrte Linguist Lucien Adam in Nancy hat gezeigt, wie der hauptsächlichste Unterschied darin bestand, daß im Karibischen den Weibern ein Teil des Vokabulars und gewisse grammatische Formen eigen waren, deren sie sich im Gespräche mit den Männern nicht bedienen durften und welche die letzteren unter sich auch niemals gebrauchten. Weitaus die Mehrzahl der Wörter und der eigentlichen grammatischen Formen waren und sind jedoch beiden Geschlechtern gemeinsam. Thatsächlich beschränkt sich also der erwähnte Bilinguismus auf etwa 400 Wörter (unter 2—3000), die doppelt vorhanden sind — ungefähr als wenn beispielsweise im Deutschen die Männer immer Stuhl und Käfig, die Frauen aber Sessel und Bauer sagen müßten — auf eine doppelte Serie von Pränominalsuffixen und ein doppeltes Negativverbum. (Lucien Adam, Du parler des hommes et du parler des femmes dans la langue caraïbe. Paris 1879. 8°. S. 2.) Die Inselkariben, oder wie sie sich selbst nennen, Karina, Kallinago in der Männer-, Kalliponan in der Weibersprache, waren von den Galibi des Festlandes bloß mundartlich verschieden und besetzten nach der Eroberung der Kleinen Antillen die östliche Hälfte von Puertoriko, ja sie erstreckten ihren Menschenraub sogar bis nach Hayti, wo einzelne ihrer Abenteurer Reiche gegründet und ältere Ankömmlinge sich der Landschaften am Ostrande bemächtigt hatten. Ihre Kriegsschiffe oder Piroguen, 13—14 m und so breit, daß ein spanisches Faß querüber darin Platz hatte, trugen 50 Seeleute und wurden entweder mit Baumwollsegeln oder durch Ruder nach dem Takte eines Vorsängers bewegt. Da die Kariben vom Festlande kamen, wo sie vom Ertrage der Jagd lebten, erklärt es sich auch, daß

sie bei ihrer Verbreitung über die Antillen Bogen und Pfeile noch nicht gänzlich abgelegt hatten.

Die noch lebenden Karibenreste auf Dominika und S. Vincent sind in jüngster Zeit von dem britischen Naturforscher F. A. Ober besucht worden und sein Bericht über dieselben in seinem Buche: Camps in the Caribbes; the adventures of a naturalist in the Lesser Antilles. Edinburgh 1880. 8°. ist um so interessanter und wertvoller, als es wohl der einzige eingehendere ist, der über den gegenwärtigen Zustand dieser Völkerüberreste existiert. Doch hätte ein Vergleich der Kariben und ihrer Sitten und Bräuche auf dem Festlande mit den Insel-Kariben ihn vor manchem Irrtume bewahrt. Ein solcher ist es, daß der Karibenstamm bis zwanzig nur zu zählen vermöge. Die Festlandskariben zählen erheblich weiter. Ihre Bezeichnung für zwanzig bedeutet „ein Mann", für fünfundzwanzig sagen sie dann: „ein Mann und eine Hand": dreißig wird bei ihnen als „ein Mann mit zwei Händen" ausgedrückt, und fünfunddreißig sagt sich etwas umständlich: „ein Mann mit zwei Händen und einem Fuße", vierzig aber komplettiert sich zu „zwei Männern". Dreiundzwanzig gilt als „ein Mann und drei Finger". Auch die Behauptung, daß die Kariben des Baumwollspinnens selbst nicht kundig gewesen seien, dürfte eine irrige sein, denn die Arekuna, ein entfernt verwandter und in beinahe gar keiner Beziehung zu zivilisierten Völkern stehender Zweig des Karibenstammes, spinnt den größten Teil des Kattuns, den die Indianer im nordöstlichen Küstenteile Südamerikas zu tragen pflegen. Auch daß das „Matapie", ein seltsamer Cylinder aus Weidengeflecht, der zum Auspressen des giftigen Saftes der Kassavewurzeln verwendet wird, eine Erfindung der Kariben und ausschließlich nur bei ihnen im Gebrauche sei, ist unrichtig, denn er findet sich auch bei vielen andern Indianerstämmen des Festlandes vor, die niemals mit Kariben in Berührung gekommen sind. Als S. Vincent zum erstenmal von Europäern besucht wurde, fand man es im Besitze zweier besondern Arten von Eingebornen, die eine gemeinschaftliche Sprache hatten, aber an Farbe und Lebensweise sehr verschieden waren. Man nannte sie die Schwarzen und die Gelben Kariben, und ihre gegenseitige natürliche Eifersucht wurde von den Weißen oftmals so aufgestachelt, daß es zu offenen Feindseligkeiten und einem wahren Vertilgungskriege kam. Zur Zeit der durch die Engländer veranstalteten Massendeportation von Kariben nach Honduras, im Jahr 1796 indes waren die schwachen Ueberreste auf beiden Seiten durch die Schwere gemeinschaftlicher Mißgeschicke gezwungen gewesen, in freundschaftliche Verhältnisse zu einander zu treten. Dessenungeachtet war die Blutsvermischung nicht hinlänglich groß, um die ursprünglichen Farbenunterschiede, welche bis heute wahrzunehmen sind, zu verwischen. Man hat vermutet: diese Unterschiede seien auf dieselbe Weise entstanden wie entsprechende Ursachen sie, durch den Einfluß von Negerblut, auf der Moskitoküste hervorgebracht haben. Es sei nämlich um das Jahr 1675 ein Guineasklavenschiff an einer der kleinen Inseln in der Nähe von S. Vincent gescheitert, und die entkommenen Neger sollen sich dann mit den Eingebornen vermischt und so später den Schwarzen Kariben den Ursprung gegeben haben. In der Folge erhoben sich Zwistigkeiten zwischen diesen und den reinen Kariben, die zu einer Teilung der Insel führten, und in diesem Verhältnis haben die ersten Europäer sie kennen gelernt. Diese Erklärung scheint wahrscheinlich, denn das Vorhandensein von Negerblut in den Schwarzen Kariben von Honduras, wo die Deportierten sich rasch vermehrten und ihre Ansiedelungen ausdehnten, ist augenfällig und handgreiflich. Sie sind stämmiger und kräftiger als die reinen Kariben, und auch lebhafter und heftiger. Die letzteren sind klein, aber kräftig gebaut. Beide sind rührig, betriebsam und vorsorglich, und zeigen in diesen wie in der That den meisten andern Beziehungen entschiedene Gegensätze zu den Zambos der Moskitoküste. Sie sind in ihren Gewohnheiten weit gesittigter, leben in gut gebauten Hütten, die reinlich und bequem gehalten werden, und sprechen immer noch ihre ursprüngliche Sprache, welche das echte Karibisch der Insel ist, obgleich die meisten, wenn nicht alle, auch des Spanischen sowie einigermaßen des Englischen kundig sind.

Die Kariben in Honduras bekennen sich zur katholischen Religion, haben aber noch manche ihrer uralten Gebräuche und abergläubischen Meinungen beibehalten. Zugleich sind sie eine gute und nützliche Arbeiterbevölkerung, und genießen vorzügliches Vertrauen unter den Mahagoniholzhauern an der Küste. Alle Reisenden sprechen einstimmig aufs Lobendste über die Kariben von Honduras. „Sie sind friedlich, freundlich, scharfsinnig und betriebsam. Sie sind bekannt wegen ihrer Vorliebe für Putz, hängen rote Bänder um ihre Hüften als Nachahmung der Schärpen, tragen geschickt aufgestülpte Strohhüte, reinliche weiße Hemden

und Röcke, lange und enganliegende Beinkleider, und geben sich mit einem Schirm oder Rohrstock in der Hand die Miene großer Selbstzufriedenheit. Die Karibenfrauen schmücken sich gern mit gefärbten, in verschiedenen Formen aufgereihten Perlen. Wenn sie die Erzeugnisse ihrer Pflanzungen zum Verkauf bringen, erscheinen sie in Kalikoschnürleibchen und bunte Schürzen gekleidet, um ihren Kopf Taschentücher gebunden, welche nachlässig auf den Nacken herabfallen. Man kann diese Kariben als keinen hübschen Menschenschlag betrachten, allein sie sind abgehärtet und athletisch. Der Unterschied in ihrer Hautfarbe ist bemerkenswert, denn die einen sind kohlschwarz, die andern beinahe so gelb wie Safran. Sie sind fast übertrieben reinlich und besitzen große Anlagen zur Erlernung von Sprachen: die meisten sprechen außer dem Karibischen auch Spanisch und Englisch, einige sogar Kreolisch-Französisch und Moskito. Polygamie herrscht allgemein unter ihnen, und einige haben drei oder vier Frauen, der Mann muß aber für jede ein besonderes Haus und eine besondere Pflanzung haben, und wenn er der einen ein Geschenk macht, muß er auch der andern ein gleiches von demselben Wert machen; ebenso muß er seine Zeit gleich unter sie verteilen, die eine Woche bei dieser, die andre bei einer andern zubringen, und so fort. Nimmt ein Karibe eine Frau, so macht er eine Pflanzung urbar und baut ein Haus; die Frau übernimmt dann die Leitung, und er spielt den Freiherrn bis zum folgenden Jahr, in welchem eine zweite Pflanzung ausgestockt werden muß. Die Frau pflegt diese Pflanzungen mit großer Sorgfalt, Ausdauer und Geschicklichkeit, und erzeugt darauf im Laufe von zwölf oder fünfzehn Monaten jede Art Nutzfrucht, die unter ihnen im Gebrauch ist. Da die Erzeugnisse ganz Eigentum der Frau sind, so behält sie für ihren Mann und ihre Familie einen hinlänglichen Vorrat bei sich zu Hause, über den Rest aber verfügt sie anderwärts, um Kleider und andre Lebensbedürfnisse kaufen zu können. Gerade vor Weihnachten mieten die Frauen mehrere Boote („Creers"), befrachten sie mit Reis, Bohnen, Yams, Pisang ꝛc. für Truxillo und Belize, und dingen ihre eigenen Männer und andre als Matrosen. Die Männer begleiten sie auf diesen Handelsausflügen, tragen aber nie, unter keinen Umständen, die Lasten, da sie dies weit unter ihrer Würde halten. Betriebsamkeit und Vorsorge sind eigentümliche Charakterzüge bei Karibenfrauen, daher umgeben sie sich gern mit Lebensbedürfnissen und Komfort aller Art. Die Männer können Holz hauen und pflanzen, jagen und fischen, ein bequemes Haus errichten, ein gutes Boot bauen, die Segel verfertigen u. s. w. Einige sind tüchtige Schneider, andre gute Zimmerleute. Die Karibenhäuser sind alle ungemein gut gebaut, die Pfosten sind Eisenholz, Subah u. s. f., das Sparrwerk und die Balken Santa Maria; das Dach mit Kahoonbrettern gedeckt und mit Kabbage geflochten; sie haben Oeffnungen für Fenster mit Läden, welche abends sorgfältig geschlossen werden, um den Landwind nicht eindringen zu lassen. Daß die Karibenhäuser für den Seewind offen, gegen den Landwind aber stets geschlossen sind, darin liegt ohne Zweifel der Hauptgrund der Gesundheit ihrer Ortschaften; viel indes ist auch ihrer Reinlichkeit und der Wohlhabenheit zuzuschreiben, in welcher sie leben. (Ausland 1871, S. 501—502.)

Wollen wir von den Festlandskariben ein Gesamtbild gewinnen, so haben wir in dem obigen Gemälde bloß einige Züge zu verändern, richtiger schärfer zu accentuieren. Von allen andern Indianerstämmen Guyanas unterscheiden sich die Kariben dadurch, daß ihre Hautfärbung dunkler, ihre Körperformen muskulöser und ihre Gesichtszüge roh und abstoßend sind, was ebenfalls von den Frauen und Mädchen gilt, die, obgleich üppig gebaut, meist unschöne, ja abschreckende Gesichter haben. Noch ekelhafter werden die Weiber durch die unnatürliche Stärke der Waden, die sie für eine große Schönheit halten und in künstlicher Weise bewirken, indem sie dieselben von Kindheit an auf das festeste mit dreifingerbreiten baumwollenen Bändern über- und unterbinden, wodurch die Waden nach und nach zu einer unförmlichen Muskelmasse anschwellen und zuletzt einen ungemein widerlichen Anblick gewähren. Dieses Einschnüren der Waden ist übrigens ein Stammeszeichen, welches die Kariben mit den Tupi in Brasilien gemein haben. Die Galibi, welche auf der französischen Seite des Maroniflusses wohnen, sind klein, haben schlanke Glieder, parallel gestellte Füße

und lange Haare, was ihnen, zusammen mit dem Fehlen des Bartes, ein weibliches Aussehen giebt.

Als mit den Kariben verwandt sind zu betrachten nebst den obengenannten Galibi die Charagotto, südlich von Caracas, die Cumanagotto, südlich von Piritu und Cumana, die Pariagotto, am Golf von Paria, die Arinagotto, südlich vom Orinoko, an den Flüssen Caura und Caroni, die Pianogotto, an den Quellen des Korentyn, ferner die Guaykari und die Tamanaken, am oberen Orinoko, oberhalb der Zuflüsse des Cuchivero, die Quiriquire, am Südufer des Meerbusens von Maracaybo, die Makuschi mit ihrem Bruderstamm, den Arekuna, im Quellengebiete des Rio branco, die Akawai, am oberen Kujuni, endlich die Zapara, Encabellados, Inquiavaten, Putumayo, Anguteren, Iquito und Mazanen, zwischen dem oberen Putumayo und Pastaza, bis an den 79.° westl. Länge, also hart an die Grenze des alten Inkareiches sich hinziehend; sehr wahrscheinlich auch die Arawaken in Venezuela, hauptsächlich im Orinokodelta, und die Guarauno oder Warrau.

Dagegen ist es von den folgenden Stämmen zweifelhaft, ob sie zu den Kariben gehören oder, wie Friedrich Müller anzunehmen vorzieht, als die nun isolierten Urbewohner ihres Gebietes zu betrachten sind. Es sind dies die Tayrona, Goajiro und die schon auf S. 383 erwähnten Caquesio, welche um den Meerbusen von Maracaybo und auf der Halbinsel Goajira wohnen, die Otomaken, im Quellengebiete des Apure, die Yaruro, an den Mündungen des Apure in den Orinoko, die Saliva, in der Gegend des heutigen S. Fe de Bogota, die Mayppure mit den Cabre, im Quellengebiete des Orinoko, die Wapischiana, Atorai und Taruma, im Quellengebiete des Essequibo und seiner Zuflüsse, die Paravilhana, am unteren Rio branco, und andere kleinere Stämme.

Von allen diesen Stämmen leben die Arawaken oder Aruaka (Arwaka), wie sie in Venezuela heißen, welche sich selbst aber Lukkunu, d. h. Menschen nennen, während der Name Aruak, d. i. Mehlesser, ihnen von ihren Nachbarn gegeben ward, die industriösesten und für den Uebertritt zum Christentum empfänglichsten Indianer jener Gegenden, dann die friedfertigen, harmlosen Guarauno oder Warrau an der Seeküste und den Flußmündungen, und ihre meist unbedeutenden Niederlassungen erstrecken sich kaum über 150 km von da nach dem Innern zu. Von den Akawai (Wakkawai und Waika, wie sie in Venezuela heißen) lebt ein kleiner Teil an der Küste, namentlich am Flusse Pomerun, größere Niederlassungen derselben aber finden sich am oberen Demerara, dem Massaruni und Potaro (einem linken Nebenflusse des Essequibo), die zusammengenommen wohl eine Bevölkerung von etlichen Tausend Köpfen bilden. Alle diese Indianer sind sowie auch die Kariben Bewohner der Urwälder, die in ungeheurer Ausdehnung sowohl in der Länge als Breite die Gebiete der genannten Flüsse bedecken. Doch hausen Arawaken und Kariben mehr an der Küste denn im Innern, so daß die Akawai, welche K. F. Appun entschieden für einen Zweigstamm der Kariben hält, allein wahre Urwaldbewohner sind. Die nächstfolgenden Stämme leben teils in der ebenen offenen Savane, teils in wenig

bewaldeten Gebirgsgegenden und zeichnen sich durch kräftigeren Körperbau bei wirklicher Körperkraft, großer Gewandtheit und Geschmeidigkeit der Glieder, wie durch ein überaus gesundes Aussehen und ein frisches munteres Wesen mit kriegerischem Geiste vorteilhaft von ihren die feuchten ungesunden Urwälder bewohnenden Landsleuten aus, denen ein sieches, fieberhaftes Aussehen, ungemeine Apathie und großer Hang zur Indolenz eigen ist. Die Makuschi, die mächtigsten und schönsten der Savanenindianer, bewohnen die ungeheuern, vom untern Rupununi bis zum Takutu und Rio branco (Parine River) sich hinziehenden Savanen, sowie die Thäler des Pacaraima- und Kanukugebirges, während die Arekuna die Hochebenen am Roraimagebirge und die Savanen von den Quellen des Karoni bis an die Mündung des Kotinga einnehmen. Das äußerst gebirgige Quellgebiet des Massaruni wird von den Serekong bewohnt und die Savane am obern Rupununi, sowie das Gebiet des oberen Takutu haben die Wapischiana inne. Ihnen zunächst am obern Rupununi in den Savanen vom Sririgebirge nach dem Berge Watutikaba leben die wenigen Ueberreste des einst mächtigen Stammes der Atorai, sowie die ebenfalls ungemein dezimierten Taruma die Savanengegenden am Quitaru, Kuyuwini bis zum Karawaimengebirge bewohnen. Der südlichste Teil von Britisch Guyana, das Quellgebiet des Essequibo mit der Serra Akarai ist das Gebiet der Woyawai, an dessen nördlicher Grenze der im Aussterben begriffene Stamm der Maopitian (Froschindianer, von „Miao" Frosch und „Pitian" Volk oder Stamm) nur noch von wenigen Individuen repräsentiert wird. Im südöstlichen Winkel Guyanas, im Quellgebiete des Korentyn, leben mehrere wenig bekannte kleinere Stämme, unter denen die athletischen, wohlgebildeten Pianogotto den Maopitian in bezug auf Sitten und Lebensweise am meisten ähneln; ein Zweigstamm der Pianogotto sind die Zurumata. Weiter gegen Osten wohnen die Kokoipitian, und im allersüdlichsten Teile Guyanas die Orokoyanna oder Papageiindianer; an den Ufern des Kahpu die menschenfressenden Tschikiana, die Furcht und der Schrecken ihrer friedlichen Nachbarn; an den Quellen des Wanamu die Drio, ein Bruderstamm der Pianogotto, die in Anzug und Körperbildung ganz diesen gleichen, sich aber wie die Südseeinsulaner den ganzen Körper tättowieren. Weiter gegen Südosten hausen die ebenfalls äußerst gefürchteten Maypureschiana oder Tapirindianer, welche die Schädel ihrer erschlagenen Feinde als Trinkgefäße benutzen. Gegen Südwesten liegt das Gebiet der Tunayana (Wasserindianer) und weiter westlich das der Karawayana und der Barokoto.

Werfen wir einen Blick auf die körperliche Erscheinung dieser verschiedenen Indianer, so haben wir im allgemeinen nur Rühmliches zu berichten. Die Arawaken sind ein schöner kräftiger Menschenschlag und besonders die jungen Mädchen wegen des herrlichen Ebenmaßes ihrer Formen, der kräftigen Fülle ihrer Glieder, der interessanten antiken Gesichtsbildung und schwarzen großen Augen in Georgetown, der Hauptstadt Britisch Guyanas berühmt. Der Körperbau der Akawai ist robust und gedrungen und ihre Hautfarbe zeigt ein tieferes Rot als das der Arawaken und Warrau; sie sind von schlanker Statur, ihre Glieder gedrungen und in ihrer Bewegung äußerst gewandt. Alles dies, nebst den edlen regelmäßigen Zügen des Gesichtes, vereinigt sich bei ihnen in hoher Vollkommenheit, so daß die Männer in bezug auf Schönheit die erste Rangstufe unter den Indianern Guyanas einnehmen. Auch die jungen Mädchen zeigen, nach Appuns Versicherung, edle, äußerst anmutige, oft wahrhaft vollendete weibliche Formen, bei meist

rein griechischem Profil, das durch das lange schwarze Haar, welches gleich einem natürlichen Schleier über die braunen vollen Schultern herabfällt, einen noch höheren Reiz erhält. Nächst den Arawaken und Akawai gehören die Makuschi zu den schönsten Stämmen Guyanas und ihre Hautfarbe ist lichter als die der Küstenstämme. Von Figur schlank und wohl proportioniert, haben ihre Züge viel Angenehmes und sogar Schönes, wozu die edle Bildung der Nase von meist römischer Form viel beiträgt. Die Arekuna sind in Gestalt kräftiger und stärker gebaut als die Akawai und Makuschi und dabei von hellerer Hautfarbe als alle andern Stämme, hauptsächlich infolge des kühleren Klimas ihres Gebietes; die Arekunamädchen zeichnen sich körperlich vor allen übrigen Indianerinnen aus; Appun bewundert an ihnen die Nasen von edlem römischen Schnitt, und ihr kleiner Mund prangt mit den feinsten nur ein klein wenig geschwellten Lippen; die feurigen schwarzen Augen und die rabenschwarzen Haare vollenden die Schönheit dieser Mädchen, die überdies gleich allen Indianerinnen mit sehr kleinen Händen und Füßen ausgestattet sind. Auch die Wapischiana sind schöne schlanke Leute mit edlen regelmäßigen Gesichtszügen, großen meist griechischen Nasen. Gleiche Gesichts- und Körperschönheit, nur bei viel zarterer Abrundung der Formen besitzen die Frauen, deren Haar ganz besonders von einer Länge und Fülle ist, wie bei keinem Nachbarstamme. Während die Serekong in Körperbildung mit den Makuschi und Arekuna übereinstimmen, sind die wenigen noch existierenden Atoraï zwar von starkem robusten Körperbau, jedoch weniger edlen Gesichtszügen und haben einen mulattengleichen Typus, obwohl es unter den jungen Mädchen hin und wieder recht hübsche Gestalten mit lieblichen Physiognomien giebt. Dagegen exzellieren die Weiber der Taruma durch Häßlichkeit und unbeschreiblichen Schmutz; sonst stimmen diese Indianer, außer einem kleineren Kopfe, ganz mit den übrigen überein; das nämliche gilt von den Maopitian, nur ist ihre Statur schmächtiger, aber auch bei weitem knochiger; ihr Kopf ist seitlich komprimiert und ihr Gesichtsausdruck, infolge der glänzenden Augen äußerst lebhaft.

Sowohl in bezug auf Charakter- und Gemütsanlage, auf geistige Fähigkeiten, als auf die wichtigsten Momente der sozialen Lebensverrichtungen herrschen zwischen allen Indianern der uns beschäftigenden Gruppe nur äußerst geringfügige Abweichungen, so daß Appun, welcher jahrelang unter denselben sich bewegte, im stande war, ein für sie alle allgemein gültiges Gemälde ihres Charakters, ihrer Lebensweise und ihrer Sitten zu entwerfen. (Ausland 1871 und 1872, in einer großen Reihe von Aufsätzen.)

Von der Kindlichkeit des Charakters, welche ihnen meistens beigelegt wird, kann bei den Kariben und ihren Nachbarn nicht die Rede sein. Vor allem beherrscht sie ein gewisser Hang zur Trägheit, mehr als den Europäer und den Indianer Nordamerikas; ihre ganze Thätigkeit entspringt nicht aus dem inneren Drange nach Beschäftigung, sondern wird einzig durch das Bedürfnis und den Mangel abgezwungen. Der Indianer Guyanas ist stolz und weiß den äußern Eindruck jeden Gefühles, daher er in Gegenwart von Fremden schweigsam erscheint, während er unter seinesgleichen sich in all seiner Lebhaftigkeit zeigt; auch die Indianerfrauen und Mädchen sind in Gegenwart von Fremden ganz besonders scheu und ernst, unter sich aber, namentlich die letzteren, im höchsten Grade lustig und ausgelassen. Unter seinen Tugenden glänzt die Ehrlichkeit in erster Reihe; das Laster des Diebstahles ist den meisten Stämmen völlig unbekannt, nur die Wapischiana werden desselben von den Makuschi und wie es scheint, nicht mit Unrecht beschuldigt. Den angeführten Vorzügen gegenüber hat der Charakter des Indianers jedoch auch viele Schattenseiten. So phlegmatisch der Indianer in der Liebe, so leidenschaftlich ist er im Haß, obgleich er dieses Gefühl die längste Zeit vor den Augen seiner Nebenmenschen verborgen halten

kann. Um sich zu rächen, überklimmt er Gebirge, durchbricht fast undurchdringliche Wälder, und erduldet mit Freudigkeit Hunger und Durst wie alle andern Beschwerden, die sich ihm entgegenstellen, nie vergißt er die Beleidigung, die man ihm zugefügt, und für diese kommt bei ihm nach Jahren die Stunde der Vergeltung nicht zu spät.

Der Indianer besitzt einen grenzenlosen Rachedurst, der ihn oft bis zum Wahnsinn beherrscht und peinigt, sobald er sich in seiner Ehre oder in seinem Weibe beleidigt fühlt — ein Rachedurst, der nicht eher erlischt, als bis demselben in dem Tode des Beleidigers, ja selbst in der Ausrottung dessen ganzer Familie, Befriedigung geworden. Die Blutrache wütet daher unter ihnen in der gräßlichsten Form. Dabei tritt aber der Bluträcher, der „Kanaima" nicht frei hervor, sondern er überfällt sein Opfer dann, wenn es sich gerade am sichersten wähnt, aus verborgenem Schlupfwinkel mit sicherem Erfolg. Am liebsten bedient er sich zu seinen finsteren Zwecken der zahlreichen ihm bekannten Gifte. Zu den in seinen Wirkungen fürchterlichsten Giften gehört das „Maschi", das aus der Wurzelknolle des Arum venenatum Woelfers bereitet wird, und dieselbe Pflanze ist es, deren sich die „Obiah" (Zauberer der Neger) in Surinam und Britisch Guyana zu ihren Vergiftungen bedienen, und die in ersterem Lande „Tonkin" heißt. Die Indianer, besonders die Serekong und Akawai, welche hauptsächlich dieses furchtbare Gift anfertigen und an die übrigen Indianerstämme verhandeln, schneiden die Knolle dieser Pflanze in dünne Scheibchen, trocknen diese an der Sonne und stoßen sie dann mit der größten Vorsicht zu dem feinsten Pulver, das im Ansehen dem Arsenik gleicht. Die Knolle ist so giftig, daß man sie zu berühren sich scheuen muß, da ihre bloße Berührung ein heftiges Brennen und schlimmen Hautausschlag zur Folge hat. Treibt den Indianer das Rachegefühl als Kanaima aufzutreten, so verfolgt er sein Opfer wie die Schlange, die sich unter dem Laube fortwindet, und läßt es nie aus den Augen, bis es ihm endlich gelingt, dasselbe im Schlafe zu überraschen. Dann streut er ihm eine kleine Quantität des giftigen Pulvers auf die Lippen oder unter die Nase, damit der Schlafende sie einatme. Ein heftiges Brennen in den Eingeweiden, zehrendes Fieber, gräßlicher, auf keine Weise zu stillender Durst, sind die Symptome der Vergiftung, und geben dem Opfer die schreckliche Gewißheit, daß seine Tage, ja seine Stunden gezählt sind. Binnen vier Wochen ist der Kranke zum Skelett abgezehrt und stirbt unter den fürchterlichsten Qualen. Gelingt es dem Kanaima auf diese Weise nicht seine Rache zu stillen, so ändert er seinen Plan, und sucht das eine Gefühl, das Tag und Nacht seine Seele füllt, auf dem Weg einer erheuchelten Freundschaft zu befriedigen. Gelangt er aber auch auf diesem Wege nicht zu seinem Ziel, und kann weder Verstellung noch Heuchelei das Mißtrauen und die Furcht vor der Rache aus der Brust des Beleidigers verscheuchen, dann verschwindet der Kanaima plötzlich aus dem Dorfe, ohne daß irgend jemand seinen Aufenthaltsort weiß. Ohne Rast, ohne Ruhe, nur von brennender Rachgier geleitet, die seine Brust immer heftiger und stärker durchglüht, streift er durch die Wälder, Thäler und über Höhen, und kehrt nicht eher nach seinem Dorfe zurück, als bis er sein Opfer erschlagen oder mit einem giftigen Pfeil verwundet hat. So späht er oft halbe Jahre und noch länger nach diesem aus, und meidet während dieser ganzen Zeit jedes Begegnen mit andern Indianern; der Baum des Waldes, die Höhle des Berges sind sein Nachtlager und nur Früchte seine einzige Nahrung. Von dem Augenblick an aber, wo er das Dorf verläßt, ist er für die übrigen Indianer ebenso vogelfrei wie das Opfer, dem er nachstellt. Indem er alle Bande, die ihn an seine Familie und seine Stammverwandten fesseln, von sich streift, wird er das Schreckbild der Umgegend, ein Ausgestoßener, dessen, Leben von jetzt an ebenfalls jeden Augenblick auf dem Spiele steht, da es jeder Indianer für seine Pflicht hält, ihn, so wie er ihm begegnet, zu töten. Verriet in den ersten Versuchen seine Rache zu kühlen, kein äußeres Merkmal die verderbenbringende Absicht, so tritt diese jetzt offen hervor. Sein Körper ist auf eine eigentümliche Art bemalt und mit einem Tierfell bekleidet. Trifft er endlich sein Opfer allein und fühlt er sich ihm an Körperkraft überlegen, so beginnt er den Kampf mit demselben, verwundet den Beleidiger mit einem vergifteten Pfeil, durchsticht ihm die Zunge mit den frischen Giftzähnen der giftigsten Schlangen, oder schlägt ihn mit der Kriegskeule nieder und zerschmettert ihm darauf den Schädel, sowie die Arm- und Beinknochen.

Der Guyanaindianer ist auch undankbar; mit unveränderter Miene nimmt er jedes Geschenk entgegen und scheint schon kurze Zeit darauf die ihm erwiesene Güte des

Gebers völlig vergessen zu haben, während er seinerseits niemals auch die geringste Gabe verabreicht, ohne dafür Bezahlung in Tauschartikeln zu fordern. Eine andre Untugend ist der Hang zum Lügen, womit der zur Uebertreibung verbunden ist. Ein schlechter Charakterzug ist auch das lieblose Benehmen gegen Kranke; diese Vernachlässigung der Leidenden findet in jedem Verhältnis statt, und trifft Eltern und nahe Verwandte ebenso wie fernstehende Stammgenossen. Dagegen werden die Blödsinnigen mit besonderer ehrfurchtsvoller Scheu behandelt, da es allgemeine Ueberzeugung ist, daß diese Armen in inniger Verbindung mit dem guten Geiste stehen, weshalb auch ihre Worte und Handlungen für Aussprüche der Gottheit gehalten werden. Außerdem ist der Indianer eitel, stolz und ehrgeizig; freilich sind diese Leidenschaften nur auf den kleinen Ideenkreis beschränkt, in dem er sich bewegt, man gebe ihm aber einen erweiterten Wirkunskreis, und sein Ehrgeiz wird sich auch in diesem bewähren. Den hinterlistigen und betrügerischen Charakter des nordamerikanischen Indianers besitzt der Indianer des Innern Guyanas nicht, obgleich er sich bei den Küstenindianern und dem Stamme der Akawai vorfindet.

Ueberhaupt weichen die zivilisierten, meist zum Christentum übergegangenen Küstenindianer in ihrem Charakter bedeutend von denen des Innern ab, denn viele derselben haben leider mit der Zivilisation auch die Laster zivilisierter Völker in reichlichem Maß angenommen. Ein Gleiches gilt von den Indianern des Innern, die früher an der Küste einige Zeit gelebt, oder längere Zeit Umgang mit zivilisierten Menschen gehabt haben, so daß es für den im Innern Guyanas Reisenden eine feste Regel ist, keinem der dortigen Indianer, die der englischen Sprache etwas mächtig sind, zu trauen; sonst kann man den Indianern des Innern, die nie oder nicht längere Zeit unter zivilisierten Menschen gelebt haben, besonders aber dem weiblichen Geschlecht, das Zeugnis der dezentesten Aufführung geben, die nur dann etwas beiseite gesetzt wird, wenn sie bei einem großen Trinkfest im Zustand der Berauschung sich befinden.

Gegeneinander betragen sich die Indianer äußerst höflich und bescheiden, und besonders erweisen jüngere den älteren große Achtung; heftige Zänkereien hört man niemals bei ihnen, wenn sie nüchtern sind, und selbst in trunkenem Zustande kommen diese nur äußerst selten vor. Kinder und nahe Anverwandte reden von Vater und Mutter stets im Plural, z. B. sie sind nicht da, sie sind auf die Jagd gegangen u. s. w.

Das Gedächtnis des Indianers ist bewundernswürdig, ebenso die Leichtigkeit mit welcher er fremde Indianeridiome, weniger jedoch die Sprachen europäischer Nationen, sich zu eigen macht; gleich rege sind seine Verstandeskräfte, und was sein Auge sieht, getraut sich auch seine Hand zu machen, und sein Verstand behält es für die ganze Lebensdauer; nie aber gehen seine Seelenkräfte über das den äußern Sinnen Wahrnehmbare hinaus.

Ein Teil der an der Küste wohnenden Indianer ist, wie erwähnt, christianisiert und geht auf Befehl der Missionäre bekleidet: die Männer im Hemd und kurzen Beinkleidern, die Weiber in einem kattunenen, an der einen Schulter befestigten herabhängenden Rock, welches alles sie jedoch mit großem Vergnügen abwerfen und nur einen kleinen landesüblichen Schamschurz tragen, sobald sie unter sich sind. Derselbe ist meist aus Glasperlen oder Wollfransen, großenteils äußerst zierlich und geschmackvoll, bei den Makuschi sogar in bunten Mustern à la grecque gefertigt, und die Mädchen dieses Stammes legen ganz besonderen Wert auf dieses ihr einziges, obgleich sehr winziges Kleidungsstück, während die Karibenweiber eine in Form unseren Badehosen ähnliche Bekleidung von blauem Baumwollezeug, sogenanntem „Salempor", tragen, welche enganliegend von den Hüften bis zur Hälfte der Schenkel reicht. Bis auf dieses bescheidene Kostüm gehen Männer und Weiber völlig nackt; desto größere Pflege und Sorgfalt wenden sie dafür an die sonstige Ausschmückung ihres Körpers, zunächst des Haares. Die Männer tragen es kurz verschnitten wie bei den Arawaken, während ihre Weiber ihr langes glänzend schwarzes Haar um den Wirbel in eine Art Nest winden oder es in schönen Flechten herabhängen lassen; desgleichen die Karibinnen, welche dasselbe manchmal auch über der Stirne kurz scheren; so thun auch bei den Akawaï beide Geschlechter, während die Serekong, Maopitian und Pianogotto das Haar in einen langen Zopf

zusammenbinden, welcher bei den Maopitian in einer 25—30 cm langen Röhre aus Palmenblättern liegt, die mit einer Menge Fäden und den buntesten Federn behangen ist. Das aus dem Samen der Carapa guianensis Aubl. gewonnene „Kraböl" dient ihnen als das vorzüglichste Haaröl, dessen Wachstum fördernde und zur seidenartigen Schönheit des Haares beitragende Wirkungen auch die feine Damenwelt in den zivilisierten Orten Guyanas längst anerkannt hat. Die Indianer brauchen es außerdem auch zum Einreiben und Bemalen des Körpers, einer Sitte, der sie alle huldigen und wozu sie nebstbei das scharlachrote Ruku (Bixa Orellana Lin.), Karawaru und den schwarzfärbenden Saft des Caruto oder Lana (Genipa Caruto) benützen. Nur die Arawaken machen eine Ausnahme, insofern sie sich darauf beschränken, im Gesicht einige dunkelblaue Tättowierungen anzubringen. Beide Geschlechter haben oft Ohrläppchen wie die Unterlippe durchbohrt und tragen in ersteren mitunter gewöhnliche Ohrringe, in der kleinen Oeffnung in der Unterlippe jedoch allgemein bei den Kariben und Makuschi mit der Spitze nach außen gesteckte Stecknadeln, mit welchen die Galibifrauen dem Manne die Sandflöhe aus dem Fleische der Füße entfernen. Das Septum der Nase ist bei den Männern meistens ebenfalls durchbohrt und mit verschiedenerlei Zierat geschmückt. Den sonstigen Mangel der im ganzen kümmerlichen Bekleidung sollen ferner noch Hals-, Arm- und Beinbänder unter den Knieen ersetzen, wozu Glasperlen, Fingerhüte u. dgl. herhalten müssen. Bei einigen sehr entlegen wohnenden Stämmen, am Roraima, sah Appun mehrere der Hemden aus Baumbast, die schon A. v. Humboldt als „Marimahemden" erwähnt, und aus der innern Bastschicht eines Baumes, den die Indianer „Turuni" nennen, gefertigt werden. Nachdem der Baum gefällt ist, wird der Stamm in einige Fuß lange Stücke zerhackt, die äußere Rindenschicht davon entfernt, und dann die innere so lange geklopft, bis sie sich leicht vom Stamme abstreifen läßt. Das dickere Stammende liefert den Leib, das schwächere die Aermel, die an jenen angenäht werden; das sind die einzigen Nähte des Kleidungsstückes. Auch ohne Aermel werden diese Hemden benutzt, indem man durch die obere Oeffnung des einem von grobem Stoff gefertigten Sack ohne Naht ähnelnden Baststückes den Kopf steckt, und, um die Arme durchzustecken, zur Seite zwei Löcher einschneidet. Diese Marimahemden werden übrigens von den Indianern, die überhaupt Feind jeder andern Körperbekleidung als der des simplen Schamschurzes sind, äußerst wenig getragen, höchstens daß sie sich darin vor Fremden zeigen, um sich vor ihnen mit ihrem Erfindungsgenie zu brüsten, oder sie zum Umtausch derselben gegen europäische Artikel zu veranlassen.

Alle Indianer der Savane tragen zum Schutz ihrer Füße gegen die scharfen Kiesel, mit denen die Pfade der Savane bedeckt sind, sowie gegen die stacheligen Strünke des Paepalanthus capillaceus, selbst auf den kleinsten Ausflügen, Sandalen aus den unteren breiten Blattstielen der Mauritia flexuosa geschnitten, welche leicht und elastisch sind, sich aber schon nach einigen Tagen völlig abnützen. Sie sind indes sehr bald bei der ersten besten Mauritia wieder ersetzt und in einem Zeitraum von zehn Minuten hergestellt. Die Schnüre zur Befestigung an den Füßen werden aus der feinen zähen Epidermis der noch unentfalteten Wedel derselben Palme gedreht, und so ist ein einziger Fächerwedel der Mauritia hinreichend, dem Indianer die Fußbekleidung zu liefern. Mitunter fertigen sie ihre Sandalen auch aus der dicken frischen Haut des Maipuri (Tapirus americanus), die natürlich bei weitem dauerhafter sind.

Die Wohnungen der Kariben und Arawaken sind meist viereckig und bestehen oft nur aus einem hohen fast bis zur Erde herabreichenden, auf Pfosten ruhenden Palmendach, doch sind auch einzelne derselben mit Lehm- oder Palmblätterwänden geschlossen und mit einem höheren Stockwerke, zu dem eine rohe Leiter hinaufführt, sowie mit einem halbrunden oben seltsam ausgeschweiften Palmendache versehen. Aehnlich sind die Wohnungen der Akawaï, doch finden sich in ihren der Savanenregion sich nähernden Niederlassungen bereits mitunter die Hüttenformen, wie sie die Makuschi und Wapischiana erbauen. Die Hütten der Makuschi sind ungemein verschieden von denen der Küsten- und Urwaldindianer. In der Regel sind sie rund, sogenannte „Tukuschipang", und bestehen aus einer nur 2,5 m hohen Lehmmauer, auf welcher ein hohes, ebenfalls rundes, gefällig ausgeschweiftes Palmendach sitzt, das in einer langen Spitze ausläuft, dessen unteres Ende weit über den Unterbau hinausragt und der Wohnung ganz das Aussehen eines chinesischen Hauses verleiht. Ein kleiner Thüreingang ist die einzige Oeffnung, die sich in der Hütte befindet, so daß im Innern derselben eine ägyptische Finsternis herrscht, die nur an einigen Stellen durch die darin unterhaltenen Feuer ein wenig erhellt wird. Außerdem haben sie noch andere Hütten in Glockenform, die, ohne jegliche Lehmwände, nur

aus Palmwedeln aufs dauerhafteste und zierlichste hergestellt sind; sowie sich ebenfalls in ihren Niederlassungen viereckige Hütten, mit Lehmwänden und Palmdächern, sogenannte „Parakapang", und wieder andre aus einem großen, auf Pfosten ruhenden, fast bis zur Erde herabgehenden Palmendache, sogenannte „Tapui", vorfinden. Jede Makuschiniederlassung besitzt ein solches großes Tapui, das zur Aufnahme von Besuchern und Durchreisenden bestimmt ist; auch haben manche der größeren Makuschihütten in ihrer Nähe ein kleines Tapui stehen, das von den Bewohnern der ersteren in ähnlicher Weise wie bei uns eine Gartenlaube benutzt wird, indem sie darin die meiste Zeit des Tages arbeitend oder in der Hängematte liegend verbringen. In all diesen Wohnungen herrscht große Reinlichkeit, welche die Makuschi, Arawaken, Kariben auch in bezug auf ihren Körper obwalten lassen, worin sie sich von den Warrau und Wapischiana, insbesondere in ersterer Beziehung, vorteilhaft unterscheiden. Bei Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse bekunden Männer und Weiber eine ungemeine Verschämtheit, indem sie diese nie in Gegenwart von andern verrichten, und dann alles, wie die Katzen, mit Erde bedecken.

Meist bewohnen mehrere Familien ein und dieselbe Hütte, ohne daß sich in diesem Falle gleich viele Abteilungen und Scheidewände darin befänden. Die Balken, an denen die Hängematten befestigt werden, einige Steine, um den Herd zu bilden, die häuslichen Geräte, welche sehr einfach, gleich den Bedürfnissen der Familie selbst sind, und nur in einigen irdenen Gefäßen von verschiedener Form und Größe bestehen; die nötigen Gerätschaften zur Bereitung des Kassavebrotes, Waffen für Jagd, Fischfang und Kampf bilden, neben der unvermeidlichen Hängematte, den ganzen Hausrat einer Indianerfamilie, zu dem sich mitunter noch ein Spiegel, ein Kamm, eine Flinte und ein Beil — die höchsten Wünsche des Indianers — gesellen. Das Eigentum jeder einzelnen Familie wird von den Mitbewohnern der Hütte heilig gehalten, und nie geschieht hier ein Uebergriff, während sie die eigenen Geräte Fremden und Gästen gastfreundlich überlassen.

Die Form ihres Geschirres hat ein klassisches Ansehen und große Aehnlichkeit mit alten etruskischen Vasen. Die Weiber bilden diese Gefäße aus freier Hand und benutzen dabei den Thon, der sich an den Ufern der Waldbäche findet; sie trocknen ihre Kunstwerke an der Sonne und bestreichen sie mit einem Lack, der aus dem Ruß schon benutzter Töpfe und dem klebrigen Saft einer Juga bereitet wird, worauf sie Töpfe und Schüsseln zusammenstellen, ein Feuer darum anzünden und sodann das Geschirr nach und nach sich abkühlen lassen. Besonders bei den Kariben bilden die Gefäße aus Thon, welche ebenfalls von den Frauen verfertigt werden, einen ihrer vorzüglichsten Tauschartikel. Die von ihnen gefertigten Gefäße sind leicht daran zu erkennen, daß deren Malerei außer geraden auch noch krumme und kreisförmig gebogene Linien zeigt, während die aller andern Indianerstämme nur in Zusammenstellung gerader Linien besteht. Die Kariben fertigen Gefäße, welche gewiß 20—30 Gallonen fassen und wegen ihrer Zerbrechlichkeit fest mit Bast umwunden sind.

Die Waffen der Indianer bestehen in 2—2,30 m langen Bogen und Pfeilen verschiedener Sorten nebst Kriegskeulen, von welchen jeder Stamm seine eigentümliche Form besitzt, zu welchen bei denen des Innern noch das 3,5—5 m und darüber lange Blasrohr hinzukommt, aus welchen sie vergiftete Pfeilchen schießen. Letzteres ist eine Waffe, welche der Technik des Indianers zu hohem Ruhme gereicht. Sorgfältig wählt er den geraden Schaft der Rohrpalme aus und hängt ihn jahrelang zum Trocknen im Rauche der Hütte auf, dann durchschneidet er ihn der Länge nach in zwei Hälften, brennt die weichen inneren Teile heraus, poliert beide Rinnen mit einer Flußmuschel oder einem Tierzahn, leimt dann die Hälften wieder genau aufeinander, umwindet sie in engen Spiralen mit Bast und überzieht sie mit dem schwarzen Wachs einer Waldbiene. Der Bolzen, kaum 30 cm lang, von der Dünne einer Stricknadel aus leichtem Holze, wird oben zugespitzt und mit Urari bestrichen. Am untern Teile, um das Rohr zu schließen, wird er mit Baumwolle umwickelt, bisweilen auch mit etwas feuchtem Thon beschmiert, um dem Flug größere Sicherheit zu geben. Um das lange Blasrohr zu heben, gehört ein starker Arm und um den Bolzen, wie dies geschieht, bis auf 250 Schritte Entfernung fortzutreiben, eine kräftige Lunge, daher die Knaben schon vom zehnten Jahre an mit kürzeren oder leichteren Waffen sich einüben müssen. Das Blasrohr mit dem Uraribolzen ist auf der Jagd ebenso wirksam als die Flinte. Wenn es auch nicht so weit trägt, so macht es dafür keinen Lärm und verscheucht das Wild nicht. Die gebräuchlichsten Fahrzeuge sind die „Korial" oder „Kuriara", die aus dem teils mit der Axt, teils durch Feuer ausgehöhlten Stamm eines riesigen Urwaldbaumes bestehen, die Kanoen oder „Buck-shells" mit breitem Bug und Stern, dann die „Pakasse" oder „Woodskin", ein

aus der Rinde des Stammes der Copaifera pubiflora gefertigtes Boot von ausnehmender Leichtigkeit.

Die Einfachheit ihres Lebens, die geringe Zahl ihrer Bedürfnisse, die Leichtigkeit, mit der sie letztere befriedigen können, da ihnen die Natur freiwillig und in Fülle fast alles bietet, was sie nötig haben, lassen die Indianer fast den größten Teil des Tages unbeschäftigt. Während der Herr Gemahl am morgen sich noch, in müßige Träume versunken, in seiner Hängematte wiegt, haben die Weiber diese längst verlassen, und bereiten, nachdem sie im nahen Fluß ihr Morgenbad genommen, das Frühstück, das in einem Brei aus getrockneten Kassavewurzeln oder „Arrow-root", Kassavebrot und geräuchertem oder gekochtem Fleisch oder Fisch besteht. Sobald der Mann erwacht, eilt er zum nahen Fluß, um sein Morgenbad zu nehmen, und begiebt sich dann nach der Hütte zurück um jetzt erst sein Frühstück zu verzehren. Sobald aber dieses beendet ist, legt er sich wiederum in die Hängematte, um zu schlafen, oder stundenlang auf einer einfachen Rohrflöte ein und dieselbe, nur aus einigen Takten bestehende Melodie zu blasen oder auch sich die spärlichen Barthaare auszureißen — eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, die ihn trotzdem oft zu grausamen Grimassen zwingt. Die Hängematte ist dem Indianer, nächst dem „Paiwari", das liebste auf Erden; in ihr liegend führt er die Unterhaltung mit den Bewohnern seiner und der benachbarten Hütten, spielt mit seinen Jagdhunden oder bewundert, wenn er im Besitze eines Spiegels ist, seine Schönheit.

Ist jedoch Mangel an Fleisch oder Fisch eingetreten, dann eilen die Männer, bald nach dem Frühstück, mit Bogen und Pfeilen, dem langen Blaserohr oder dem Fischgeräte zur Jagd oder zum Fischfang, während die Frauen mit ihren Kindern und ihren gesamten gezähmten Tieren, als Hunden, Affen, Papageien u. s. w., als Avant- oder Arrièregarde, sich nach dem Provisionsfelde begeben. Der Hausherr eröffnet gewöhnlich den Zug, bis sich später im Walde die Wege teilen.

Der Indianer ißt zwar wenig auf einmal, dafür aber um so öfter; die gewöhnlichen Eßstunden sind 6 und 10 Uhr morgens, 12 Uhr mittags und 3 Uhr nachmittags und die allerletzte bei Sonnenuntergang, von denen die erste und die letzte Mahlzeit die reichhaltigste ist, wie überhaupt die andern drei Mahlzeiten gänzlich ausfallen, sobald er auf der Jagd, dem Fischfang oder auf Reisen ist. Das Wildpret wird mit Haut und Haaren im Blute des Tieres gekocht und stark mit Kapsikum gewürzt, und die Mahlzeit, wenn es das Wetter erlaubt, vor der Hütte eingenommen. Die Indianerinnen essen stets allein, selbst nicht die Frau mit ihrem Manne, und müssen mit dem vorlieb nehmen, was die Männer übrig lassen; doch wissen sich erstere sehr wohl vorzusehen, indem sie sich gleich beim Kochen einen Teil des Essens heimlich reservieren. Die Weiber stellen dann das Gericht auf den Boden und neben demselben eine Art geflochtener Teller („Sumpa") mit dem Brot, worauf die Männer, auf den Fersen hockend, sich um den dampfenden Topf reihen, Brotstücke in die Brühe tauchen und mit Hilfe der Finger das Fleisch aus der Brühe zu bringen suchen. Da zu diesem Geschäfte die fünf Finger vollkommen ausreichen, sind Gabeln natürlich überflüssig und ein unbegehrter Luxusartikel. Wild und Fische bilden ihre Hauptnahrung; doch verschmähen sie auch Ratten, Affen, Alligatoren, Frösche, Würmer, Raupen, Ameisen, Termiten, Larven und Käfer nicht. Im Fangen der Fische, die sie teils an Angeln fangen, teils mit Bogen und Pfeil erlegen oder mit leichten Speeren töten, besitzen sie eine bewundernswürdige Geschicklichkeit. Der Fischfang spielt im Leben der Küstenindianer eine Hauptrolle, da fast nur allein die Fische ihre einzige Nahrung ausmachen; doch wird auch von den Indianern des Innern den Fischen eifrig nachgestellt.

Die Wurzeln der Kassada, Kassave oder Mandioka (Manihot utilissima Pohl) ist für die Indianer, wie überhaupt für die meisten Bewohner des tropischen Südamerika, das was für uns das Korn ist, sie liefert ihnen das tägliche Brot. Ihre Hauptsorge

ist daher deren steter Anbau, zu welchem Zweck sie alljährlich ein Stück Wald, dessen Wahl einem jeden freisteht, in der trockenen Zeit niederhauen, einige Monate behufs des Vertrocknens des kleineren Buschwerks und Laubes liegen lassen, um es sodann noch vor dem Eintritt der Regenzeit so gut als möglich abzubrennen. Die nahrhaften Bestandteile der Mandioka sind weder in den Samen noch in den hin und wieder, aber selten, als Gemüse genossenen Blättern, sondern in der Wurzel enthalten, die aber im rohen Zustande wegen ihres blausauren Saftes tödlich giftig ist. Um sie genießbar zu machen, ist es nötig, die Mandioka auf einem „Reibeisen" zu zerkleinern. Das Reibeisen der Indianer ist aber nicht von Metall, sondern nur ein Holzbrett, in welches Kristallsplitter, Steinchen oder Tierzähne, namentlich vom Koati, hineingesetzt worden sind. Die Wurzelmasse wird nach der Zerschabung mit diesem unvollkommenen Werkzeuge in einen Schlauch aus Flechtwerk gefüllt und der giftige Saft durch Steinblöcke oder durch das Gewicht des menschlichen Körpers ausgepreßt, zugleich aber in einem untergestellten Gefäße aufgefangen. Die Preßrückstände sind jedoch noch immer giftig und müssen erst auf einer kreisförmigen Herdplatte aus Thon über einem Ofen mit gleichfalls runden Wänden geröstet werden. Je nachdem man es schwächer oder stärker dörrt, erhält man ein mehr oder weniger dauerhaftes Mehl, denn das schwach gedörrte geht schon in kurzer Zeit in saure Gährung über. Will man es länger aufbewahren oder sogenanntes „Kriegsmehl" bereiten, so müssen die Wurzeln vor dem Schaben in Wasser eingeweicht werden, bis eine schwache Gährung eintritt und die Schalen sich leicht vom Körper der Rübe absondern lassen. Das übrige Verfahren ist das nämliche wie oben beschrieben wurde, nur daß man vor dem Dörren die Fasern noch durch ein Sieb von den gröberen Wurzelstücken absondert. In Körben hält sich das Kriegsmehl monatelang, vorausgesetzt daß man es vor Feuchtigkeit schützt, die gern eine dumpfe Gährung bewirkt. Aus diesem Mehl verfertigen unsere sogenannten „Wilden" fünf Arten von Bäckereien in Fladen. Der aufgefangene gelbliche Giftsaft wird nicht weggeworfen. Nach einiger Zeit bildet sich nämlich als Niederschlag ein Satzmehl „Typhyocca" genannt, von ty Saft und py Fuß, also „Mehl am Fuße des Saftes", woraus in die Handelssprache der Warenname Tapioka übergegangen ist. Das Satzmehl braucht nur in Wasser ausgewaschen zu werden um vollständig genießbar zu sein, und bildet mit verschiedenen Zusätzen und in verschiedener Zubereitung ein wichtiges Hilfsmittel zur Vervielfältigung der Gerichte. In der Arawakensprache heißt dieses Satzmehl „Aru" oder „Haru" und das beste davon „Aru-Aru", wörtlich „Mehl vom Mehl", welchen Namen sich die Engländer mundgerecht gemacht haben, indem sie ihn zu arrowroot, Pfeilwurz, verstümmelten, ein Mißgriff, der sich mit Zähigkeit eingebürgert hat.

Vom Kassavebrot bereiten die Indianer auch ihre Getränke, deren sie mehrere Sorten haben, von welchen der „Paiwari" der berauschende Lieblingstrank jener Indianer Guyanas ist, die noch nicht in unmittelbare und regelmäßige Verbindung mit Europäern getreten; er ist ein Erbteil aus der Urzeit der Väter, denn schon vor der Entdeckung Amerikas kannten alle Indianerstämme berauschende Getränke, die sie aus Kassavebrot, Palmenfrüchten, Mais und Bataten bereiteten. Für den Zweck der Paiwaribereitung wird das Brot dicker und schärfer als gewöhnlich gebacken, so daß die äußere Kruste fast ganz verkohlt. Nachdem es in Stücke gebrochen, wirft man diese in ein großes Gefäß und gießt kochendes Wasser darüber, damit sie sich erweichen. Sobald die Masse sich abgekühlt hat, beginnen die Weiber dieselbe mit den Händen umzurühren und bringen sie sodann unter ihre Kauwerkzeuge, wo sie zu einem förmlichen Brei zermalmt, in einen langen, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden, kahnförmigen, 100—120 Gallonen Wasser fassenden Trog gespuckt und mit warmem Wasser übergossen wird. Diese uns aus der Südsee von der Kawabereitung her bekannte Prozedur wird von den Indianern als unerläßlich behufs der Gährung und der berauschenden Kraft des Getränkes erachtet. Nunmehr wird die gekaute mit Wasser übergossene Masse tüchtig umgerührt, sodann sorgfältig zugedeckt und drei Tage ruhig stehen gelassen, worauf die Gährung eintritt und sie zum Trinken geeignet ist. Im Geschmack ähnelt der Paiwari saurem Bier, und ist ein ungemein kühlendes, dabei nahrhaftes Getränk von braungelber Farbe, in welchem die kleinen Stückchen der gekauten Kassave umherschwimmen. In großen Quantitäten genossen, wie es nur der Indianer thun kann, wirkt das Getränk berauschend und das Ende eines Trinkfestes bildet stets die Trunkenheit. Ein andres, dem vorigen ähnliches Getränk ist der „Paiwa", dann der „Kassiri", zu dessen Bereitung Mais in einem hölzernen Mörser zerstampft und zu einem Brei gekocht wird, ebenso wie Bataten, von denen man, um dem Getränk eine schöne rote Färbung zu geben, die rote Varietät nimmt. Zum täglichen Getränk bereiten die Weiber jeden Morgen eine Art Paiwari aus

gekautem Kassavebrot und Wasser, ohne es in Gährung übergehen zu lassen, da es noch denselben Tag getrunken wird, deshalb auch nicht berauschend wirkt. Der Genuß desselben wie des eigentlichen Paiwari bewirkt starke Fettleibigkeit, da das Kassavebrot, trotzdem ihm bei seiner Bereitung das Stärkemehl der Wurzel entzogen wird, ungemein viel Nahrungsstoff besitzt. Der Paiwari ist für den Indianer, nächst dem Kassavebrot, das unentbehrlichste, und er wird lieber viele Tage lang hungern, als einen Tag den Genuß desselben, wenn auch in homöopathischeren Dosen als an Trinkfesten, entbehren. Der in den großen, aus hohlen Baumstämmen bestehenden Trögen gefertigte Paiwari findet seine schnelle Verwendung an ihren Trinkfesten, die fast allwöchentlich in jeder Niederlassung stattfinden; außerdem aber feiern sie jeden Monat, zur Zeit des Vollmondes, ein großes Trinkfest, welches abwechselnd bald in der einen bald in der andern der einander nahe gelegenen Niederlassungen gegeben wird. Die Pointe bei diesen Festen ist, nächst dem viehischen Berauschen der Beteiligten, ein unausgesetztes Tanzen, verbunden mit einem entsetzlichen Lärm, und diese Feste erreichen nicht eher ihr Ende, als bis sämtliche in der Festhütte befindlichen Paiwaritröge, deren mitunter drei in einer Hütte stehen, völlig geleert sind.

Die Indianer haben einen leidenschaftlichen Hang zur Zerstreuung und Unterhaltung und ergötzen sich kurz vor den Abendstunden, sobald sich die Sonne dem Horizont nähert und die heiße Luft etwas abkühlt, oft durch Spiele und andre Vergnügungen. Bälle aus Kautschuk oder von ihren Körnern befreiten Maiskolben, werden in einem, von den jungen Männern und Knaben geschlossenen Kreise in die Höhe geworfen und von dem, auf welchen einer derselben beim Herabfallen zufliegt, bevor er noch den Boden erreicht, wieder mit einem Schlage der flachen Hand in die Höhe geschleudert, so daß sich der Ball fortwährend in einer tanzenden Bewegung in der Luft erhält. Wird der Ball gefehlt, so daß er auf den Boden fällt, dann ist ein allgemeines Hohngelächter der versammelten Menge die Strafe der Ungeschicklichkeit. Ist die Sonne hinter dem Horizont verschwunden, dann beginnen verschiedene Tänze und alles wird Leben und Frohsinn. In dem Affentanz kopieren sie die Kapriolen und Sprünge einer Affenherde so meisterhaft, daß man in der That eine solche vor sich zu sehen meint, während bei dem Tigertanz der größte und stärkste junge Indianer die Kolonne anführt, aber von zwei andern Teilnehmern, welche Tiger vorstellen, mit List und Gewalt bei dem Tanze, indem jeder die Bewegungen des von ihm repräsentierten Tieres nachahmt, aus der Reihe geholt und nach einem bezeichneten Ort gebracht wird. Der Tanz währt solange, bis auch der letzte von den Tigern ergriffen ist, der dann unter allgemeinem Jubel als Sieger begrüßt wird. Lächelnd und schwelgend in den Erinnerungen der Vergangenheit ruhen die Blicke der Alten auf den wunderbar schnellen Bewegungen der Jüngeren, indessen das schöne Geschlecht, das nicht an diesen Spielen und Tänzen teilnehmen darf, den Ungeschickten bekrittelt und dem Gewandten sein verdientes Lob spendet. Die Introduktion und das Finale ihrer gemeinsamen Spiele und Tänze bildet jedesmal ein betäubender, allgemeiner, dem Hundegebell ähnlicher Aufschrei, durch den die schadenfrohen Geister aus der Nähe verscheucht werden sollen.

Außer der Jagd, dem Fischfang und der Verfertigung seiner Waffen und Koriale, hält der Mann jede andre Beschäftigung unter seiner Würde. Zurückgekehrt von der Jagd oder nach Vollendung seiner übrigen Geschäfte, wirft er sich in die Hängematte und sieht unter fortwährendem Schaukeln mit gleichgültiger Miene den Arbeiten und Mühen der Weiber zu, wie sie Haus und Feld bestellen, irdene Gefäße bereiten, Körbe und Matten flechten und ihre kleinen Kinder pflegen.

Die Frauen sind nicht viel mehr als die Sklavinnen der Männer; ihnen liegt nicht allein die ganze Hauswirtschaft, sondern auch die schwere Feldarbeit ob, und man muß ihnen das Zeugnis geben, daß sie im höchsten Grad arbeitsam, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend beständig beschäftigt sind. Sogar durch die Nacht wird der Sklavendienst der Weiber nicht unterbrochen; kleine Feuer unter den Hängematten, um die Moskiten zu vertreiben und Wärme in der Hütte zu erhalten, beschäftigen sie von Sonnenuntergang bis Tagesanbruch.

Die ganze Feldarbeit, vom Pflanzen der Kassave, Bananen, Yams und andrer Früchte bis zu deren Ernte, die Zubereitung des Brotes und Getränkes, das Herbeischaffen des Wassers und Brennholzes, das sie zum Backen, Kochen, und des Nachts zum Feuern unter den Hängematten gebrauchen, kommt ihnen allein zu, wobei sie noch mit der Pflege und Wartung ihrer Kinder, und mit dem Spinnen von Baumwolle zur Fertigung der Hängematten sich beschäftigen müssen.

Die überaus niedrige Stellung des Weibes, welche wir bei diesen Indianern wie ja schon bei so vielen andern Naturvölkern zu beobachten Gelegenheit hatten, findet ihre sehr einfache Erklärung darin, daß ihnen etwas vollkommen abgeht, das wir irrtümlich für eine allgemein menschliche Regung zu halten geneigt sind, in Wahrheit aber erst ein Geschenk unsrer verfeinerten Gesittung ist: die leidenschaftliche Liebe zum Weibe, ein Gefühl, welches nur auf einer gewissen Kulturhöhe dem Menschen in die Brust gesenkt wird. Von den Indianern Guyanas spricht es Appun geradezu aus: Unbekannt mit der schönsten und zartesten der Neigungen, bleiben alle ihre Empfindungen dieser Art kalt und matt, und nur die physische Liebe ist ihnen bekannt. Niemals ist selbst bei jungen unverheirateten Leuten irgend eine Liebkosung zu bemerken, kaum daß sich ein junger Mann mit einem Mädchen unterhält, außer wenn er ihr Befehle zu geben hat. Vom Küssen ist natürlich gar nicht die Rede, wie denn diese unsre höchste Zärtlichkeitsbezeugung durchaus nicht aller Orten Mode ist; sie ist selbstverständlich ausgeschlossen bei allen Völkern, welche die Lippen aufschlitzen und kleine Pflöckchen oder sonstige Dinge einsetzen, wie es unsre Indianer thun. Erst mit dem Erwachen der leidenschaftlichen Liebe zum Weibe wird auch die Monogamie als sittliches Postulat denkbar und möglich, während überall sonst, wo jene fehlt, auch die Polygamie, ja selbst die Polyandrie, naturgemäße Erscheinungen sind. Wenn sie in den meisten Fällen nicht zur praktischen Durchführung gelangen, wie bei unsren Indianern, bei welchen ausnahmslos die Polygamie heimisch ist, so beruht die beobachtete selbstauferlegte Einschränkung nicht etwa auf einer höheren sittlichen Anschauung einzelner, sondern stets auf sehr materiellen Momenten. Die Grundlage des Gesellschaftssystems bleibt doch die polygamische, nicht die monogamische Familie.

Es ist selten, daß die Indianerinnen mehr als drei bis vier Kinder haben, da sie obgleich sehr früh mannbar, doch auch sehr bald verblühen, woran ihre übermäßige, höchst anstrengende Arbeit, die gänzliche Mißachtung im Schonen ihres Körpers nach der Niederkunft, das jahrelange Säugen der Kinder und wohl auch der bei allen Indianerinnen bei weitem geringere Hang zur physischen Liebe Schuld haben mag. Uneheliche Kinder kommen auch daher bei ihnen nicht vor oder sind doch äußerst selten. Mit fehlerhaften Gliedern geborene Kinder lassen sie bald umkommen, weshalb man unter den Erwachsenen nur wohlgewachsene, gut gebildete Gestalten sieht. Sobald ein Kind zur Welt kommt, wird es von den Verwandten angeblasen, worauf ihm nach einigen Tagen die Großmutter oder der Großvater, wenn diese noch am Leben sind, einen in der Familie gebräuchlichen Namen geben. Lebt keines von beiden mehr, so kommt diese Pflicht dem Vater zu, der ihm schon in frühester Jugend die Ohrläppchen, Unterlippe und das Septum der Nase durchsticht. Die Mütter hängen nun mit einer wahren Affenliebe an ihren Kindern, so lange bis diese mannbar sind, und säugen dieselben mehrere Jahre lang, so lang es diesen gefällt. Dann übergeben sie die älteren, im Falle während dieser Zeit wieder frischer Familienzuwachs gekommen ist, zu gleichem Zwecke der Großmutter, so daß man manchmal Kinder neben ihrer Mutter und Großmutter stehen sieht, die beider Milch-

vorrat in Anspruch nehmen. Die Weiber suchen daher stets ihre Milch zu erhalten, indem sie außer Kindern auch jungen Affen und andern jungen Säugetieren, wie Beuteltieren, Laba, Aguti, Kapybara, Rehen, ja selbst kleinen Wildschweinen (Pekkari) die Brüste reichen, wodurch diesen Tieren, namentlich den Affen, eine solche Anhänglichkeit eingepflanzt wird, daß sie der Pflegemutter auf Schritt und Tritt folgen. Außerdem halten sie, wie ich hier gleich einschalten will, auch viele gezähmte Vögel, als Papageien, Pfefferfresser, Puschi, Marudi, Hanaqua, Trupial, Trompetenvögel u. s. w., die sie jung aus ihren Nestern nehmen und mit der größten Sorgfalt mit kleinen Würmern ätzen, bis sie groß geworden sind und ihren Pflegerinnen ebenfalls die treueste Anhänglichkeit bewahren.

Solange nun das Indianerkind noch nicht laufen kann, ist es gleichsam ein untrennbarer Teil des mütterlichen Körpers, und wo die Mutter hingeht, da wird das Kind, sei es auf dem Rücken oder auf den Armen, mitgeführt; später trennt es sich von ihr, geht seinen eigenen Weg und mischt sich unter seine Altersgenossen, bis das Verlangen nach der Mutterbrust, selbst wenn es bereits sechs Jahre alt ist, es wieder auf einige Minuten zur Mutter zurückführt. Jedoch trotz der zärtlichsten Liebe wird die Mutter das Kind nie küssen, und ihm nie solche Liebkosungsnamen geben wie bei uns die Mütter stets im Munde führen. Ungeachtet der offenbaren Liebe des Vaters zu seinen Kindern, ist dieser doch im Stande sie, trotz der bittersten Tränen der Mutter, an andre, kinderlose Ehepaare zu verkaufen. Währenddeß steht der Knabe oder das Mädchen mit unveränderter Miene neben ihm, hört den Handel ruhig an und folgt ohne Widerstreben den neuen Eltern.

Knaben und Mädchen zeigen sich von frühester Jugend an zu allen Dingen geschickt, namentlich zum Klettern, Schwimmen u. s. w., und Mädchen von vier bis fünf Jahren fand Appun oft schon auf den höchsten Bäumen. Das erste was der zum Bewußtsein erwachte Knabe ergreift, sind Bogen und Pfeile, die ihm der Vater oder ältere Bruder verfertigt, und der höchste Grad kindlichen Stolzes spiegelt sich in seinen blitzenden Augen, wenn der Pfeil das erstrebte Ziel, kleine Eidechsen, Heuschrecken u. dgl., erreicht; bald hat er durch das Herumklettern auf den Bäumen, durch das Herumtummeln und das ununterbrochene Leben in der Wildnis so viel Kraft, Stärke und Gewandtheit erlangt, daß er den Vater auf die Jagd und den Fischfang begleiten kann. Fast in noch zarterem Alter als die Knaben unterstützen die Mädchen die Mutter bei den Geschäften des Hauses, helfen beim Brodbacken, bei der Bereitung des Paiwari, folgen ihr auf das Provisionsfeld und tragen Lasten von Kassadewurzeln nach der Hütte, unter denen ein europäisches Mädchen von doppelten Jahren zu Boden sinken würde. Die Erziehung des Knaben beschränkt sich auf die Anweisungen im Schwimmen, Fischen, Jagen, der Fertigung von Waffen und andrer Bedürfnisse, während die Mädchen von der Mutter in den Geschäften des Haushaltes unterrichtet werden. Strafen, wie überhaupt Züchtigungen, kennt der Indianer nicht, denn nur die Tiere bedürfen, seiner Meinung nach, der Schläge. Hat der Knabe jedoch das Alter der Pubertät erreicht, dann bekümmert sich die Mutter nicht weiter um ihn und er ist für sie ein Fremdling geworden.

Bei dem ersten Zeichen, daß das Mädchen aus der Kindheit in das reife Alter tritt, wird dasselbe von allem Umgang mit den Bewohnern der Hütte abgesondert und ist während dieser Uebergangsperiode unrein. Die Hängematte der angehenden Jungfrau wird von ihrem bisherigen Platze genommen und in die äußerste Kuppelspitze der Hütte gehängt, wo die Aermste dem ganzen Rauche, der jetzt wo möglich noch vermehrt wird, ausgesetzt ist. In der ersten Zeit darf sie während des Tages die Hängematte nicht verlassen, nur während der Nacht muß sie aus dieser herabkommen, sich an ein selbst angezündetes Feuer setzen und die Nacht an diesem zubringen, sonst bekommt sie eine Menge schlimmer Geschwüre am Halse, einen Kropf u. s. w. So lange die auffallendsten Symptome des physischen Ueberganges anhalten, bleibt sie dem strengsten Fasten unterworfen, haben diese jedoch nachgelassen, dann darf sie aus der Höhe herabsteigen und einen kleinen Verschlag beziehen, der zu diesem Zweck in dem dunkelsten Winkel der Hütte für sie gemacht ist. Am Morgen muß sie sich in einem eigenen Topfe, an einem besonderen Feuer, ihren Kassavemehlbrei kochen, der während der ganzen Absonderung ihre einzige Nahrung bildet, bis nach etwa zehn Tagen der „Piai" d. i. der Zauberpriester erscheint, sie und alles, womit sie in Berührung gekommen, entzaubert, indem er das Mädchen und die wertvolleren Sachen unter Murmeln anbläst. Trinkschalen und Töpfe, die dasselbe gebraucht, werden zerschlagen und die Scherben vergraben. Darauf wartet des Mädchens eine schmerzhafte Probe. Es muß sich nämlich nach der Rückkehr aus seinem ersten Bade

während der Nacht auf einen Stuhl oder Stein stellen, wo es von der Mutter mit dünnen Ruten bis aufs Blut gegeißelt wird, ohne einen Schmerzensschrei dabei ausstoßen zu dürfen, welcher die schlafenden Bewohner der Hütte aufwecken könnte; ein Ereignis das nur Gefahr für ihr künftiges Wohl zur Folge haben würde. Bei der zweiten Periode findet diese Geißelung wieder statt, später aber nicht mehr. Das Mädchen darf sodann wieder unter den Bewohnern erscheinen, es ist rein, und wenn es bereits versprochen sein sollte, erscheint der Bräutigam am folgenden Tage in der Hütte und führt die junge Frau heim, was bei keinem Indianerstamme vor Eintritt der Mannbarkeit geschieht.

Der Eintritt der Knaben in die Reihe der Männer erfolgt auch nicht leicht; sie müssen zuvor mehreren Prüfungen sich unterwerfen, um ihre Kraft und männliche Würde zu beweisen. Die Prüfungen bestehen meist in schmerzhaften Wunden, die mit den Hauern des wilden Schweines oder der Schnabelspitze des Tukans auf Brust und Armen beigebracht werden. Erträgt der Knabe dieses ohne eine Miene zu verziehen, oder den Schmerz durch irgend ein äußeres Zeichen zu verraten, so darf er sich fortan unter die Männer reihen. Vermag er jedoch noch nicht die Aeußerung des Schmerzes durch die Kraft des Willens zu unterdrücken, so tritt er wieder in sein altes Verhältnis zurück, bis spätere Proben eine gesteigerte Willenskraft bekunden. Bei den Makuschi und Wapischiana haben sich die zur Mannbarkeit gelangten Knaben, so wie auch die Mädchen außerdem noch einer äußerst schmerzhaften Operation zu unterwerfen, die in der Regel kurz vor Beginn eines der größeren Trinkfeste bei ihnen vorgenommen wird. Der Piaï der Niederlassung hat zu diesem Behuf ein viereckiges, aus den feingeschnittenen Stengeln der Calathea netzartig in einander geflochtenes, etwa 30 cm im Durchmesser haltendes Instrument in der Hand, in dessen engen Maschen wohl an 60—80 große, aufs heftigste beißende Ameisen eingezwängt sind, so daß ihre, mit langen Zangen bewaffneten Köpfe auf der einen Seite sich befinden, während auf der andren ihre Leiber herabhängen. Zuerst müssen die Knaben der Operation sich unterwerfen, und werden nacheinander dem Piaï vorgeführt. Dieser sprudelt dreimal Paiwari aus seinem Mund auf die ohnedies gereizten Ameisen, um sie noch wütender zu machen, und drückt dann das Instrument mit der Seite, auf der sich die Köpfe der Ameisen befinden, auf den bloßen Körper des Knaben, es so lange darauf ruhen lassend, bis die wütenden Tiere in das Fleisch sich eingebissen haben, eine Operation, die bei der Menge der großen Ameisen im höchsten Grade schmerzhaft sein muß, da schon der Biß einer einzigen Anschwellungen und heftige Schmerzen beim Menschen zur Folge hat. In dieser Art werden Arme, Brust, Unterleib, Rücken, Hinterteil, Schenkel und Waden der bedauernswerten Opfer den furchtbaren Bissen der wütenden Ameisen ausgesetzt, und der Knabe darf dabei seine Miene nicht verziehen, nicht den geringsten Schmerzenslaut ausstoßen.

Noch um vieles schlimmer ist diese Operation für die Mädchen. In aller Ruhe müssen sie die Bisse der gereizten Ameisen am Busen und andern Teilen ihres Körpers aushalten, und Appun zählte nicht weniger als 22 Mal, daß der Piaï das Marterinstrument an verschiedene Körperstellen eines einzigen Mädchens drückte. Der geringste Schmerzenslaut, die schmerzhafte Verzerrung des Gesichtes macht das unglückliche Opfer unfähig in den Verein der Aelteren aufgenommen zu werden, es muß sich bei späteren Trinkfesten, und zwar so oft dieser Operation unterwerfen, bis es dieselbe standhaft, ohne das mindeste Anzeichen von Schmerz, ertragen kann.

Der Eintritt der Pubertät erfolgt wie erwähnt, sehr frühzeitig, so daß man mitunter Frauen sehen kann, die kaum dreizehn Jahre zählen und doch schon zwei Kinder haben. Die Verheiratungen werden nirgends durch religiöse Zeremonien geweiht, und meist schon in der früheften Jugend von den Eltern beschlossen, in welchem Falle der junge Mann verpflichtet ist seinen künftigen Schwiegereltern bis zur Reife seiner Braut zu dienen. Eine solche Verlobung ist jedoch keineswegs bindend und kann bis zur Reife des Mädchens zu jeder Zeit von einem der beiden Teile rückgängig gemacht werden. In der Brautzeit macht der junge Mann seiner Braut allerlei Geschenke von Perlen, Jagdbeute ꝛc., ist sie jedoch sein Weib geworden, dann führt er sie nach seiner Hütte und sie ist fortan seinem Willen unterworfen. Nach der Geburt eines Kindes, welche stets eine so leichte ist, daß die Mütter bereits am nächsten Tage wieder ihre häuslichen Verrichtungen aufzunehmen pflegen, greift die bei allen Indianern des tropischen Südamerika herrschende Sitte des „männlichen Wochenbettes" oder der „Kouvade" platz; d. h. es ist dem Manne nicht erlaubt während einiger Wochen sich weit von der Hütte zu entfernen, auf die Jagd zu gehen, eine Flinte abzuschießen, Bäume zu fällen u. s. w. Meist bringt

er diese Zeit in seiner Hängematte zu, in welcher er es sich wohlgeschehen läßt. Wenn nun Appun diese abergläubische Sitte auf eine einfache Erfindung der Weiber zurückführen will, damit die Männer sie nicht während dieser Zeit mit allzuviel Arbeit belästigen, so übersieht er völlig die weite Verbreitung des Männerkindbettes und die verschiedenen Formen, unter welchen es auftritt, sowie seinen Zusammenhang mit dem herrschenden Gesellschaftssystem.

Die Stammangehörigkeit wird nämlich bei den Indianern nie vom Vater, sondern stets nur von der Mutter hergeleitet, das Kind einer Makuschiindianerin und eines Wapischiana wird zu den Makuschi gezählt. Der Onkel väterlicherseits darf nicht seine Nichte heiraten, da dies als der den Geschwistern nächste Verwandtschaftsgrad angesehen und dieser, gleich dem Vater „Papa" genannt wird; dagegen ist jedem erlaubt, sich mit der Tochter seiner Schwester, der Frau seines verstorbenen Bruders oder seiner Stiefmutter nach dem Tode des Vaters zu verbinden. Nach diesem Rechte der Stammansprüche richtet sich auch das Erbrecht. Die Söhne der Töchter des Häuptlings haben das Erbfolgerecht auf die Würde des Großvaters, nicht die Söhne des Häuptlings, obgleich keineswegs streng auf eine solche Erbfolge gehalten wird, da bei dem Tode des Häuptlings jeder, der Kräfte und Fähigkeiten zu dieser Würde in sich fühlt, als Prätendent auftreten kann, ohne daß sich dadurch die Familie des früheren Herrschers in ihren Rechten gekränkt oder zur Rache aufgefordert fühlte.

Keulen, Körbe, Federschmuck, Köcher und Maraka der Indianer in Guyana.

Die Niederlassungen der Mitglieder eines Stammes bestehen meist aus 6—10 Hütten, denen ein gemeinsamer Häuptling vorsteht, dessen Ansehen jedoch nur während ausgebrochenen Kämpfen mit andern Stämmen in voller Ausdehnung anerkannt wird. Macht und Einfluß wird hier nicht allein durch Würde und Stellung begründet, sondern bestimmt sich hauptsächlich nach dem Grade der körperlichen Stärke und des Unternehmungsgeistes. Als die zweite Hauptperson jedes Dorfes, nach dem Häuptling, wird der „Piaï" (Piatsang, Piache) angesehen, welcher Zauberer und Arzt zugleich ist. Die Warrau betrachten diese Piaï mit um so größerer Achtung und Scheu, weil sich damit der Stolz ihres Stammes verbindet, indem sie glauben, daß ihre Zauberer und Aerzte mächtiger, als die andrer Indianerstämme seien. Unter allen Sterblichen ist nur dem Piaï oder Zauberer allein die Macht gegeben, durch seine geheimnis-

volle Kunst den verderblichen Einflüssen der bösen Geister entgegenzuarbeiten oder dieselben zu entfernen. Jede Niederlassung besitzt nur einen solchen Zauberer, der tief in die Kunst der dämonischen Welt eingeweiht, gleichsam in beständigem Rapport mit ihr steht, sie von sich abhängig und zur Sklavin seiner Beschwörungsformeln macht. Der Piaï ist also Priester, Arzt und Zauberer zugleich, ein mächtiges, gefürchtetes Wesen, in dessen Hand es liegt, ob er den Verfolgungen der dienstbaren Geister freien Lauf lassen oder gegen ihre Einwirkungen Schutz verleihen will.

Das Wort Piaï ist eines jener wenigen welches fast alle Stämme Guyanas gebrauchen, was zu der Ansicht führt daß diese Würde von einem Stamme ausgegangen und nach und nach von den übrigen adoptiert worden ist. Bei keinem einzigen Piaï findet man einen höheren Bildungsgrad, eine tiefere medizinische Kenntnis, und ihre ganze Thätigkeit besteht nur in wilden, rohen Exorcismen, mit Anspucken, Streichen, Drücken und Beräuchern des krankhaften Teils, im Ausstoßen unverständlicher Worte, in der Fertigkeit sich durch Genuß narkotischer Pulver in eine Art wilder Ekstase zu versetzen, besonders aber in der Kunst des Bauchredens. Besitzen sie auch einige Pflanzenkenntnis insofern als sie alle Pflanzen mit eigentümlichen Namen nennen und deren hervorstechende Eigenschaften kennen, so scheint dieses Wissen doch in keiner Weise durch die fortschreitende Zeit befördert, sondern nur als toter Schatz vom Vater auf den Sohn fortgeerbt worden zu sein. Hat der Piaï nicht eigene Söhne, so wählt er sich unter den Knaben des Dorfes den verschlagensten aus und führt ihn in die entlegensten Teile des Waldes, wo er ihn nach und nach mit der Technik seiner zukünftigen Würde bekannt macht, bis er diese nach Verlauf einiger Jahre vollkommen in sich aufgenommen. Der bis dahin aus der Gesellschaft Verschwundene erscheint nun als gelehrter Arzt u. s. w. in der Mitte seiner Stammgenossen, mehr einem Gerippe, als einem Menschen ähnlich. Eine Brühe aus Tabaksblättern ist im Beisein andrer sein Trank, ein Stückchen Kassadebrot seine Nahrung. Während seiner Lehrzeit darf er nicht in Berührung mit Europäern kommen, wodurch er für immer den Einfluß auf die Dämonenwelt verlieren würde. Ist die Lehrzeit überstanden, so reicht ihm sein Lehrherr die mystische Zauberklapper („Maraka"), vor deren Macht sich jeder böse Geist beugen muß, worauf der Meister von den Eltern und Verwandten ansehnliche Geschenke erhält. Kein äußeres Zeichen bekundet die Würde, nur der düstere finstere Blick, das einsame, abgeschlossene Leben und die asketische Strenge verrät den Piaï. In den Versammlungen, sowie bei den Tänzen, haben sie den Vorsitz und sind mit ihrer Maraka die Anführer des Tanzzuges. Ihrem Willen ist das ganze Dorf unterworfen und besonders groß scheint ihr Einfluß auf das weibliche Geschlecht zu sein, weßhalb ihre Frauen immer die schönsten des ganzen Dorfes sind, ohne daß sie dabei die übrigen unbeachtet lassen. So undurchdringlich aber auch der Nimbus ist, mit welchem die Piaï bei ihren Stammgenossen sich zu umgeben wissen, scheuen sie sich doch vor dem Europäer — noch mehr aber vor den Missionären — da ihnen ihr Bewußtsein wohl nicht mit Unrecht sagt daß sie von diesen durchschaut werden. Fragt man daher in einer Niederlassung nach dem Piaï, so erhält man stets die Antwort daß keiner vorhanden sei, und nur der Zufall macht den Fremden mit dieser gefürchteten Persönlichkeit bekannt.

In ihren religiösen Ueberzeugungen stimmen fast alle übrigens im höchsten Grade abergläubischen Stämme von Guyana der Hauptsache nach überein. Der Schöpfer der Welt und der Menschen ist für sie ein unendlich erhabenes Wesen, dessen Thätigkeit aber durch die Regelung und Erhaltung der Welt so in Anspruch genommen wird, daß er für einzelne Menschen speziell nicht Sorge tragen kann. Milde, Wohlwollen und Gefallen an seinen Geschöpfen sind die Haupteigenschaften dieses höchsten Wesens; jeder verderbliche Einfluß, der die Ruhe und das Glück seiner Geschöpfe unterbricht, Krankheit, Tod, Hungersnot, überhaupt jedes Unglück des Lebens, kann auf dasselbe nicht zurückgeführt werden und muß demnach bei der schroffen Scheidung des Guten und des Bösen, des

Glückes und des Uebels eine andre Quelle haben. Diese Quelle alles Uebels und alles Bösen ist eine Schar untergeordneter Wesen, deren einzige Freude darin besteht, Unglück, Streit, Haß und Krankheit über das Geschlecht der Menschen zu verhängen. Da das Gute aber nur eins ist und wenn es sich auch in verschiedenen Formen kundgiebt, doch in einem allgemeinen Wohlgefühl vereinigt, existiert auch bloß ein gutes Wesen, der Urquell der Schöpfung und aller Glückseligkeit. Anders dagegen verhält es sich mit dem Bösen; verschiedenartig in seinen Aeußerungen und in der Unterbrechung der Ruhe stets getrennt und vereinzelt erscheinend, kann dasselbe nicht der Ausfluß einer Macht, sondern muß die Wirkung mannigfaltiger Kräfte böser Geister sein. Diese den Menschen feindseligen Wesen, die Urheber aller Krankheiten und jedes Ungemachs, diese schadenfrohen Geister, deren Freude die Qual der Sterblichen ist, heißen bei den Warrau und Arawaken „Yawahu" bei den Arekuna „Hori" und bei den Makuschi „Hori-uch", während der gute Geist bei den Warrau den Namen „Kwarisabarotis" bei der Arawaken „Kururumanni", den Kariben „Tamusikabie", den Atorai „Wiimiri" und bei den Makuschi, Arekuna und Akawai „Makunaima" oder „Tamaosi" führt.

In der Dämonologie der Akawai, Makuschi, Arekuna, Wapischiana und Arawaken spielt der „Kanaima" eine ganz besondere Rolle. Er scheint aber nicht nur die persönlich gewordene Rachgier des Menschen, sondern überhaupt der Urheber und Grund alles Bösen zu sein, ohne sich doch wieder als ein bestimmter persönlicher Dämon kund zu geben; kurz es ist ein Proteus ohne feste Gestalt und bestimmten Begriff. Das Wort hat eine vielfache Bedeutung, vorzüglich bedeutet es ein von allen Indianern gefürchtetes, dem Menschen überaus feindliches Wesen, das gleich dem Vampyr bei Nacht herumschleicht um seine Opfer auf hinterlistige Weise zu überfallen und in der grausamsten Art zu morden. Deshalb ist auch jedes Gift, mit Ausnahme des Urari, Kanaima, ein Name den auch jedes Individuum erhält, von dem man weiß, daß es in seinem Rechte gekränkt worden ist, und welches daher als Bluträcher auftritt. Wer und was Kanaima sei, konnten Hrn. Appun die Makuschi selbst nicht sagen, wohl aber erklärten sie jeden Todesfall für seine Wirkung, sein Thun. Aus all den verworrenen Begriffen schien nur so viel hervorzugehen, daß die Art und Weise wie der Indianer seine Rache befriedigt, indem er niemals offen Auge in Auge seinem Beleidiger entgegentritt, sondern diesen aus dem Hinterhalt überfällt, auf Wegen der List seinen Rachedurst zu sättigen sucht, die wesentlichste Schöpferin jenes Trugbildes ist, das dem Indianer unabläßig als drückender Alp auf allen seinen Wegen, in all seinem Thun begleitet, vor dem er seine Hütte bei anbrechendem Abend verrammelt, und dessen Nahen er in jedem ungewöhnlichen nächtlichen Geräusch zu erkennen glaubt. (Siehe darüber: Ausland 1869, S. 303—304.)

Der Glaube an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, an ein Leben in ungetrübter Glückseligkeit und fortwährendem Genusse jenseits der Erde, ist allgemein verbreitet, wobei sie jedoch Guten und Bösen einen und denselben Aufenthalt anweisen.

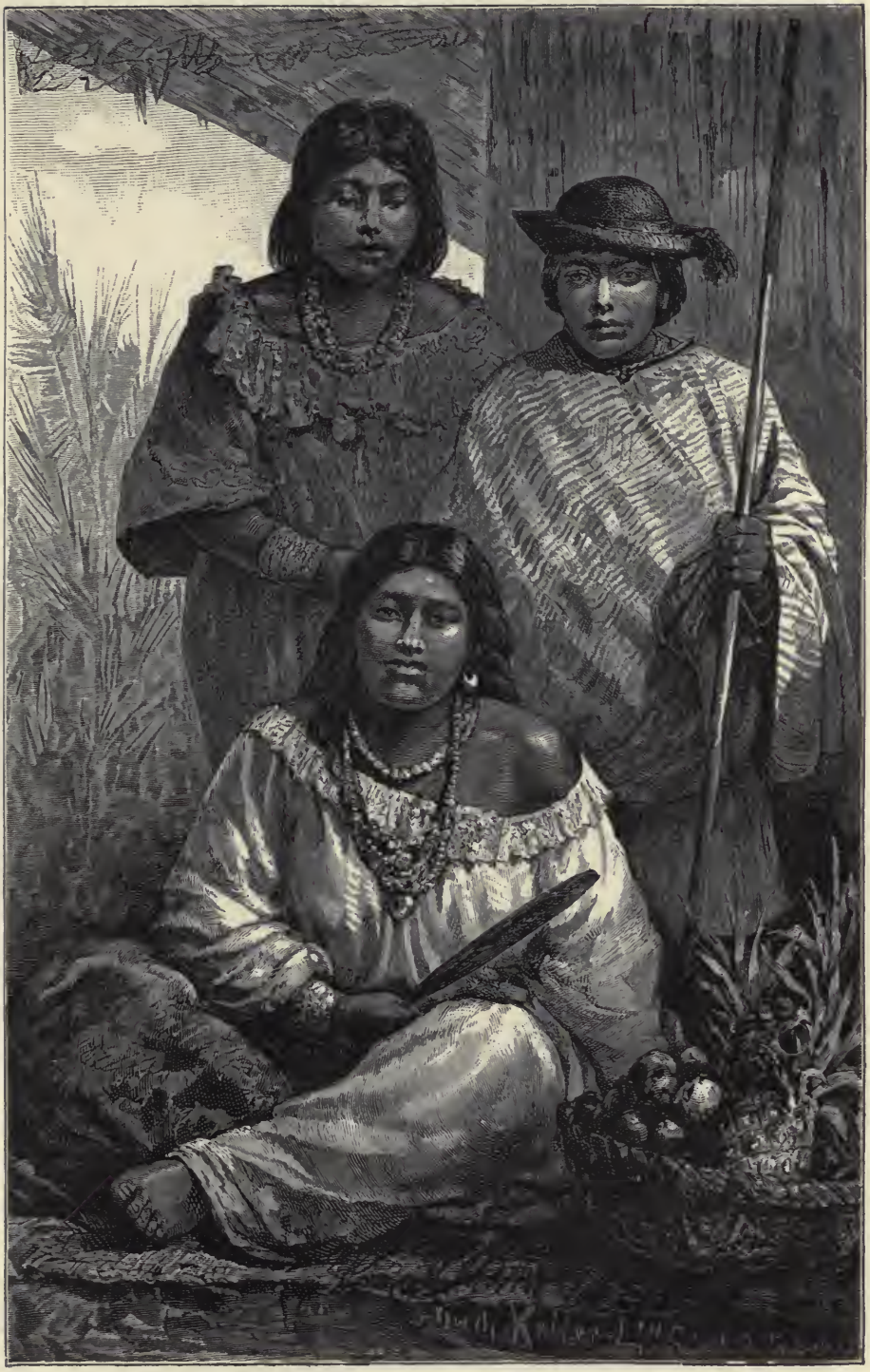
Die Toten werden, meist in Hängematten eingewickelt und in sitzender Stellung begraben, wobei alle Habseligkeiten und Waffen derselben, sowie Brot, Früchte und getrocknete Fische um die Leiche herumgelegt werden. Mit dem Begräbnis sind bei allen Stämmen gewisse Zeremonien verknüpft und auch eine Totentrauer während einer bestimmten Zeit ist allgemein üblich.

Eine Ausnahmsstellung nehmen unter den hier geschilderten Völkern in mancher Hinsicht die Goajiro oder Guajira ein, die auf der gleichnamigen Halbinsel an der Nordwestgrenze Venezuelas von der Westküste des Golfs von Maracaybo bis zum Rio de la Hacha in Kolumbien, von 11—12° n. Br. wohnen. Umringt von allen Seiten von sogenannten zivilisierten Völkern, hat dieser Indianerstamm seine Selbständigkeit zu wahren und den wohlverdienten

Ruf der Grausamkeit zu erhalten gewußt, ein Stamm, der in vielen Beziehungen den Apatschen und Komantschen von Neumexiko, den Araukanern und Pehuentschen von Chile und den Guaykuru und Guarani am Paraná zur Seite gestellt werden kann. Nach Tetens sind die Goajiro meist große, 1,80 Meter hohe Leute mit kastanienbrauner Gesichtsfarbe und schwarzem schlichtem Haar. Sie stehen in dem Rufe, ganz besonders alt zu werden. Während alle übrigen Küstenstämme jetzt die spanische Sprache angenommen haben, sind die Goajiro auch in dieser Hinsicht unabhängig geblieben und haben sich ihre Sprache erhalten. (Ueber dieselbe siehe: E. Uricoechea, Gramatica, catecismo i vocabulario de la lengua goajira por Rafael Celedon. Paris 1878. 8°.) Die Goajiro sind die entschiedensten Feinde eines jeden andern Volkes, gestatten niemandem den Eintritt in ihr Land, und leben, besonders mit ihren Nachbarn, den Venezuelanern, in beständigen Zwistigkeiten. Sie ähneln, nächst der Grausamkeit, den vorerwähnten Indianern darin, daß sie wie diese im Besitz ausgezeichneter Pferde sind, welche sie vortrefflich zu reiten wissen, während die andern Indianerstämme Südamerikas vom Reiten nicht das mindeste verstehen, den meisten derselben sogar die Pferde völlig unbekannt sind. Sie sind im Besitz zahlreicher Rindviehheerden, deren Fleisch, wie das der Fische, welche in ungeheurer Menge den Golf von Maracaybo beleben, den Hauptbestandteil ihrer Nahrung bilden. Sie treiben wenig Ackerbau, und ihr ödes, sandiges Küstenland ist allerdings wenig geeignet, ihnen ein reges Interesse für Feldbau einzuflößen. Um Brot essen und ihr Lieblingsgetränk Kassiri trinken zu können, pflanzen sie Kassave, Bataten, etwas Mais, sowie Bananen, jedoch reicht dies kaum für ihren Bedarf aus und sie sind gezwungen, durch Tauschgeschäfte mit den Venezuelanern die ihnen fehlende vegetabilische Nahrung sich zu verschaffen.

Die brasilianischen Stämme.

Das Gebiet, welches von den beiden Strömen Amazonas und Paraguay eingeschlossen wird und nebstdem im Nordwesten an den 4° n. Br. und den 54° w. L. hinanreicht, also so recht eigentlich das Innere von Brasilien, wird von einer bis jetzt nicht genau ermittelten Zahl von Indianern — man schätzt sie auf etwa anderthalb Millionen Köpfe — bewohnt, unter welchen man ihrer Gesittungsstufe, wie fast überall in Amerika, ansässige, sogenannte Indios ladinos oder mansos und unabhängige, wilde Indios selvajes unterscheiden kann. Am häufigsten trifft man die „zahmen" Indianer, die übrigens ihrer notorisch geringen Menge halber nicht weiter ins Gewicht fallen, an den Orten der ehemaligen Missionen, wo bald nach der Entdeckung des Landes Ordensgeistliche sich angesiedelt und die Bekehrung der Wilden zur Aufgabe gestellt hatten. Die ansässigen Indianer haben sich vielfach mit andern Rassen vermischt und deshalb auch manches von ihrer Eigenart aufgegeben; man trifft sie am untern



Goajiroindianer.

Amazonas, wo sie in einem Zustande von Halbkultur die Masse der Gesamtbevölkerung bilden und wo man überall auch dem vermischten Indianer und seinen Abkömmlingen in mancherlei Abstufungen als einem wesentlichen Teil der niedrigen Volksklasse begegnet, als Fischer, Jäger, Tagelöhner des Pflanzers, als Diener im Haushalte, Gehilfen im Handwerke, als Soldaten, Arbeiter in öffentlichen Werkstätten, am häufigsten aber als Schiffer auf den Fahrzeugen, die den Handel mit dem Innern vermitteln.

Die sogenannten Indios mansos oder da costa auf dem Küstenlande zwischen Bahia und Rio de Janeiro kommen als reine, unvermischte Rasse kaum noch in irgendeiner größern Gemeinschaft vor. Die sonst zahlreichen „Aldeas" (Dörfer, Ansiedlungen, eigentlich Lagerstätten, Bivuak) derselben sind entweder erloschen und verlassen oder in Ortschaften mit gemischt portugiesischer Bevölkerung übergegangen. Die Kriege der Portugiesen mit Holländern und Franzosen, vornehmlich aber der Mißbrauch der Indianer zu gezwungener, ja Sklavenarbeit nach Vertreibung der Jesuiten, ihrer väterlichen Beschützer, haben bewirkt, daß diese ehemaligen Herren des Küstenlandes zwischen den gegenwärtigen verschwinden. Lange Zeit wurden in Brasilien alle Gesetze zum Schutze der Indianer fast gänzlich ignoriert, mehr als je bediente man sich da der roten Menschen als Sklaven. Lange machte man in fast allen Teilen von Südamerika förmlich Jagd auf die Eingebornen und verhandelte sie auf öffentlichen Märkten. Die katholische Geistlichkeit war es zuerst, welche ihre Stimme gegen solches Treiben erhob und sich alsbald thatsächlich zum Beschützer der Eingebornen aufwarf. Wenn in der Gegenwart fast überall in Südamerika der Indianer, soweit er zu der Kultur überhaupt in Beziehung getreten ist, in den Banden des Klerus gefangen liegt, dessen Aufführung unsern Begriffen nach weit entfernt ist eine tadellose zu sein, so ist dies nur die notwendige Folge der wohlwollenden Haltung, welche die Geistlichkeit dem roten Manne gegenüber von Anbeginn bis heute angenommen hat. Wir dürfen uns der Einsicht nicht verschließen, daß auch jetzt im gesamten lateinischen Amerika nur der Priester der alleinige wahre Freund und Beschützer des Indianers ist, auf dessen Ausbeutung, Hintansetzung, womöglich Unterdrückung und Vernichtung alle weltlichen Gewalten es abgesehen haben. Damit soll gegen die letztern nicht der leiseste Vorwurf ausgesprochen sein; denn möglicherweise, in vielen Fällen ganz gewiß, wird der Zivilisation mehr mit der barbarischen Ausrottung als der humanen Erhaltung der Eingebornen gedient. Wir wollten nur ein unbestreitbar vorhandenes Phänomen im Kulturleben des lateinischen Amerika erklären und beleuchten.

Was über den Zustand dieser ansässigen Indianer berichtet wird, klingt weder aufmunternd noch sonst wie erfreulich. In der Zivilisation haben alle diese zum Christentume übergeführten Indianer in Brasilien sehr wenig Fortschritte gemacht, indem sie sich sehr abgeschlossen halten und jede Berührung oder Verbindung mit den gebildeten Rassen zu vermeiden streben. Ein instinktmäßiges Gefühl läßt die Naturvölker richtig ahnen, daß der Kontakt mit den Weißen für ihren Stamm tod- und verderbenbringend sei. Indeß ist kein Zweifel, daß die Indios mansos auch ohnedies dahinsterben, verschwinden werden, denn in ihrem jetzigen Zustande bilden sie das durchaus passive Element der Bevölkerung, welches immer mehr an Bedeutung für das Ganze abnimmt. Ich gestehe meinesteils, was die Zivilisationsfähigkeit der brasilianischen Indianer anbelangt, trotz der Argumente, welche der verdienstvolle Woldemar Schultz (Natur- und Kulturstudien und seine Bewohner. Dresden 1868. 8°.) dafür vorgebracht hat, ein arger Skeptiker zu sein, und es erscheint mir durchaus fraglich, ob die behufs Zivilisirung der Indianer entwickelte Missionsthätigkeit von irgendwelchem praktischen Nutzen sei. Man knüpft an dieselbe Erwartungen, welche der Völkerkundige nicht ohne Lächeln vernehmen kann, denn er weiß, daß sie einfach unerfüllbar sind. Wenn die bisher von den christlich gewordenen Indianern gemachten Kulturfortschritte sehr gering sind, so ist dies nicht gerade Schuld der Missionsthätigkeit, sondern sehr natürlich; denn nur überaus langsam entwinden sich Naturvölker den untern Gesittungsstufen. Ich leugne nicht absolut die Möglichkeit, daß einzelne Stämme einen höhern Kulturgrad erreichen können; was ich leugne und nach den Erfahrungen der Völkerkunde leugnen muß, ist, daß ein solcher Fortschritt in einer irgendwie berechenbaren Frist sich vollziehen könne. Will man ernstlich die Hebung der Indianer, dann muß man sich in Geduld fassen und sich mit Zeiträumen vertraut machen, die jedenfalls nach Jahrhunderten zählen. Ob aber bis dahin von den Eingebornen noch

etwas übrig bleibt, dies ist eine andere Frage. Der Kampf ums Dasein — denn darum handelt es sich — bemerkt sehr treffend F. Keller-Leuzinger, welcher lange Jahre unter den Eingebornen Brasiliens verlebte und ein sehr genauer Beobachter ihrer Zustände ist, „wird dort allerdings nicht mehr, oder nicht mehr ausschließlich, mit Feuer und Schwert, mit direkt todbringenden Waffen geführt, wie zur Zeit der Konquista — o nein! — humanere Prinzipien haben sich auch da Geltung zu verschaffen gewußt, und kein Atahualpa wird mehr schnöden Goldes halber ex officio langsam zu Tode gemartert; man schützt die finster blickende Rothaut so viel man kann, und in Brasilien wenigstens sind schon der auf beiden Seiten mangelnden Energie halber die Scheußlichkeiten der modernen Indianerkriege Nordamerikas eine Unmöglichkeit, aber zu Grunde geht sie doch, die Rothaut! Man nimmt ihr den Wald, ihre Heimat, ihre alt hergebrachte Lebensweise, ihr sittliches Bewußtsein, ihre Götter, ihre ganze Thatkraft und damit auch die Fähigkeit überhaupt zu existieren. Es bedarf wirklich kaum noch der wie speziell für sie geschaffenen Segnungen unsrer Kultur, des Feuerwassers und kontagiöser Krankheiten, um ihr den Gnadenstoß zu versetzen: das schneidige Werkzeug womit der weiße Ansiedler die Riesen des Urwaldes zu Fall bringt, hat auch ihren Lebensfaden jäh durchhauen! Im Kampfe mit der begabteren weißen Schwesterrasse muß sie unterliegen!" (Allg. Zeitung vom 28. März 1877.) Es fängt heute freilich an Mode zu werden — ich weiß es — diese giftige Wirkung der europäischen Zivilisation auf manche Naturvölker zu leugnen, ja denselben die schleunige Annahme derselben als einziges Heilmittel zu empfehlen, als ob sich das nur so im Handumdrehen machen ließe. Einstweilen aber erhalten wir fast alljährlich Kunde von dem Aussterben des einen oder des andern Stammes. Die Wahrheit ist: nicht alle Völker verhalten sich unserer Gesittung gegenüber in der nämlichen Weise. Der Indianer Mittelamerikas und der Hochflächen in der Andenkette ist so widerstandsfähig, daß er, nicht das Europäertum, in diesem Wettkampfe Sieger bleibt. Die Rothaut Nordamerikas und der Waldmensch Brasiliens aber, auch der zum Reiter gewordene Indianer der Pampas, sie gehen unabwendbar dahin.

Die eigentlichen Wilden und noch gänzlich unabhängigen Indianer Brasiliens zerfallen in eine außerordentlich große Zahl von verschiedenen Völkern, Stämmen und Horden, deren mehr als 250 vorhanden sein sollen, von welchen ich natürlich bloß die wichtigsten erwähnen werde. Wenn auch im allgemeinen ihr Aussehen nicht allzusehr von einander abweicht, so zeigen sie doch desto größere Verschiedenheiten in der Sprache, sowie in Sitten und Gewohnheiten. Eine kurze gedrungene Gestalt, ein breites Antlitz mit flach zurücktretender Stirn, etwas schräg nach außen gezogenen Augen, vorspringenden Backenknochen, eingesunkener Nase und stark entwickeltem Unterkiefer — diese Merkmale tragen sie fast alle mehr oder weniger an sich. Indes darf den einzelnen Horden und Stämmen eine durchgreifend und gleichmäßig herrschende Körper- und Gesichtsbildung doch nur mit großer Einschränkung zugestanden werden. Die Sprache ist eine unbeholfene und höchst einfache; wenigstens entbehrt sie aller grammatikalischen Ausbildung. (O. Canstatt, Brasilien. Land und Leute. Berlin 1877. 8°. S. 77.) Keinem Forscher ist es noch gelungen, den Zusammenhang von den Hunderten von verschiedenen Dialekten zu ergründen, obgleich man gerade versucht hat, nach der Aehnlichkeit und Sprachverwandtschaft die brasilianischen Indianer in mehrere Klassen zu gruppieren. Fremdartig, unvermittelt steht sich heute noch das ganze physische und geistige Wesen von zwei großen scharf getrennten Gruppen von Indianerfamilien gegenüber, als deren Hauptrepräsentanten und Prototyp F. Keller-Leuzinger einerseits die Tupi-Guarani, andererseits die Koroado der Südprovinzen betrachtet. Die Sprachvergleichung auf lexikalischer Grundlage hat allerdings Karl von Martius, der wohl für alles, was die Indianer Brasiliens betrifft, als die erste Autorität angesehen werden

muß, zur Unterscheidung von Sprachgruppen geführt, insoferne mehrere der größeren Gemeinschaften sich im Besitze verwandter Dialekte befinden und mit mehr oder weniger Leichtigkeit sich untereinander verständlich machen können. In Ermanglung anderweitiger Hilfsmittel zu einer ethnographischen Klassifikation darf man, um in das Chaos einige Uebersichtlichkeit zu bringen, solche Komplexe von größeren Gesellschaften wohl als ein Volk oder einen Stamm bezeichnen, wenn man sich dabei nur bewußt bleibt, daß über den historischen Grund, die gemeinsame Abstammung, es an allen zuverlässigen Nachrichten fehlt. Nach derartigen Untersuchungen hat v. Martius (Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens. Leipzig 1877. 8°. 2 Bde.) acht solcher Völker- oder Sprachengruppen in Brasilien unterschieden. Es sind dies die Tupi, die Gês (spr. Schehs) oder Kran, die Gayataká, die Kren oder Gueren, die Guck oder Koko, die Parexi oder Pareci, die Guaykurú oder Lengoás und die uns schon bekannten Aruak oder Arawaken, von denen jedoch die beiden letzteren im Gebiete von Brasilien nur mit einem kleinen Teile ihrer Mitglieder vertreten sind und der Hauptmasse nach außerhalb der Grenzen dieses Reiches wohnen.

Aus geographischen Rücksichten fassen wir zuvörderst die am weitesten gegen Norden, am Amazonas selbst und größtenteils nördlich von diesem Strome bis zum Orinoko hausende Gruppe von Stämmen ins Auge, die sehr wahrscheinlich als Stammgenossen der im früheren Abschnitt geschilderten Indianer Guyanas anzusehen sind, und mit welchen wiederum zahlreiche Horden in sprachverwandtschaftlicher Beziehung stehen, die im Amazonasthale bis zur Westgrenze Brasiliens und im Süden desselben tief im Innern bis nach Moxos und vielleicht bis nach Paraguay hinein gefunden werden. Einen gemeinsamen Namen für diese verwandten Horden giebt es nicht, v. Martius hat ihnen aber den der Guck oder Koko erteilt. Er faßt darunter alle Stämme zusammen, welche mit Guck, Guccuh, Cuck, Coco den Oheim bezeichnen. Der Oheim genießt nämlich beim Südamerikaner in der Familie ein sehr hohes Ansehen, doch ist darunter bei den Guckvölkern nur des Vaters Bruder zu verstehen, nicht der Mutterbruder, welcher in manchen Teilen Afrikas und Asiens deswegen verehrt wird, weil er bei dem lockeren Geschlechtsumgang als der einzige sichere männliche Verwandte der Kinder sich erkennen läßt, weshalb auch ein Neffenerbrecht gilt. Bei den Guckhorden dagegen, die das Neffenerbrecht nicht kennen, stützt sich das Ansehen des Vatersbruder darauf, daß er wie bei den Juden die Witwe des Bruders heiraten muß, was auch bei den Tupi als Familienpflicht gilt. Nach einer Sprachvergleichungstafel v. Martius' gehören zu den Guck manche Stämme, die wir schon unter den Indianern Guyanas aufgezählt und als Verwandte der Kariben dargestellt haben; so z. B. die Arekuna, Makuschi, Tamanaken und Paravilhana. Da aber die Kariben selbst linguistisch zu den Guck zu rechnen sind, so hat diese Doppelstellung gerade nichts Auffälliges. Dagegen finden wir auf v. Martius' Liste auch die Mayoruna und Moxo, welche wir schon bei den Andesinern kennen lernten, zu denen sie andere Autoritäten stellen. Die Wahrheit ist, daß eine außerordentliche Vermischung ver-

schiedener Volkselemente, namentlich am Amazonas sich findet, welche in ganz Brasilien eine wahrhaft babylonische Sprachverwirrung herbeigeführt hat, so daß eine Gruppierung nach Abkunft und Verwandtschaft als eine geradezu unlösliche Aufgabe erscheint. Aus diesen Gründen ist es auch nicht thunlich, eine allgemeine, auf alle zu den Guck gezählten Indianer passende Charakteristik dieser Völker- oder Sprachengruppe zu entwerfen; sie erscheinen vielmehr äußerst verschieden in Körperbildung, Lebensweise und Sitten.

Tecuna-Indianerin.

Bekanntere Stämme oder Horden der Guckfamilie sind u. a.: die Kayriri oder Kiriri, in einzelnen Banden auch Sabojá, Pimenteiras und mit andern Namen benannt, deren Reste gegenwärtig teils in einer Art Halbkultur, teils in zusammen noch etwa 3000 Köpfe starken Banden ohne feste Sitze und ohne Beaufsichtigung der brasilianischen Regierung vorzugsweise auf den Gebirgen der Provinz Pernambuco umherschweifen. Die Araikú am Tocantins und mittleren Amazonas; die Manáo, die sich „Ore Manáos“, d. h. wir die Manao nennen, was an die übliche Unterschrift der Könige und Königinnen von Spanien: Yo la reyna, ich, die Königin, erinnert. Diese Manao haben Aussicht, sich länger zu erhalten als andre Stämme wegen der Fruchtbarkeit ihrer Weiber, denn nicht selten sollen 25-jährige Frauen als Mütter von zehn lebenden Kindern angetroffen werden. Die anziehende Sage von dem goldenen Herrn (el Dorado), der sich den Goldstaub seiner Glieder in einem See abwäscht, ist mit den Manáo insofern verbunden, als der Goldsee Manáo genannt wird. Bei ihnen findet man auch die Sage von einem Unhold mit rückwärts gekehrten Füßen und von einer Zerstörung der Erde durch einen großen Brand. Die Uirina, Baré und Kariay am Rio Negro, die Kunamaré am Juruá und die Marauhá (Maragua Marau-açu, Marubô) am Jutahy; von dem Schamikoko auf dem rechten Ufer des Paraguay im Gran Chaco ist es noch immer unermittelt, ob sie ebenfalls zu den Guck zu rechnen sind. Besonders zu erwähnen unter den bekannteren Amazonasstämmen, die obgleich jetzt sehr gemischt, doch den Guck beizuzählen sein dürften, sind die Tekuna und die Passé. Die Tekuna (Tycuna, Tucunes), die in ihrer Mundart auch mit dem Stamme der Gês manche Anklänge zeigen und einen Zustand von milderer Barbarei darstellen, wohnen an der Westgrenze Brasiliens und darüber hinaus bis zum Pastaza. Bei ihnen finden sich die aus dem Nordwesten Nordamerikas uns bekannten Gesichtsmasken wieder, von welchen wir ein paar der seltsamsten haben abbilden lassen; sie sind aus Rohr geflochten, mit Baststoff überzogen und dann bemalt. Auch eine Ver-

treterin des schönen Geschlechtes unter den Tekuna mag der freundliche Leser hier bewundern. Die Tekuna gelten als vorzugsweise erfahren in der Bereitung des Pfeilgiftes, Urari oder Kurare genannt, welches sie auch im Tauschhandel an andre Stämme abgeben. Von den Ansiedlern werden sie als eine friedliche Indianerhorde betrachtet und mitunter sogar in Dienst genommen. Ebenso nützlich und brauchbar erweisen sich die Passé am Amazonas,

Mura vom Amanasee, einen Bündel Wurfspeere tragend.
Mit Benutzung einer im Auftrage von G. Leuzinger aufgenommenen Photographie gezeichnet von F. Keller-Leuzinger.

welche durch ihre schöne Körperbildung vor allen andern Stämmen am Amazonas sich auszeichnen und auch durch ihre religiösen und kosmologischen Ideen unter ihnen am höchsten stehen. Eben dieser Vorzüglichkeit halber und wegen seines friedfertigen, fleißigen und der Zivilisation zugänglichen Naturels geht aber dieser Indianerstamm sehr rasch in die allgemeine Bevölkerung auf. Die Passé liefern eine recht gelungene Illustration zu der schon erwähnten modern werdenden Ansicht, wonach die Naturvölker, um sich vor dem Untergange zu bewahren, nichts besseres thun können, als schleunigst unsere Kultur in sich aufzunehmen. Dem nämlichen Flußgebiete gehören die Naupé an, die dadurch merkwürdig sind, daß sie in Kasernen wohnen, wohl der einzige Volksstamm in Südamerika, bei dem man diese Sitte antrifft, die uns schon aus der Südsee von den Bewohnern Neuguineas und den Nachbarinseln bekannt ist. Auch die merkwürdigen Terrassenbauten der Pueblоindianer können allenfalls als Kasernen gelten. Die Gemeindehäuser der Naupé, „Malloka" geheißen, sind Gebäude von etwa 40 m Länge, 25 m Breite und 10 m Höhe, in denen eine Bande von etwa 100 Personen in zwölf Familien, jede der letzteren in ihrem eigenen Kabinette wohnt. Auch herrscht hier der Gebrauch die Toten im Hause selbst unter der Flur zu bestatten, den wir bei den Kasernenbewohnern Hinterindiens wiederkehren sehen werden. Endlich werden vielfach Horden der verschiedensten Nationalität unter Namen zusammengefaßt, die nur eine gemeinsame Lebensweise bezeichnen, dann aber auch fälschlich als ethnographische Namen gebraucht werden. Es sind dies vorzüglich die Bezeichnungen Karipuna, Mura und Miranha, welche alle in der Nähe des Madeiraflusses hausen und durch die Roheit ihrer sehr niedrigen Kulturstufe sich auszeichnen. Von den mit Ketschuablute gemischten Karipuna oder Jaûn-avô, welches beides „Wassermänner" bedeutet, erzählt man sich, daß sie das Menschenfleisch nicht bloß genössen, sondern sogar zur Aufbewahrung räucherten; sie sind räuberische grausame Wilde mit fast amphibischer Lebensweise, der Schreck der Schiffer und Reisenden. Sie bauen ihre Kähne aus Baumrinde, treiben aber auch etwas Landbau und gebrauchen nebst Pfeil und Bogen auch das Blasrohr, dessen Bolzen sie mit selbst bereitetem Urari vergiften. Nach Keller-Leuzinger, welcher die Karipuna besucht hat, lassen sie sich unter Umständen zu freundlichem Verkehre herbei. Die von ihm gesehenen Männer waren vollkommen nackt, trugen aber eine so große Menge weißer Glasperlen um den Hals, daß die regelmäßig geschlungenen Reihen auf der Brust eine Art von Perlenpanzer bildeten. Das Haupt schmückt mitunter ein prächtiges Diadem gelbroter Tukanfedern. Die Weiber bekleiden sich mit kleinen, zierlich gewebten und mit Tukanfedern geschmackvoll verzierten

Schürzen. In den Hütten bemerkte er nicht allzu reinliche Hängematten, sodann zierliche Körbchen aus Palmblättern, sowie lange dünne Trommeln zu festlichem Tanz. In einer als Versammlungshaus dienenden kleineren Hütte befanden sich auch einige muldenförmige Vertiefungen, in deren Mitte kleine Steinplättchen lagen; diese dienten als Verschluß einer unterirdischen Höhlung; es waren die Gräber der Krieger, die hier in großen Urnen („Igaçaba") beigesetzt werden. Ebenso wurden früher wegen ihrer räuberischen Ueberfälle am Madeira die Mura als Wegelagerer (Indios do corso) gefürchtet; dieser einst mächtige und zahlreiche Stamm wurde aber zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Mundruku fast ganz aufgerieben; die Ueberreste zerstreuten sich; nur einige Familien blieben an den Seen und Zuflüssen des Amazonas auf dessen rechtem Ufer zurück, andre giengen auf das linke Ufer hinüber und bauten Hütten am Kudajaz- und am Amanasee. Einen solchen Mura oder Amanaindianer stellt unser Holzschnitt dar. Die Mura schwärmen seither in kleinen Flottillen umher, sind so recht eigentlich die Zigeuner unter den Indianern am Amazonas und stehen bei allen übrigen Stämmen gewissermassen als Paria in Verachtung. Weit und breit genießen sie den schlechtesten Ruf; sie werden auch von den halbzivilisierten Stämmen als diebisch, faul, verräterisch und grausam bezeichnet, und ihr Widerwillen gegen ein ansässiges Leben und alles, was nur an Zivilisation streift, ist platterdings unbesiegbar. (Globus, Bd. XX, S. 199.) Auch James Orton nennt sie faul und roh. Sie sind dunkler als ihre Nachbarn, haben einen außerordentlich breiten Thorax, muskulöse Arme, kurze Beine, vorstehenden Abdomen, dünnen Bart und einen kühnen unruhigen Gesichtsausdruck; sie durchbohren die Lippen und stecken in Kriegszeiten Pekarizähnchen darein. (Orton, Andes and Amazon., S. 318.) Ihre Kähne bestehen aus Baumrinde, sie besitzen aber auch „Monterias", Böte, welche sie den Weißen oder Mischlingen gestohlen haben. Sie schwimmen vortrefflich und sind so ausgezeichnete Taucher, daß sie Schildkröten im Wasser bei den Beinen fangen. Fische werden mit Pfeilen geschossen und dann geröstet. Auf „Kau im" d. h. Zuckerbranntwein sind die Mura sehr erpicht, und ebenso sind sie leidenschaftliche Schnupfer. Die Mura spielen auf einer Flöte, die fünf Löcher hat und vermittelst dieses Instrumentes schufen sie sich eine Sprache, durch welche sie sich recht wohl miteinander zu verständigen wissen. Die Töne sind stets Molltöne und die ganze Musik klingt melancholisch. Von den alten Gebräuchen dieses Volkes sind viele verschwunden; vormals legten sie großen Wert auf die Wehrbarmachung der jungen Krieger; davon bemerkt man heute nichts mehr. Die Mura sind Fischernomaden und wissen nichts von Ackerbau oder irgend einer andern nützlichen Beschäftigung. Sie sind in kleine Horden zerklüftet, leben familienweise und wandern am Ufer der Flüsse und Seen hin und her, um Fische und Schildkröten zu fangen. An den Raststätzen bauen sie armselige Hütten, die sie am Ufer höher hinauf oder tiefer hinab schieben, je nachdem der Wasserstand dergleichen bedingt. Diese Wilden brüten jetzt in dumpfer Apathie dahin und was sie so recht eigentlich kennzeichnet, das ist eine ingrimmige Melancholie. Bei keinem andern Stamme findet man eine so tief eingewurzelte Abneigung gegen die weißen Leute. Es ist ein Gemisch von Haß, Wut und Schrecken. Der Mura vermeidet, wann und wo er irgend kann, die Berührung, aber nicht etwa aus Furcht. Er gehört zu den in starker Abnahme begriffenen Völkern und wird in nicht gar langer Zeit verschwunden sein.

Masken der Tekuna (Amazonas), aus Rohr geflochten, mit Baststoff überzogen und bemalt.

Sehr gefürchtet, selbst unter den Indianern, sind auch die Miranha, d. h. die Umherschweifenden, die Strolche, ein noch zahlreicher Stamm am rechten Ufer des Japura, welcher nichts als Krieg, Raub, Mord und Menschenjagden zu kennen scheint. Dem

Ackerbau sind auch sie platterdings abgeneigt; sie machen Jagd auf Vögel, Schlangen und Insekten, versperren mit Netzen den Ausgang irgend eines „Igarape" (kleinen Sees) und verschaffen sich solchergestalt Fische. Man sagt, daß die stets hungernden Miranha selbst Baumrinde nicht verschmähen; auch sie sind bei allen andern Stämmen ganz ungemein verhaßt und gelten mit Recht oder Unrecht für unverbesserliche Menschenfresser. Ein Miranha verkauft willig und gern sein Kind, wenn man ihm zwei oder drei Beile dafür giebt, die Mutter giebt eine Tochter für ein paar Ellen Kattun, ein Halsband von Glasperlen und etwas Messingtand fort. Die Miranha sind ein kräftiger wohlgebauter dunkelfarbiger Menschenschlag; sie gürten sich nur um die Lenden mit einem Bande, welches noch zwischen den Schenkeln durchgezogen wird, tragen Holzstäbe in den durchbohrten Nasenflügeln, spitzen sich die Eckzähne zu und werden von Martius unter den Amazonashorden auf die niedrigste Stufe verwiesen, doch stehen sie in der allgemeinen Kultur ihren friedlicheren Nachbarn keineswegs nach und das weibliche Geschlecht zeichnet sich sogar durch Fleiß, heitere Gutmütigkeit und treue Erfüllung despotisch auferlegter Pflichten aus. Auch finden wir bei diesem Stamme ein verfeinertes Gewerbe, dessen Erzeugnisse in Brasilien und selbst in Westindien Absatz finden, nämlich die Hängematten. Die Männer nehmen an der Verfertigung Anteil, und gar mühsam ist es für sie, den Stamm der Stachelpalme mit einer steinernen Axt zu fällen und die Wedel der inneren Krone oder Knorpe mit dem Bambumesser abzulösen, denn eine einzige Palme liefert nur $^1/_4$—$^3/_4$ kg Fasergarn, während zur einer Matte $1^1/_2$—$2^1/_2$ kg nötig sind. Die übrige Arbeit verrichten die Frauen. Nachbarn der Miranha sind die Mesaya zwischen dem Japura und dem oberen Apopari, Kannibalen aus Rachsucht, welche indes zu einem Zweige der Tupi, zu den Omagua gehören.

Die ersten Indianer, mit welchen die Portugiesen bei der Entdeckung Brasiliens in Berührung kamen, nannten sich Tupinambá, ein Ausdruck, der von Varnhagen aus Tupi und Mbá, soviel wie Krieger oder edler Mann, von Martius aus Tupi und Anáma (Verwandte) mit der Bedeutung zum Stamm der Tupi gehörig abgeleitet wird. Diese Tupi hausten an der Ostküste Brasiliens, und mit ihrer Sprache wurden die Portugiesen bald vertraut. Sie zeigte sich zugleich als Mittel zum Verständnis mit andern Stämmen besonders verwendbar, und diese Wahrnehmung veranlaßte späterhin die Jesuiten, sie möglichst auszubilden und als allgemeine Verkehrssprache mit den Wilden einzuführen. So entstand die Lingua geral brasilica (allgemeine brasilianische Sprache), welche man als ein Tupi mit portugiesischer Aussprache zu denken hat, denn die Tupisprache wurde im Munde der Europäer noch weicher, als sie ursprünglich gewesen war. Der Erfolg war ein überraschender, denn wirklich gelang es den sprachlich zersplitterten Stämmen Brasiliens ein gemeinsames Gedankenverkehrsmittel zu gewähren. Allerdings war der Verbreitung des Tupi vieles günstig, besonders, daß diesseits der Anden das südamerikanische Festland bis zum karibischen Golf von Tupihorden durchschwärmt worden war, welche die Spuren ihrer Anwesenheit, auch dort wo sie nicht mehr sitzen, in den Ortsnamen hinterlassen haben. Zugleich aber empfiehlt sich das Tupi durch Wohllaut und Leichtigkeit der Aussprache. Es ist reich an Vokalen, die Silben bestehen meistens nur aus zwei Buchstaben, die Diphtongen lassen den Laut beider Vokale deutlich anklingen, die Konsonanten, niemals gehäuft, folgen sich in zusammengesetzten Wörtern oft nach den Regeln einer Apposition, welche Weichheit und Wohlklang zum Ziele haben. Die Einfachheit wird noch durch die Armut an Lauten gesteigert. Vom Tupi sagt ein altes portugiesisches Sprichwort: es sei eine Sprache sem fé, sem ley e sem rey, was den Doppelsinn einschließt: ohne F, L und R, und: ohne religiöse Anschauungen, ohne Rechtsbegriffe und ohne monarchische

Satzungen. Das R fehlt übrigens nicht gänzlich, nur am Anfang der Wörter ist es äußerst selten. Das zischende S des Portugiesischen und das Z sind nicht vorhanden und werden nur durch ein weiches Ç vertreten. Die rasche Verbreitung der lingua geral berechtigt noch zu einem andern Schluß. Trotz der aufgezählten Vorteile würde sie nimmermehr so rasch Eingang gefunden haben, wenn nicht ihr Bau — sie gehört zu den agglutinierenden Sprachen — und ihr Genius sämtlichen Indianerhorden leicht erfaßlich gewesen wäre. Und dies beweist uns trotz aller lexikographischen Verschiedenheiten der südamerikanischen Sprachen doch wiederum eine höhere Einheit oder, wenn man will, eine geistige Einerleiheit der Brasilianer, sonst wäre nimmermehr der Versuch der Jesuiten gelungen, das Tupi zur allgemeinen Missionssprache für das flache Südamerika zu erheben. Auch jetzt noch bildet neben dem Portugiesischen die Tupisprache die allgemeine Umgangssprache der Indianer mit den andern Rassen und je weiter man nach Westen vordringt, desto häufiger wird ihr Gebrauch, ist aber nach Ch. Fred. Hart dialektisch verschieden von dem alten Tupi der Jesuiten. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 127.) Auch in dem spanischen Teile des östlichen Südamerika benutzten die Jesuitenmissionäre eine Indianersprache, das Guarani, in gleicher Weise zur Verständigung mit den verschiedensten Stämmen der Eingebornen, wobei es sich herausstellte, daß das Guarani ein der Tupisprache sehr nahe verwandter, aber gleichsam ein reinerer Dialekt derselben sei. Es besteht also eine unzweifelhafte Verwandtschaft zwischen den Tupi des brasilianischen Binnenlandes und den Guarani oder Guaraúno am Paraná, von welchen die schon im vorhergehenden Abschnitte erwähnten Warrau in Guyana ein Zweig sind, daher denn Friedrich Müller eine Tupi-Guaranigruppe aufstellt, zu welcher jene der Omaguá am oberen Amazonas in nahen Beziehungen stehen. Als Grund der allgemeinen Sprachverwirrung unter den Indianerstämmen, wie der teilweisen Aehnlichkeit ihrer Dialekte betrachtet man die unaufhörlichen Wanderungen der Horden und den damit verbundenen Wechsel ihrer Wohnplätze und Beziehungen mit andern Stämmen. Welche Ursachen sie dazu bewogen haben mögen, ihre Wohnstätten mit andern zu vertauschen und welcher Zeitraum zwischen diesen Wanderungen lag, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Jedenfalls mögen sie aber nicht ohne Einfluß gewesen sein auf das völlige Verschwinden einzelner in früheren Reisebeschreibungen genannter Stämme.

Vor allen Dingen erweckt unsre Wißbegierde das Auftreten der Tupi, deren Stammsitze und Wanderungen v. Martius strenger zu begrenzen versucht hat. Eben dieser Wanderungen wegen, durch welche jene Horden eine Art Allgegenwart im tropischen Südamerika diesseits der Anden erlangt haben, müssen wir schon im stillen eine lebhafte Teilnahme für die Schicksale dieser Stämme empfinden. Nicht nur gewahren wir mit Ueberraschung, daß sie instinktmäßig den Weg nach dem Atlantischen Ozean eingeschlagen haben, weshalb die ersten portugiesischen Entdecker meist mit Tupi in Berührung kamen, sondern wir haben eben erfahren, wie ihre Sprache zu einem internationalen Verständigungsmittel geeignet gefunden worden ist. Fast können wir uns daher der

Vermutung nicht erwehren, daß, wäre die Ankunft der Europäer um etliche Jahrhunderte hinausgeschoben worden, die Tupi vielleicht sich vollständig zu Herren jener Erdräume aufgeschwungen und eine höhere Gesittung über das östliche Südamerika verbreitet haben möchten.

Von dieser größten Völkerfamilie Brasiliens unterscheidet man je nach ihrem ständigen Aufenthalte heute noch die Süd- und Nord-, Ost-, West- und Zentraltupi, welche alle wieder in eine Menge von kleineren Horden zerfallen.

Die Südtupi werden gewöhnlich Guarani genannt, d. h. Krieger, eine Bezeichnung, die jedoch erst die Jesuiten eingeführt haben. Ob sie dorthin von Nordnordwest gekommen sind oder die Wanderung die umgekehrte Richtung nahm, läßt sich gegenwärtig nicht entscheiden; die überwiegende Mehrzahl dieser Gruppe fällt auf Paraguay und die argentinische Provinz Corrientes, wo sie durch die Jesuiten zum höchsten Grade der Zivilisation gebracht wurde, die überhaupt eine Indianervölkerschaft in Amerika erlangt hat und wo die Nachkommen jener Guarani der Missionen auch jetzt noch mehr oder weniger gemischt die Masse der Bevölkerung bilden. Ganz auffallend ist nach F. Keller-Leuzinger die Aehnlichkeit der Guarani und Kayowá, eines ihrer Zweige, mit den Feuerländern an der äußersten Südspitze Amerikas. Als Horden der Südtupi werden genannt: die Minuano an der Laguna Mirim und der Lagoa dos Patos; die Pato, ehemals ein Fischervolk, von dem Reste sich ins Innere zurückgezogen haben; die Guaykanan (Guanhaná, Gunhaná) in den Campos de Vaccacahy; die Pinaré (Pinaris) südlich von den Quellen des Uruguay; die Bituruna (Pituruna) südlich von Curitiba; die Japó oder Guarapú-ava in den gleichnamigen Campos; die Kayowá (d. i. Waldmänner) zwischen dem Ivahy und dem Paranaganéma angesiedelt, endlich die eigentlichen Guarani in Paraguay.

Die Osttupi, die eigentlichen Tupinambá, welche vorzüglich längs den Küsten des Ozeans zerstreut von der Insel Santa Catharina an bis an die Mündung des Amazonas wohnten, sind dort als selbständige und unvermischte Rasse jetzt fast ganz verschwunden. Sie selbst erklärten, daß sie aus Süden und Westen nach den Küstengegenden gekommen seien. In den südöstlichen Teilen der Provinzen Rio Janeiro und San Paulo saß eine Tupihorde, welche von den nördlicher wohnenden Tupinamba Tamoyos, d. i. die Großväter, genannt wurde, und dies beweist deutlich, daß die nördlicher wohnenden sich als die Abkömmlinge der südlicheren betrachteten.

Die Nordtupi lassen sich in schwachen und weit zerstreuten Resten in der Provinz Pará, auf der Insel Marajó und längs der beiden Ufer des Amazonas bis zum Furo de Tupinambarana (d. h. unechten Tupiland) verfolgen, wohnen aber gegenwärtig als geschickte Fischer, Schiffer und selbst Seefahrer meistens entfernt von größeren Ortschaften an den zahllosen Buchten des Ozeans und der einmündenden Gewässer. Ihre Sprache ist ein Dialekt der Lingua geral. Man kennt heute nur noch die Stämme der Jakundá und der Jundiakí am Tocantins, welche sicher hieher gehören. Am untere Xingu und in den Waldungen zwischen diesem und dem Tocantins hausen ebenfalls noch kleine Horden, welche Tupinamen haben und welchen man sich durch die Tupisprache verständlich machen kann, wie die Quaruára oder Guara-uára d. h. Männer des roten Ibis und die Jurúna d. h. Schwarzgesichter, was nach v. Martius eine Kollektivbenennung für Indianer ist, welche einen tättowierten blauschwarzen Fleck im Gesichte tragen. Doch deutet dies eher auf Einwanderung von Westen hin und es ist zweifelhaft, ob dieser kräftige friedliche Menschenschlag wirklich den Tupi beizuzählen ist. Ueberreste von zahlreichen Tupihorden, die noch Tupidialekte reden, finden sich auch auf der Nordseite des Amazonas bis tief in das Land hinein; als den Tupi angehörig sind namentlich viele der Indianerhorden zu betrachten, welche das größtenteils mit Urwald bedeckte, im ganzen sehr menschenleere Land östlich vom Rio Negro bis zum Atlantischen Ozean bewohnen, wie die Pariqui, Parentin oder Cetai und andre Indianer eines kräftigen, breitschulterigen Menschenschlages, welche ehemals unmittelbar am Amazonas saßen. Pariqui ist eine Verstümmelung von „Pora Ankys" d. h. „Solche, die Leute überfallen" und Parentin ist entstanden aus „Pore dentis", „Kinderräuber", während Cetai, wie jene Horden auch heißen, von „ceta" kommt, was „viele sind's" bedeutet. Diese Horden schnüren sich die Füße mit Binden zusammen, an welchen Abzeichen man sie schon als Tupi zu erkennen vermöchte, wenn sie nicht auch wirklich das Tupi reden würden. In sehr bösem Rufe stehen die

hellhäutigen nackten Parentin (auch Parentintin genannt), raub- und mordlustige Horden, welche die Ufer des Madeira oberhalb Crato beunruhigen. Auf ihrem Gebiete findet man die ausgiebigsten Kautschukwälder, deren Ausbeutung jedoch aus Furcht vor diesen Kannibalen niemand wagt. Am untern Madeira spielen die Arara eine ähnliche Rolle. Eine dieser Horden, die Oyampi, welche ebenfalls Tupi sprechen, hat sich bis nach Cayenne verirrt und hausen an den Ufern des Oyapok, wo der französische Reisende, Dr. Jules Crevaux, sie 1878 kennen gelernt hat. (Globus, Bd. XL, S. 4 ff. 49—53.) Zu diesen Nordtupi gehören wohl auch ohne Zweifel die Omaguá, von den Spaniern und Portugiesen Campevas (von Canga-apevas d. i. Plattköpfe) genannt, weil sie den Schädeln der Neugebornen durch zwei kleine Brettchen künstlich eine mitraähnliche Gestalt geben. Wie fast in allen solchen Fällen haben die Verstandeskräfte dadurch nicht gelitten und gerade diese Omaguá gelten für die aufgewecktesten Indianer. Sie sind es gewesen, welche zuerst aus dem Safte der Ficus und der Hevaea das „Kahetschu" bereiteten, also die

Trophäen der Mundrukuindianer: mumifizierte Schädel erschlagener Feinde.

Substanz, die wir Kautschuk nennen; aus dieser Massa bereiteten sie Sandalen, Armringe und Klystierspritzen in Form einer Birne; auch wußten sie trefflich mit einer Schleuder umzugehen, die aber nur aus einem am Ende gespaltenen Stocke bestand, in welchen sie einen Stein steckten. Als Nation sind die Omaguá jetzt ebenso verschollen wie die Tupinamba in Ostbrasilien und kommen wahrscheinlich jetzt in geschlossenen, selbständigen und von den Weißen unabhängigen Gemeinschaften nicht mehr vor.

Die Zentraltupi hausen noch in mehreren freien Horden in den ausgedehnten Gebieten zwischen dem Tocantins und dem Madeira und zwischen dem 5. und 15.° Br. Als Hauptgruppe unter denselben können die Apiaká (von dem Worte „Apiaba" d. h. Mensch, Mann oder Person) gelten, welche in sehr volkreichen Dorfschaften am Tapajós und auch weiter östlich wohnen, nebst ihren Stammverwandten, den Tapirapé. Unter ihnen leben als eine von ihnen wenig verschiedene Unterhorde zerstreut die Uyapé oder Oropia. Von den übrigen in diesem Gebiete vorhandenen Indianern geben sich sprachlich als Tupi zu erkennen die Kahahyba, die Mituandue (d. i. Kinder), die Ababa (d. i. Männer), die Temauánga (weibliche Verwandte) und die Pochety, sowie die sogenannten Bororó in Goyáz und Matto Grosso. Der Tupinationalität gehören

wahrscheinlich auch die Mundruku am Tapajós an. Sie zeichnen sich durch ihre athletische Gestalt, helle Hautfarbe, starke künstliche Tättowierung, aber auch durch ein seltsames Gemisch von roher Barbarei und verhältnismäßig hoher gewerblicher Betriebsamkeit aus. Sie bilden einen der zahlreichsten und streitbarsten Stämme, bei welchem das Kopfabschneiden im Schwange geht, weshalb sie von ihren Nachbarn „Paiguizé" d. h. Kopfabschneider genannt werden. Ihre Dörfer beschützen sie vermittelst großer festgebauter Lehmhütten, in welchen sie sich, falls man sie angreift, verteidigen. Sie ihrerseits führen den Krieg derart, daß sie ihre Feinde überrumpeln und diese Ueberfälle sehr schlau ausführen. Den Erschlagenen schneiden sie die Köpfe ab, welche sie dann als Siegeszeichen aufbewahren und nach einer Mitteilung des Hrn. O. Plöger folgendermaßen präparieren. „Zuerst wird das Gehirn durch ein in den Hinterkopf geschlagenes Loch und durch die Augen herausgenommen und dann der Kopf völlig mit einer Thonlage überdeckt. Nachher hängt man ihn über ein Feuer, in welches die Blätter verschiedener Pflanzen geworfen werden; so wird er langsam geräuchert. Sobald er fertig ist, schmückt man ihn mit bunten Federn, füllt die Augenlöcher mit Baumharz aus und drückt in der Mitte Klauen vom Faultier ein. Solch ein Siegeszeichen trägt der Krieger am Gürtel vermittelst einer Schnur, welche zwischen die Zähne des Kopfes geklemmt ist." (Globus, Bd. XX, S. 199.) Der Stift unsres Zeichners hat ein paar solcher Schädeltrophäen der Mundruku in wahrhaft künstlerischer Weise dargestellt. Wer die meisten Köpfe aufzuweisen hat, wird Häuptling. Trotz ihrer kriegerischen Natur stehen die Mundruku mit den Weißen in lebhaften Handelsbeziehungen, indem sie Salz, Pfeffer und Eisenwaren gegen gewisse Arzneipflanzen, Baumwollsäcke und den von ihnen mit großer Kunst gefertigten Federschmuck eintauschen. Keller-Leuzinger sah in Manaos einige Prachtexemplare von blauschwarz tättowierten Häuptlingen. „Leider war diese etwas derbe Tättowierung des Gesichts der einzige Rest nationaler Eigentümlichkeit in ihrer Tracht, indem dieselbe außerdem bestand in — einem farbigen Hemd, schwarzen Beinkleidern, Rock und einem hohen Cylinderhute!" Als gleichen Ursprung mit den Mundruku betrachtet v. Martius ihre Bundesgenossen, die gut gebauten, friedfertigen und ackerbautreibenden Mauhé am Westufer des Tapajós. Andre wohnen vermischt mit den Mundruku in Ortschaften an den östlichen Mündungsarmen des Madeira, welche zum Teil schon brasilianische Bevölkerung aufgenommen haben.

Die Westtupi leben alle auf bolivianischem Gebiete, zum Teil unter den als Andesiner oder Antisaner beschriebenen Völkerschaften und sind wahrscheinlich zu verschiedenen Zeiten aus den Wohnplätzen der Südtupi oder Guarani dahin ausgewandert. Diese westlichen Tupi sind auch die einzigen, welche mit dem Inkareiche in Berührung gekommen sind. Eine ihrer Horden, die Siriguano (Xiriguano, Chiriguano) wurde um 1430 n Chr. unter dem Inka Yupanqui bekämpft. Daß diese Siriguano Stammverwandte der Guarani in Paraguay gewesen, beweist außer den Sittenähnlichkeiten zur Genüge ihre Sprache. Sich selbst nennt übrigens jene Horde Abas oder Ababa, d. h. die Männer oder Leute. Zu ihnen gehören als Verwandte die Guarayo, deren Zustände ausnahmsweise ein Bild idyllischer Heiterkeit und patriarchalischer Milde, unbefleckt durch die Laster der Tupimenschen gewähren.

Die verschiedenen Abteilungen der Tupi haben trotz der bedeutenden Unterschiede, welche sie gegenwärtig in ihrem Kulturzustande zeigen, doch außer der Sprache noch viel Gemeinsames, welches ebenfalls dazu berechtigt, sie als Glieder eines Volkes zu betrachten. Es finden sich darunter keine reinen Jäger- und Nomadenhorden; alle ohne Ausnahme, selbst die von der Gesittung noch ganz unberührten, rohen Zentraltupi, sind trotz ihres Hanges zum Wandern doch zugleich auf den Anbau von Nahrungs- und Nutzpflanzen (Mandioka, Mais, Bohnen, Bananen, Erdnüsse, Knollengewächse und Baumwolle) bedacht. Großes Geschick legen sie an den Tag in allem, was die Schiffahrt betrifft; nicht allein die Ströme des Innern, sondern auch sogar das Meer wagten sie seit undenklichen Zeiten schon mit ihren kunstvoll aus Baumstämmen ausgehöhlten Kähnen zu befahren. Besonders die Nordtupi überraschen uns durch ihre nautischen Fertigkeiten, sind geschickte Fischer und treffliche Schwimmer. Der südamerikanische Mensch gewährt uns die Belehrung, daß die gesellschaftlichen Bande so locker wie nur möglich sein können. Wenn nun die Tupi uns als der am weitesten fortgeschrittene Stamm erscheinen, so vermuten wir im voraus, daß sie sich auch gesellschaftlich entwickelt haben müssen und gewahren mit Befriedigung, daß dies auch wirklich der Fall gewesen ist. Nicht auf ihren Waffen beruhte ihre Ueberlegenheit, denn es waren längere, flache auch schaufelförmige Streitärte („Makana", „Tamarana", „Itamarana") aus rotem Holze, langgestreckte konvexkonkave

Kriegskeulen („Mori-açoba" oder „Atangapêma") aus schwerem schwarzen Palmenholze und mächtige Bogen („Uira-para"), deren Geschosse jedoch nicht vergiftet waren und denen gegenüber die mit Urari gesalbten Bolzen und Pfeile der Amazonasstämme so mörderisch wirken konnten wie ein Zündnadelgewehr. Strenger Gehorsam unter den Kriegsobersten, Waffenübungen, Sammlung von Mundvorräten für Streifzüge, Vereinigung in zahlreiche Ortschaften und Befestigung der letzteren durch Pfahlwerke — darauf beruhte die Stärke dieser Preußen unter den Südamerikanern. Die Tupi verstanden sich zu einigen und die Einheit durch Disziplin zu befestigen. Sie machen keine Gefangenen, sondern töten alle Feinde ohne Unterschied des Geschlechtes und verzehren, wie es heißt, ihre Leichname. Die Anthropophagie der Tupi wird mitunter bestritten, wenigstens für die Gegenwart, daß sie aber in früheren Zeiten bei ihnen im Schwange war, dafür liegen zu viele unantastbare Zeugnisse vor. Auch wissen wir ja schon, daß anthropophage Völker keineswegs zu den wildesten und niedrigsten gehören; im Gegenteil, wenn auch nicht immer, nehmen gerade diese sehr häufig eine höhere Stufe als ihre Nachbarn ein, die der Menschenfresserei nicht ergeben sind. Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch einen andern geläufigen Irrtum widerlegen, nämlich daß man glaubt, der Wilde oder der Naturmensch sei frei von Verirrungen im Geschlechtsumgang. „Gewöhnlich weil die alten Römer aus sittenreinen Gewohnheiten in der Kaiserzeit zu unnatürlichen Genüssen herabsanken, glaubt man, daß das Vorkommen solcher Gewohnheiten Gesunkenheit bezeichnen müsse. Wer nur ein wenig mit den Berichten der spanischen Entdecker vertraut ist, der weiß recht gut, daß viele amerikanische Menschenstämme, von denen man vor Zeiten annahm, sie hätten das Bild des Paradieses vor dem Sündenfall bewahrt, Verfeinerungen kannten, die selbst den Römern unbekannt waren, als Tiberius auf Capri verweilte und den Byzantinern zur Zeit wo Theodora, die Gemahlin des Kaisers Justinian, noch mit Schauspielerbanden umherzog." (Peschel im Ausland 1867, S. 867.) Die Tupi pflegen ihre Toten in sitzender oder zusammengekauerter Stellung, die Schenkel an den Unterleib gedrückt, die Hände unter den Wangen oder über die Brust gekreuzt, frei oder in irdenen Geschirren zu beerdigen; aber sie erheben keine Grabhügel und haben keine gemeinsamen Begräbnisorte.

Wahrscheinlich nahe verwandt mit den Tupi sind gewisse gefürchtete Indianerbanden, mit denen bisher noch nie Zwiesprache hat gepflogen werden können und die sich daher auch schwer in eine Stammtafel hineinfügen lassen. Sie führen die portugiesische Bezeichnung Canoeiros, Flußpiraten, und erscheinen in Begleitung von Hunden europäischer Abkunft, einer Mischrasse der Bullenbeißer und der englischen Doggen, welche in der Jugend bisweilen von jungen Indianerinnen gesäugt werden. Diese Kahnindianer sind von jeher der Schrecken der Handelsreisenden gewesen und jeder Versuch, mit ihnen in friedlichen Verkehr zu treten, scheiterte an ihrer Wildheit und Raubgier. Neigen die Wilden von Natur schon zu Hinterlist und Tücke, so sind sie es vornehmlich, welche in dieser Beziehung mehr als alle andern zu fürchten sind. Kleinere Reisegesellschaften oder nicht sehr stark bewohnte Gehöfte sind einem Ueberfall durch die Canoeiros am meisten ausgesetzt. Ihr nach Fleischnahrung lüsterner Sinn veranlaßt sie, alles Vieh zu rauben, während überhaupt Plünderung und Mord die Losung bei ihrem Zusammentreffen mit Weißen ist. Ueber ihre eigentliche Heimat und Schlupfwinkel weiß man nichts Zuverlässiges, da ihr plötzliches Erscheinen und Wiederverschwinden allzuflüchtige sind. Wegen ihrer nautischen Geschicklichkeit, ihrer Piratenzüge und ihrer Tapferkeit sieht v. Martius in ihnen Reste von Tupihorden und damit stimmt auch Castelnau überein, der sie nach Angabe der Einwohner zu den Bororó, ebenfalls einem Zweig der Tupi, zählt. Andre wollen nur durch ihre übereinstimmende Lebensweise zusammengehörige Gemeinschaften unter dem Namen Canoeiros verstehen, so daß derselbe

Ruderboot mit Palmblattüberdachung von den Zuflüssen des Solimoës,
nach einer im Auftrage des Hrn. G. Leuzinger aufgenommenen Photographie.

oft aus den verschiedenartigsten Horden und Stämmen zusammenfließende Menschenmassen umfaßt. Ein großer Teil der Canoeiros gehört nach Wappäus ohne Zweifel den Gêsvölkerschaften an und insbesondere die in der Provinz Goyáz den Schavanten, welche jedoch irrtümlich mit ihnen identifiziert werden.

Zwischen den Ost- und Zentraltupi wohnen zahlreiche unter sich verwandte Völkergruppen, welche am dichtesten in der Provinz Goyáz zusammenrücken. Die Gês, wahrscheinlich großenteils diejenigen Indianer, welche von den Osttupi vorzugsweise Tapujá, d. h. die Westlichen (in späterer Bezeichnung die Feinde) genannt wurden und früher bis zur Ostküste sich verbreiteten, von wo sie durch die Tupi und später durch die Portugiesen zurückgedrängt wurden. Vorzeiten machten die Tapuja von Matura viel von sich reden, denn hier hatte man endlich die „geschwänzten Menschen" wirklich und wahrhaftig gefunden! Es hieß damals, vor etwa einem Jahrhundert, sie seien ein Produkt von roten Coataaffen (Ateles ruber) und Tapujaindianerinnen und bildeten einen eigenen Stamm, der sich Ugina nenne. Natürlich suchen die Naturforscher dieses geschwänzte Volk längst nicht mehr. Unter den Gês findet man die schönsten, kräftigsten und schlankesten Indianer Brasiliens, welche auch viel Talent und Kunstfertigkeit in mechanischen Arbeiten an den Tag legen. Während aber sprachverwandte Horden Südamerikas gewöhnlich unter sich in Frieden leben, herrscht beständige Fehde zwischen den Gês. Auch gelang es bis jetzt niemals, sie in festen Wohnsitzen zu halten; viel lieber schweifen sie auf der Jagd umher oder stellen den stummen Bewohnern der Seen und Flüsse nach. Sind sie aber beim Fischfang oder auf der Jagd nicht vom Glück begünstigt, so begnügen sie sich auch wohl mit den Früchten des Waldes, unter welchen die der Assaipalme, aus deren markigem Kern sie auch ein berauschendes Getränk zu bereiten wissen, ihre Lieblingsspeise bildet. Treffliche Schützen, verschmähen sie es, die Jagdbeute anders als mit Pfeil und Bogen zu erlegen, ja selbst die Fische werden von ihnen nur auf diese Weise getötet. Beide Geschlechter sind kühne und geschickte Schwimmer, aber in der Schiffahrt stehen sie den Tupi weit nach. Sie haben nur kleine Nachen und setzen über die Gewässer meistens auf Flößen von leichtem Holze oder Blattstielen der Puritipalme verfertigt, die sie mit Schlingpflanzen kunstreich verbinden. Im Gegensatze zu den Tupihorden ist ihnen der Genuß des Menschenfleisches fremd, und während alle Tupi in der Hängematte schlafen, ja es für schändlich halten, es anders zu thun, findet man bei den Gês die Gewohnheit, sich auf den Boden oder auf einem Gestelle („Giráo") auszustrecken. Die Gês stehen in bezug auf materielle Zivilisation auf einer der tiefsten Stufen der Brasilianer, zeichnen sich dafür aber durch Reinheit der Sitten in der Familie aus.

Unter den vielen Horden der Gês giebt es eine im nördlichen Goyaz, die sich schlechtweg Gês, aber auch Kran nennt. Die nördlichsten Vorposten der Gês bezeichnen ihre Clans mit dem Zusatze Kran (spr. Krang), was entweder „Haupt" oder richtiger „Sohn" bedeutet, gerade so wie die arabischen Stämme sich „Söhne" (Beni) ihres Stammhauptes nennen. Die Kran sind daher abgelöste jüngere Schwärme der südlicher sitzenden Gês. Gegenwärtig sind dieser Völkergruppe die meisten der nicht den Tupi angehörenden Horden der Provinz Goyaz zuzuzählen, namentlich die Kayapó (Coyapo, Cuchipos) im Südwesten, am obern Araguay und seinen Zuflüssen, auch am Piquiri

und auf der Ebene des Paranahyba. Die Kayapo zogen sich seit der Zeit der Entdeckung ins Innere mehr zurück, wo sie zum Teile durch die Aneignung verwilderter Pferde zu Reitervölkern wurden. Dr. Kupfer beschreibt die Kayapo als wohlgenährt, die Männer wenig über mittelgroß — 1,67 m — von runden wohlproportionierten Formen und besonders stark gewölbter Brust. Ihre Hautfarbe ist hell kupferrot, die Haut weich, das Haar schwarz, struppig und tief in die kleine, schmale, niedrige Stirne gehend, so daß diese kaum zwei Finger breit bis zu den Haarwurzeln mißt. Ihre schräg nach innen geschlitzten Augen, die sehr hervortretenden Backenknochen, ihr dünner Bartwuchs geben ihnen einen stark mongolischen Ausdruck. Einige sehen wild und stupid, andre verschmitzter und gutmütiger aus. Im Gesicht und am Körper malen sie sich schwarz und rot; einige wenige haben die Unterlippe durchbohrt, um durch dieses Loch bei der Jagd den scharfen Pfiff des Tapirs nachahmen zu können. Ihre Zehen sind kurz und dick, der große kürzer als der zweite Zeh, wodurch der sonst schön gewölbte Fuß plump aussieht. Die gleichfalls wohlgenährten Frauen sind meist 1,52 m hoch; die jüngeren haben feste, kleine etwas spitzig zur Papilla und nach außen zulaufende Brüste, die reiferen eine volle, nicht unschöne Brust. Die brasilianische Regierung ernennt für die Kayapo einen Capião, welcher aber nur geringe Macht übt; weit mehr ergeben sind sie ihrem Kaziken. Sie besitzen nichts als ihre ärmlichen Lehmhütten ohne Haus- und Küchengeräte, ihre noch ärmlicheren Waffen und einige Matten. Gewinnung und Bearbeitung der Metalle sind unbekannt. Die Waffen, Keule und Bogen sind meist aus festem, schweren Holze, die Pfeile aus der kieselharten Schale des Bambu gefertigt. Ihr Schmuck, namentlich bei den Frauen, besteht aus Ketten von Tierzähnen oder bunten Fruchtsamen. Die Kunstfertigkeiten beschränken sich einzig auf das Flechten ziemlich roher Matten und Hüte. Die Kayapo bauen Bananen und Bataten, auch Zuckerrohr und Mandioka. Als Haustiere besitzen sie zahlreiche Hühner und einige magere Hunde. Obgleich getauft haben die Kayapo nur schwache Spuren religiöser Begriffe, doch besitzen sie Namen für Gott, Himmel und auch für böse Waldgeister, denen indes nicht geopfert wird. (Zeitsch. d. Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin. 1870. S. 244—254.)

Durch ihre Grausamkeit waren in früherer Zeit besonders die menschenfressenden Schavanten (Chavantes oder Xavantes) berüchtigt, ein großer, starker, häßlicher Stamm im Zentrum der Provinz Goyaz, von dem der nördliche Teil das Christentum angenommen hat. Ihre östlichen Vorposten bis nach Piauhy und Maranhão hin, vorzugsweise auf dem rechten Ufer des Tocantins bilden die Scherenten, ehemals auch mehrere kleinere Horden, die jetzt aber fast ausgerottet sind.

Eine besondere, weder zu den Gês noch zu den Tupi gehörende, aber nur ganz kleine Gruppe bilden die Karajá oder Karajaki am Araguay mit den Schambioa oder Schimbioa (Ximbioas), klein und unansehnlich, dabei aber äußerst geschickt in der Verfertigung guter Töpferwaren, schönen Federschmuckes und kunstreicher Hängematten.

Auf ziemlich niedriger Gesittungsstufe stehen die Goyataka, die hier und da auch mit dem für rohe Indianer allgemein gebräuchlichen Namen der Bugres bezeichnet werden und in den Südprovinzen in mäßiger Anzahl leben, sind schon frühzeitig in Ansiedlungen, „Aldeas", gesammelt worden und haben, namentlich mit Tupi vermischt, ihre Sprache verloren. Ueberbleibsel dieser Familie finden sich nur noch in einzelnen Horden, unter welchen die Koropo (Cropos, Carpos, Coropoques) in den Wäldern des Rio da Pomba am genauesten bekannt sind. Interessante Reste dieser Koropo sind in der Babiloniahöhle gesammelt worden, doch gehören sie alle Frauen oder Kindern an. Das Skelett eines etwa achtjährigen Kindes lag zusammengedrängt in einem dicken Strickwerk, das sehr grob aber regelmäßig geflochten ist und völlig übereinstimmt mit dem Geflecht um peruanische Mumien. Es erhellt auf diese Weise, wofür auch sonst manche Thatsachen vorliegen, daß die Eigentümlichkeiten der südamerikanischen Völkerschaften sich keineswegs so scharf abgrenzen und auf so kleine Bezirke

beschränkt sind, wie man sich das früher vorgestellt hat. Der Schädel selbst hat einen Breitenindex von 81,2 und einen Höhenindex von 81,9, ist also ausgemacht hypsibrachykephal, zugleich ungemein prognath, was mit der auffälligen Größe der Schneidezähne zusammenhängt, und nähert sich der Form nach am meisten derjenigen der Schädel aus den alten Muschelbergen („Sambaqui") der atlantischen Küste Brasiliens. Seine Kapazität beträgt nach Virchows Messungen 1215 ccm. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1875, S. 160—180.)

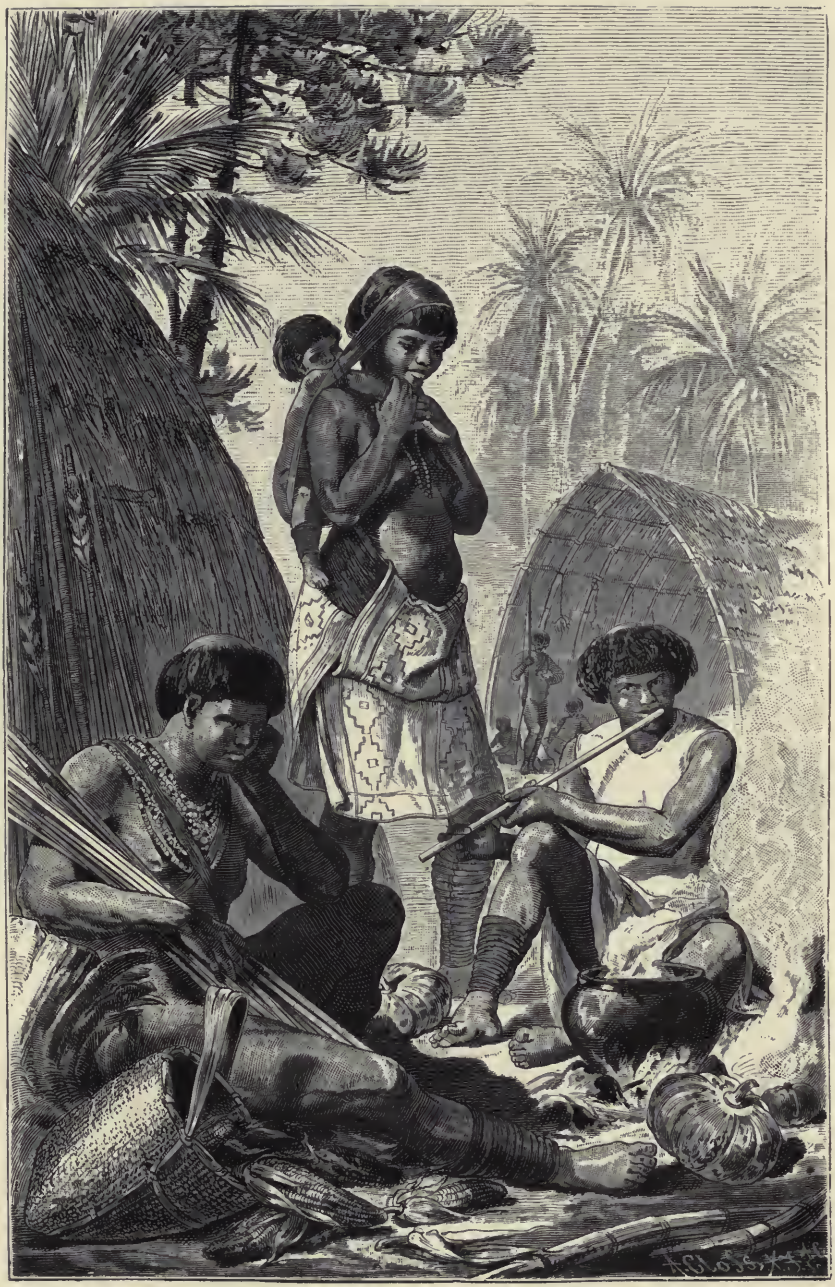
Als Stammgenossen unter dem Namen Kren oder Gueren hat v. Martius die Horden zwischen den Flüssen Parahyba und Rio de Contos vereinigt, weil die schwächeren Banden jener Räume das Hauptvolk, die Botokuden, im brasilianischen Küstengebirge zwischen 15—20° s. Br. in Minas Geraes am Mukury Kren, Kran, Gueren, Guereng, Kerän zu nennen pflegen, was in der Botokudensprache dasselbe bedeutet wie Kran bei den Gêshorden, nämlich die Häupter.

Die Botokuden, für die sich v. Martius des erst seit Anfang dieses Jahrhunderts aufgekommenen Namens Aimures oder Aymorés (auch Ambures) bedient, welcher wahrscheinlich dem Tupi entlehnt ist, nannten sich dem Prinzen Maximilian von Neuwied, der (in seinem Buche: Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817. Wien 1825. 8°. Bd. II, S. 64—73) eine klassische Beschreibung von ihnen geliefert hat, Engeräckmung, was „wir Alte, die weit aussehen" bedeuten soll, und genau ebenso hörte sie J. von Tschudi sich selbst bezeichnen, der sie in den sechziger Jahren besuchte und längere Zeit mit ihnen verkehrte. Der Name Botokuden stammt von dem portugiesischen botoque, Stöpsel oder Faßspund, weil die Engeräckmung eine Holzscheibe von 10 cm Durchmesser in der aufgeschlitzten Unterlippe und dem ausgedehnten Ohrläppchen tragen, wie unsre Abbildung ersichtlich macht. Die Botokuden genießen den traurigen Vorrang unter den brasilianischen Wilden die allerniedrigste Stufe zu behaupten. Ausnahmsweise, möchten wir fast sagen, sind sie trotz ihrer geringen Entwickelung Menschenfresser geblieben. Sie waren berüchtigt ob ihrer Grausamkeit und Blutgier, weshalb ein förmlicher Vernichtungskampf gegen sie geführt, ja sogar das Blatterngift hinterlistig unter ihnen verbreitet wurde. Ihre Wohnstätten sind dürftige Schlupfwinkel, früher ganz primitive Laubhütten, jetzt etwas besser, da sie durch den Verkehr mit Brasilianern in den Besitz von Aexten kamen. Auf Feldbau verwenden sie nicht viel Mühe. Palmenkohl, wilder Honig und Wurzeln bilden die Hauptnahrung, dazu höchstens etwas Mais, Bohnen oder einige Kürbisse. Die Weiber bestellen die Küche in einfachster Weise, indem sie das Wild am Spieße, Wurzeln in der Asche, Kürbisse in der Erde braten, andre Vegetabilien in einem schlecht gebrannten Topfe oder auch nur in einem Gliede des riesenhaften Bambusrohres sieden. Kleidung fehlt ihnen gänzlich. Als Waffen dienen Knüttel nebst Bogen von ungeheurer Länge und Tragkraft aus einem seidelbastähnlichen Strauche gefertigt und unvergiftete Pfeile. Die linke Hand wird, was andre Horden versäumen, mit einer Schnur umwickelt, um sie vor Verletzung durch die zurückschnellende Sehne zu schützen. Die Botokuden bedienen sich geschliffener aber undurchbohrter Steingeräte und leben in Polygamie oder richtiger in Weibergemeinschaft, in einem wechselnden Konkubinate. Eheliche Treue ist daher selten, vorwaltend dagegen Eifersucht gegen die momentan bevorzugte Frau, welche oft in barbarischer Züchtigung oder Totschlag sich kundgiebt. Merkwürdig ist, daß die Ehen, wenn man dieses Wort gebrauchen darf, meistens kinderreich sind und ihre Sprache einen Ausdruck für Schamröte besitzt. Auch beleben sie ihre Gelage mit freilich sehr rohen Gesängen. Die einzelnen Gesellschaften bestehen aus 10—60 waffenfähigen Männern mit ihren Familien, haben aber keine fixen Wohnsitze; nur das Jagdrevier wird nach besprochener oder stiller Uebereinkunft zwischen den einzelnen Banden festgestellt. Uebergriffe hierin rächen die Beteiligten durch Schlägereien in der rohesten Form eines Zweikampfes. Auf ihren Gebieten sorgen sie für Verkehrsmittel, denn sie bauen schwebende Seilbrücken aus Schlingreben. Der Hordenführer übt nur geringe Macht aus; seine Würde ist nicht erblich, und sein Ansehen reicht nicht einmal hin die Streitigkeiten in der Gemeinschaft selbst zu schlichten, deren Veranlassung meist die Weiber geben. Das Aussehen der Botokuden ist hauptsächlich durch das erwähnte Lippenpflöckchen,

welches ein fortwährendes ekelhaftes Geifern aus dem dadurch offen erhaltenen Munde veranlaßt, dann durch die tonsurartige Haarschur und die scheußliche Bemalung der Gesichter verunstaltet. Mit Vergnügen wird man hören, daß das jüngere Geschlecht sich der Unsitte der Lippen- und Ohrenhölzer entwöhnt hat. Die Indianer können diese Holzscheiben nach Belieben aus den Lippen herausnehmen und hineinstecken. Beim Essen nehmen sie dieselben gewöhnlich heraus; sie können übrigens das Kaugeschäft auch mit dem Pflocke trefflich ausführen. Sowohl die Lippen- als auch die Ohrhölzer werden zu Hause und bei den gewöhnlichen Beschäftigungen in der Regel nicht eingehängt. Bei den Frauen sind die Lippen- („Betos") und bei den Männern die Ohrpflöcke („Betô-apôc") allgemeiner. Die Hautfarbe ist ein schmutziges Braun, bald heller und bald dunkler. Sonst ist die Körperbildung der Botokuden keineswegs häßlich, ja nach dem Prinzen von Neuwied haben sie einen besseren und schöneren Bau als die übrigen Ostbrasilianer. Nach J. J. von Tschudi sind die Botokuden im ganzen genommen kräftige Gestalten von mittlerer Größe, einzelne Individuen sind sogar groß zu nennen. Er hat mehrere gesehen, die 1745—1770 mm maßen. Der Oberkörper ist stark entwickelt und muskulös; der

Botokuden vom Rio Doce.

Bauch der Weiber meistens groß und unförmlich. Bei beiden Geschlechtern sind die Extremitäten sehr schlank und fast außer Proportion, Hände und Füße zierlich. Das Haar ist rabenschwarz, schlicht und stramm. Oft wird es am Hinterkopfe und drei Finger breit über den Ohren querüber ganz glatt wegrasiert und zwar mit den messerscharfen Rändern von Abschnitten des Bambusrohres. Die Stirn ist durchschnittlich niedrig. Die Backenknochen sind stark entwickelt, vorspringend, die lebhaften Augen eher klein als groß und immer etwas schief geschlitzt. Die Nase ist bald kalmückenartig eingesattelt, bald gerade, bald sanft gebogen, die Flügel immer etwas erweitert. Der Mund ist im allgemeinen weit gespalten, die Lippen sind bald stark, bald etwas weniger wulstig aufgeworfen. Uebrigens ist die Gesichtsbildung so außerordentlich verschieden, daß unser Gewährsmann als das einzige typische Merkmal nur die schiefe Stellung der Augen gelten läßt. Virchow hat an einem Botokudenschädel des Stockholmer Museums und später an vier andern Botokudenschädeln vom Stamme Poton oder Poté Messungen angestellt und für dieselben im Mittel 75 als Breitenindex, 76 als Höhenindex und 100 als Höhenbreitenindex berechnet. Es handelt sich also um Dolichokephalen mit verhältnismäßig großer Höhe des Scheitels. „Diese Schädel waren ausgestattet mit sehr kräftigen und ausgedehnten Muskelmassen, namentlich an den großen Unterkiefern und an den



Coroadoindianer in Brasilien.

außerordentlich hohen Linien, bis zu welchen die Kaumuskeln hinaufsteigen und welche sich weit über die Scheitelhöcker erheben. Dazu kommt ein großes hohes Gesicht mit niedrigen Augenhöhlen, verhältnismäßig schmaler Nase, mäßig vortretendem Gebiß, sehr gerade stehenden Zähnen, einem stark vorspringenden, dreieckigen Kinn und — besonders auffällig — mit senkrecht aufsteigenden, überaus breiten Kieferästen, welche den Eindruck der größten Gewalt des Kauapparates hervorbringen. Ebenso mächtig sind die Flügelfortsätze, deren Blätter ganz ungewöhnliche Dimensionen erreichen." Sehr auffallend ist auch, daß das Jochbein, das gleichfalls mit dem Kauapparat in näherer Beziehung steht, am hintern Rande seines Stirnfortsatzes überall, selbst an einem jugendlichen Schädel, einen Höcker von überraschender Stärke zeigt, den Virchow als Tuberositas temporalis ossis malaris bezeichnet. Uebrigens hat sich herausgestellt, daß auch hier, bei einem Volke, welches im ganzen in sehr einfachen Verhältnissen und unter sehr gleichmäßigen Umständen lebt, große individuelle Differenzen vorhanden sind. Die Kapazität schwankt bei den gemessenen Schädeln zwischen 1230—1330 ccm, beträgt aber bei dem Stockholmer Botokuden 1525 ccm. Virchow macht auch auf die Eigentümlichkeit zweier Botokudenskelette des Berliner anatomischen Museums aufmerksam, an welchen der erste Lendenwirbel eine Gelenkfläche für die Anheftung einer kleinen Rippe besitzt. Aehnliche Fälle sind auch sonst wohl bekannt, indes ist der Fall von dreizehn Rippen und noch dazu auf beiden Seiten doch ein sehr seltener und er stellt eine ausgezeichnete Tierähnlichkeit dar. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1875, S. 161—164.) Nach den Untersuchungen der Dr. Lacerda und Rodriguez Peixota sind auch von allen Indianern Brasiliens die Botokuden jene, welche sich der primitiven Bevölkerung des Landes, wie sie aus alten Gräberfunden bekannt ist, am meisten nähern. (Rev. d'Anthrop. 1878, S. 157.) Die Gemütsart der Botokuden beurteilt v. Martius günstig und manche Berichterstatter haben sie von liebenswürdigem Charakter gefunden, tapfer, uneigennützig, mäßig und dankbar. Seitdem man anfieng, sie freundlich zu behandeln, gelang es eine Anzahl an bleibende Wohnsitze und an Landbau zu gewöhnen. Tschudi bezeichnet sie indes als armselige träge Wilde und nach Peschel stehen sie vielleicht dem Urzustande am nächsten. Als ihre höchste Leistung erachtet dieser Gelehrte, daß die Nanenuk, eine ihrer Horden, wie Tschudi erzählt, drei Jahre nacheinander genau am 6. September bei einer brasilianischen Niederlassung sich einstellte, um dort vertragsmäßig mit einem jährlichen Festschmaus bewirtet zu werden, so daß sie also irgend eine Zeitrechnung sich angeeignet haben müssen. (J. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. Leipzig 1866. Bd. II, S. 285.) Der nämliche Reisende berichtet auch von einem talentvollen Botokudenknaben, der sorgfältig erzogen es zuletzt so weit brachte, daß er sich das Doktordiplom bei einer medizinischen Fakultät in Brasilien erwarb, dann aber plötzlich verschwand und nach längerer Zeit unter einer Botokudenhorde in seinem ursprünglichen Naturzustande wieder angetroffen wurde. Die Botokuden reden zwar alle die nämliche mit vielen Nasentönen aber keinen Kehllauten ausgestattete Sprache, aber die dialektischen Verschiedenheiten sind nicht bloß zwischen den einzelnen Stämmen, sondern sogar zwischen den Horden der einzelnen Stämme sehr beträchtlich, ja v. Martius will sogar im Kreise einzelner Familien dialektische Verschiedenheiten beobachtet haben. Sie sollen im Monde den Urheber der Schöpfung verehren. Ihr gänzliches Verschwinden ist übrigens unabwendbar.

Unzweifelhaft zu den Kren gehören nach v. Martius auch die Koroado (d. h. die Geschorenen, Tonsurierten), unter welchen am untern Parahyba und nördlich von diesem Flusse einige zu einer Art Halbkultur geführt worden sind, und die ihnen nahe verwandten Puri, mit welchen man erst in späterer Zeit mehr in Berührung gekommen ist. Beide sind aber bald nach der Abtrennung zu gesonderten Völkern mit abweichenden Sprachen und Sitten geworden; ja, die Koroado leben jetzt in Feindschaft mit den Puri so sehr, daß sie die erbeuteten Gliedmaßen der letzteren beim Trinkfest der „Vintassa" oder „Viru" (Maisgetränk) im Kreise abzusaugen pflegen. Durch ihre hervortretenden Jochbogen erhalten ihre Gesichtszüge einen mongolischen Typus, obgleich eine schiefe Stellung der Augen nicht bemerkt wird. Ein klein wenig scheint sie indes doch vorhanden zu sein, denn Oskar Canstatt entwirft von einer Koroadohorde, die er begegnete, folgende wenig einnehmende Schilderung. „Die erdfahle, schmutzig gelbgraue Farbe, die niedrige Stirn, das lange blauschwarze straffe Haar, die vorstehenden Backenknochen, der Mangel der Wimpern am untern Augenlide und der scheue hämische Blick aus den kleinen wenig schiefgeschlitzten Augen geben jedem einzelnen ein ganz abscheuliches Aussehen." (Brasilien, S. 87.) Früher wurden die Koroado zu den Menschenfressern gezählt, bis die Missionäre ihre Annäherung an die Weißen im Jahre 1800 zum ersten Male mit Glück

versuchten; seitdem ist ein Teil von ihnen am untern Parahyba und nördlich von diesem Flusse seßhaft geworden; doch hatten sie, als Prinz Max von Neuwied sie besuchte, kaum angefangen ihre wilden rohen Sitten, Gebräuche und Gesinnungsart abzulegen. Dieser Forscher fand die Koroado noch sehr originell, von dunkelbrauner Haut, sehr markierten Gesichtszügen und rabenschwarzem Haar. „Ihre Häuser sind recht gut und geräumig, von Holz und Lehm erbaut, und mit Dächern von Palmblättern und Rohr bedeckt, wie die der Portugiesen. Man sieht darin die aufgehängten Schlafnetze und in einer Ecke Bogen und Pfeile angelehnt; ihr übrigens sehr einfacher Hausrat besteht in selbst verfertigten Töpfen, Schüsseln oder Schalen („Cuias") von Kürbissen und dem Kalebassebaum (Crescentia cujete, L.), Tragkörben von Palmblättern geflochten und wenigen andern Sachen. Ihre Kleidung besteht in weißen Hemden, und Beinkleidern von Baumwollenzeug; an Sonntagen aber sind sie besser gekleidet; man unterscheidet sie alsdann nicht von der ärmeren Klasse der Portugiesen; doch auch dann gehen die Männer oft noch mit bloßem Kopf und barfuß. Die Weiber hingegen sind schon eleganter, tragen zuweilen einen Schleier und putzen sich gern. Alle sprechen portugiesisch, unter sich aber gewöhnlich ihre Nationalsprache. Die Sprachen der Koroado und Koropo sind sehr nahe miteinander verwandt, auch verstehen beide mehrenteils die Puri." (Neuwied, Reise nach Brasilien, Bd. I, S. 107—108.) In einem Hause wohnt stets bloß eine Familie. Die Mutter gebiert im Walde, und trennt den Nabelstrang mit der Hand oder den Zähnen ab. Mutter und Kind werden dann bei einem Trinkgelage von dem „Paje" (Zauberer) mit Tabak geräuchert. Ehemals begruben die Koroado ihre Anführer in länglichen irdenen Gefäßen, die man „Camucis" nannte, und zwar in sitzender Stellung; früh, wenn der Tag anbrach, badeten sie sich, allein diese Gebräuche haben sie schon verlassen. Von den Puri, welche unter allen Stämmen der Ostküste für die kleinsten gehalten werden müssen, entwirft Prinz Neuwied eine ebenfalls nicht allzu schmeichelhafte Schilderung. (Reise nach Brasilien, Bd. I, S. 111—121.)

Der schönste Indianerstamm Brasiliens ist jener der Guato oder Buató, welche unter keine der übrigen Völker- und Sprachgruppen Südamerikas mit Sicherheit untergebracht werden können. Sie sind in mehreren Gegenden der Provinz Matto Grosso wie am Rio Paraguay und an den großen mit diesem Flusse in Verbindung stehenden Seen noch ziemlich häufig. In ihrem Aussehen sind sie nicht allzusehr von der kaukasischen Menschenrasse verschieden, und die Männer besitzen einen ziemlich starken Bartwuchs. Ihre Weiber tragen das lange unbeschnittene Haupthaar lose über den Schultern herabhängend, die Männer aber dasselbe in einem Schopf zusammengebunden, während zuweilen ein Strohhut das Haupt bedeckt. Bis auf eine Schürze um die Lenden sind sie unbekleidet, schmücken sich aber gerne mit einem Pflöckchen in der Unterlippe, kleinen Federbüschen in den Ohrläppchen, mit Halsbändern aus Krokodilzähnen und andern Dingen. Den größten Teil ihres Lebens verbringen die Guato in ihren Kähnen oder Piroguen, welche sie bei eintretendem Hochwasser mit Weib und Kind besteigen und wochenlang nicht mehr verlassen. Sie wohnen nur familienweise beisammen und fühlen sich so an die Gewässer hingezogen, daß sie selbst zum Bau ihrer Hütten sich meistens Stellen in den unwirtlichsten Niederungen oder Sümpfen aussuchen. Auch ihr Hausgerät ist sehr einfach und besteht nur aus einigen Tierfellen, welche sie durch ihre Lieblingsbeschäftigung, die Jagd, erbeuten. Ihr Jagdgerät bilden Pfeil und Bogen von außergewöhnlicher Größe, deren leichte Handhabung von ihrer Körperstärke und Gewandtheit zeugt; auch ihre bis zu 4 m lange Lanze wissen sie trefflich zu führen und greifen damit kühn den Tiger an. Selten wohnt mehr als eine Familie, in der nie mehr als ein Mann sich findet, vereint zusammen. Die Zahl der Frauen

dagegen beträgt drei bis zwölf und sobald ein Knabe erwachsen ist, trennt er sich von den Seinigen, um einen eigenen Hausstand zu gründen. Zu bestimmten Zeiten und nur zweimal jährlich vereinigen sich die Männer gewöhnlich zwei Tage an Orten, welche eine gewisse religiöse Verehrung genießen, um etwaige Angelegenheiten ihres Stammes zu besprechen. Ihre verhältnismäßig sehr hohe Geistesentwickelung steht in auffallendem Gegensatze zu ihrer Lebensweise; auch ihre Sprache klingt weich und wohllautend, besonders im Munde der nicht unschönen, aber schwermütig dreinschauenden Frauen. Die Guato besitzen ein höher entwickeltes Zahlensystem als die übrigen brasilianischen Indianer. Sie glauben auch an ein göttliches Wesen und daß nach dem Tode die Seelen derjenigen, die sich auf Erden gut betragen haben, fortdauern, wogegen die der Bösen vernichtet werden. In den Paraguaygewässern pflegen diese interessanten Ichthyophagen mit ihren milden Sitten und ihrer kindlichen Neugierde sich oft auf ihren flinken Booten den Schiffen der Reisenden zu nähern, um ihnen Lotsen- oder Rudererdienste anzubieten oder allerlei zu erfragen und zu erbitten, wobei sie oft in mangelhaftem Portugiesisch sich sehr beredt und mitunter schlagend auszudrücken verstehen.

Weiter nördlich, auf den Wasserscheiden zwischen Amazonas und den Laplataströmen, genauer zwischen dem Madeira und Tapajoz einerseits und dem Paraguay anderseits sitzen die Parexi oder Parecis (Paricis), richtiger Poragi geschrieben, d. h. Leute des Oberlands, Oberländer. Sie bewohnen ein an Binnenseen und überflutenden Flüssen reiches Gebiet mit Sümpfen, dichtem Schilfwuchs und unwegsamen Wäldern, und sind auf Fischfang und Ackerbau angewiesen, übrigens unkriegerisch ihrer Sinnesart nach. Sowohl die an den Gewässern seßhaften, wie auch diejenigen ihrer Stammgenossen, welche weiter landeinwärts wohnten, waren friedfertig und gelehrig und fielen deshalb sehr bald in die Dienstbarkeit der Weißen, wodurch sie so aufgerieben wurden, daß die meisten der ehemaligen Stämme gegenwärtig nur noch in Trümmern vorhanden, andre ganz verschollen sind.

Nur folgende Horden dürften jetzt noch von diesem Volke zu nennen sein: die eigentlichen Parexi in den gleichnamigen Serra und Campos; die Guatschié oder Guachi, in schwachen Ueberresten bei Miranda hausend und durch die Sitte der Weiber, sich der Nachkommenschaft vor der Geburt zu entledigen, dem Absterben entgegenschreitend; die Kabixi oder, wie sie selbst sich nennen, die Piaka, teilweise nomadisch auf den Campos dos Parexis, teilweise am obersten Juruena, an den östlichen Zweigen des Guaporé und der südlichen Zuflüsse des Madeira ansässig; die Mambarebi (Maimbarès) teilweise mit den vorigen zusammenfallend, teilweise weiter nördlich wohnend; endlich die Bakahiri (Baccairis, Bacuris, Pacuris), welche noch weiter gegen Norden an den Zuflüssen des Tapajóz und auf der Wasserscheide des Arinos und des Xingú wohnen.

Werfen wir einen Blick auf die materiellen und geistigen Zustände der Indianer, so kann man behaupten, daß die Horden im östlichen Südamerika von Jagd, Fischfang und Ackerbau gelebt haben, auch die Zucht von Haustieren ihnen nicht gänzlich fremd, die Milchwirtschaft dagegen ihnen völlig unbekannt war. Der Bau von Feld- und Baumfrüchten ist uralt in Amerika und muß aus botanischen Gründen in eine lange Reihe von Jahrtausenden zurückreichen. Unter der Pflege der sogenannten „Wilden", also als Kulturgewächs, wurde

zur Zeit der Entdeckung eine Palme angetroffen; auch den Mais kannten sie und bauten ihn an, aber er war nicht die Hauptstütze ihrer Ernährung; diese lieferte vielmehr die Mandiokapflanze (Kassave) oder Manihot utilissima, von welcher die Manaoshorde nicht weniger als 35 Sorten unterscheidet. An tierischer Nahrung ist in Südamerika nirgends ein Mangel, und die Eingebornen sind geschickte Jäger. Ergiebig jedoch, um für längere Zeit die Küche zu versorgen, ist nur der Fisch- und Schildkrötenfang. Der Indianer stellt den Fischen auf alle erdenkliche Arten nach mit Schnur und Haken, mit Netzen, mit Reusen, mit Abdämmen von Stauwasser, mit Pfeil und Wurfspieß, unter Fackelbeleuchtung und unter Anlockung durch starkriechende Gewächse, endlich durch Betäubung, indem er die Fischwasser vergiftet. Die südamerikanischen Indianer, besonders jene des Amazonasgebietes, sind überhaupt große Giftmischer und sie verstehen es, ihren Geschossen eine tödliche Wirkung zu verleihen.

Das Pfeilgift war schon zur Zeit der spanischen Konquista ein Gegenstand eifriger Forschungen und ist es bis auf die neueste Zeit geblieben. Es wird auf mancherlei Art bereitet, unter andern aus dem Milchsafte des Manschenillebaumes (Hippomane Mancenilla), dessen sich wenigstens die Inselkariben und, nach Angabe der alten spanischen Autoren, auch einige Stämme am venezuelanischen Gestade und auf der Landenge von Darien bedienten. Allein diese Pfeilsalbe war nicht das Gift aller Gifte, das gefürchtete „Kurare" oder „Urari", auch „Wurrara" oder „Wurali" genannt. Es ist in Europa bereits seit 1595 bekannt. Sir Walter Raleigh brachte die ersten damit vergifteten Pfeile aus dem eben entdeckten Guyana mit nach England. Lange herrschten jedoch über die wahre Natur und die Bestandteile desselben die irrtümlichsten und widersprechendsten Ansichten, indem man es gerne für Schlangengift ansah. Erst Emil Carey, ein neuerer Reisender, klärte die Widersprüche auf, indem er nachwies, daß das Kurare nicht von allen Indianern auf dieselbe Weise zubereitet werde, daß der wesentliche und nie fehlende Bestandteil der giftige Saft einer zur Strychninfamilie gehörenden Liane sei. Auf seiner amerikanischen Reise zu Anfang unsres Jahrhunderts wohnte Alexander von Humboldt der Zubereitung des Kurare bei, ein Fest, das der Weinlese gleicht und fiesta de la juvias genannt ward; den eigentlichen Prozeß durfte er aber nicht sehen. Auch Hr. v. Martius und der jüngere Schomburgk haben das Gift bereiten sehen, desgleichen der Engländer Paul Marcoy. Dieser, welcher einige Zeit bei dem Amazonasstamme der Yahua zubrachte, ließ durch einen dort stationirten Missionär einen Yahua um Mitteilung über die Bereitungsart des Giftes ersuchen. Der Wilde gab zwar einen Topf voll seiner Giftpomade her, wollte jedoch über die Bestandteile und die Verfertigungsweise nichts verlauten lassen, auch dann nicht, als ihm ein verhältnismäßig großes Geschenk, ein Klappmesser, in Aussicht gestellt wurde. Dagegen konnte ein andrer dem Reize eines blanken Tischmessers nicht widerstehen. Er murmelte einiges über den Saft eines Strauches und einer Schlingpflanze, aber näher wollte er sich nicht darüber auslassen. Nach langem Unterhandeln und nachdem sich der Wilde noch immer nicht zu weiteren Mitteilungen verstanden, bot man ihm drei schöne blanke Messer für das Ausplaudern seines Geheimnisses an und solche Lockung machte den Indianer, welcher noch einen Gefährten bei sich hatte, in seinem ersten Entschlusse wankend. Einen Zweig von dem rätselhaften Strauche und ein Stück von der Liane versprachen sie nun herbeizuschaffen; Blumen und Früchte, die Marcoy auch zu sehen verlangte, behaupteten die Indianer, in dieser Jahreszeit nicht beschaffen zu können. Drei Tage ließen sich hierauf beide Indianer nicht mehr sehen, bis sie endlich mit einem dürren Zweige voll länglicher Blätter und einer Fruchttraube beladen wiederkehrten. An der Traube hiengen holzige, kernige Beeren von schwarzem, samtartigem Aussehen, in deren ockergelbem Inneren vier Körner lagen. Außerdem brachten sie ein unansehnliches Stück Liane mit weißer, birkenartiger Rinde mit. Es handelte sich nun darum, etwas Näheres über die Zubereitung des Giftes zu erfahren. Die beiden Wilden wollten jedoch unter den Augen der Europäer nur dann dieselbe vornehmen, wenn man ihnen noch acht Fischhaken geben würde. Erst nachdem sie diese erhalten, nahm die Sache ihren Anfang. Der ältere der beiden Wilden nahm einen neuen irdenen Topf und füllte ihn mit Wasser, während der andre Reisig um ihn legte und dieses mit Ameisenzunder in Brand steckte. Der letztere

besteht aus einem klebrigen, hellrötlichen Stoffe, mit welchem eine gewisse Ameisenart das Strauchwerk überzieht, der an der Luft rasch trocknet und vermöge seiner weichen, schwammigen Beschaffenheit leicht in Brand gerät. Noch ehe das Wasser recht kochte, warf der Indianer von dem mitgebrachten Zweige kleine Stücke hinein und im Nu nahm die Flüssigkeit eine gelbe und dann rostbraune Färbung an. Nach zwei Stunden entfernte dann der Wilde Blätter und Holz aus dem Gebräue, indem er dafür etwas von der Schlingpflanze hineinschabte und das Feuer stärker schürte. Vorsichtig schöpfte er hierauf den dick aufwallenden Schaum von der Mischung ab, zog aus einem Behälter drei kleine Päckchen und schüttete deren Inhalt in den Topf. Wie er sagte, waren es zerriebene Stacheln eines Fisches, pulverisierte Giftdrüsen und Giftzähne von Schlangen und getrocknete Feuerameisen. Wiederum blieb die Masse zwei Stunden lang im Kochen, bis sie ganz sirupartig und dick geworden war. Dann nahm der Yahua sie vom Feuer, legte zwei Stäbe über den Topf, breitete ein großes Blatt darüber und bedeckte dieses mit Erde. Andern Tages zerschlug man den Topf und Marcoy erblickte einen harten, schwarzen Klumpen, der sehr schwer zu sein schien. Es war das vielgenannte Urarigift. Wer Lanze oder Pfeil damit vergiften will, braucht es nur dem Feuer nahe zu halten, dann wird es weich und überzieht mit Leichtigkeit die hineingetauchte Waffe.

Dr. Jobert hat auch eines der berühmtesten Pfeilgifte Amerikas, jenes der Tekuna-Indianer unter seinen Augen bereiten lassen und sich überzeugt, daß nur vegetabilische Stoffe zu demselben verwendet werden. Die vorzüglichsten Bestandteile dieses Präparates sind folgende: 1. Das Urari uva, eine Schlingpflanze vom Charakter der Strychneen, vielleicht Strychnos Castelneana (Weddell). 2. Das Eko oder Pani von Maharáo, eine Schlingpflanze vom Charakter der Menispermaceen, vielleicht Cocculus toniferus (Weddell). Die Nebenbestandteile sind: 3. Eine Aroïdee, die Taja. 4. Die Coné oder Mucuraea-ha (Didelphis cancrivora?), welche das Ansehen einer Amarantacee hat. 5. Drei Pfefferarten (von der Gattung Artanthe?). 6. Das Tau-ma-gere oder die Tukan-Zunge. Bei der Bereitung des Giftes beobachten die Indianer folgendes Verfahren: Sie schaben die erste, sehr dünne Rinde von den entwickeltsten Zweigen des Urari und Eko und vermengen die Späne im Verhältnisse von 4 Teilen des ersteren und 1 Teil des letzteren. Dieses Gemenge wird mit der Hand geknetet und dann in einen Trichter aus Palmenblättern gegeben, in welchem man es mit kaltem Wasser auslaugt, das sieben- oder achtmal wiederholt aufgegossen wird. Die Flüssigkeit färbt sich dabei rot. Die Indianer lassen sie dann mit Stückchen von Aesten der Taja und Mucura beiläufig durch 6 Stunden bis zur dicklichen Konsistenz abdampfen. Man setzt dieser Flüssigkeit nunmehr die Raspelspäne der Pfefferarten zu. Nach wiederholtem Aufkochen wird die Masse der Abkühlung überlassen und erlangt hierbei die Konsistenz einer dichten Wachsmasse. Jobert hat jedes der Elemente dieser Komposition abgesondert untersucht und gefunden, daß das Urari und Taja die wirksamsten seien, während das Pani weniger akute Zufälle verursacht; er hält es daher für nützlich, die Studien über die Wirksamkeit jedes einzelnen dieser Stoffe abgesondert fortzusetzen.

Das echte Gift stammt also jedenfalls von einer Pflanze und zwar aus der Rinde und dem Splint von Strychnos toxifera; außer dieser Pflanze dienen noch zwei andre Gattungen Strychnos Castelneana und Strychnos Crevauxii zur Bereitung des Curare, welches die Eingebornen übrigens auch bei Starrkrampf anzuwenden wissen. (Bull. Soc. géograph. Paris 1881. Bd. II, S. 20.) Das Gift selbst ist das Alkaloid Curarin, dessen Wirkung im gereinigten Zustande noch zwanzigmal stärker sein dürfte, als die von den Indianern bereitete Salbe, der sie gleichsam als Epitheton ornans noch manches andre hinzufügen, Kröten-, Schlangen-, Spinnengift u. s. w. Es wirkt nur, wo es mit dem Blute in Berührung kommt, also in einer Wunde, dann aber außerordentlich jäh; dagegen nimmt das Fleisch der mit Pfeilgift getöteten Tiere nichts von den giftigen Eigenschaften desselben an, sondern kann ohne jeden Nachteil genossen werden; auch kann man es wie das Schlangengift völlig unschädlich aussaugen und im Magen aufnehmen. Der Name Urari stammt aus dem Tupi und wird zerlegt in ur kommen, ar fallen und y er, sie oder es. Urari bedeutet also: „wo ich komme, fälle ich es", dem Sinne nach an veni, vidi vici erinnernd. Wenn das Gift vor Feuchtigkeit und Schimmel bewahrt bleibt, behält es seine Wirkung eine geraume Zeit; nach spätestens anderthalb Jahren aber wird es brüchig, schimmlig und taugt nichts mehr. Die Indianer wissen sofort, wie alt das Gift ist und von welchem Stamme es bereitet wurde, prüfen auch, ehe sie ihre Geschosse versenden, seine Kraft an Eidechsen oder Fröschen; oft liegt ihnen sogar daran, daß es schwach wirke, wenn sie ein Tier nur betäuben und in ihre Gewalt bekommen

wollen. Der Tod infolge von Giftwunden wird für sehr schmerzhaft gehalten, denn es tritt eine Lähmung der Bewegungsnerven von der Peripherie nach dem Zentrum ein, und er hat daher Aehnlichkeit mit einer Vergiftung durch eine übermäßige Chloroformierung.

Nicht nur gegen ihre Feinde, sondern auch auf der Jagd bedienen sich die Indianer Brasiliens und Guyanas mit Ausnahme der Tupistämme, welche überhaupt keine vegetabilischen Gifte verwenden, des Curare und außer einer genügenden Anzahl vergifteter Pfeile pflegen sie auch noch einen kleinen Giftvorrat in einem thönernen Näpfchen oder einer Kürbisschale bei sich zu tragen. Wegen dieser doppelten, sowohl kriegerischen als weidmännischen Verwendung ist das Pfeilgift den Indianern jener Gegenden, was das Schießpulver den Europäern, und es bildet daher auch den Gegenstand eines lebhaften Tauschhandels unter ihnen. Die Indianer vom Rio Negro, Orinoko und selbst vom Amazonas kommen häufig sogar in ganzen Karawanen, um das von den Makuschi bereitete Urari einzutauschen gegen die zu den Blasgeschossen dienenden Schilfrohre. Auch die Yahua treiben einen schwunghaften Handel mit dem von ihnen erzeugten Gift und am Orinoko haben, wie Dr. Crevaux berichtet, die Piraoa das Monopol zu Fabrikation des Curare.

Der Indianer steht als Weidmann sehr hoch, teils weil seine Sinne durch beständige Uebung geschärft worden sind, teils weil er genau die Sitten und Gewohnheiten des Wildes kennt, dem er nachstellt. Er zeigt zugleich, daß unter allen fleischfressenden Tieren der Mensch die gefährlichste Bestie ist, nicht bloß durch seine sinnreichen Waffen, sondern auch durch seine List und Tücke. Während der Indianer gleichgültig ist gegen seine Sprache, übt er mit größter Sorgfalt die Nachahmung der Tierstimmen. Genau berechnet er Entfernung und Geschlecht des Wildes, leise erhebt er die Lockstimme und durch Verstärkung des bösen Zaubers zieht er das Tier bis in den tötlichen Bereich. Höchst merkwürdig sind aber seine Beziehungen zu den Tieren, die er zähmt. Das Innere seiner Hütte gleicht oft einer Menagerie. Man findet dort Papageien, deren Gefieder er künstliche Farben zu geben versteht und die er sprechen lehrt, Affen von allen Gattungen, die ihn durch ihre uneinstudierten Komödien ergötzen, den Hund der alten Welt, mit dem er sich rasch verständigt hat, dann aber auch Haushühner, denen er die schmackhaften Hokko und, der Schönheit wegen, vier Arten des Trompetervogels (Psophia) beizugesellen versteht.

Die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten ist freilich sehr gering, doch waren alle Anfänge vorhanden, die zu einer höheren Entfaltung hätten führen können. Keinem Stamme fehlt eine Priesterzunft. Die „Pajé“ („Piache“, „Boite“) sind wie die sogenannten Medizinmänner Nordamerikas ihrem geistigen Handwerk nach Schamanen, welche hauptsächlich darauf ihr Ansehen gründen, daß sie Krankheiten durch Austreibung böser Geister heilen wollen. Der Pajé wie der Piaï ist auch Träger der historischen Erinnerungen und Mythen. Er erzählt sie nächtlicherweile den jungen Leuten des Dorfes. Deutlich sieht man hier den Keim höherer geistiger Zustände, zu denen sich, sehr langsam vielleicht, schließlich aber doch die Indianer erhoben hätten, wenn sie von der Berührung mit der alten Welt verschont geblieben wären. Es waren aber auch nur Keime, denn im ganzen Südamerika diesseits der Anden findet sich auch nicht ein Denkmal irgend einer bedeutsamen Vergangenheit, außer den rohen in die Felsen geritzten Bildern, die am Orinoko, am Amazonas und an den Flüssen der drei Guyana gesehen werden. Diese sind aber, wie Dr. Richard Andree wohl ziem-

lich unwiderleglich nachgewiesen (Globus, Bd. XXXIX, S. 247), nichts weiter, als die müßigen und rohen Anfänge primitiver Kunst.

Die Völker der Pampas.

Indem wir uns gegen Süden wenden, treten wir Völkern näher, welche so wie die Natur des Landes, das sie bewohnen, in ihrer Lebensweise der vollendetste Gegensatz zu den Indianern Brasiliens und den „zivilisierten" Guarani Paraguays bilden. Während die Tupi nur in Waldländern angetroffen werden, sind diese Bewohner der Steppen oder, da wir uns im südlichen Amerika befinden, der Pampas, welche sie als Reiternomaden wandernd durchstreifen, angewiesen auf die Erträgnisse von Jagd, Fischerei und die Früchte der wenigen Wälder. Alle eigentlichen Pampasindianer sind ursprünglich Jägervölker. In ihrer Lebensweise hat sich aber vieles verändert, seit sie mit den Europäern in Berührung kamen. Sie haben durch dieselben Haustiere erhalten und sind seitdem auch Hirten geworden. Sie eigneten sich das Roß an und wurden Reiternationen. Nun sind sie noch weit mehr als früher Landstreicher, wenn der Ausdruck erlaubt ist; sie müssen in verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Weiden aufsuchen, damit ihr Vieh sich ernähren kann; sie kommen vermittelst der Pferde rascher von der Stelle, verweilen aber selten lange Zeit in derselben Gegend. Das Land, welches sie durchstreifen, ist, wenige Ausnahmen abgerechnet, flach. Ihr Gebiet erstreckt sich von der noch so wenig gekannten Wüste des Gran Chaco am rechten Ufer des Paraguay und seinen westlichen Zuflüssen von etwa 19° s. Br. bis an die unwirtsamen Gestade der Magelhaesstraße. Im Süden bedingt die trostlos dürre Ebene einen Wechsel des Aufenthalts für Stämme, welche sich vorzugsweise auf die Jagd angewiesen sehen, denn das Wild zieht dorthin, wo es Wasser findet. Auch höher nach Norden hin, im Gran Chaco, wo freilich Völker andern Stammes, aber im wesentlichen mit Pampascharakter wohnen, ist alles Ebene, die in der Regenzeit zu beträchtlichem Teil unter Wasser steht und dann unbewohnbar ist. So bedingt auch hier die Jahreszeit einen Wechsel des Aufenhaltes. Kein Pampasindianer läßt sich zum Ackerbau herbei, er ist auch kein Schiffer, weil es ihm in seinem holzarmen Lande an Material fehlt, Fahrzeuge zu bauen. Ganz Amerika kennt keine stolzeren, hochfahrenderen Krieger, als sie sind, und es ist den Spaniern nie gelungen, sie zu unterwerfen; sie leben heute noch so frei und unabhängig wie vor zweihundert Jahren. Auch unter ihnen lassen sich verschiedene Gruppen unterscheiden. Da sind zunächst die schon unter den Indianern Brasiliens aufgezählten

Guaykuru, die wir aber wegen ihrer Zugehörigkeit zu den Pampasindianern erst hier abhandeln. Martius' Völkerkarte vereinigt zu einer Gruppe unter diesem Namen Guaykuru (Uaicurus, Quaycurus) Stämme, von welchen einige von den Spaniern Lenguas, Zungenindianer, geheißen werden, weil sie in die

Unterlippe ein zungenartiges Holzstück einsetzen. Zur Zeit der Ankunft der europäischen Entdecker waren die Guaykuru das streitbarste Volk in jener Gegend und außerordentlich kriegerisch. Sie wohnten auf der Westseite des Paraguayflusses im Gran Chaco und dort suchten sie eine Zuflucht vor den Eroberern, sind auch unabhängig geblieben bis auf den heutigen Tag. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts lebten sie vorzugsweise von der Jagd und unternahmen Raubzüge in das Land der Guarani, denen sie Mais und andere Feldfrüchte wegnahmen. Sie selbst verachteten den Ackerbau und rühmten sich, niemals auf das Haupt geschlagen worden zu sein. Insofern sich erbliche Häuptlinge unter ihnen befinden, stehen sie gesellschaftlich höher als andere Stämme. Bei ihnen herrscht auch eine besondere Männer- und Weibersprache, wenigstens bedienen sich für verschiedene Gegenstände und Begriffe die Frauen andrer Ausdrücke als die Männer. Die Guaykuru selbst nennen sich in ihrer Sprache Qaekakalot, denn Guaykuru wird aus dem Tupi abgeleitet und soll „Schnellläufer" bedeuten, womit übrigens Spanier und Portugiesen überhaupt die verschiedenen Indianer bezeichneten, welche sich den Gebrauch des in der Pampa verwilderten Pferdes angeeignet haben. Die Guaykuru in Paraguay stehen noch im Verkehr mit den im Gran Chaco zurückgebliebenen Stammesverwandten und verbünden sich mit denselben gern zu Raubzügen. Ein Teil von ihnen hat Bogen und Pfeile mit Feuerwaffen vertauscht, welche sie mit der zugehörigen Munition von den Brasilianern in Mattogrosso einhandeln. In Brasilien halten sich mehrere zu den Guaykuru gehörende Horden unter verschiedenen Namen auf, wie die Atiadeo in der Umgebung von Albuquerque und Nova Coimbra, die Adioeo in der Umgegend von Miranda, die Inami oder Enima, welche die eigentlichen Zungenindianer sind, und die etwas milderen gesitteteren Guana, die auch in Paraguay vorkommen. Der nordöstlichste der Guaykurustämme ist jener der Payagua oder Payagoa, welche am Paraguay, vom Einflusse des Taquari bis etwa fünf Grade abwärts, wohnen. Zwischen dem Paraguay und dem Pilcomayo wohnt das Volk der Guaykuru im engeren Sinne und westlich davon, jenseits des Pilcomayo, die Mbokobi. Am Rio Vermejo finden wir die Lule Mataguayo, Chunupi, Malbala und Toba, schöne kräftige Menschen, schon seit der spanischen Zeit durch ihre Tapferkeit bekannt, und zwischen dem unteren Pilcomayo und Vermejo die Mbaya, die schönste Indianernation Paraguays. Die Größe der Männer beträgt durchgehends 1,77—1,80 m und dabei ist der Körper wie bei mehreren Chacoindianern, mit Ausnahme des Kopfes, so regelmäßig und kräftig gebaut, daß er als Modell für einen Herkules dienen könnte. Der Kopf dagegen ist im Verhältnis zum Rumpfe etwas zu klein und die Gesichtszüge sind denen der Guarani ähnlich, nur daß das Antlitz weniger flach erscheint und eine mehr ovale Gestalt hat. Alle diese Indianer besitzen zum Teil Rindvieh, Schafe und Pferde, wenden aber nur den letzteren Aufmerksamkeit zu, da diese für ihre Existenz notwendig geworden sind. Als kühne Reiter durchstreifen sie das ganze Gebiet des Gran Chaco und ziehen den unsicheren Erwerb durch Jagd und Raub den Beschäftigungen mit der Viehzucht und dem Ackerbau vor.

Im Süden zwischen dem Parana und Salvado und über diesen hinaus bis an den Rio Dolce sitzen die Abiponer, welche ehemals die Provinz Chaco bewohnten, nun aber auch in Paraguay, östlich von Parana, angesiedelt, übrigens dem Aussterben nahe sind. Die einst sehr mächtige Nation ist ein hübscher kräftiger Menschenschlag von ziemlich heller Hautfarbe und regelmäßigen Gesichtszügen. Die Abiponer sind tapfere Krieger, tüchtige Reiter, aber auch verstockte Heiden, unter welchen alle Missionen wirkungslos blieben; sie üben Vielweiberei, sind aber sonst sittenstreng. Sie zerfallen in die drei Stämme der Naguegtgagehee, Rukahee und Jakonaiga.

Die eigentlichen Pampas, das Land zwischen dem Rio Colorado und dem Rio Negro, bewohnt der Stamm der

Pueltschen, d. h. die Oestlichen (von puel = Osten). Sie sind Nachbarn der den Araukanern zugezählten Ranqueles, aber friedlicher wie diese. Zur Zeit der Entdeckung wohnten sie bei Salinas und in den Gebirgen nach der Küste hin und waren im Besitze von Rindvieh- und Schafherden, die sie selbst gezogen hatten, verfertigten auch Ponchos, Ueberwürfe aus Tierfellen, Zäune, Besen aus Federn und andere Kleinigkeiten, welche sie in Buenos Ayres oder an den Grenzen vertauschten oder verkauften. Seit etwas mehr denn hundert Jahren besitzen sie das Land zwischen 39—41° s. Br., die Ebene zwischem dem Rio Negro und dem Colorado, namentlich hausen sie an den Ufern des letztgenannten Flusses und unterhalten lebhaften Verkehr sowohl mit den spanischen Amerikanern als mit den patagonischen Indianern, von welchen sie Yonak genannt werden. Sie ziehen eine Strecke weit vom Meere und nach Norden hin bis zur Sierra Ventana, immer in kleinen Horden, teils angreifend, teils verfolgt, aber stets ruhelos. Ihre Lebensweise und ihr Charakter gleichen jenen der Patagonier, die wir alsbald näher kennen lernen werden; wie diese leben sie auch nicht am Meere und kennen keine Nachen oder Kähne. Ihre Häuptlinge „Ganak" haben nur geringen Einfluß; sie glauben, wie die Ranqueles, an den „Gualichu" oder „Arraken", den bösen Geist, der aber auch zuweilen ein guter Geist ist, und an eine unsterbliche Seele. Wahrscheinlich gehörten die kriegerischen verwegenen Querandi, welche zur Zeit der Entdeckung in der Gegend des heutigen Buenos Ayres hausten, diesem Volke an. Der nördlichste Stamm der jetzt sehr zusammengeschmolzenen Pueltschen wird mit dem Namen Taluhet bezeichnet und wohnt im Osten der Pikuntsche. Im Westen und Süden, an den Flüssen Sanquel, Colorado und Hueyque wohnen die Divi-het, im Südosten die Tschetsche-het. Verwandt mit den Pueltschen sind die Tscharrua (Charruas), welche hauptsächlich auf dem linken Ufer des Uruguay, von seiner Mündung an bis etwa 30° s. Br. wohnen, jetzt aber ebenfalls sehr zusammengeschmolzen sind.

Auf diese Pampasindianer, welche auch einen Teil des nördlichen Patagonien innehaben und nicht auf die Tehueltschen oder eigentlichen Patagonier bezieht sich, was Auguste Guinnard in dem mitunter stark angezweifelten und vielleicht in bezug auf die eigenen Erlebnisse auch wirklich etwas gefärbten Berichte seiner dreijährigen Gefangenschaft in jenem Gebiete zu erzählen weiß. (Guinnard, Trois ans d'esclavage chez les Patagons. Paris 1864. 18°.) Seine Angaben über die Sitten der Indianer stimmen aber

sehr wohl zu dem, was man seither über dieselben in Erfahrung gebracht hat. Ihre Körperstärke übertrifft die der Europäer um ein beträchtliches. Unser Franzose sah oft, wie sie mit gewandter Hand durch den Lasso ein ungezähmtes Pferd fiengen, es im vollen Laufe zum Stehen brachten und, ohne von dem erhaltenen Stoße im mindesten zurückgeworfen zu werden, fest im Sattel blieben, bis das gefesselte Tier sich auf dem Erdboden wälzte. Im allgemeinen ist die physische Organisation dieser Indianer weit vollkommener als die unsrige. Mit einer Leichtigkeit ohnegleichen erträgt der Sohn der Pampas Entbehrungen und Beschwerden aller Art auf zwei bis drei Monate währenden Reisen, welche er fast ohne auszuruhen vollbringt, Tag und Nacht galoppierend. Zieht der „Pampero", wie man die autochthonen Pampasmenschen auch nennt, auf 1000—2000 km weite Expeditionen aus, so nimmt er kaum etwas andres mit als für jeden Mann der Gesellschaft 20—30 Pferde, die nötigen Fangschnüre (Lasso), Lanzen und „Boleadoras", eine Waffe, deren er sich sowohl zur Erjagung der erforderlichen Nahrungsmittel als zum Kampfe bedient. Bloß die Epikureer der Bande legen sich unter das Stück Leder, welches ihren Sattel ausmacht, einige Streifen in der Sonne gedörrten Fleisches, das sie mit einer Mischung von Ochsen- und Pferdefett genießen.

Die Statur der nördlichen Pampasindianer ist nicht so stattlich wie jene der südlicheren Völker. Mit wenigen Ausnahmen überschreiten sie selten 1,72—1,75 m. Ihr beinahe olivenbrauner Teint ist der dunkelste von allen Indianern jener Gegenden; manche sind fast schwarz. Ihre Haut ist außerordentlich fein über den ganzen Körper, seidenweich und glänzend. Unter der Einwirkung der Sonne wird sie dies immer mehr und mehr. Ihr Haar binden sie mit einem Lederstreifen auf dem Wirbel in einen Knoten zusammen, im Kampfe aber lassen sie es lose über das Gesicht herabhängen.

Die Indianerinnen sind nicht unelegant gebaut, allein ihr Gang ist in hohem Grade ungraziös. Ihre Hände sind klein, wohlgebildet und ungewöhnlich schmal; ihre Füße ebenfalls klein, doch breit. Die reichsten und vornehmsten tragen ein drei Finger breites, sehr eng anschließendes Halsband, welches äußerlich mit metallenen Scheiben besetzt ist, die sie selbst fabrizieren. Der Umfang und die Steifheit dieses wundersamen Schmuckes, welcher für einen großen Neufundländer Hund recht wohl als Halsband geeignet sein würde, verleiht dem ernsten Antlitz seiner Trägerin ein äußerst komisches Gepräge. Die Weiber der Pampasindianer sind sehr fleißig und ihren Gatten sehr ergeben, deren Ansprüche sie sonder Murren über sich ergehen lassen. Diese Herren Gemahle widmen alle Zeit, die nicht gerade von der Jagd oder von der Pferdebändigung ausgefüllt wird, einem absoluten Nichtsthun. Wenn sie ihren Aufenthaltsort wechseln, so sind es die Frauen, denen der Transport sämtlicher Habseligkeiten obliegt. Sie bepacken und satteln für ihre Gebieter und für sich selber die Pferde, auf denen sie alsdann mit drei bis vier Kindern Platz nehmen. Derart untergebracht, sammeln sie die Herde und treiben sie mit den Spießen ihrer Männer vor sich her, welche ihrerseits, auf den vorzüglichsten ihrer Renner sitzend, sich mit nichts weiter beschweren, als mit ihren Lassos und Boleadoras und sich unterwegs mit den Freuden der Jagd ergötzen, ohne im mindesten sich um ihre Familien zu kümmern, wie sehr sie auch an ihren Kindern hängen mögen. An Ort und Stelle angelangt, sind es wiederum die Frauen, welche die Pferde abpacken und die Zelte aufschlagen, in denen sich ihre Gatten zur Ruhe niederstrecken, während jene die Mahlzeit bereiten. Gewöhnlich schwingt sich der Pampasindianer, der ohne Pferde und Reiten gar nicht existieren könnte, mit einem Satz in den hölzernen Sattel, der Kopf und Brust des Tieres umschließt. Nur die reichsten oder diejenigen, welche beim Raube besonderes Glück gehabt haben, satteln ihre Pferde nach der Gauchomanier. Die Frauen reiten auf die nämliche Art wie die Männer, nur bedienen sie sich ganz anderer Sättel, leibhaftiger Gerüste, die aus 7—8 Schaffellen aufgebaut werden, auf welche sie noch ein paar Rollkissen legen. Um diesen Apparat zu erklettern, bedienen sie sich eines um den Hals des Pferdes hängenden Steigbügels.

Von allen den wilden Stämmen der Pampas wird die Ehe, wie von den zivilisierten Völkern, als ein wichtiger Akt und als die Quelle eines ehrenhaften und glücklichen Lebens angesehen. Man schließt den Bund in Form eines Handelsgeschäfts, indem man die Frauen gegen allerhand Gegenstände und Tiere eintauscht. Will sich ein Indianer verheiraten und hat er seine Augen auf ein Mädchen der Gegend geworfen, so besucht er der Reihe nach alle seine Freunde und Verwandten, vertraut ihnen seine Absicht an und ersucht sie um ihren Beistand zur Ausführung derselben. Jeder der also Angesprochenen erteilt in einer längeren Rede seinen Rat und verleiht seinen Worten Nachdruck durch irgend eine annehmbare Gabe, wie Ochsen, Pferde, silberne Steigbügel oder

Sporen oder andere Dinge, welche er sich auf seinen Raubzügen erbeutet hat. Ist eine Frau ihrem Gatten untreu, so hat dieser das Recht, sie und ihren Mitschuldigen zu töten. Gewöhnlich aber bestimmen ihn Geiz und Habsucht, die Treulose zu behalten und sich von ihrem Verführer eine beträchtliche Entschädigung bezahlen zu lassen. Von dem Augenblicke aber, wo der gekränkte Gatte in dieser Weise Genugthuung erhalten hat, darf er gegen seine Frau auch nicht die leiseste Anspielung an ihren Fehltritt wieder laut werden lassen. Ihre Familie würde sich einmischen, wenn er die Schuldige ihres Vergehens halber mißhandeln wollte. Sobald die Buße bezahlt ist, hat das Verbrechen seine Sühne empfangen. Vater und Mutter entscheiden, ob ein neugebornes Kind am Leben bleiben soll oder nicht; deshalb ist die Kinderzahl bei den südamerikanischen Indianern auch verhältnismäßig sehr gering. Fällt das Urteil günstig aus, das heißt, will man dem Kinde das Leben lassen, so wird das Kleine sofort der Gegenstand außerordentlicher Elternzärtlichkeit. Vater und Mutter würden sich im Notfalle die größten Entbehrungen auferlegen, um jeden Wunsch ihres Sprößlings, ja die tollsten Launen desselben zu befriedigen. Kinder werden eben in der ganzen Welt verzogen. Während der Nacht kommen die Kleinen in eine Art Wiege, die über dem Lager der Eltern aufgehangen ist, am Morgen, wenn die Sonne scheint, legt sie die Mutter auf ein Schaffell, auf welchem sie sich nach Herzenslust umhertummeln können. Kaum sind jedoch die kleinen Thunichtgute im stande, auf Händen und Füßen zu kriechen, so giebt man ihnen schon Messer und andre scharfe Waffen zur Handhabung gegen irgendwen, der ihnen in den Weg kommt. „Die lieben Kleinen!“ rufen dann wohl die entzückten Eltern aus, „sie werden einmal ausgezeichnete Feinde der Christen werden!“

Das Land südlich von den Pampas bis hinab gegen das Feuerland wird bewohnt von der Familie der

Tehueltschen, bei uns unter dem Namen der Patagonier oder Patagonen bekannt. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß diese letztere Bezeichnung eine den Indianern selbst völlig fremde ist. Von den großen Fußspuren, welche die Spanier zuerst von ihnen sahen, haben sie sie Patagones genannt; ihr wahrer Name ist indes Tehueltschen oder Tsoneka, mit welch letzterem sie sich selbst fast ausschließlich bezeichnen. Nach Friedrich Müller wäre aber letzteres bloß der Name ihrer Sprache. Zwar findet man in den bestehenden Karten und Berichten über Patagonien sehr viele verschiedene Stämme verzeichnet, und nach dem eben genannten Wiener Ethnologen zerfallen die Tehueltschen in die Leuvuhet „Volk des Flusses“, an den nördlichen und südlichen Ufern des Rio Negro, und die Kalille-het „Volk der Berge“. Diese werden von den Moluchen Vuta-Huillitsche „großes südliches Volk“ genannt; zu ihnen gehören die Kulilau-kunny, Sehuau-kunny (Rattenvolk) und die Yakana-kunny, d. h. Fußvolk, da sie keine Pferde haben und zu Fuß gehen müssen. George Chaworth Musters aber, dem wir die erste auf gründliche Beobachtung gegründete Beschreibung der Tehueltschen verdanken (Musters, At home with the Patagonians; a years wandering over untrodden ground from the Straits of Magellan to the Rio Negro. London 1871. 8°.), erklärt die angebliche Zersplitterung der Tehueltschen dadurch, daß einzelne Horden sehr oft den Namen ihres jeweiligen Anführers annehmen. Die eigentlichen Tehueltschen, mit Ausschluß der ihnen möglicherweise verwandten Fußindianer des Feuerlandes, zerfallen nun ihm zufolge in zwei große Stämme, den nördlichen und südlichen. Sie reden die nämliche Sprache, wenn auch mit etwas verschiedenem Accent, und die südlichen scheinen im Durchschnitt größer und besser gebaut; auch sind sie gewandtere Bolajäger. Die nördlichen Tehueltschen haben hauptsächlich den Distrikt zwischen

der Kordillere und der See inne, vom Rio Negro nördlich bis zum Chupat und streifen hie und da bis zum Rio Santa Cruz. Die südlichen Tehueltschen halten sich in dem Gebiete südlich vom Rio Santa Cruz auf und kommen mitunter bis Punta Arenas herab. Beide Stämme sind aber häufig untermischt und heiraten untereinander, wobei sie jedoch ihre clanartige Einteilung nicht aufgeben. Vom Rio Negro bis zum Chupat begegnet man einer andern Tribe, die auch ein verschiedenes Idiom spricht und ihr Hauptquartier zu Salinas, im Norden von Rio Negro, hat. Es sind dies die „Pampas", welche die Tehueltschen „Penek" nennen, woraus nach Musters' Vermutung das Wort Tehueltsche selbst korrumpiert worden ist. Ein andrer Stamm endlich, sowohl durch Sprache als durch physisches Aeußere verschieden, scheint ein Zweig der chilenischen Araukaner zu sein; die Tehueltschen nennen sie „Chenna", sonst sind sie als Manzaneros bekannt, von ihrem Hauptquartiere Las Manzanas, einer früheren Jesuitenstation. Sie sind weniger unstät und gesitteter als die übrigen Tehueltschen und sollen in den Kordillerenthälern Rinder- und Schafherden besitzen. Auch mag es unaufgehellt bleiben, ob sie die Kunst von den Jesuiten erlernt haben oder nicht, sicher ist, daß sie aus den Aepfeln von Las Manzanas einen sehr annehmbaren Cider zu brauen verstehen, wie nicht minder ein berauschendes Getränk aus Algaroben. Die übrigen Tehueltschen müssen sich mit dem eingehandelten Rum behelfen, der im Bunde mit Krankheiten, besonders den Blattern, ihre Zahl in rascher Frist vermindert.

Steinärte südamerikanischer Indianer.

Von den körperlichen Eigenschaften der Tehueltschen ist die Größe ihrer Statur am häufigsten erörtert und mitunter bestritten worden; in Hrn. Musters haben wir einen unverfänglichen Zeugen für die Reckenhaftigkeit dieser patagonischen Indianergestalten; er giebt als Durchschnittsgröße für die Männer 1,77 m an, doch wurden einige gemessen mit 1,93 m. Und ein neuerer Reisender, Francisco P. Moreno, ermittelte als Durchschnittsziffer für die Statur der echten Tehueltschen 1,855 m. Danach verdienen die Patagonier wirklich die Bezeichnung eines Riesenvolkes; dagegen ist im Verhältnisse zur Körpergröße der Fuß

sehr klein und die Benennung Patagones also durchaus ungerechtfertigt. Bewundernswert ist die außerordentlich starke Entwickelung der Arme und des Brustkorbs, dessen Umfang Francisco Moreno im Mittel 1,10 m groß fand. (Moreno, Viaje á la Patagonia austral. Buenos Ayres 1879. 8°. I. Bd., S. 376.) Im allgemeinen, sagt Musters, sind sie überhaupt trefflich proportioniert, was wir hervorheben, da nach andern Angaben die Beine minder entwickelt und weniger kräftig sind als die Arme. Musters spricht auch von der ungeheuren Marschierfähigkeit der Tehueltschen, von welcher er selbst staunenswerte Proben erlebte; dabei entbehren sie jedweder Nahrung ohne sonderliche Beschwerde. Die Muskelkraft ihrer Arme ist sehr gewaltig, und vermögen sie die schwere Straußenbola auf eine Entfernung von siebzig Ellen zu schleudern. Ihr Gesichtsausdruck ist natürlich sehr verschieden, aber zumeist freundlich und heiter, kann jedoch mitunter auch sehr düster werden. Bei ihrem hellen Lachen zeigen sie eine Reihe schöner Zähne, die sie durch Kauen von „Maki", einer Gummiart, rein und weiß erhalten. Ihre Augen sind glänzend und intelligent, die Nase gewöhnlich adlerförmig gebogen und ohne jene häßliche Verbreiterung der Nüstern, die man sonst an wilden Stämmen gerne beobachtet. Das Haar ist dicht, die Stirne stark zurücktretend; Musters läßt es unentschieden, ob die Tehueltschen zu den Dolicho- oder Brachykephalen zu zählen sind. Moreno fand für die echten Tehueltschen einen mittleren Schädelindex von 81,56, und wenn die von dem nämlichen Gelehrten in alten Gräbern auf der Nordseite des Rio Negro aufgefundenen Schädel (Description des cimetières et paradéros préhistoriques de Patagonie in der Revue d'Anthrop. 1874, S. 72—90) mit jenen der heutigen Tehueltschen identifiziert werden dürfen, wofür Virchow vieles zu sprechen scheint, so stehen die Patagonier im allgemeinen der Dolichokephalie zwar nahe (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1874, S. 63), sind aber doch im wesentlichen eine brachykephale Rasse; wenigstens waren die vor einigen Jahren in Berlin anwesenden drei Patagonier aus Punta Arenas ausgemachte Kurzköpfe mit Indices von 87, 86,8 und 86,5. Diese Resultate stimmen recht

Häuptling patagonischer Indianer.

gut zu den bisher von patagonischen Schädeln bekannt gewordenen Längenbreitenindices, welche sich meist zwischen 77 und 82 bewegen; als Extreme werden freilich einerseits 75, anderseits 88 und 89, ja sogar 98,8 angegeben, doch fragt es sich, ob diese patagonischen Schädel auch wirklich auf Tehueltschen bezogen werden dürfen. Die Kapazität schwankt zwischen 1325 ccm als Minimum und 1650 als Maximum. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1881, S. 382.) Auch bei den Altpatagoniern, die von den frühesten Entdeckern noch im Besitze steinerner Waffen, ähnlich den auf S. 456 abgebildeten, namentlich steinerner Pfeilspitzen und Kugeln zu Bolas, angetroffen wurden, herrschte der Gebrauch, die Schädel künstlich zu verunstalten, indem, wie Moreno nach der noch jetzt bei den Tehueltschen üblichen Sitte annimmt, der Kopf mit einer Binde umgeben wurde, um die Haare nach hinten zusammenzuhalten. Eine etwas andre Methode ist die, daß das Kind, nachdem es geboren ist, auf ein Brett gebunden wird und zwar so, daß zunächst an beiden Seiten des Kopfes je ein Brett gestellt wird, damit der Kopf beim Reiten nicht hin- und herwackeln könne; dann wird eine breite Binde, wie sie dieselbe um den Leib tragen, um den Kopf des Kindes gelegt und derselbe auf das horizontale Brett festgebunden. So wird das Neugeborne mit auf das Pferd genommen und macht mit der Mutter die weitesten Touren mit. (A. a. O. 1879, S. 200.)

Die Konfiguration des Gesichts entspricht nach Virchow in hohem Maße dem amerikanischen Typus. Sehr auffallend ist bei der mächtigen Entwickelung der Kieferknochen die ungemein orthognathe, ja man kann fast sagen, opisthognathe Stellung der übrigens sehr schönen Zähne. Der Eindruck einer edleren Rasse wird dadurch verstärkt, daß die Lippen fein und zierlich sind und daß der Mund in der Regel eine sehr mäßige Länge hat. Damit harmoniert die sehr charakteristische Form der Nase, die ungewöhnlich gerade und sehr kurz, dabei allerdings relativ breit ist durch die starke Auslegung der Nasenflügel. Die glänzenden Augen sind dunkelbraun, die Hautfarbe sehr dunkel, jedoch weniger in Rot, als vielmehr in Gelb nüanciert, das Haar den Mähnenhaaren eines Pferdes so ähnlich, daß man wohl kaum Bedenken tragen kann, diesen Vergleich anzuwenden. Das reine schwarze und glänzende Haar ist absolut schlicht; es geht in ganz dicken Fäden glatt herunter und fühlt sich außerordentlich hart an. Es hängt bei den Erwachsenen etwa 40 cm lang in gleicher Weise, durch eine Kopfbinde zurückgehalten, herab, wie auf unsrem Rassenbilde (S. 257) zu sehen ist. (A. a. O., S. 201 u. 202.) Die spärlichen Barthaare, ja selbst die Augenbrauen pflegen sie sich regelmäßig auszurupfen, während die Männer auf ihr schönes Haupthaar sehr achtsam sind, und es sich durch ihre Weiber täglich sorgfältig ausbürsten lassen. Einen geradezu überraschenden Eindruck machte auf Hrn. Musters Orkeke, der Kazike der am Rio Chico lagernden nördlichen Tehueltschenstämme. Volle sechs Schuh hoch und vollkommen proportioniert gebaut, hätte niemand den alten Häuptling für einen richtigen Sechziger gehalten, so flink und rüstig zeigte er sich noch in allen Bewegungen, so abgehärtet erwies er sich allen Strapazen gegenüber; sein dichtes schwarzes Haar begann hier und da zu ergrauen, und das große intelligente Auge, die Adlernase, die dünnen festen

Lippen paßten wenig zu unsrer landläufigen Vorstellung patagonischer Physiognomien; eine zurücktretende Stirn charakterisierte endlich den Gesichtsausdruck, der im ganzen ernst und nachdenklich, dabei aber überraschend verständig war.

Die Weiber haben eine durchschnittliche Höhe von 1,67 m, nach Moreno gar nur 1,602 m; ihr Haar ist selten so lang und so schön als jenes der Männer, und wird in zwei Zöpfen getragen, die an Galatagen, jedoch wohl nur bei unverheirateten Damen, künstlich durch Einflechten von Pferdehaar verlängert werden. Die jungen Tehueltschenweiber sehen sehr gut aus, mit gesund gefärbten Wangen, wenn sie nicht durch Bemalen entstellt sind. Ihr Benehmen ist bescheiden, jedoch sehr kokett, und lieben sie die Galanterie kaum minder als die Damen der zivilisierten Salons. Strapazen und Arbeit üben keine so üble Wirkung auf sie aus, als man erwarten sollte; sind sie aber einmal alt geworden, dann sind sie auch gründlich häßlich.

Die Wohnung der Tehueltschen ist das „Toldo"; es ist dies die spanische Bezeichnung für das indianische Zelt, welches, den Hütten unsrer Zigeuner nicht unähnlich, aus Guanakofellen besteht, die mit einer Mischung von Fett und rotem Ocker beschmiert werden. Die Zelte werden gewöhnlich an geschützten Stellen mit dem Eingange nach Osten aufgeschlagen, da die mit rasender Heftigkeit wehenden Winde meistens von Westen kommen. Die innere Einrichtung des Toldos beschränkt sich fast ausschließlich auf Kissen aus alten „Ponchos" oder „Mandil", die als Sitze, als Ruhelager und den Weibern auch als Sättel dienen müssen. Dabei sind aber die Tehueltschen auf große Reinlichkeit im Toldo bedacht und jeder Unrat wird von den aufmerksamen Weibern sogleich entfernt. Die Kleidung der Männer besteht aus einer „Chiripa", d. i. ein um die Lenden befestigtes Unterbeinkleid, welches unter allen Umständen getragen wird, denn der Tehueltsche hält viel auf Anstand. An Stelle der sonstigen Garderobe tritt der Mantel aus Guanakofell, warm und weit, mit der haarigen Seite nach innen getragen, von außen in verschiedenen Farben, vorzugsweise in rot, gelb, blau, schwarz oder weiß bemalt. Als Beschuhung dienen hohe, über die Kniee reichende Stiefel aus Pferdeleder, oder gelegentlich auch aus dem Fell eines großen Pumafußes gefertigt. Die Kopfbedeckung beschränkt sich gewöhnlich auf ein farbiges Drahtnetz, um die Fülle des Haares zusammenzufassen, aber wenn erhältlich, wird ein Hut gern getragen. Abhärtung ist übrigens allgemein und Musters sah wiederholt, obwohl der Wind kalt über die Pampa blies, wie die meisten ihre Mäntel nachlässig über die Schultern geworfen hatten, den Thorax sorglos der freien Luft aussetzend. Die Kleidung der Weiber ist nicht sehr von jener der Männer verschieden, nur daß der Mantel um den Hals durch eine große silberne Brosche oder Nadel geschlossen, und unter dem Mantel ein sackartig geschnittenes Kleidungsstück aus Kaliko oder ähnlichem Stoff, und von den Schultern bis zu den Hüften reichend getragen wird. Die Kinder haben ebenfalls kleine Mäntel, pflegen aber gewöhnlich ganz nackt herumzulaufen. Schmucksachen, besonders große viereckige Ohrringe, dann silberne Halsschnüre tragen die Damen mit Vorliebe, und auch Männer verschmähen sie nicht; überhaupt lieben sie Silberzierate wo immer nur zulässig anzubringen. Sie verfertigen dieselben sehr geschickt aus den im Handel erhaltenen Dollarstücken, die sie mittels steinerner Werkzeuge (Hammer und Amboß) bearbeiten. Feuerstein wird nur von den Männern zum Feuerschlagen verwendet. Beide Geschlechter bemalen sich das Antlitz und gelegentlich auch den übrigen Körper mit einem Gemisch aus rotem Ocker oder schwarzer Erde mit Fett. Die Morgentoilette geschieht sehr einfach: ein Bad im nächsten Gewässer, welches beide Geschlechter leidenschaftlich, jedoch stets sorgfältig getrennt, und meist vor Tagesanbruch nehmen; dann geht es ans Frisieren, was die Männer durch ihre Frauen, Töchter oder Geliebten an sich verrichten lassen; desgleichen ist es Aufgabe der Damen, den Herren hierauf das Gesicht zu bemalen; bei einem Trauerfalle werden einige schwarze Flecken angebracht; geht es aber zum Kampfe, so sind diese Flecken weiß. Die Weiber frisieren und bemalen sich gegenseitig oder auch selbst, falls sie ein Stückchen Spiegel erhaschen können. Beide Geschlechter tättowieren sich auch am Vorderarm, indem sie eine Mixtur von blauer Erde mittels eines Stückes trockenen Glases in die vorher aufgeritzte Haut einreiben; die Operation ist durchaus nicht schmerzlos. Obwohl die Tehueltschen einen

Sattelzeug, Bolas, Lassos und Lanzen der Patagonier.

großen Sinn für Reinlichkeit besitzen, wie schon erwähnt, jeden Schmutz aus ihren Toldos entfernen, und alles waschen, wenn sie irgendwo einer Seife habhaft werden, sind sie doch stets mit Läusen behaftet, die größtenteils in ihren Mänteln einen festen Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Pigafetta schildert die Patagonier als mit Bogen und Pfeil bewaffnet, Musters aber ist der Ansicht, daß sich diese Behauptung nur auf die Feuerländer oder die Pampasindianer am Rio Negro beziehen lasse, denn nirgends südlich von diesem Strome sind je Bogen aufgefunden worden.

Die Hauptbeschäftigung der Weiber im Lager besteht im Verfertigen der Mäntel aus Guanakofell für die männlichen Familienmitglieder. Ist jemand so unglücklich, kein weibliches Wesen sein nennen zu können, so muß er seine Mantelfelle einem beliebigen Mädchen überlassen, welches mit ihm auf halben Gewinn arbeitet, wobei jedoch in der Regel der Jäger herzlich schlecht wegkommt, denn aus 30—40 Fellen erhielt Musters beispielsweise einen Mantel, der höchstens ein Drittteil der von ihm dazu gelieferten Felle erfordert hatte. Nebst den Guanakomänteln, die am gebräuchlichsten sind, trägt man indes auch noch andre aus Fuchs-, wilden Katzen- oder Pumafellen. Außer dieser fortwährenden Schneiderbeschäftigung liegt den Tehueltschendamen auch noch sonst die Verrichtung aller häuslichen Geschäfte ob, worunter auch das Aufschlagen des Toldos, die Ausrüstung der Pferde und endlich das Kochgeschäft gehören. Ihre Kochgerätschaften erfreuen sich der allerhöchsten Einfachheit, sie bestehen nämlich aus einem Bratspieße und gelegentlich aus einem eisernen Topfe, worin sie das Straußenfett auszulassen pflegen, hie und da kommen noch einige hölzerne Platten und Armadillschalen hinzu. Obgleich nun durch alle diese Beschäftigungen die Tehueltschendamen ganz genügend viel zu thun haben, finden sie nichtsdestoweniger nebenbei Zeit zum Kartenspielen, Plaudern und Skandalklatschen.

Die Hauptbeschäftigung der Männer ist die Jagd, kein Vergnügen, sondern eine Geschäftssache, denn auf der Ergiebigkeit ihrer Jagd beruht auch ihr Reichtum an Fellen für den eignen Bedarf sowohl als für den Handel. Von Zeit zu Zeit kommen sie zu den spärlichen Ansiedelungen der Weißen, um ihre Straußenfedern, ihre Puma-, Guanako- und Straußenfelle gegen Tabak, Zucker, Munition und vor allem gegen Rum einzutauschen; denn obwohl es natürlich viele Ausnahmen giebt, sind doch auch diese Indianer meist nur allzubereit, die mühsamen Erträgnisse ihrer Jagd in Feuerwasser umzusetzen. Werden sie jedoch von ihren Weibern begleitet, so tragen diese als gute Geister dafür Sorge, daß auch für spätere und wichtigere Bedürfnisse ein Teil der Jagdbeute aufbewahrt bleibe. Die wichtigsten Jagdtiere sind das Guanako und der Strauß. Das Guanako, von den Indianern „Nu“ genannt, ist vom höchsten Nutzen für den Tehueltschen; mit dem Felle der erwachsenen Tiere deckt er sein Toldo, aus jenem der neugebornen oder Jungen verfertigt er Mantel und Schuhe; die Sehnen dienen ihm als Faden, und aus der besonders zähen

Tehueltschen im Lager.

Haut am Halse schneidet er Riemen für Lasso und Zaum. Auch der Patagonien eigentümliche Nandu (Rhea Darwinii), bei den Tehueltschen „Mekyusch", bei den Spaniern Strauß genannt, ist für sie von unschätzbarem Nutzen, da sie für jeden einzelnen Teil desselben eine passende Verwendung wissen und das Fleisch ein beliebtes Nahrungsmittel abgiebt.

Die Tehueltschen sind sehr mäßig im Essen und durchaus nicht so gefräßig, wie sie oft geschildert werden; sie essen nie zu regelmäßigen Tageszeiten, sondern stets nur, wenn der Appetit sie daran mahnt. Dagegen sind sie leidenschaftliche Raucher. Ist die Pfeife angezündet, so legt sich der Tehueltsche nieder, stößt eine Rauchwolke nach jeder der vier Windrichtungen und murmelt dazu einige Worte des Gebets; dann schluckt er einige Mundvoll Tabaksrauch, wodurch Berauschung und teilweise Unempfindlichkeit für die Dauer von etwa zwei Minuten eintritt. Während dieser Frist hüten sich seine Genossen wohl, ihn zu stören; ist der Rausch vorüber, so trinkt der Tehueltsche einen Schluck Wasser und mischt sich dann ohne weiteres in das Gespräch. In Ermangelung von Tabak wird ein von den Araukanern eingetauschtes Kraut, jedoch niemals unvermischt, sondern stets mit Paraguaythee gemengt, geraucht. Weiber rauchen mitunter, jedoch meist nur, wenn sie schon alt sind. Die Hauptunterhaltung besteht in Pferdewettrennen, Karten- und Würfelspiel, endlich im Ballwerfen. Die verlornen Einsätze, mögen sie nun ein Pferd, ein Sattel, ein Lasso oder was immer sein, läßt der Gewinner einfach durch einen Freund abholen oder geht nötigenfalls selbst darum; alle Ehrenschulden werden auf das gewissenhafteste sofort bezahlt und die Einsätze sind sehr häufig beträchtlich genug. Die Tehueltschen besitzen ein gutes musikalisches Gehör, doch sind ihre Gesänge nicht melodiös und kaum mehr denn eine einfache Wiederholung sinnloser Worte. Einstens sollen sie die Traditionen ihres Stammes gesungen haben, jetzt aber ist diese Sitte bedauerlicherweise in Vergessenheit geraten, und keiner von ihnen vermag über die Vergangenheit auch nur die leiseste Auskunft mehr zu geben. Die Kinder befassen sich gemeiniglich damit, ihre Eltern nachzuahmen. Die Buben spielen mit Miniaturbolas und fangen die Hunde mittels kleiner Lassos ab: die Mädchen bauen kleine Toldos und sitzen darein; sie schleppen zu diesem Behufe fort, was ihnen unter die Hände fällt und tauglich erscheint. Schon in der frühesten Jugend wird jedem Kind ein Pferd und Zubehör zugewiesen, welche als sein Eigentum betrachtet und nicht mehr zurückgefordert werden; in der That können sehr oft die Kinder beiderlei Geschlechts früher reiten als gehen. Eine Feierlichkeit bei der Namengebung vermochte Musters nicht zu beobachten; es giebt auch im allgemeinen keine erblichen Familiennamen, sondern es herrscht die größte Willkür bei der Bezeichnung durch Namen; fast scheint es, als ob die meisten Namen von dem Orte der Geburt herrühren. Dagegen giebt die eintretende Mannbarkeit eines Mädchens Anlaß zu einer besonderen Feier. Musters hat uns die Schilderung einer solchen hinterlassen. Zeitlich morgens schon ward der Kazike durch den Vater des Mädchens von dem Eintritte dieses Umstandes in Kenntnis gesetzt, worauf dieser wieder den Doktor oder richtiger Medizinmann verständigte und überhaupt in der ganzen Horde die nötigen Vorbereitungen zu einer weihevollen Feier getroffen wurden. Diese bestand im wesentlichen darin, daß das Mädchen in ein zu diesem Behufe errichtetes Zelt gebracht wurde, das niemand betreten durfte; zum Schlusse wurden einige Stuten geschlachtet und eine Schmauserei veranstaltet, die mit einem Balle endete, an dem jedoch nur die Männer teilnahmen, während die Weiber im Kreise rings umher saßen und die Zuschauer abgaben. Die Tänzer waren mit Straußenfedern geschmückt und bewegten sich im Takte der höchst primitiven Musik einer ebenso primitiven Trommel und eines nicht minder primitiven Blasinstrumentes, gefertigt aus einer Guanakoknochenröhre, in die man Löcher geschlagen hatte. Die Bewegungen, anfänglich langsam, wurden immer rascher, bis sie endlich die Tänzer ermüdeten und zur Ruhe nötigten. Um 9 Uhr abends aber erst zogen sich die feierlich gestimmten Tehueltschen zurück.

Die Ehen gründen sich stets auf gegenseitige Zuneigung, und niemals zwingen die Eltern ein Mädchen zur Ehe mit einem ihr nicht zusagenden Bräutigam, möchte ihnen im übrigen die Verbindung noch so begehrenswert erscheinen. Hat sich der Brautwerber aber der Einwilligung des Mädchens versichert, so pflegt er einfach seinen Bruder oder sonst einen ergebenen Freund zu den Eltern der Geliebten zu senden und für dieselbe so und so viel Stuten, Pferde oder Silberzierate zu bieten. Sind die Eltern mit dem Anbot zufrieden, so erscheint der Bräutigam, sobald die Umstände es gestatten, in seinen besten Gewändern, in seinem schönsten Schmucke und auf seinem besten Rosse vor dem Toldo seiner künftigen Schwiegereltern, um die versprochenen Gaben zu überreichen, welche

von diesen durch gleichwertige Geschenke erwidert werden. In dem allerdings nur sehr seltenen Falle der Trennung bleiben aber diese letzteren Geschenke Eigentum der Braut. Dann wird diese durch ihren Bräutigam unter dem Jauchzen seiner Freunde und den Gesängen der weiblichen Bekannten in ihr neues Toldo geführt und eine festliche Schmauserei von Stutenfleisch veranstaltet. Der Tehueltsche darf so viel Frauen nehmen, als er ernähren kann, selten aber findet man mehr denn zwei und gewöhnlich gar nur eine Frau im Toldo. Kinderlose Eheleute pflegen einen kleinen Hund an Kindesstatt anzunehmen und demselben Pferde und sonstige Geräte zu schenken, die sämtlich vernichtet werden, wenn ihr Eigentümer, d. i. der Hund, einmal stirbt. Bei einem Todesfalle werden nämlich alle Pferde, Hunde und sonstige Tiere des Verstorbenen getötet, sein Poncho, sein Schmuck, seine Bolas und wie immer Namen habenden Geräte auf einen Haufen zusammengetragen und verbrannt. Die Leiche selbst wird in einen Poncho oder Mantel eingenäht und in sitzender Stellung, das Gesicht gegen Osten, in einem Steinhügel zur Ruhe gebracht, dem dann gelegentlich neue Steine zugetragen werden. Der Name des Verstorbenen aber wird nie mehr ausgesprochen und der gänzlichen Vergessenheit geweiht.

Die Religion der Tehueltschen unterscheidet sich von jener der Araukaner und Pampas durch den völligen Mangel irgend einer Spur von Sonnendienst, dagegen wird der neue Mond begrüßt mit ehrfurchtsvoller Gebärde und Worten des Gebetes, die leider Hr. Musters niemals hat vernehmen können; ganz zweifellos glauben die Tehueltschen an einen guten Geist, obwohl sie behaupten, er kümmere sich nicht im geringsten um die Menschheit; Götzenbilder oder dergleichen besitzen sie nicht, ebensowenig regelmäßige religiöse Feierlichkeiten. Dagegen glauben sie an die Existenz zahlreicher böser Genien, die nur auf Uebles sinnen und dem Menschen allen erdenklichen Schaden zufügen; der wichtigste dieser Dämonen, sozusagen ihr Oberhaupt, ist „Gualichu", den sie denn auch, so oft es ihnen nötig erscheint, durch Pferde- oder Stutenopfer günstig zu stimmen trachten. Mit solchen Verrichtungen sind gewöhnlich, jedoch keineswegs ausschließlich, die Medizinmänner betraut, deren Würde nicht erblich ist. Diese Herren befassen sich auch mit der ärztlichen Praxis in ihrem Stamme, wobei sie sehr viel mit Aderlässen hantieren und auch mit Giften umzugehen verstehen; ferner fordert man von ihnen das Wahrsagen der nächsten Ereignisse, ein nicht gefahrloses Geschäft, weil sie nicht selten mit dem Tode bestraft werden, wenn ihre Prophezeiung nicht in Erfüllung geht. Endlich geschieht es noch hier und da, daß der Tod eines Tehueltschen von seinen Angehörigen dem Zauber eines dritten zugeschrieben wird, eine Behauptung, die gemeiniglich mit unangenehmen Folgen für den angeblichen Zauberer begleitet zu sein pflegt.

Den Charakter der Tehueltschen kann man im allgemeinen als einen gutmütigen schildern. Unter sich sind sie von staunenswerter Ehrlichkeit, einen Fremden jedoch bestehlen sie ohne Gewissensbisse.

Als Illustration hierzu diene Musters Erzählung einer Begegnung mit Manzanerosindianern, die mit Branntwein handelten. Groß war hierüber die Freude der Tehueltschen, die sich alsbald um das Zelt versammelten, vor dem die fremden Ankömmlinge ihre Vorräte abgeladen hatten; eine Festlichkeit ward aus diesem Anlasse sogleich in Szene gesetzt. Vier Lanzen, darunter eine, woran ein weißer Poncho befestigt, wurden in die Erde gesteckt, und die Häuptlinge, jeder mit einem Horn, worin etwas Rum, umschritten die Lanzen, diese und den Boden mit Rum besprengend, und dazu irgend eine Beschwörungsformel murmelnd. Zweimal ward diese Zeremonie wiederholt, wobei eine ausgesuchte Gesellschaft alter Weiber durch Schreien und Singen nach Kräften mithalf, den bösen Geist zu bannen. Nun gieng es an das eigentliche Geschäft, den Handel. Die Preise waren ein Mantel für zwei Flaschen abscheulichen valdivianischen Rums, nach der Meinung der Tehueltschen fabelhaft teuer. Da jedoch die fremden Händler es unsern Tehueltschen freistellten, zu diesem Preise zu kaufen oder auf den Handel überhaupt zu verzichten, so gieng der Rum ziemlich rasch ab, und die Araukaner befanden sich alsbald im Besitz von achtzehn neuen Mänteln und einer guten Anzahl Stuten u. s. w. Die schlauen Tehueltschen benutzten jedoch die darauffolgende Nacht, um einen Teil der Mäntel zurückzustehlen und übertölpelten die Manzaneros auch bezüglich der Pferde, die sie — wie sie sagten — nicht einzufangen verstünden. Ein arger Raufhandel, wobei beide Teile entwaffnet werden mußten, war die Folge dieses Rumgeschäftes.

Bei einer andern Gelegenheit, als zwei Tehueltschenhorden sich einander näherten,

konnte Musters das bei diesen Indianerstämmen in solchen Fällen übliche Bewillkommnungszeremoniell beobachten. Beide Teile in ihrem vollen und besten Waffenschmuck, auf ihren besten Rennern beritten, stellten sich wie in Schlachtordnung gegenüber. Die Anführer ritten unter verschiedenen Ansprachen ihre Reihen ab, welche als Antwort ein weithin vernehmliches „Wap, Wap, Wap!“ hören ließen. Sendboten oder vielleicht auch Geiseln wurden nunmehr beiderseits abgeschickt, und hierzu pflegt man stets einen Sohn oder Bruder des obersten Anführers zu wählen; die neuen Ankömmlinge rückten dann in einer Kolonne, je drei in einer Reihe, heran und umritten die Schar Orkeks, wobei sie ihre Flinten und Revolver abschossen und unter lautem Geschrei die Schwerter und die Bolas schwangen. Dann traten die Kaziken vor, schüttelten sich die Hände und hielten sich lange, zeremoniöse Anreden, die mehrmals wiederholt werden mußten, denn die Etikette verlangt erst nach dem dritten Male „Ahon“ oder Ja zu antworten. Hierauf geriet das Gespräch erst in allgemeinen Fluß. Musters war sehr überrascht, bei den roten Söhnen der Pampas eine Genauigkeit in der Beobachtung ihrer Etikette zu finden, welche einem spanischen Hofkavalier alle Ehre gemacht hätte.

Gegen Fremde sind die Tehueltschen durchgehends mißtrauisch, besonders gegen die Spanier, die sie „Christen“ zu nennen pflegen; doch hatte Musters mit einem Häuptling ein recht interessantes Gespräch über die Indianer selbst und deren Beziehungen zu den Weißen. Der Tehueltsche erklärte, daß er stets für einen friedlichen Verkehr sei, sowohl mit den Leuten von Valdivia im Westen als mit den Argentinern im Osten. „Gott,“ sagte er, „hat uns diese Ebenen und Hügel gegeben, um darin zu wohnen, er hat uns versorgt mit Guanako, aus deren Fell wir unsre Toldos bauen, aus deren Haut wir Mäntel machen, um uns zu kleiden; desgleichen hat er uns mit Straußen und Armadillen zur Nahrung versehen. Unsre Berührung mit den „Christen“ während der letzteren Jahre hat uns an Zucker, Biskuit, Mehl und andre Luxusartikel gewöhnt, die uns früher unbekannt, jetzt aber fast zum Bedürfnis geworden sind. Führen wir Krieg mit den Spaniern, so haben wir keinen Markt mehr für unsre Felle, Ponchos, Federn u. dgl., so daß es unser eignes Interesse erheischt, mit ihnen auf gutem Fuße zu leben; überdies giebt es hier ja Platz für uns alle.“ Freilich lügen die Tehueltschen im Alltagsleben fast immer; nur wenn es gilt, reden sie die Wahrheit; übrigens richten sie sich dabei sehr nach den Leuten, mit welchen sie umgehen; belügt man sie nicht, so thun sie es auch nicht.

Anfangs der siebziger Jahre hat die Cholera unter den Tehueltschen grausame Verheerungen angerichtet (Rev. d'Anthrop. 1874, S. 751) und ihre Gesamtzahl dürfte jetzt kaum mehr als 1400 Köpfe betragen.

Die Bewohner des Feuerlandes.

Im Süden der Araukaner und der Tehueltschen auf dem Archipel im äußersten Süden der neuen Welt, auf dem sogenannten Feuerlande und den umliegenden kleinen Inseln sitzen die sogenannten Feuerländer oder Pescheräh, wie sie noch Bougainville nennt, ehe sie Charles Darwin und Morton nach ihrer Heimat in Fuegians und, ihrem Beispiele folgend, die Deutschen in Feuerländer umtauften. Diese Namensveränderung ist aber nicht nur kein Gewinn, sondern

bringt bloß Verwirrung hervor, indem von manchen Reisenden eine ziemlich nahe Verwandtschaft der „Feuerländer" mit den Patagoniern behauptet wird, während andre Beschreibungen die größten Verschiedenheiten erkennen lassen. Die erwähnte Verwandtschaft bezieht sich nämlich bloß auf diejenigen Stämme, welche die östlichen Küsten der Magelhaesschen Inselwelt bewohnen. Dort scheinen nämlich Patagonier nach dem Feuerlande hinübergegangen zu sein und sich längs der Küsten eine Strecke weit angesiedelt zu haben. Gerade diese Bevölkerung unterscheidet sich von den übrigen durch ihre Körpergröße und gehört zu einer eigentümlichen Rasse, die sich im Gegensatze zu den kontinentalen Tehueltschen Yakana-kunny nennt, ein Name, der, wie schon oben (S. 455) erwähnt, Fußvolk bedeutet, weil sie nicht, wie ihre Brüder auf dem Festlande, Pferde besitzen. Auf diese beziehen sich wohl die Schilderungen des Schweizers Pertuiset, wenn er die Feuerländer gut gewachsen und stattlich nennt, ja sich dazu versteigt, ihren Gesichtstypus schön, jedenfalls edler als jenen der Patagonier zu finden, wenn er von ihrem weißen Kolorit spricht, während Darwin die Schwärze ihrer Haut betont, wenn er endlich ihre Sprache der patagonischen ähnlich findet, ohne dieselbe zu sein. Die ganze westliche und südliche Küste, sowie die benachbarten Inseln werden nämlich von Bevölkerungen eingenommen, welche ganz verschieden sind. Unter ihnen wird auch jener Stamm erwähnt, für den namentlich seit Bougainville die Bezeichnung Pescheräh gebräulich geworden ist, ein Name, der vielfach in die Vulgärlitteratur übergegangen und den ich für dieses Volk behalten will, weil er entschieden bessere Dienste leistet als die ethnologisch wertlose Benennung Feuerländer. Indes auch weiterhin haben die verschiedenen Reisenden eine Zahl von anderweitigen Stämmen unterschieden, so besonders die Tekeenika im Südosten und die Alikulip im Westen, und Snow Parker kennt drei sprachlich zu unterscheidende Stämme: die Kameneten, die Keneka und die Karaika, während King und Fitzroy von den Yapu, einem Stamme im äußersten Süden, der zu den Tekeenika im südlichen Feuerland gehört, berichten; daß sie sich den westlichen Alikulip nicht verständlich machen können.

Die äußere Erscheinung der höchstens wohl nur 4000 Köpfe zählenden Pescheräh wird im allgemeinen nicht sehr einladend beschrieben. Die Berichte der Reisenden schildern sie überhaupt ziemlich übereinstimmend als widerliche Geschöpfe, die noch im Uranfange menschlicher Kultur stehen, wenn von solcher überhaupt bei ihnen die Rede ist. Die Anwesenheit von elf Pescheräh in Europa im Jahre 1881 hat die ethnologischen Kreise mit diesem überaus merkwürdigen Volke etwas näher bekannt gemacht und gestattet manche irrige Meinung zu berichtigen, so daß sich jetzt, zusammengehalten mit den sonstigen Berichten, ein leidlich befriedigendes Bild desselben entwerfen läßt.

Der Statur nach gehören die Pescheräh, diese Eskimo des Südens, zu den kleinen Menschenschlägen und bilden jedenfalls einen auffallenden Kontrast zu den hünenhaften Gestalten der Tehueltschen. Ist ihr Bau zwar nicht so zwerghaft, wie man glaubte, so ergiebt sich aus den Messungen der Marineärzte Böhr und Essendorfer, welche in der Magelhaesstraße mit Pescheräh zusammentrafen, dann aus jenen, welche Virchow an den Pescheräh in Berlin vornahm, eine durchschnittliche Körperhöhe von 1544 mm für die

Männer, was sie gegenüber den nach Moreno 1855 mm hohen Tehueltschen jedenfalls gewissermaßen als Pygmäen erscheinen läßt, und ich kann deshalb Virchow nicht beistimmen, wenn er zwischen beiden keinen so diametralen Gegensatz erkennt, daß man die Patagonier riesenhaft, die Feuerländer zwerghaft nennen könnte. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1881, S. 377.) Die Weiber sind noch kleiner, doch maß eine der nach Europa gekommenen Truppe 1612 mm. Bei allen ist die Klafterlänge nicht unerheblich größer, und überschreitet fast immer das Maß der Höhe. Ihr Knochenbau trägt auch schuld an einem gewissen Mangel an Proportion, insofern als der Oberkörper im großen und ganzen sehr viel kräftiger entwickelt erscheint als der Unterkörper, mit der merkwürdigen Kürze der unteren Extremitäten, welche etwas Affenartiges haben. Die Füße machen einen etwas großen Eindruck und die Messungen ergeben, daß viel eher die Pescheräh als die Tehueltschen die spanische Bezeichnung Patagones „Breitfüße" verdienen. Im allgemeinen ist die Bildung des Fußes eine ziemlich harmonische, wenn auch nicht gerade schöne; die Pescheräh besitzen eben einen Fuß, der gar nicht deformiert ist; namentlich die Stellung der Zehen ist so wie die Natur sie gebildet hat, die große Zehe auch durch einen deutlichen Zwischenraum von der zweiten geschieden. In bezug auf die mangelhafte Ausbildung der Waden schließen sich die Pescheräh einigermaßen den schwarzen Rassen Afrikas an. Im Gegensatze zu der geringen Ausbildung der Ober- und Unterschenkel findet sich durchweg eine sehr kräftige Entwickelung der Brust, der Schultern und der oberen Extremitäten und zwar sowohl der Knochen als der Muskeln. Bei den Weibern ist die Büste sehr voll, der Brustumfang beträchtlich, 945—1030 mm. Die Mammae sind stark und kräftig, ohne doch häßlich zu sein; sie hängen nur wenig, jedoch so, daß die großen und wohlgebildeten Papillae mehr nach unten stehen. Die Bäuche sind schon bei den Kindern stark gewölbt und bei den Erwachsenen zum Teil recht ausgedehnt. Sowohl Essendorfer als Böhr schildern die Leute, die sie in der Magelhaesstraße sahen, namentlich die Weiber, als fett. Auch das Verhältnis der Arme zu den Beinen ist ein relativ großes, indem die mittlere Armlänge beinahe 91 Prozent der mittleren Länge des Beines beträgt; die Hände sind hübsch geformt, dabei aber der Zeigefinger gleich lang wie der Ringfinger.

Pescheräh.

Der Kopfbildung hat Virchow sein ganz besonderes Augenmerk zugewendet. Nach seinen Untersuchungen sind die Pescheräh, bei denen übrigens keine Spur von Deformation bemerkt wird, mesokephal; als mittlerer Schädelindex der Männer hat sich 79 ergeben, und zu ganz ähnlichen Resultaten ist auch Dr. H. von Hölder gelangt, welcher sie in Stuttgart untersuchte. Bei den Frauen sind die Köpfe etwas kürzer. Klein sind die Schädel aber nicht, und wenn man aus denselben auf die Gehirnentwickelung schließen will, so muß man annehmen, daß ihnen ein höheres Maß von Gehirn zugemessen ist, als man nach ihren geistigen Leistungen voraussetzen sollte. Bei drei Pescheräh-schädeln des

Hunterschen Museums in London konstatierte man eine Kapazität von 1420, 1210 und 1200 ccm, Virchow will aber gezeigt haben, daß bis zu 940 ccm Kapazität herunter Köpfe von Menschen gehen, von denen man nicht sagen kann, daß sie unfähig für die Entwickelung gewisser intellektueller Fähigkeiten seien. Die Bildung der Frauen bleibt freilich um so viel zurück, daß sie am ersten den Verdacht erwecken könnten, man habe es mit einem besonders niedrigen Menschenstamm zu thun. Das Gesicht bei ihnen sieht fast so aus, als hätte man den Kopf zwischen zwei Bretter gelegt und zusammengequetscht; die Nase ist so niedergedrückt, die Backenknochen treten so weit heraus, daß der Eindruck der Breite und Niedrigkeit auffallend dominiert; nichtsdestoweniger ist der ermittelte Index chamäprosop (83,7). Die Stirn ist stark gewölbt, eher niedrig, die Orbitalwülste sind groß, die bedeckende Haut erscheint verdickt. Die Distanz der inneren Augenwinkel voneinander ist sehr beträchtlich, im Mittel 39 mm, also noch größer als bei den Eskimo. An dem gewöhnlich stark glänzenden Auge ist die Iris durchweg dunkelbraun, der Ausdruck meist ernst, scheu, trübe, melancholisch oder trauernd. Sehr charakteristisch ist die Kürze des Nasenrückens, der sogenannten Nasenlänge; die Flügel sind überall sehr breit ausgelegt, die Wurzel ist tief, flach oder geradezu abgeplattet, der Rücken wenig hervortretend und leicht gerundet. Meistens nähert sich die Form sehr bedeutend der mongolischen. Das Ohr ist eher klein und zierlich, die Ohrläppchen entweder ganz angewachsen oder nur wenig abgesetzt, wie bei den Eskimo. Der Mund ist an sich groß und erscheint noch größer durch die vollen dicken Lippen, die jedoch nichts Prognathes an sich haben; vielmehr ist die Oberlippe meist kurz und der Mund im ganzen keineswegs vorgeschoben. Der Unterkiefer ist nach den Wurzeln zu kräftig und breit, was mit der starken Entwickelung der Kaumuskeln zusammenhängt, hat aber dagegen nach vorn eine durchaus gefällige Gestalt. Ganz besonders charakteristisch ist das Kinn, welches eine mehr rundliche, mitunter sogar eine fast kugelige Vorwölbung bildet.

Die Hautfarbe ist dunkel, oft recht dunkel, im wesentlichen braun, zuweilen mit einem gelblichen Grundton, hauptsächlich im Gesicht. Wie bei den Papua und Eskimo sind die relativ bedeckten Teile, z. B. die Brust, viel dunkler als das Gesicht, das doch niemals bedeckt ist und immer relativ hell erscheint, eine Thatsache, welche auch der französische Arzt und Naturforscher Dr. Rochas beobachtet hat. (Globus, Bd. II, S. 215.) Dagegen zeigen Hände und Arme, Füße und Beine fast durchweg eine dunklere Färbung. Nur die Handteller und Fußsohlen sind wie bei den Negern heller gefärbt; auch hindert die Pigmentierung der Haut nicht, daß ähnlich wie bei den Eskimo eine rote Injektion derselben auftritt. Die Haut fühlt sich eigentümlich weich und zart, sowie stets warm an. Tättowierung oder Bemalung der Haut sind nicht üblich. Die Haare sind so schwarz wie irgend möglich. Das Kopfhaar ist verhältnismäßig lang, reichlich, glatt, straff, in keiner Weise wellig, sehr dick, wie das Haar einer Pferdemähne aussehend. Die mikroskopische Untersuchung ergab, daß der Durchschnitt sich mehr oder weniger dem runden nähert, ohne völlig kreisrund zu sein. Der Kopf ist von den lang herabhängenden Haaren, welche auch die Stirn meist bedecken, ganz eingehüllt. Beide Geschlechter tragen es in derselben Weise, indem sie es in der Höhe des Nackens und über den Augen kürzen. Das Gesicht ist auch bei den Männern nur wenig behaart; die älteren haben schwache Schnurr- und Kinnbärte, jedoch kaum einen Ansatz zu einem Backenbarte. Die Haare der Augenbrauen fehlen mehr oder weniger ganz, weil sie ausgerupft oder abgeschabt werden. Im allgemeinen gelangt Virchow zu dem Schlusse, daß die Pescheräh sich sowohl asiatischen als Eskimoformen stark annähern, im übrigen aber unzweifelhaft der amerikanischen Rasse so viel näher stehen als irgend einer der andern bekannten Rassen. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1881, S. 375—390.)

Von den sozialen Verhältnissen der Pescheräh ist nicht viel bekannt und läßt sich auch nur wenig sagen. Nirgends haben sie feste Sitze, nirgends Dörfer, ja überhaupt keine stabilen Häuser oder Hütten, sind also auf ein gewisses unstätes Leben angewiesen, das sie meist auf dem Wasser zubringen; sie sitzen im Kahn oder sie ergeben sich einer trägen Ruhe; nur in den Zeiten der Not, wo sie nicht auf das Meer können wegen stürmischer Witterung, machen sie kleine Exkursionen auf dem Lande. Von eigentlichen Wanderungen und häufigen Fußtouren scheint bei ihnen nicht die Rede zu sein. Die Pescheräh sind die einzigen Südameri-

kaner vom Aequator bis zum Kap Horn und vom Kap Horn bis weit über den La Plata, die das Meer in hohlen Baumstämmen befahren. Von dem beständigen Feuer, welches sie in diesen Kähnen unterhalten, haben sogar Land und Leute den Namen erhalten. Dr. Böhr begegnete indes am 29. Juli 1879 einem Boote, in welchem kein Feuer brannte. Peschel hebt die Thatsache hervor, daß es, vom La Plata angefangen, bis zum Kap Horn und vom Kap Horn längs der Westküste Südamerikas bis fast zur Landenge von Panama zur Zeit der Entdeckung keinen Volksstamm gegeben hat, der auf den Einfall geraten wäre, andre Fahrzeuge zu verfertigen als Flöße; folglich mußte die Erbauung von Kähnen in den Magelhaësschen Gewässern von neuem erfunden werden, und die Erfinder waren eben die Feuerländer, bei denen die eigenartige Küstengestaltung gewisse Lebensgewohnheiten und Fertigkeiten hervorgerufen hat. (Peschel, Völkerkunde, S. 200—201.)

Ursprünglich besaßen sie, wie Kapitän Wilkes erzählt, freilich auch nur Kähne aus Baumrinden, die über ein Gestell gespannt und zusammengenäht waren, des Ausschöpfens aber fortwährend bedurften. Später sind jedoch bei ihnen bessere Fahrzeuge gesehen worden, und es wird sogar ihre Kalfaterung gerühmt. Ihre jetzigen Kanoe erscheinen in der äußeren Form nicht unähnlich den sogenannten „Einbäumen", wie sie sich noch auf einigen Gebirgsseen Süddeutschlands vorfinden; Dr. Essendorfer beschreibt eines als etwa 5 m lang und 1 m breit und in primitivster Weise aus zusammengenähten Häuten, mit der unbehaarten Seite nach außen, verfertigt, welche über zwei die Borde bildenden Stangen befestigt waren und im Innern durch dicht aneinanderstehende faßreifenartige Holzbogen auseinander gehalten wurden. Mitten im Kanoe befand sich ein runder, aus Steinen und Moos zusammengesetzter Herd, auf dem ein kleines Feuer brannte. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1880, S. 61.) Immerhin sind die Pescheräh nur als Anfänger im Seemannshandwerk zu betrachten, und Peschel schließt aus ihren schwachen Versuchen, sowie aus der in ihren Händen befindlichen Waffe, der Schleuder, welche sonst selten bei maritimen Stämmen angetroffen wird, daß sie früher auf dem Festland, wie die Araukaner oder Patagonier, von der Jagd gelebt haben, und schließlich, von stärkeren Nachbarn aus ihren Revieren verdrängt, zu dem Wagnis einer Ueberfahrt nach dem nächsten Küstenland und zur Jagd auf Seetiere genötigt worden sind.

Nach der allmählichen Ausrottung der Seehunde, an denen das Feuerland sehr reich war, müssen sich jetzt die Feuerländer meist mit Schaltieren und Fischen begnügen. Virchow macht darauf aufmerksam, daß die Pescheräh als die reinsten „Animalier" bezeichnet werden können, die existieren, so weit unsre Kenntnis geht. Sie genießen in ihrer Heimat in der That, mit Ausnahme von Schwämmen, die an den immergrünen Buchten wachsen, gar nichts Vegetabilisches, sondern leben gänzlich von Fischen, Vögeln und dem wenigen Wild, das sie etwa erreichen können mit Hilfe ihrer Jagdhunde, bei deren Vermehrung sie zu Darwins nicht geringer Ueberraschung die Regeln der Rassenzüchtung befolgen. (Darwin, Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation. Stuttgart 1878. 8°. Bd. II, S. 210.) Freilich, wenn sie stark vom Mangel bedrängt werden, töten sie eher ihre alten Weiber zur Nahrung als ihre Hunde; denn, wie man Darwin versicherte, „die alten Weiber haben keinen Nutzen, Hunde fangen Ottern". (A. a. O., S. 219.) Ein Pescheräh-knabe beschrieb die Art und Weise, in welcher sie durch Halten über Rauch und daher durch Ersticken getötet werden; er machte ihr Geschrei zum Scherz nach und beschrieb die Teile ihres Körpers, welche als die besten zum Essen

betrachtet werden. (A. a. O., S. 256.) Wie weit sonst ihre Neigung zur Anthropophagie geht, von der viel erzählt worden ist, muß ich dahin gestellt sein lassen. Die Art, wie sie die Nahrung zubereiten, ist eine sehr einfache. Sie rösten alles, wenn sie können, namentlich Fische; dazu benützen sie auch das Feuer, das sie in ihren Böten mit sich führen.

Die Vorgänge dieser primitiven Kochkunst hatte ich in Stuttgart wiederholt Gelegenheit zu beobachten. Einmal erhielt der „Kapitän" genannte Pescheräh einen frischgeschossenen Raben. Der „Kapitän" verzog vor Freude die Lippen seines Mundes von einem Ohrläppchen bis zum andern, als er den Fang sah. Mit der ihm eignen Bedächtigkeit begann er den Vogel zu rupfen. Die Frau Kapitän erhielt den Raben zur weiteren Besorgung. Zuerst warf sie den Vogel auf die Glut, um den Flaum zu versengen. Als dies geschehen, langte sie den Raben mit einem Stock aus dem Feuer, um ihn auszunehmen. Dies geschah auf dem Stroh und in einer Weise, welche sattsam erkennen ließ, wie die wackere Frau in Handhabung des Messers völlig unerfahren war. Die Eingeweide warf sie ins Feuer. Neben den verbrennenden Gedärmen briet der Vogel, der nach wenigen Augenblicken als gar von den Kohlen genommen wurde. Die Frau Kapitän hatte dies Kochgeschäft in einer hockenden Stellung vorgenommen, in welcher sie die Kniee bis in die Höhe des Kinns emporgezogen hatte. Wenn die Feuerländer nicht liegen, in welcher Lage sie es mit dem ersten germanischen Bärenhäuter an Ausdauer aufnehmen, so ist es jene hockende Stellung, welche ihnen besonders zusagt. Vielleicht ist es diese Stellung, welche die entsetzlich schlechten, affenartigen Extremitäten, insbesondere des Kapitäns, erklären läßt. Der Vogel wird auf dem Stroh geschlachtet und zerlegt, in welches die Feuerländer spucken. Nur zum Tabakschneiden braucht der Kapitän ein Brett. Was beim Schlachten, Zerlegen und Essen von Fett und Blut an den Fingern hängen bleibt und da nicht dienlich erscheint, wird auf die Haare gestrichen. Ihre Art und Weise zu essen, hat etwas roh Tierisches an sich und ist derart, daß man es höchstens mit dem Ausdruck verschlingen bezeichnen kann. Die Männer fielen zuerst über das Fleisch her, setzten einen Fuß auf ihren Anteil, von dem sie sich große Fetzen mit den Fingernägeln abrissen und dieselben mit tierischer Gier verschlangen. Erst nachdem sie ihren Hunger befriedigt, überließen sie den Frauen und Kindern den Rest. Während der Mahlzeit stießen sie beständig eigentümlich klingende Kehllaute aus, die für die Umstehenden absolut unverständlich waren. Uebrigens kommt es ihnen auch nicht darauf an, das Fleisch ohne weiteres roh zu verspeisen oder von den Knochen abzunagen und daran herumzubeißen wie die Affen. Auch soll es ein Fest für sie sein, wenn die Flut den Leichnam eines Walfisches an ihre Küsten treibt, dessen Körperteile sie in rohem und mitunter schon halbverfaulten Zustande verschlingen. Unschlittkerzen wurden von den mehrfach erwähnten feuerländischen Europareisenden als Delikatesse genossen. Als rühmliche Ausnahme erwähnen Böhr und Essendorfer, daß die Pescheräh, welchen sie begegneten, durchaus kein Verlangen nach geistigen Getränken äußerten, ja sogar Spirituosen in jeder Form zurückwiesen. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1880, S. 63 und 1881, S. 31.) Dagegen fiel einem andern Beobachter, Herrn Georg Schlesinger, gerade ihre Vorliebe für alkoholische Getränke auf: sie sprachen denselben mit besonderem Eifer zu. (A. a. O. 1881, S. 394.) Nach Tabak ist ihr Begehr stets gerichtet.

Reinlichkeit ist ihre Sache nicht; die Pescheräh kennen anscheinend nicht einmal die reinigende Eigenschaft des Wassers, also noch weniger den Gebrauch der Seife, und hauchen einen exquisiten Geruch nach Fischthran aus. Dafür besitzen sie eine erstaunliche Fähigkeit im Ertragen aller Unbilden der Witterung trotz eines höchst mangelhaften Kostüms, wie wir es, vielleicht mit Ausnahme der Kamtschadalen, bei keinem andern Volke der Erde auch nur annähernd finden. Sie gehen — Männer, Frauen und Kinder — völlig nackt oder doch wenigstens so gut wie unbekleidet. Dr. Essendorfer schildert die „Tracht" dieser Leute wie folgt: Die Weiber waren nur von den Lenden an mit einem Pelz, mit der unbehaarten Seite nach außen, gehüllt, die obere Körperhälfte war völlig bloß. Eines der Kinder war in ein Pelzmäntelchen gehüllt, das andre

jedoch ganz nackt; trotzdem schien es sie nicht zu frieren. Die Männer trugen einen circa 1,30 m langen und 1 m breiten Pelz aus Otterfellen, die mit Darmsaiten fest und regelmäßig zusammengenäht waren, die behaarte Seite nach innen. Dieser Pelz hieng an einer um den Hals gehenden Schnur nur ganz lose auf einer Schulter und wurde abwechselnd von einer Seite auf die andre geworfen, wobei der übrige Körper völlig unbedeckt blieb; in der Schoßgegend war an einer um die Lende befestigten Schnur ein etwa handbreiter und 50 cm langer keilförmiger Felllappen angebracht, um das Nötigste zu verhüllen, was jedoch nur sehr unvollkommen damit erreicht wurde. Ein Gefühl der Scham, etwa bei den Weibern, machte sich nirgends bemerkbar. Dagegen behängen sich die Frauen, wenn sie können, mit einer sehr großen Zahl von Armbändern, Ringen und Ketten.

Nach der Schilderung Charles Darwins, der als Begleiter des Kapitän Fitzroy auf seiner großen Reise um die Erde mit dem „Beagle" 1832 auch das Feuerland besuchte, bestanden die Wilden, die ihm bei der Landung zuerst begegneten, aus Leuten, auf welche die hier angedeuteten Merkmale zutreffen. Der Hauptsprecher war ein alter Mann, der ein Stirnband aus weißen Federn rund um den Kopf gebunden hatte, welches zum Teil sein schwarzes, verwildertes Haar zusammenhielt. Quer über sein Gesicht zogen sich zwei breite Streifen; der eine, hellrot gemalt, reichte von einem Ohr zum andern und schloß die Oberlippe mit ein; der andre, weiß wie Kreide, lief parallel mit dem ersten, so daß selbst die Augenbrauen des Mannes weiß gefärbt waren. „Die Gesellschaft war," fügt Darwin hinzu, „durchaus den Teufeln ähnlich, welche in Stücken, wie der ‚Freischütz', auf die Bühne kommen." (Darwin, Reise eines Naturforschers um die Welt. Stuttgart 1875. 8°. S. 235.) Diese Wilden begrüßten die Landenden in eigentümlicher Weise. Durch das Geschenk eines roten Tuches, welches die Feuerländer sofort um ihren Hals banden, ward zunächst die gegenseitige Freundschaft begründet. Dies drückten die Wilden so aus, daß der Sprecher den Ankömmlingen die Brust beklopfte und eine Art glucksendes Geräusch machte, wie die Leute thun, welche Hühnchen füttern. Diese wiederholten Beweise der Freundschaft wurden mit drei Schlägen beschlossen, welche gleichzeitig auf die Brust und auf den Rücken gegeben wurden.

Darwin schildert an weiteren Stellen seines Tagebuches andre Gruppen der Eingebornen noch weit abschreckender. So bezeichnet er einmal sechs Feuerländer, die in einem Kanoe neben ihm und seinen in der Nähe der Wollastoninsel ans Land gehenden Gefährten sich befanden, als die elendsten Geschöpfe, die er irgendwo gesehen. Während die Eingebornen an der Ostküste Guanakomäntel und die auf der Westküste Robbenfelle, bei den zentralen Stämmen die Männer meist eine Otternhaut oder doch irgend einen ähnlichen, freilich zur Bedeckung nicht hinreichenden schmalen Streifen als Bekleidung tragen, waren die Feuerländer in dem Kanoe völlig nackt und selbst eine ganz erwachsene Frau in Evas Kostüm. Diese armen elenden Geschöpfe waren in ihrem Wachstum verkümmert; ihre häßlichen Gesichter hatten sie mit weißer Farbe beschmiert, ihre Haut war schmutzig und fettig, ihr Haupthaar verwirrt, ihre Stimme mißtönend. „Erblickt man solche Menschen," sagt Darwin, „so kann man sich kaum zu dem Glauben bekehren, daß sie unsre Mitgeschöpfe und Bewohner einer und derselben Welt sind." (A. a. O., S. 244.)

Und ungemein drastisch läßt sich über die Pescheräh ein Deutscher aus, welcher an Bord des Kanonenbootes „Hyäne" zweimal Gelegenheit hatte, in der Magelhäesstraße mit ihnen zusammenzukommen. „Es ist dies ein ganz schreckenerregendes Volk und ich möchte einer solchen Bande allein nicht begegnen. Solch ein häßliches, freßgieriges und jeder Zivilisation bares Volk habe ich noch nie gesehen. Ihre Kleidung besteht aus einem kleinen, schmutzigen und zerfetzten Lumpen, den sie um die linke Schulter tragen, und das ist alles. Mitunter gehen sie ganz nackt, Männer wie Frauen. Die, welche ich sah, waren meistens nackt und wohnten, drei Familien, in einem kleinen Kanoe, das in seinem Innern aussah wie eine Mistgrube. Ihre Nahrung besteht in Muscheln und rohen Fischen. Als sie bei uns längsseit waren, bekamen sie Hartbrot und Tabak, über das sie wie Tiere herfielen. Menschen sind sie überhaupt nicht und werden's im Leben wohl nicht mehr werden, obgleich man schon sehr oft bemüht war, sie zu solchen zu machen." (Schwäb.

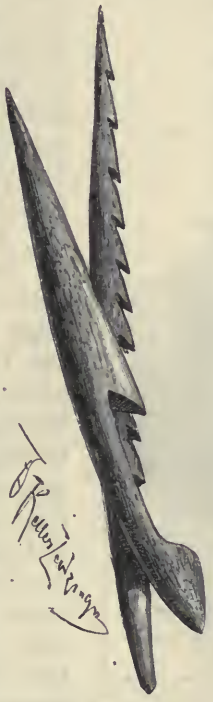
Merkur vom 8. April 1880.) Ein andrer Beobachter nennt sie eine „Rasse Menschen, die mir unwillkürlichen Ekel einflößte. Es waren wirklich die erbärmlichsten Geschöpfe, die ich je gesehen.“ (Globus, Bd. XXI, S. 376.) Auch Rochas ist der Ansicht, daß die Lebensweise dieser Wilden nicht viel höher stehe als jene der Orang-Utan oder der Biber. Die ganze Physiognomie zeuge durchaus nicht von Intelligenz. Und doch geht aus Darwins persönlichen Beobachtungen hervor, daß auch in diesen elenden Geschöpfen das Licht der Vernunft flammt, wenn das Flämmchen auch noch so schwach und unentwickelt ist. Darwin schildert die Neugierde und Ueberraschung der Eingebornen recht drastisch; in einer Gesellschaft von 28 Mann, die unter dem Kommando des Kapitän Fitzroy nach der östlichen Mündung des Kanals aufgebrochen war, landete er eines Tages — es war um die Mittagszeit — unter einer Gruppe von Feuerländern. „Anfangs,“ berichtet er, „waren sie nicht geneigt, freundlich zu sein; denn bis der Kapitän an der Spitze der andern Boote heranruderte, hielten sie ihre Schleudern in der Hand. Wir entzückten sie aber bald durch unbedeutende Geschenke, z. B. durch ein rotes Band, das sie um ihre Köpfe banden. — Es war ebenso leicht, diese Wilden zu amüsieren, wie es schwer war, sie zufrieden zu stellen. Junge und Alte, Männer und Kinder hörten nicht auf, das Wort ‚Yammerschooner‘, was ‚gieb mir‘ bedeutet, zu wiederholen. Nachdem sie fast jeden Gegenstand, einen nach dem andern, selbst die Knöpfe an unsern Röcken bezeichnet und ihr Lieblingswort in so viel Ausdrucksweisen wie nur möglich gesagt hatten, sprachen sie es dann in einem neutralen Sinne aus und wiederholten tonlos: ‚Yammerschooner‘. Nachdem sie für jeden einzelnen Gegenstand sehr eifrig geyammerschoonert hatten, wiesen sie, einen sehr einfachen Kunstgriff gebrauchend, auf ihre jungen Frauen und kleinen Kinder, was soviel heißen sollte als: ‚wenn ihr's mir nicht geben wollt, dann werdet ihr's doch denen geben‘.“ (Darwin, Reise eines Naturforschers, S. 251.)

Darwin macht auch auf die außerordentliche Fähigkeit dieser Wilden, alle Bewegungen, Gebärden und selbst die Sprache der fremden Ankömmlinge nachzuahmen, aufmerksam. Sobald diese husteten und gähnten, ahmten es die Feuerländer augenblicklich nach. Sie wiederholten auch, was alle späteren Beobachter bestätigten, mit vollständiger Korrektheit jedes Wort in irgend einem Satze, der an sie gerichtet wurde, und erinnerten sich sogar eine Zeitlang solcher Worte, spanischer und auch deutscher und englischer. Sie baten um Messer, die sie mit dem spanischen Worte cuchilla bezeichneten. Vom Tausch hatten sie deutliche Begriffe. Darwin gab einem Manne einen großen Nagel, ohne irgend ein Zeichen zu machen, daß er eine Gegengabe erwarte. Der Feuerländer suchte sofort zwei Fische aus und überreichte sie ihm auf der Spitze seines Speeres.

Der einem Heuschober in Größe und Gestalt ähnliche Wigwam der Pescheräh, nach Dr. Reynand „Ajupa“ genannt (Rev. d'Anthrop. 1878, S. 324), besteht nur aus einigen wenigen abgebrochenen in die Erde gesteckten Aesten und ist in der Regel an der einen Seite sehr unvollkommen mit ein paar Gras- und Binsenschichten bedeckt. An der Westküste sind indes, wie Darwin berichtet, die Hütten im ganzen besser; denn sie sind dort mit Robbenfellen ausgekleidet. Des Nachts schlafen in diesen Räumen fünf oder sechs nackte und kaum vor dem Winde und Regen dieses stürmischen Klimas geschützte Wesen auf der Erde, wie Tiere zusammengekauert. So oft Ebbe ist, müssen sie — sei es im Winter oder Sommer, Tag oder Nacht — aufstehen, um Muscheln von den Felsen zu sammeln. Diese Bewohner der Magelhaësschen Inselwelt, denen es bei der hohen Dampfsättigung der Luft schwer werden würde, Holz in Brand zu stecken, gehören zu den wenigen Menschenstämmen, welche Funken aus Felsenkieseln schlagen und sie in Zunder auffangen. Die sonst bei den niedrigsten Natur-

völkern am meisten vertretene Methode des Feuermachens durch Reiben von Holzstücken aneinander ist ihnen ganz unbekannt.

Die Waffen der Feuerländer bestehen zumeist aus Bogen und Pfeilen, von denen der Marinestabsarzt Dr. Essendorfer der „Berliner anthropologischen Gesellschaft" einige Exemplare vorgezeigt hat. Der Schaft des Bogens ist von sehr hartem Holz, die Sehne ein gedrehter Robbendarm. Die Pfeile, aus leichtem Holz angefertigt, sind an einem Ende gefiedert, am andern stumpf und mit einer kleinen Spalte versehen, in welche die Pfeilspitzen erst beim Gebrauch eingesetzt werden. Die Pfeilspitzen bestehen aus einer grünen glasartigen Masse und stehen bei den Eingebornen in hohem Werte; sie geben dieselben nur ungern und für verhältnismäßig hohe Tauschobjekte her. Ursprünglich sind diese Pfeilspitzen aus Stein gemacht worden; neuerdings haben sie jedoch gelernt, dieselben aus Glasstücken von zerbrochenen Flaschen herzustellen. Diese Pfeilspitzen gleichen im höchsten Maße denjenigen, welche unsre eignen Vorfahren in der vormetallischen Zeit erzeugten; sie zeigen alle die kleinen, flachen, muschelartigen Ausbrüche, namentlich an den Rändern und Spitzen, wodurch sie ein schwach sägeartiges Aussehen bekommen. Zur Anfertigung dieser Spitzen benutzen sie einen Apparat, der sicherlich von niemand auf diese Thätigkeit bezogen werden würde. Es ist ein ganz stumpfes, rundes Knochenstäbchen mit leichten Quereinschnitten, welches sie gegen den Rand des Glasstückes ansetzen und dann mit einer gewissen Gewalt plötzlich andrücken, so daß durch den bloßen Druck die Absprengung kleiner Stücke erfolgt. Die feinen Pfeile werden am hinteren Ende mit Vogelfedern besetzt und die Pescheräh schießen damit mit großer Geschicklichkeit. Aus Knochen verfertigen sie dann Harpunen und Speerspitzen, von welchen hier einige zur Abbildung gebracht sind. Wie man sieht, sind sie an der Seite der Spitze eingezackt, doch giebt es auch glatte Spitzen; beide werden an einem 2 m langen Stabe befestigt und mit dieser Waffe erlegt der Pescheräh die Seehunde. Auch eines primitiven messerartigen Instruments, dessen Griff aus einem etwa spannelangen Stück Holz besteht, an welches ein mandelförmiges, grünes, an den Rändern geschärftes Stück einer glasartigen Masse befestigt war, erwähnt Dr. Essendorfer. Im übrigen stimmt seine Schilderung der Feuerländer, denen er im Sommer des Jahres 1878 begegnet ist, mit derjenigen Darwins dem Wesen nach überein. Ueber die Religion der Feuerländer konnte Darwin nichts Bestimmtes ermitteln. Sie begraben ihre Toten zuweilen in Höhlen, doch kennt man die Zeremonie nicht, die sie dabei beobachten. Daß sie, wie alle Wilden, abergläubische Gebräuche haben, geht indes aus der Thatsache hervor, daß jede Familie oder jeder Stamm einen Zauberer oder Beschwörungsmeister besitzt.



Harpune und Speerspitze aus Knochen vom Feuerlande.

Eine eigentliche Regierungsform kennen die Feuerländer nicht. Sie leben in anarchischer Gleichberechtigung der eine neben dem andern. Die nach Europa gebrachten Pescheräh lassen sogar dem Zweifel Raum, ob sie eigentliche Familien bilden. Einer von ihnen unterhielt allerdings mit einer Frau und deren Kinde gewisse beständige Beziehungen, aber es scheint, daß sich dieses Verhältnis erst auf der Reise entwickelt hat. Alle andern verkehrten ganz profus miteinander und nach den Angaben der Führer machte sich auch in den Beziehungen der Geschlechter zu einander ein vollkommener Kommunismus geltend.

Die Sprache der Feuerländer verdient nach europäischen Begriffen kaum artikuliert genannt zu werden. Kapitän Cook hat sie mit den Lauten verglichen, die ein Mensch beim Reinigen seiner Kehle macht — aber, bemerkt dazu Darwin,

sicher hat kein Europäer jemals seine Kehle mit so viel gutturalen und glucksenden Geräuschen gereinigt. Doch sind nicht alle Urteile gleichlautend. Dr. Böhr fand ihre Stimme nicht unangenehm, ihre Sprache sehr vokalreich. Ein Pescheräh sang in beständiger Wiederholung eine Strophe folgenden Inhalts:

Ha wa la le le
Ha wa la la la.

(Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1881, S. 31.) Der zu Uschuvia im Feuerlande ansässige Missionär T. Bridges hat sich übrigens mit der Zusammenstellung eines vollständigen Wörterbuches des „Yagham", der Sprache der südlichsten Pescheräh, beschäftigt, welches nicht weniger denn 15,000 einfache und zusammengesetzte Wörter enthalten soll. Nach seinen Untersuchungen ist die Sprache geradezu bewundernswert wegen ihrer Vollständigkeit und Regelmäßigkeit. (Globus, Bd. XXXIV, S. 368.)

Geräte der Feuerländer.

Natürlich sind auch die Naturkinder des Feuerlandes von christlichen Sendboten umworben und über die Erfolge der dortigen Missionsthätigkeit schreibt das Calwer Missionsblatt: „Es sind jetzt dort 180 Getaufte und darunter 36 Kommunikanten; daneben aber schon Hunderte, welche „Gott" anrufen in irgend welcher Not. Für die 60 Feuerländer, welche lesen gelernt haben, und die Tausende, die es noch lernen werden, ist jetzt das von Missionär Bridges übersetzte Evangelium Johannis gedruckt und hinausgeschickt. Das Missionshaus (aus Eisen gefertigt) steht jetzt nicht mehr allein, ein Waisenhaus mit 25 Schülern und ein Dörflein der christlichen Familien hat sich an dasselbe angereiht. Diese begnügten sich nämlich nicht mehr mit den elenden Hütten, in denen sie früher hausten, wie sie noch heuschoberähnlich auf dem Bilde von 1872 zu sehen sind. Es steht nun gottlob nicht mehr zu befürchten, daß das ‚Yagham'-Völklein aussterbe." Ob nicht gerade diese Kulturverfeinerungen zur Vernichtung dieses Menschenstammes mächtig beitragen werden, bleibe dahingestellt.

So oft nun in der Gegenwart Exemplare fremder Menschenvarietäten zugeführt werden, macht sich bei einem Teile unsrer Gelehrtenwelt das sichtliche Bestreben geltend, darzuthun, daß diese lange nicht so niedrig stehen, als man

sie zu taxieren beliebte, daß sie keine körperlichen Merkmale aufweisen, welche einen etwaigen Zusammenhang mit der Tierwelt erkennen ließen, ihr Kulturstand sich hoch über jenen erhebe, welchen wir dem „Urmenschen" im allgemeinen zuschreiben müssen. Auch die Pescheräh sind diesem Schicksale nicht entronnen. Man findet sie jetzt physisch gar nicht so übel und Professor Dr. von Bischoff hat die 1881 in Europa anwesenden in ihren körperlichen und seelischen Eigenschaften einer sorgfältigen Beobachtung unterzogen, wobei er gefunden haben will, daß auch diese niedrig stehenden Pescheräh sehr wohl zu einer höheren geistigen Entwickelung befähigt seien. Daß die Pescheräh sich zweier Erfindungen, des Kahnbaues und ihrer Methode des Feuermachens, berühmen dürfen, die nur Früchte menschlichen Nachdenkens sein können, habe ich schon erwähnt; versteht man unter dem „Urmenschen" den noch nicht zum eigentlichen Menschen potenzierten Alalen, so sind sie über diesen Urzustand schon längst hinaus, hoch darüber erhaben. Leugnen wird sich dagegen nicht lassen, daß die Pescheräh auf einer der tiefsten Stufen geistiger Entwickelung stehen geblieben sind, wie sie auch bei uns in der vormetallischen Zeit einmal allgemein gewesen, und mit Oskar Fraas darf man sie wohl als eine Reminiszenz an diesen Urzustand halten, wofür ja auch die Art und Beschaffenheit ihrer Werkzeuge und deren große Aehnlichkeit mit den bei uns aus vorgeschichtlichen Epochen gefundenen spricht. „Wie der Australier, der Botokude oder der Andamane und der Wedda auf Ceylon — die wir noch kennen lernen werden — ist der Pescheräh wohl der nämliche Primate," sagt ungemein treffend Abel Hovelacque, „welcher vor Jahrtausenden das westliche Europa durchstreifte." Er lebt in der nämlichen umherirrenden, ausgehungerten Weise, mit den nämlichen Waffen bewehrt, die nämlichen Steine dazu schlagend, das nämliche Obdach benutzend, den nämlichen Gewohnheiten ergeben und die nämlichen Sitten übend. Ehe nun diese so weit zurückgebliebenen Naturkinder einen ihre Erhaltung nach unsrem Ermessen sichernden Grad der Ausbildung erreichen, wird die ihnen aufgedrängte Kultur sie früher wohl unfehlbar vernichtet haben. In der That sind von den elf nach Europa gebrachten Exemplaren binnen kurzer Zeit sechs zu Grunde gegangen, so daß nur zwei Männer, ein Weib und zwei Kinder in ihre Heimat zurückgeführt werden konnten. Welche Keime der in Europa eingesogenen „Gesittung" dieselben in ihrem Vaterlande verbreiten werden, wenn sie dasselbe überhaupt lebend erreichen, dafür besitzen wir ein ganz schlagendes Beispiel. Die unlängst unter uns weilenden Pescheräh waren nämlich nicht die ersten, welche mit europäischer Kultur in Berührung kommen. Dasselbe Kriegsschiff „Beagle", auf dem Darwin sich befand, als er das Feuerland besuchte, hatte drei Bewohner jenes Landes an Bord, welche wenige Jahre vorher durch den Kapitän Fitzroy nach England gebracht und dort auf Kosten der englischen Regierung erzogen und unterhalten worden waren. Einer dieser Pescheräh, Jemmy Button getauft, war sogar eine Zeitlang in vornehmen Gesellschaften als Schoßkind verhätschelt worden, hatte in Europa stets Handschuhe und blankgeputzte Stiefeln getragen und sprach sogar englisch. In seine Heimat zurückgebracht und mit seinen Verwandten vereinigt, wurde er aber bald wieder der frühere nackte, ungewaschene und ungekämmte

Feuerländer. Sich selbst überlassen, liegt kein Grund vor zur Annahme, daß die Pescheräh an Zahl abnehmen; wir müssen daher voraussetzen, daß sie ihren Anteil an Glück, welcher Natur dies auch sein mag, genießen und zwar genug, um ihr Leben des Besitzes wert zu machen. Die Natur hat eben den Pescheräh dem Klima und den Erzeugnissen seines elenden Vaterlandes angepaßt. (Darwin, Reise eines Naturforschers, S. 248.)

Die fremden Elemente in Amerika.

Die Wanderung durch die mannigfaltigen Stämme der Eingebornen in der Neuen Welt, zu der ich mir die Gesellschaft des freundlichen Lesers erbeten, ist vollendet. Wir haben zusammen geschaut die Menschen an den unwirtlichen Gestaden des Eismeeres, in den Thälern und auf den Ebenen des mächtigen Gebirgsgrates, welcher scheinbar ganz Amerika durchzieht, in den weiten Flächen der Prairien, Llanos und Pampas, unter dem Gluthimmel der Tropen, wie in der feuchten Atmosphäre der gletscherumgebenen Magelhäesstraße — noch aber haben wir nicht alle Menschen der westlichen Erdhalbe geschaut, auf welcher sich seit mehreren Jahrhunderten schon die Kinder fremder Weltteile herumtummeln: Europäer, Afrikaner und neuerdings auch Asiaten. Den beiden ersteren sind auch zahlreiche Mischlinge entsprossen, und wir können von Amerika uns nicht verabschieden, ohne auch diese dem Boden der neuen Welt stammfremden Elemente einer Betrachtung zu würdigen. Bloß die durch die Chinesen vertretenen Asiaten will ich unberücksichtigt lassen, weil sie erst seit zu kurzer Frist in Amerika verweilen, um schon Spuren einer etwaigen Anartung aufzuweisen; vielmehr unterscheiden sie sich durch nichts von ihren Volksgenossen im himmlischen Reiche der blumigen Mitte, wo wir sie genügend kennen lernen werden. Dagegen fordern die als Eroberer über den Ozean gedrungenen Europäer und die als Sklaven nach Amerika gebrachten Neger mit ihren Nachkommen das höchste Interesse heraus. Weil kulturell das europäische Blut das unvergleichlich wichtigere ist, werde ich mich zuvörderst mit den Weißen und ihren Abkömmlingen befassen. Und auch unter den Weißen ist sorgfältig zu unterscheiden zwischen den Angelsachsen, richtiger den Menschen des großen germanischen Völkerzweiges, welche hauptsächlich das nördliche Nordamerika in Besitz genommen haben und gewissermaßen den Grundstock der Bevölkerung in der großen Republik der Vereinigten Staaten bilden, und den Abkömmlingen der Romanen, Spanier, Portugiesen und Franzosen, welche sich fast ausschließlich in Mittel- und Südamerika und nur ganz wenig im östlichen Nordamerika verbreitet haben. Numerisch ausgiebiger war in letzterem Gebiete die Zufuhr keltischen Blutes, doch lassen sich begreiflicherweise ganz scharfe Grenzen nicht ziehen und müssen wir uns auf die Auseinanderhaltung der beiden großen Gruppen der Romanen im Süden und der mit Romanen und Kelten gemengten Germanen im Norden beschränken.

Die Weißen in Nordamerika.

In keinem Teile der Welt haben es die Weißen und ihre Nachkommen zu einer stärkeren Verdichtung gebracht als in den Vereinigten Staaten, welche nach den Ergebnissen der Zensusaufnahme von 1880 eine Bevölkerung von 50,152,595 Einwohner zählen, unter welchen das autochthone Indianertum bloß durch den verschwindend kleinen Bruchteil von circa 300,000 Köpfen vertreten ist. Schon dadurch sind die Vereinigten Staaten ein Gebilde, das an und für sich einzig in seiner Art dasteht und dessen ganze Größe die vollste Würdigung verdient. Sie bieten überdies das merkwürdige Schauspiel einer Nation, die noch kein Volk ist, die sich aber in einem ethnischen Werdeprozeß befindet und mit ihren Tugenden und Fehlern, mit ihrem vielen Schönen, Herrlichen und Guten, wie nicht minder ihrem Abstoßenden, Banalen und Schlechten heute uns Kindern der Gegenwart — berücksichtigt man nur die Verschiedenheit des Zeitalters und der geographischen Umgebung — ein annäherndes Spiegelbild des Zustandes gewährt, in welchem sich die Kulturvölker Europas selbst dereinst befunden haben mögen. Wie die Nordamerikaner, sind auch sie zumeist aus einem Gemenge ethnisch verschiedener Elemente hervorgegangen, mag gleich dieses Gemenge ein weniger buntes gewesen sein; wie sie, sind sie, nur in fortgeschrittenerem Zustande, das Produkt zwingender geschichtlicher Faktoren. Schon aus diesem Grunde verlohnt es sich, auf Entstehung und Wachstum der Vereinigten Staaten einen kurzen Blick zu werfen.

Die ersten Ansiedler waren bekanntlich Engländer, also Angelsachsen, von denen Lord Delaware kein allzu günstiges Bild entwirft; waren doch darunter zur Deportation verurteilte Missethäter und Verbrecher, welche die Todesstrafe verdient hatten. Dies hat indes nichts zu bedeuten, wie sich an dem Gange der Kultur in Australien ersehen läßt, welches gleichfalls als Verbrecherkolonie seinen Anfang nahm. Bald ergriffen auch Holländer, nämlich Niederdeutsche, und Schweden, d. h. Skandinavier, von einzelnen Küstenstrichen Besitz. Erstere gründeten die Niederlassung Neuniederland mit der Hauptstadt Neuamsterdam, dem späteren New York; letztere wechselten mit den Holländern im Besitze New Jerseys und gründeten am Delaware die Kolonie Neuschweden, welche indes bloß siebzehn Jahre bestand. Noch im siebzehnten Jahrhundert rissen die Engländer alle niederländischen Landesteile an sich und verliehen ihnen ein einheitliches Gepräge. Immerhin leben heute noch in New York Abkömmlinge der holländischen Gründer der Stadt, und diese freilich nicht mehr zahlreichen Familien sind nicht ohne einen gewissen aristokratischen Zug. Die meisten Kolonisten führte dann ein religiöser und politischer Druck im Vaterlande den nordamerikanischen Niederlassungen zu. Religionsschwärmer, besonders Puritaner, bildeten (1621—1638) die nördlichen Kolonien Newhampshire, Massachussets und Rhode Island, welche 1643 unter dem Namen Neuengland eine Verbindung schlossen; 1628 gründete der katholische Lord Baltimore für

seine Glaubensgenossen die Kolonie Maryland und 1681 kam der Quäker William Penn mit vielen seiner Anhänger und gründete Pennsylvanien mit der Brüderstadt Philadelphia. Daneben verfolgte Katholiken, besonders Irländer, und deutsche Protestanten aus der Pfalz, ein ganz ansehnliches Völkergemenge. Zur Zeit der Bildung der Union war demnach die Vermischung der Angloamerikaner mit fremden Elementen schon relativ sehr beträchtlich, nicht sehr gering, wie erst jüngst wieder behauptet ward. (J. Schönhof, Deutsche Urteile über Amerika. Berlin 1881. 8°. S. 9.)

Wie allerwärts die europäischen Eindringlinge, so gerieten auch die Kolonisatoren Nordamerikas alsbald mit den Eingebornen in Streit und Zwist. Die Feindseligkeiten mit den Indianern entstanden überall aus denselben Gründen und führten zu denselben Resultaten. Die Weißen bemächtigten sich, nur ausnahmsweise ohne Gewalt, der Jagdreviere der Rothäute, — diese wehrten sich in dem ihnen aufgedrängten Kampf mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Alle diese Kriege waren grausam und blutig, und sind auch nicht ohne nachhaltige Einwirkung auf die weißen Sieger geblieben. Ebenso wie vor zwei Jahrtausenden der Kampf der Germanen mit den ursprünglichen Insassen des eroberten Landes Spuren zurückgelassen hat, welche erst die moderne Wissenschaft in der Schädelform und Komplexion der heutigen Deutschen, und zwar in ungeahntem Umfange, nachgewiesen hat, ebenso lassen sich im Nordamerikaner der Gegenwart die deutlichen Anzeichen einer ethnischen Umbildung wahrnehmen, an welcher das indianische Blut keinen geringen, wenn auch meist unterschätzten Anteil hat, wie ich schon einmal zu betonen Gelegenheit hatte (S. 268). Sicherlich wäre es ein schwerer Irrtum, die Nordamerikaner als ein Mischvolk von Indianern und Weißen darzustellen, zweifellos aber rinnt in ihren Adern gar manches Tröpfchen Indianerblut, trotz des Unglaubens, welche dieser von amerikanischen Forschern, obenan von Daniel Wilson, ans Licht gezogenen Thatsache von manchen Laien entgegengesetzt wird. „Die 300,000 Indianer, die an die äußersten Grenzen der von Weißen besiedelten Territorien verdrängt sind, dort von Weißen getrennt auf eignen Reservationen leben, lassen keine starke Rassenvermischung für 45 Millionen Kaukasier befürchten", sagt z. B. Herr Schönhof. Gewiß nicht; davon ist auch nicht die Rede, sondern von dem, was schon geschehen ist. Es hat nämlich eine Zeit gegeben, wo die Indianer nicht 300,000, sondern viel mehr, mehr denn das Doppelte, die Kaukasier aber nicht 45 Millionen, sondern viel, viel weniger, kaum mehr als die Zahl der Indianer selbst betrugen, und in dieser Zeit waren die Indianer nicht an die äußersten Grenzen gedrängt, lebten nicht von den Weißen auf eignen Reservationen getrennt, sondern in deren allerunmittelbarsten Nähe, und diese Zeit, nicht die Gegenwart legte mit den Grund zu einer Veränderung des Typus, welche durch das Gesetz der Vererbung in den sogenannten „Yankees", den Neuengländern, sich befestigt hat.

Das schon einmal erwähnte Phänomen, daß der indianische Typus mit Macht wieder zum Vorscheine kommt selbst bei solchen Individuen, in welchen nachweislich das europäische Blut vorherrscht, ist gewiß höchst bemerkenswert, indes nicht auf jene Misch-

linge beschränkt, sondern überall in Nordamerika wahrnehmbar. Alle wissenschaftlichen Beobachter stimmen nämlich darin überein, daß der Nordamerikaner in seiner ganzen äußeren Erscheinung sich von seinen keltisch-germanischen Brüdern in Europa auffallend unterscheide und mehr und mehr dem indianischen Typus nähere. Ein deutscher Kleinstaatsdiplomat, Dr. Rudolf Schleiden, hat zwar diese Beobachtung durch sein während eines langjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten angelegtes Photographienalbum entkräften zu wollen sich vermessen (Deutsche Rundschau, Bd. VIII, S. 304) und auch Hrn. Schönhof dünkt diese von den Kreuzungen unabhängige Umwandlung der Germanen in Nordamerika ganz unglaubhaft „bei einem Volke, das noch kaum Zeit gefunden hat, einen festen Boden für seine Heimat zu finden, das fortwährend wandert und schweift, das fortwährend neue Stätten sucht, in denen es die alten Heimwesen wiederholt neu begründet und dessen alte Heimwesen stets von neuem europäischen Nachschub aufgefrischt werden." (Deutsche Urteile über Amerika, S. 7.) Nun, Gerland betont mit Recht, daß die Wechselwirkung der Umgebung auf den Menschen makroskopisch oder mikroskopisch, und letztere sehr viel wichtiger sei. In je früherer historischer Zeit die Einwirkung der äußeren Umgebung eintritt, desto stärker tritt sie ein, da auch der Organismus ganzer Völker in seiner Jugend empfänglicher ist als später. Auch die Nahrung, welche doch ganz das Produkt der geographischen Umgebung ist, gehört hierher und ihr Einfluß ist von ganz besonderer, ganz unberechenbarer Bedeutung. Klima und Nahrung sind es, welche am stärksten wirken, wie ja auch die Tiere, vom größten bis zum kleinsten, durch veränderte Nahrung und Luft vielfach die wunderbarsten Variationen eingehen. Diese Einwirkungen sind nun entweder primäre, wie wir sie oben schilderten, oder sekundäre, indem sich aus den ersten wieder andre entwickeln, wie aus guter, reichlicher Nahrung reichliche Kraft, und aus reichlicher Kraft höhere Entwickelung, Kultur, intellektuelle und moralische, erfolgen kann. Diese Einflüsse als einen Grund der Variabilität der Menschheit leugnen oder nur auf das geistige Leben einschränken, heißt also behaupten, daß die menschliche Natur entweder in ihrer Totalität oder wenigstens physisch so fest, so unbeweglich gegeben sei, daß sie jenen Einflüssen im großen Ganzen entzogen ist, oder daß dieselben nur individuell, nicht generell wirken könnten. (Behms Geograph. Jahrbuch, Bd. 17, S. 343.) Der Völkerkundige weiß übrigens längst, daß der Mensch sich überall dem Boden anartet. Da aber seltsamerweise diese Thatsache in weiteren Kreisen wenig oder gar nicht bekannt zu sein scheint, so sei an ein höchst merkwürdiges Beispiel erinnert, für welches wir keinen geringeren Gewährsmann besitzen als Nikolaus von Chanykow, einen der größten unter den modernen Ethnologen, dessen Aeußerungen doch ein ganz andres Gewicht besitzen als ein Photographienalbum. Bekanntlich leben im Kaukasus Menschen, die Gustav Radde, eine andre Autorität in solchen Dingen, mit Fug und Recht die schönsten Erdenbewohner nennt. Im Jahre 1816 kamen nun etliche hundert württembergische Familien nach Transkaukasien und siedelten sich unweit Tiflis in dem Bezirk von Elisabethpol an. Die ersten Kolonisten, sagt Hr. von Chanykow, waren von einer seltenen Häßlichkeit mit breiten, viereckigen Gesichtern, blonden oder roten Haaren und blauen Augen. Das nächste Geschlecht hatte sich schon etwas gehoben; schwarze Haare und schwarze Augen gehörten nicht mehr zu den Seltenheiten; das dritte Geschlecht dagegen hatte sich so vollständig umgeändert, daß ihre württembergische Abkunft nicht mehr zu erkennen war, denn die schwarzen Augen und das dunkle Haar waren zur Regel geworden, die Gesichter hatten sich verlängert und der Körperwuchs, der nichts von seiner Höhe verloren hatte, war schlanker und anmutiger geworden. Da die Keuschheit der Frauen unbezweifelt bleiben muß, die deutschen Kolonisten des Kaukasus nur unter sich heiraten, und zwar so streng, daß auch nicht eine einzige Heirat eines Württembergers mit einer Georgierin Hrn. von Chanykow bekannt wurde, so kann man die Aenderung der Rassenmerkmale nur der Einwirkung der Oertlichkeit zuschreiben. (Nikolaus von Chanykow, Mémoire sur l'éthnographie de la Perse. Paris 1866. 4°. S. 14 u. 15.) Und Oskar Peschel, der damals diesen interessanten, lehrreichen Fall auch im „Ausland" berichtete, fügte die beherzigenswerten Worte hinzu: „Daß Herr von Chanykow diesen Vorgang richtig beurteilt, dafür besitzen wir auch die Erfahrung, daß die Angelsachsen in den Vereinigten Staaten rasch einen neuen Typus, den amerikanischen, annehmen." (Ausland 1867, S. 462.)

In der That schreibt ein ganz moderner Tourist wörtlich: „Hat man darauf aufmerksam gemacht, daß der amerikanische Typus sich dem indianischen zu nähern scheint? Es ist dies eine ebenso seltsame als unbestreitbare Beobachtung." (Paul Toutain, Un Français en Amérique. Paris 1876. 8°. S. 106.) Trotz aller Photographienfamm-

lungen muß die Ausprägung des Yankeetypus also doch stark genug sein, um einem denkenden Beobachter ins Auge zu fallen. Uebrigens nahm schon Charles Darwin von dem Phänomen Notiz und zwar in einer Weise, welche an Bündigkeit nichts zu wünschen läßt: „Wie allgemein angenommen wird," schrieb dieser große Gelehrte, „erleiden die europäischen Ansiedler in den Vereinigten Staaten eine geringe, aber außerordentlich rapid eintretende Veränderung des Ansehens. Ihre Körper und Gliedmaßen werden verlängert; Col. Bernys teilt mir mit, daß einen guten Beweis hierfür die während des letzten Krieges in den Vereinigten Staaten beobachtete Thatsache abgab, welche lächerliche Erscheinung die deutschen Regimenter darboten, als sie in Kleider gesteckt wurden, die für den amerikanischen Markt angefertigt und die ihnen allerwegen viel zu lang waren. Wir haben auch eine beträchtliche Menge von Beweisen, welche zeigen, daß in den südlichen Staaten die Hausſklaven der dritten Generation eine markierte Verschiedenheit in ihrer äußeren Erscheinung von den Feldsklaven darbieten." (Darwin, Abstammung des Menschen. Stuttgart 1875. 8°. Bd. I, S. 275.) Nach der zweiten Generation schon zeigt der angelsächsische Amerikaner oder Yankee, sagt A. de Quatrefages, Züge des Indianertypus. Später reduziert sich das Drüsensystem auf ein Minimum seiner normalen Entwickelung; die Haut wird trocken wie Leder: die Wärme der Farbe, die Röte der Wangen geht verloren und wird bei den Männern durch einen lehmigen Teint, bei den Weibern durch eine fahle Bläſſe ersetzt. Der Kopf wird kleiner, rund oder selbst spitzig; man bemerkt eine große Entwickelung der Backenknochen und Kaumuskeln; die Schläfengruben werden tiefer, die Kinnbacken massiver, die Augen liegen in tiefen, einander sehr genäherten Höhlen. Die Iris ist dunkel, der Blick durchdringend und wild. Die langen Knochen verlängern sich, besonders an den oberen Gliedern, so daß in Frankreich und England besondere Handschuhe fabriziert werden, deren Finger man besonders lang macht. Die inneren Höhlen dieser Knochen verengern sich, die Nägel werden leicht lang und spitz. Das Becken des Weibes wird demjenigen des Mannes ähnlich. Amerika, fügt Quatrefages hinzu, hat also den angelsächsischen Typus verändert und aus der englischen Rasse eine neue weiße Rasse abgeleitet, welche man die Yankeerasse nennen kann. Karl Vogt bestreitet, wie ich meine, mit Recht, das Kleinerwerden des Kopfes, nicht aber, daß aus dem in der Union vorhandenen Völkerchaos heraus eine neue Art in der Bildung begriffen sei, wenngleich ihm die ermittelten Thatsachen noch nicht bedeutend genug erscheinen, um diese Charaktere als durchgreifend und einigermaßen beständig anzuerkennen. (Karl Vogt, Vorlesungen über den Menschen. Gießen 1863. 8°. Bd. II, S. 237.) Der umsichtige Gerland kommt indes auf Grund umfassender Studien über die Indianer doch zu dem Schlusse, „daß sie bei den amerikanischen Völkerschaften (der Yankee durch Entwickelung auf dem amerikanischen Boden) im Charakter, in der ganzen Körperanlage gewisse Aehnlichkeiten zeigen, welche beim Yankee im Zunehmen begriffen sind, während sie umgekehrt beim Indianer durch Annahme der Zivilisation ihre Schroffheit nach und nach abschleift." (Globus, Bd. XXXVI, S. 378.) Dies heißt wohl nur mit andern Worten sagen, daß die beiden Rassen sich immer mehr einander nähern. Die physischen Momente der ethnischen Umbildung, soweit sie bekannt sind, finden sich ziemlich vollständig in Waitz, Anthropologie der Naturvölker (Bd. I, S. 57—59) zusammengestellt. Nachzutragen wäre bloß, daß die Frauen in der fünften und sechsten Geschlechtsfolge immer blasser und blasser, immer zarter, magerer und zugleich ätherischer, daher für ihre höchste Aufgabe, nämlich gesunde Kinder zu tragen und selbst zu ernähren, immer weniger befähigt werden. (John White, Sketches from America. London 1870. 8°. S. 122.)

Läßt sich gewiß nicht erwarten, den Weißen Nordamerikas in einigen Jahrhunderten oder überhaupt jemals den voll en Typus der Eingebornen annehmen zu sehen, so würde sich doch als letzte Folgerung der vorgeführten Thatsachen die Bildung einer homogenen Rasse ergeben, welcher zweifelsohne mancher Charakterzug des Weißen, wohl aber auch unverkennbare Züge ihrer rothäutigen Ahnen anhaften würde. Es ist auch gar nicht einzusehen, warum den Nordamerikanern für alle Zukunft versagt sein sollte, zu werden, was alle Kulturnationen auch geworden sind: ein Volk mit ausgeprägtem Typus. Jedes Volk hat ja bekanntlich seinen eignen Typus, der meist genugsam hervortritt, um einer Verwechselung mit andern Nationalitäten vorzubeugen. Selten wird man den Irrtum begehen, einen Deutschen für einen Franzosen, oder einen Schweden oder Engländer für einen Spanier oder Italiener zu halten. Warum die Yankees (denn nur von diesen ist die Rede) einen besonderen Typus nicht erwerben sollten, ist nicht einzusehen, und da bekanntlich die Bildung des Typus unter dem Einflusse der Länder sich vollzieht, in welchen die Völker wohnen, so ist es nicht zu verwundern, daß der Yankeetypus sich

denjenigen Stämmen nähert, welche denselben Boden bewohnen; dies sind aber die Indianer. Zweifellos wird einmal eine homogene Rasse mit überwiegendem europäischen Blute, aber mit einem dem indianischen sich nähernden Typus das Endergebnis des ethnischen Prozesses in Nordamerika sein.

Dieses Endergebnis steht vorläufig freilich noch in weitem Felde, denn gegenwärtig bildet die Bevölkerung der Unionsstaaten noch ein wahres Völkerbabel, das noch lange nicht zur Ruhe gekommen ist. Die Angelsachsen, die Gründer der nordamerikanischen Niederlassungen, sind ja selbst ein Mischlingsvolk, aus Kelten, Sachsen, Normannen und Dänen hervorgegangen, und die Abkömmlinge dieser rasselosen Menge haben sich in Amerika so vielfach mit Franzosen, Deutschen, Holländern, Irländern, Indianern, ja im Norden, in Labrador selbst mit Eskimo gekreuzt, daß auch hier wieder ein rasseloses Chaos entstanden ist, dessen Bestand fortwährend durch neue Einwanderung erhalten wird. Dennoch kann man heute schon das Hervortreten bestimmter Typen nicht mehr in Abrede stellen. Der charakteristische Yankeetypus ist jedermann bekannt und von allen Reisenden bemerkt worden; er ist aber bloß den Neuengländern eigen, erstreckt sich durchaus nicht auf die Gesamtheit, wie übrigens bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebietes leicht begreiflich. Deshalb walten zwischen den Amerikanern der Gegenwart die mannigfachsten Unterschiede ob. Max Eyth beobachtete auf einer Fahrt nach dem Süden, wie mit der Physiognomie der Reisenden eine stetige, aber auffallende Veränderung vor sich geht. Die dünnen Yankeegesichter werden noch schmäler und gelber. Der das Kinn bedeckende, wie aus Holz geschnittene Yankeebart mit rasierter Oberlippe geht stufenweise in Schnurr- und Knebelbart über. Die Nasen werden gerader. Ein neuer, mehr französischer Typus wird allmählich Herr über das Yankeetum, ehe wir New Orleans erreichen. Die äußeren Merkmale und verborgenen Verschiedenheiten, welche Engländer, Franzosen, Deutsche u. s. w. trennen, sind kaum deutlicher als diejenigen, welche den Eingebornen von Maine von dem Eingebornen Südkarolinas, jenen von Ohio oder Illinois von jenem Connecticuts unterscheiden. Sie sind alle Bürger der Vereinigten Staaten, aber jeder ist ein Amerikaner mit einer Besonderheit. So kann man denn sagen, trotz des beständigen Nachschubes an europäischem Blut unterliegen die Nordamerikaner einem unaufhaltsamen Naturprozesse, dem Migrationsgesetze Moritz Wagners, und bilden allmählich in ihrer Abtrennung vom Mutterlande einen geistig und leiblich von seinen Stammeltern verschiedenen Menschenschlag. Das Gleiche wird ja auch an den nach Nordamerika übersiedelten Negern beobachtet. Ich füge hinzu, daß diese Anartung an den Boden nicht bloß in Amerika, sondern überall vor sich geht, wo Europäer in längeren Generationen verweilen. Hat doch erst kürzlich Hugo Zöller die Verschlechterung des englischen Blutes auf australischem Boden hervorgehoben. Die Arbeiter leisten nicht mehr dasselbe wie in England, die Schulkinder sind intelligent, verlieren aber in einem gewissen Alter die Lust am Lernen. Mit jeder Verpflanzung eines Volkes auf neuen Boden muß wohl zunächst ein gewisser Rückschritt verknüpft sein (Hugo Zöller, Rund um die Erde, Bd. I, S. 242), daher denn in Kolonien die Kultur stets tiefer steht als

im Mutterlande. Die leibliche Umbildung an sich ist aber ein allgemeines Naturgesetz, gegen welches es geradezu verstieße, wenn die gedachte Erscheinung bei den Nordamerikanern sich nicht kundgeben würde. Obwohl die ersten Entdecker in Amerika nichts von dem, was sie sahen, genau identisch fanden mit dem, was sie von der Alten Welt her kannten, so hatten doch die seltsamen Tiere und Pflanzen eine allgemeine Aehnlichkeit; es gab Affen und Alligatoren, wenn auch verschieden von den Affen und Krokodilen der Alten Welt; Löwen und Tiger waren durch den Puma und Jaguar repräsentiert, der Büffel und der Ochs durch den Bison der Prairien und den Moschusochsen des Nordens, das Kamel durch das Lama und Alpaka, das Schwein durch den Tapir, der braune Bär durch den grauen und das Ren durch das Karibu. Nun, so wie die Fauna auf amerikanischem Boden eine zwar ähnliche, aber doch eigentümliche geworden, so artet auch das Menschengeschlecht sich dem Boden an. Ob er will oder nicht, in Amerika wird der Mensch zum Amerikaner.

Gewinnt durch all dieses die Physiognomie der Yankees einen ganz eigentümlichen Ausdruck, so sticht auch ihr ganzes Benehmen, dem immer etwas Eiliges und Fieberhaftes beigemischt ist, auffallend von dem Ernst und der Bedachtsamkeit ihrer Brüder in England ab. (Transactions of the anthropological Society: London 1863. S. VIII. Siehe M. Rauch, Die Einheit des Menschengeschlechts. Augsburg 1873. 8°. S. 195—197.) Diese amerikanische Nervosität hat in den letzten fünfzig Jahren solche Proportionen angenommen, daß ärztlicherseits ernstlich an deren energische Bekämpfung gedacht werden muß. Zu den Symptomen dieser gesteigerten Nervenempfindlichkeit rechnet Dr. George M. Beard in New York hauptsächlich Neuralgien, heftigen Kopfschmerz, nervöse Dyspepsie, Heufieber, und in allererster Linie Neurasthenie oder nervöse Erschöpfung in all ihren verschiedenen Formen. (Beard, American Nervousness: its philosophy and treatment in The monthly journal of Science 1879, S. 598—610.) Sind diese krankhaften Erscheinungen sicherlich auf Rechnung der modernen Kulturentwickelung in den Vereinigten Staaten zu setzen, so ist doch für die sich vollziehende ethnische Umbildung in geistiger Hinsicht die Sprache ein unumstößlicher Beweis. Das Englische ist jenseits, trotz der Reinheitsbestrebungen der Gebildeten, zu einem besonderen Dialekte ausgebildet, in welchem selbst die verschwindenden Indianeridiome Spuren hinterlassen, und dieser Dialekt beginnt immer mehr sich auch zur Schriftsprache zu erheben, wovon man sich durch die Lektüre der großen amerikanischen Zeitungen überzeugen kann. (Siehe darüber Chambers Journal, Nr. 613 vom 25. September 1875, S. 609.) In der großen „American Cyclopedia" von Appleton füllt die Liste der allergebräuchlichsten „Amerikanismen" drei enggedruckte Spalten. Wir wären nicht verlegen, die Liste aus dem bloßen Gedächtnis um ein beträchtliches zu vermehren. Bekanntlich ergeht es ganz ähnlich dem Spanischen und dem Portugiesischen in Amerika.

Einen ganz analogen Vorgang können wir auf psychischem Gebiete beobachten. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist zusammengesetzt aus fast allen Nationen Europas. Alle diese Völker mit ihren Sitten und Gebräuchen sind hier vertreten. Und doch, schauen wir die einzelnen Gegenden des Landes an, so finden wir in denselben einzelne Züge, die sie voneinander unterscheiden. Neuengland unterscheidet sich, wie im physischen so auch im psychischen Typus, vom Süden und vom Westen. Noch heute kann man etwas von dem Charakter der ersten Ansiedler in den verschiedenen Gegenden finden. Boston ist noch heute sehr verschieden von New Orleans, Philadelphia von New York. Die ersten Ansiedler in den dreizehn ursprünglichen Staaten waren meistens Leute, die in der Schule vieler Trübsale geprüft worden waren. Sie kamen mit den besten Vorsätzen, mit klaren Ueberzeugungen und mit dem besten Willen, alles zu thun und zu leiden, um für sich und ihre Nachkommen eine Heimat zu gründen, in der sie nach ihrer Glaubensüberzeugung frei leben könnten, was sie freilich an der Bedrückung, ja an der Tyrannisierung Andersdenkender nicht hinderte. Und noch ist dieser Geist nicht ganz verschwunden, und den amerikanischen Charakter finden wir am reinsten in den nordöstlichen Staaten. Wer will es leugnen, daß die Franzosen im Südwesten einen andern Geist eingeführt haben! Wer will leugnen, daß dieser Geist noch jetzt deutlich zu merken ist! Man gehe nach New

Orleans mit seiner französischen „Liederlichkeit“ und dann gehe man nach Boston mit seiner „puritanischen“ Strenge.

Obgleich nun die einzelnen Nationalitäten also keineswegs ohne Einfluß geblieben sind, sondern jede ihre Wirkung gehabt und ihren Teil mit dazu beigetragen hat, das zu stande zu bringen, was wir heute vor uns sehen, so verschwinden sie doch in der gewaltigen Mischung aller Nationen. Der amerikanische Charakter ist darum nicht der rein englische, wie wir ihn in England finden, sondern dieser hat in Berührung mit andern Nationalitäten und in den ganz andern Verhältnissen — ebenso wie das körperliche Aussehen — manche Aenderung erfahren, manches ihm Fremde angenommen, manches ihm Eigentümliche beibehalten und so haben wir einen amerikanischen Nationalcharakter, der zwar dem englischen in manchen Stücken ähnlich ist, aber doch nicht englisch, sondern eben amerikanisch ist. Man kann darum nicht sagen, es gäbe keinen amerikanischen Nationalcharakter. Nordamerika hat sogar, wie J. A. Reidenbach mit Recht hervorhebt, einen sehr ausgeprägten, selbständigen Charakter. Wenn man in Amerika reist oder wohnt, so findet man Deutsche, Franzosen, Italiener, Irländer und andre; aber man findet kein Deutschland, kein Frankreich, kein Italien, kein Irland, selbst kein England, sondern alle haben etwas, das sie in ihrer Heimat nicht hatten; durch alles zieht sich der amerikanische Charakter, wozu die ganzen Verhältnisse, Beschäftigung und Klima ihren Teil beitragen. So wie physisch artet sich der Mensch auch psychisch dem fremden Boden an. Wäre dem nicht so, so hätten die Nordamerikaner als eine Bastardnation, bestehend aus allen möglichen Nationalitäten, wohl etwas vom deutschen Charakter, d. h. von dem Charakter jenes ethnischen Elements, welches in der Zusammensetzung des Volkes eine so beträchtliche numerische Rolle spielt, annehmen oder bewahren können, zumal da sie sich als Angelsachsen auf ihre deutsch-englische Abkunft berufen. Dem ist aber nicht so. Die Nordamerikaner besitzen nicht den heiteren Geist, welchen man bei andern Völkern findet, sie sind weniger vergnügungssüchtig, durchgängig nicht musikalisch und es bedarf bei ihnen besonderer „Stimulantien“, als: geistige Getränke, eine funkelnde Rede oder ein Sensationsstück auf der Bühne, um sie aus ihrem Stoizismus herauszutreiben. Ein freudiges Gemüt ist daher bei ihnen nicht ein Erbteil, sondern die Frucht äußerer oder innerer Anregung. Doch geht wohl Max Eyth etwas zu weit, denn er nimmt die allgemeine Amerikanisierung aller einwandernden Stämme als ein ödes Nivellement auf: „Der Süden und Norden, der Osten und Westen dieses kolossalen Landes ist nur durch leise Nüancen voneinander zu unterscheiden, und das tote Wasserniveau der Menschheit wird trotz Stürmen und Strömungen, die mit der unvernünftigen und fatalistischen Gewalt der Natur die Menschen bewegen, kaum da und dort merklich gestört. Es ist dies die wunderlichste Erscheinung der Welt: alle die bunten Charakterfarben, die von allen Nationen der Erde in diesen kolossalen Topf geworfen werden, lösen sich nach wenigen Jahren auf in dem allgemeinen lieblich gelben Grau. Nichts bleibt originell, nichts individuell, und die erste und eigentlichste Charakteristik des fertigen Yankee ist die Abwesenheit von allem und jedem Charakterzug. Was man thut und denkt, ist Zweck. Des Menschen Leib und Seele sind eine kombinierte Maschine zur Gewinnung von Welschkorn, Eisenbahnaktien und Geld. Jeder hat genau dasselbe Ziel, jeder genau dieselben Mittel. Die Spuren einer andern Welt von Gedanken, die hier und da auftauchen, sind alle importiert, und wenn sie ja in dem seichten Boden Wurzel fassen, so sind sie nach einigen Wochen von dem grauen Staube des amerikanischen Lebens bis zur Unkenntlichkeit entstellt.“ Obwohl hier sicherlich die Farben zu düster gewählt sind, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß auch viel Wahres in diesem Gemälde enthalten ist.

Nicht minder bedenklich ist das Faktum, welches das Bureau of Education in seiner Schrift über Vital Statistics of America festgestellt hat, daß die Rate der Geburten in Amerika von Jahr zu Jahr sinkt, und zwar nicht in einem Staate allein, sondern in allen Staaten. Der Rückgang ist stetig und allgemein; der nämliche in Arkansas und Alabama, wie in Massachusetts und Connecticut, in Michigan und Indiana, wie in Pennsylvania und New York. Allerdings sind die Ueberschüsse der Geburten stärker bei den Einwanderern, immerhin aber geringer als in irgend einem Lande Europas, Frankreich in seinen trübsten Zeiten nicht ausgenommen. Das Endergebnis läßt sich leicht voraussehen. Wenn die Zufuhr europäischen Blutes aufhört, so müssen auch die Weißen in Nordamerika dahinsiechen. Wir erleben dann an den Angelsachsen das Schauspiel, welches uns die spanischen Kreolen in Mittel- und Südamerika bieten. Deutliche Anzeichen der Rassendegeneration sind bei den weißen Amerikanern schon zur Genüge vorhanden, denn die geistigen Fähigkeiten bieten leider keinen Ersatz für dahinschwindende körperliche Kräfte, und unbefangene

Beobachter, wie z. B. John White, bestätigen, daß der angelsächsische Menschenschlag in Amerika sich verändert, d. h. an physischer und schließlich auch an geistiger Kraft verloren habe. (Siehe über die physische Entartung in Amerika: Ausland 1851, S. 673 ff., 678 ff. und Globus, Bd. XXVII, S. 334.) Ein andrer feiner Beobachter schreibt: „Wie der echte Nordamerikaner geistig zurückgeht, so geht es auch mit der Gesundheit, Kraft und Fruchtbarkeit namentlich der einheimischen Bevölkerung in den Neuenglandstaaten bergab. Die letzten in Boston erschienenen statistischen Berichte über die Bevölkerung von Massachusetts melden, daß die Abkömmlinge der ersten Pilgrime rasch am Aussterben sind; diese Data beweisen, daß in 87 Stadtgebieten die Durchschnittszahl der Geburten der Angloamerikaner nur $1^2/_3$ für je eine Familie war, daß von diesen ein Dritteil vor dem fünften Jahre stirbt und daß höchstens ein Kind der Familie das Mannesalter erreicht. In den andern nördlichen Staaten stellt sich dieses Verhältnis etwas günstiger; da indes auch dort der Durchschnitt der Todesfälle in den angloamerikanischen Familien um 2 Prozent größer als der der Geburten ist, so dürfte nach 50 Jahren der letzte Puritaner begraben sein. Als Grund dieser Abnahme in der einheimischen Bevölkerung — welche schon seit 75 Jahren datiert — giebt man an, daß stets die stärksten Leute ausgewandert seien, während die schwachen zurückblieben; auch schiebt man die Schuld auf das rauher gewordene Klima, welches indes den Neueingewanderten gut zusagt, die sich vermehren und gut gedeihen. Viel wahrscheinlicher erscheint mir, daß es gerade der puritanische Geist — das Muckertum — ist, welcher den Kindern von der ersten Jugend an eingebläut wird, welcher das Gedächtnis und den Verstand auf Kosten des Herzens und den Geist auf Kosten des Leibes aufreibt, die Mädchen zu entnervten Modepuppen macht und die Knaben verhindert, sich natürlich zu entwickeln. Hierzu kommt später die Abneigung der Frauen (dies bezieht sich auf fast alle Amerikanerinnen) gegen die Mühen der Kindererziehung und eines eignen Haushalts, daher das entsittlichende Boardinghouseleben und die fortwährende geistige Aufregung des Mannes im Geschäftstreiben, ohne daß beide Teile durch Bewegung in frischer Luft dem Körper zu Hilfe kommen." (Allgem. Zeitung vom 26. April 1874, Nr. 116.) Sehr wertvolle Aufschlüsse darüber gewährt auch Hepworth Dixon, welcher das erschreckliche Mißverhalten zwischen beiden Geschlechtern als die Grundursache der gedachten Erscheinung aufzeigt. (Dixon, White Conquest. London 1876. 8°. Bd. II, S. 303.) Die Hauptmerkmale des Gedeihens einer Rasse sind aber körperliche Kraft und Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle.

Die etwaigen Rückschritte des nativistischen Elements werden indes reichlich aufgewogen durch die Nachschübe europäischen Blutes, welches die Masseneinwanderung alljährlich nach Nordamerika bringt und worunter die Deutschen mit den germanischen Nebenvölkern, wie Holländer, Vlämen, Schweizer, Deutschrussen, Dänen und Skandinavier, dann aber die Iren die wichtigste Rolle spielen. Seit 1815 sind über vier Millionen Deutsche nach den Vereinigten Staaten übersiedelt und die Gesamtzahl der heute in der Union lebenden Menschen deutscher Abkunft ist natürlich eine noch bei weitem größere; man kann sie zusammen mit den Deutschen von Geburt gegenwärtig auf $11^1/_2$ Millionen Köpfe, also mehr denn ein Fünftel der Gesamtbevölkerung veranschlagen. Die Europäisierung Amerikas ist hauptsächlich das Werk der Deutschen, eine Germanisierung also. Mit der deutschen Einwanderung haben sich deutsche Sitten, Lebensgewohnheiten und Anschauungen verbreitet, welche schon in den großen Städten und dem gesamten Nordwesten unsres Landes einen maßgebenden Einfluß äußern. Da das deutsche Temperament in der Regel den Gegensatz bildet zum englisch-amerikanischen, so kann sich dieser Einfluß nur heilsam erweisen. Er geht wesentlich dahin, zum Aufenthalt im Freien zu ermuntern, den Geschmack an Kunst und Natur zu wecken und zu veredlen, die berauschenden geistigen Getränke durch leichte Weine und Biere zu ersetzen, ein Beispiel der Ruhe und Mäßigkeit zu geben, das den reizbaren, in ewiger Aufregung lebenden, sehr zum

Exzeß geneigten Amerikanern nur außerordentlich zu statten kommen kann. Die Deutschen sind ausnahmslos in allen Staaten der Union, freilich in sehr verschiedenen Mengen, verbreitet. Ihre Hauptniederlassungen befinden sich aber in Pennsylvanien, auf beiden Seiten des Ohio und Cincinnati herum, dem Michigan entlang, auf dem westlichen Ufer des Mississippi und in Missouri, endlich in Wisconsin; auch Minnesota, Nebraska und Jowa nehmen schon zahlreiche deutsche Ansiedler auf. In Kalifornien giebt es außer in Annaheim fast noch keine einzige Ansiedelung, der man den Namen einer deutschen beilegen könnte, weil in keinem dieser Gemeindewesen der deutsche Charakter hervortritt. Doch sind an verschiedenen Plätzen deutsche Ansiedelungen im Entstehen begriffen, indem sich dorthin, wo bereits Deutsche wohnen, vorzugsweise die deutschen Einwanderer begeben und in San Francisco schätzt man die deutsche Bevölkerung auf mindestens 40,000 Köpfe. Daß der westliche Teil von Oregon und Washington Territorium schon jetzt einen hervorragenden Charakter einnehmen, sei der Vollständigkeit halber hinzugefügt. Auch in Arkansas kommt das Deutschtum immer mehr empor und es wird voraussichtlich nicht mehr lange dauern, so werden die Deutschen das ganze Arkansasthal erobert haben. Nur die eigentlichen Südstaaten, mit Ausnahme von Texas, wo etwa 100,000 Deutsche leben, werden von ihnen im allgemeinen gemieden, und die Gesamtzahl der Deutschen in den Baumwollstaaten Georgia, Alabama, Mississippi und Südcarolina ist noch immer kaum des Nennens wert. Mehr als die Hälfte dieser deutschen Einwanderer in diesen letztgenannten Staaten sind Juden, also ethnologisch gesprochen Semiten, so sehr, daß das südliche Landvolk im Verlaufe der Jahre sich gewöhnt hat, einen jeden Deutschen für einen Juden zu halten. Es ist eine statistisch erwiesene Thatsache, daß im Staate Georgia, in den Städten Atlanta, Macon, Augusta Columbus und in einem nicht unbedeutenden Grade selbst in Savannah das Deutschtum von deutschen Juden repräsentiert wird. In Alabama ist das Verhältnis noch um vieles stärker. Es ist aber jedenfalls eine sonderbare Thatsache, daß, während in andern Gegenden Nordamerikas das deutsche Judentum im Gesamtdeutschtum aufgegangen ist, im Süden das gerade Gegenteil der Fall ist. Die Deutschen haben sich dort so stark mit den Juden identifiziert, daß sie in gar manchen Fällen des spezifisch jüdischen Jargons sich bedienen. Da nun die mindergebildeten eingewanderten Juden die deutsche Sprache, die sie allerdings nie rein gesprochen haben, als Notbehelf betrachten und fast ausschließlich englisch sprechen, sobald sie englisch nur einigermaßen radebrechen können, auch ihre deutschen Namen mit besonderer Vorliebe anglisieren, so ist es nicht zu verwundern, daß die deutsche Sprache in Verfall gerät und an eine Pflege derselben nicht zu denken ist. Anders stehen die Dinge im Norden, wo die Deutschen, besonders seit 1870, sich mehr als Deutsche fühlen und mit dem nativistischen Elemente, dessen Neid die deutsche Präponderanz erregt hat, einen harten Strauß um die deutsche Sprache in der Schule auszufechten haben. Trotz alledem, trotz einer zahlreichen periodischen Presse ist auch bei den Deutschen des Norden eine mitunter stark hervortretende Neigung zum Aufgeben ihrer Nationalität für die englische unverkennbar. Der allgemeinen Veränderung,

welcher Boden und Luft Amerikas den Europäer unterwerfen, können endlich auch die Deutschen nicht entgehen und Dr. Schütz bezeugt, daß die Deutschen in Pennsylvanien von ihren zurückgebliebenen Landsleuten ebenso verschieden sind, wie der Yankee vom Engländer. Das Gleiche gilt auch von der deutschen Sprache. Selbst dort, wo, wie in Pennsylvanien, die Leute treu an ihrer Muttersprache hangen, erfährt diese, einem unabänderlichen Naturgesetz zufolge, in Kürze eine Umbildung, die für die Stammesgenossen im Mutterlande nahezu unverständlich ist. Diesen Prozeß hat auch das sogenannte Pennsylvaniadeutsch durchlaufen.

Das zweitwichtigste Element der Einwanderung in Nordamerika ist das keltisch-katholische oder irländische, welches mehr denn zwei Millionen Köpfe ausmacht. Die Iren halten sich mit Vorliebe in den atlantischen Gebieten auf und bilden dort die Masse der Fabrikarbeiter und der dienenden Klasse in den großen Städten; weniger behagt ihnen ländliche Beschäftigung. Dagegen beherbergt New York allein mehr Iren als Dublin, denn sie machen dort mehr denn ein Drittel der Bevölkerung aus. Obwohl infolgedessen sie bei allen Wahlen die Majorität haben und meist die Entscheidung herbeiführen, wird doch der Ire nirgends in der Welt mehr über die Achsel angesehen, als in den Vereinigten Staaten, ja seine Herkunft an sich setzt seinem Emporkommen das schwierigste Hindernis in den Weg. Die Iren sind förmlich zu einer niedrigen Kaste herabgesunken, die sich im ausschließlichen Besitz der unergiebigsten und am meisten mißachteten Beschäftigungen befindet und diese wiederum als ein ererbtes Vorrecht betrachtet. Das Schlimmste ist nur, daß sie sich aus dieser Lage gar nicht aufzuraffen vermögen, da die Amerikaner obendrein „Pat" — so nennt in Abkürzung des irischen Schutzpatrons St. Patrick der amerikanische Volkswitz den Irländer — als einfältig bezeichnen, eine Beschimpfung, die in Großbritannien, wo er als pfiffig gilt, keinem Menschen in den Sinn kommen würde. Wahr ist dagegen, daß die Iren durchschnittlich ziemlich ungebildet und roh sind, auch das ansehnlichste Kontingent zur Verbrecherwelt stellen. In Kanada werden sie viel besser gewürdigt, denn die dortigen Bewohner sind weit entfernt, wie die Unionsamerikaner sie zu verachten. Letztere werfen ihnen als Laster ihr beständiges Trinken vor, obgleich sie selbst nichts weniger denn Musterbilder von Nüchternheit sind. Anerkannt wird dafür allseitig, daß die irischen Frauen Muster an Tugend und Keuschheit sind und darin den Engländerinnen, Schottinnen, Deutschen und Amerikanerinnen noch vorgehen. So wohl es im übrigen dem Iren in der Union auch gehen mag, so leidet er doch stets schwer unter dem Heimweh. Die Iren leiden auch am härtesten unter dem Kontinentalklima, denn statt des gemäßigten, feuchten Wetters ihrer Insel müssen sie die harten Winter und die glühenden Sommer des amerikanischen Festlandes überstehen. An Körperwuchs sind übrigens die Iren der schönste Menschenschlag in ganz Amerika, da das Klima, so schwer sie es ertragen, sie merkwürdigerweise noch nicht zu mumifizieren vermochte. Die Unionsleute behaupten, daß der Ire sich sehr langsam amerikanisiere, nämlich erst nach drei Geschlechtsfolgen. (John White, Sketches from America, S. 351—373.)

In dem nördlichen Nachbargebiete der Union, in Kanada und überhaupt

dem östlichen Teile von Britisch-Amerika stoßen wir noch auf eine Gruppe von Weißen, welche unsre Aufmerksamkeit fesseln. Es sind dies die Franzosen, welche in Unterkanada, der jetzigen Provinz Quebeck, nicht nur sehr stark vertreten, sondern auch noch in ihren wesentlichsten Eigentümlichkeiten unverändert geblieben sind.

Die zu beiden Seiten des St. Lawrence, mit dem sich an Schönheit und Majestät keiner der übrigen Ströme Nordamerikas messen kann, zumal am Unterlaufe desselben, gelegenen Grafschaften haben eine fast von aller Mischung reine französische Bewohnerschaft. Jedes Jahr entstehen hier neben den alten neue französische Kirchspiele, und nach Süden beginnt das frankokanadische Element sich selbst über die angrenzenden Teile von Neubraunschweig und Maine zu verbreiten, während im Norden, auf dem weiten Territorium des oberen Saguenaythales und um den See von St. Jean, seit zwanzig Jahren sich mehr als fünfzehntausend französische Kanadier niedergelassen haben. Wo man hinschaut, wird das Auge von „heimeligen" Wohnstätten gefesselt; denn jeder der kanadischen „Habitants" — das ist der Name, den man der ansässigen französischen Bevölkerung des Landes beilegt — baut sich sein Haus mitten auf sein Grundstück, ohne sich um die Entfernung zu kümmern, die ihn von seinem Nachbarn scheidet. Von Zeit zu Zeit sieht man zwischen den Häusern mit blankem Weißblech gedeckte Kirchtürme funkeln; ihre Zahl kündet die Menge der einzelnen Gemeinden, auf welche die anmutsvolle Häuserschnur sich verteilt. Von ihrem Mutterlande verlassen, haben sie sich darum nicht selbst aufgegeben, vielmehr der Anglisierung den zähesten Widerstand entgegengesetzt. Durch diese Beharrlichkeit, insbesondere jedoch durch die erstaunliche Fruchtbarkeit der frankokanadischen Familien, eine Fruchtbarkeit, welche diejenige der britischen Einwanderer um vieles übertrifft, ist es ungeachtet der steigenden Flut der fremden Immigration dem französischen Elemente möglich geworden, in denjenigen Gebieten des Landes, deren natürliche Hauptstadt Quebeck ist, sich nicht nur zu erhalten, sondern sogar noch auszudehnen.

Eine auffällige Erscheinung ist es dem Fremden, daß er in Quebeck auf den Schildern der Kaufläden und Handwerkerbutiken wieder und wieder den nämlichen französischen Namen begegnet. Die Dugas, die Turcotte, die Gingras und einige andre scheinen in den französischen Quartieren der Stadt allen Handel und Wandel an sich gerissen zu haben; bei näherer Kenntnis erklärt sich das befremdliche Faktum indes einfach und leicht genug. Während der gesamten hundertundfünfzig Jahre der französischen Herrschaft empfieng Kanada aus dem Mutterlande selbst kaum zehntausend Kolonisten; von diesem kleinen Haufen stammen die eine Million und sechsmalhunderttausend französischen Kanadier in direkter Linie ab, welche gegenwärtig im britischen Amerika und in den Vereinigten Staaten wohnen. Mit der Vermehrung der Individuen hat aber leicht begreiflicherweise keine Vermehrung der Familiennamen stattgefunden, und so ist es geschehen, daß in gewissen Dörfern mit einer Bevölkerung von je fünf- bis sechshundert Seelen kaum zwölf oder fünfzehn verschiedene Familiennamen angetroffen werden.

Der „Habitant" liebt den Luxus mehr als seinen ökonomischen Verhältnissen gedeihlich ist. Des Sonntags spannt er seinen „Traber" an, einen eleganten Federwagen, um in einer Art von Steeplechase mit seinen Nachbarn nach der Pfarrkirche zu fahren, zu der er gehört. Schöne Wagen und Pferde, kostbares Pelzwerk, feine Toiletten für seine „Blonden", d. h. seine jungen Mädchen — das sind die Dinge, nach denen das Herz des Kanadiers begehrt, und leider will darin der kleinere Landwirt nicht hinter dem wohlhäbigen „Habitant" zurückbleiben und führt dergestalt oft und schnell genug seinen finanziellen Ruin herbei. Er stürzt sich in Schulden, muß sein Besitztum veräußern und wandert schließlich mit seiner Familie nach den Vereinigten Staaten aus, um hier als Fabrikarbeiter ein Unterkommen zu finden. Wie die Sprache, so sind bei diesen Franzosen Kanadas Anschauungen und Lebensweise, Glaube und Sitten im allgemeinen noch völlig die jenes alten Frankreichs, welchem die große politische und soziale Umwälzung zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Untergang bereitete, oder, richtiger gesprochen, der Bretagne und Normandie, wie wir uns Geist und Art der Bevölkerung dieser Provinzen, zumal in früherer Zeit, zu denken haben. Denn von da hat sich der Hauptstrom der französischen Auswanderung nach den Gestaden des Lorenzstromes ergossen.

In Frankreich unterscheiden sich gebildete und ungebildete Klassen der Gesellschaft schon durch die Aussprache des Französischen, in Kanada ist die letztere eine durchaus gleichmäßige, ganz die nämliche bei dem unterrichtetsten Städter wie bei dem kleinen Landwirt und Arbeiter. Es würde jedoch ein Irrtum sein, glaubte man, daß in Kanada ein normännisches oder bretonisches Patois herrsche; die Sprache des Kanadiers ist vielmehr eine weit korrektere, als sie heute noch von dem Landmann in den Provinzen Frankreichs gesprochen wird, aus welchen die Voreltern der gegenwärtigen französischen Bevölkerung am Lorenzstrome einst auswanderten. Aber Sprache und Redewendungen sind diejenigen, welche anfangs des achtzehnten Jahrhunderts im Mutterlande im Gebrauche waren. Neuerdings beginnt sich, zumal in der Tagespresse, manches Mixtum Kompositum von englischen und französischen Wörtern und Silben einzuschleichen, die schließlich eine Art von Bürgerrecht in der täglichen Umgangssprache erlangen, obgleich in sozialer und litterarischer Beziehung Franzosen und Engländer einander fremd gegenüberstehen.

Bis zu einem gewissen Grade sind die im Westen der „Dominion" hausenden Mestizen zum kanadischen Franzosentum zu rechnen, vornehmlich Abkömmlinge jener abenteuerlustigen „Waldläufer" und „Voyageurs", die sich zu den Indianern gesellten und deren schweifende Lebensweise teilten. Endlich hat auch das englische Oberkanada, die Provinz Ontario, manche französische Ansiedelungen und Gemeinden, die mit Beharrlichkeit an Brauch und Sitte des europäischen Heimatlandes haften, und selbst im fernen Westen, am Red River, in Winipeg und St. Bonifaz, zwei gedeihlichen kleinen Städten, trifft man eine zum Teil zwar halbblütige, doch gebildete kanadofranzösische Gesellschaft an.

Abkömmlinge der ersten französischen Ansiedler sind auch die sogenannten Akadier in Neubraunschweig, Neuschottland und auf den Inseln Prinz Edward

und Kap Breton, 80—100,000 an der Zahl; auch sie haben Sprache und Sitte ihres alten Mutterlandes beibehalten und sind teils Ackerbauer, teils Holzfäller oder Ruderknechte und Pelzjäger, und als solche streifen sie weit und breit umher. Seit mehreren Jahren wandern viele von ihnen nach Kanada und den nördlichen Unionsstaaten aus. Die Akadier vermischen sich nicht mit ihren Nachbarn und sind auch bis jetzt noch ihrer malerischen Landestracht aus der Normandie treu geblieben. Die Männer führen ein einfaches, arbeitsames Leben, und ihrem Fleiße sowie ihrer Kunst verdankt das neuschottische Obst seinen hohen Ruf. Die Frauen der Akadier sind exemplarisch tugendhaft. Ihre Haltung und Bewegungen verraten große Ruhe; nie gewahrt man an ihnen das geringste Gelüste nach Koketterie, selbst nicht bei denen, die schwarze strahlende Augen und reizende braune Gesichter haben. Ein Hauch von Schwermut ist an allen bemerkbar, wie eben im allgemeinen die Akadier den Eindruck machen, als fühlten sie sich unglücklich und eingeschüchtert.

Die Romanen in Amerika.

Ganz Mittel- und Südamerika ist bekanntlich von Völkern romanischer Abkunft, von den Spaniern und Portugiesen in Besitz genommen worden. Die ersteren sind die herrschende Rasse auf den Antillen, in allen Freistaaten Mittel- und Südamerikas, während die Portugiesen auf Brasilien, dem sie die monarchische Regierungsform erhielten, beschränkt sind. Was an Nichtromanen in Mittel- und Südamerika vorhanden, fällt wenig ins Gewicht. Es sind da Engländer und Holländer auf den Antillen und in Guyana, Skandinaven auf einigen kleineren Antilleninseln. Die auf amerikanischer Erde gebornen Nachkömmlinge dieser reinen Weißen, insbesondere der Romanen, heißen im allgemeinen Kreolen, denn die mitunter vorkommende Verwendung dieses Namens zur Bezeichnung von Mischlingen zwischen Europäern und Eingebornen ist entschieden unrichtig. Wohl aber sind die unvermischten Nachkommen der nach Amerika eingeführten Neger gleichfalls Kreolen, denn mit criollo bezeichneten die Spanier ursprünglich alle Abkömmlinge einer in einem Lande nicht einheimischen Rasse. Es giebt also ebensogut weiße als schwarze Kreolen. Indes hat man sich doch gewöhnt, unter Kreolen fast ausschließlich die eingebornen Weißen Amerikas zu verstehen und nur in Brasilien haftet der Name an den im Lande gebornen Negern. Die weißen Kreolen, obgleich rein europäischer Abkunft, unterscheiden sich doch in physischer und in geistiger Beziehung sehr von ihren im Mutterlande gebornen Stammesgenossen, genau so wie der Yankee sich vom Engländer unterscheidet. Die Männer sind meist von mittlerer Statur, zwar wohlgebaut aber mager, von schwarzen Haaren, dunklen blitzenden Augen und üppigem Bartwuchs, die Frauen von außerordentlicher Zierlichkeit und Eleganz des Wuchses, herrlichem blauschwarzem Haar, dunklem, einen hohen Grad von Sinnlichkeit verratendem

Auge, blendend weißen Zähnen, weißem und leicht gefärbtem Teint, kleinen Händen und Füßen, graziösem schwebendem Gang, lebhaft heiter und offen, aber sehr schnell verblühend und alternd und dann meist häßlich. Die Kreolen besitzen noch viele treffliche Eigenschaften der alten Kastilianer: Noblesse, Großmut, Hochsinn, allein auch die Fehler derselben: Anmaßung, Empfindlichkeit, Rachsucht, hochgradige Leidenschaftlichkeit. Sie sind gastfrei in wahrhaft fürstlichem Stile und man muß sich hüten, über irgend etwas in ihrem Hause warmes Wohlgefallen auszudrücken, da es einem sonst aufgenötigt wird. Sie sind gute Väter und aufmerksam sorgliche Gatten. Stolz, tapfer, höflich, klug und gewandt, nüchtern und mäßig, sind sie anderseits auch abergläubisch, bigott, unwissend, sinnlich, energielos, verweichlicht, träg, eifersüchtig, selbst- und habsüchtig. Trägheit ist auch die vorherrschende Eigenschaft der portugiesischen Kreolen in Brasilien, die in neuerer Zeit meist Brazilieros sich heißen. Sie werden zum Unterschiede von den Negern und den gekreuzten Rassen zwar Weiße genannt, ohne jedoch diese Bezeichnung durch ihre sonngebrannte Gesichtsfarbe, welche sich durch Generationen bei ihnen vererbt hat, sonderlich zu rechtfertigen. In ihrem Antlitz spricht sich das Gepräge ihres Charakters aus: sie haben ein rasches Begriffsvermögen und heißes Blut, sind geistig aufgeweckt, dem Jähzorne unterworfen und dann leicht beweglich, während sonst sie eben nicht durch Regsamkeit sich auszeichnen. Zwischen allen Kreolen und den frisch aus dem Mutterlande eingewanderten Stammesgenossen herrscht eine oft bis zu Reibereien sich steigernde Feindseligkeit, eine unverkennbare Antipathie, zum Teile aus der Unterdrückung hervorgewachsen, welche zur Kolonialzeit die Kreolen von den europäischen Beherrschern zu erdulden hatten und die sich heute noch in besonderen Bezeichnungen Luft macht, womit die Europäer gleichen Stammes belegt werden. So heißen die in Europa gebornen Spanier im spanischen Westindien Chapetones, in Mexiko Gachupinos (vom aztekischen Worte gatzopin, d. i. Reiter, wörtlich halb Pferd, halb Mensch), die europäischen Portugiesen in Brasilien Portuguezes legitimos oder filhos do reino, im Gegensatz zum filho da terra der Brasilianer.

Die weißen Kreolen repräsentieren überall in Amerika die Intelligenz des Landes und bilden demnach thatsächlich den Adel der Bevölkerung. Die großen Grundbesitzer, Kaufleute, Bergwerksbesitzer, Fabrikanten, die Beamten, die höhere Geistlichkeit, Aerzte und Advokaten gehören fast alle dieser Klasse an. Im allgemeinen ist der Kreole leicht zu elektrisieren und leidenschaftlich, aber er weiß seine Affekte zu beherrschen. Heimtücke ist seinem Charakter fremd und Rache durch gedungene Banditen kennt man nicht. Selbst der Ungebildete hat im Umgang einen natürlichen Anstand, eine gewisse Urbanität und Unbefangenheit; er ist ehrgeizig und eitel, und bei seiner nur selten soliden Bildung schimmern die Blößen der Oberflächlichkeit leicht durch. Leichtsinn und Genußsucht sind charakteristisch für den Kreolen. Zwar, Trinker gehören zu den seltensten Ausnahmen und auch die Gastronomie pflegt er nicht wie der Nordländer, aber er liebt Süßigkeiten und Naschereien. Vor allem sind es Festlichkeiten und Vergnügungen, die Freuden der Liebe und des Spieles, denen er mit Leidenschaft nachhängt. Der allgemeine Hang zum Glücksspiel ist ein Krebsschaden, welcher das Glück und den Wohlstand der Familien zerstört. In Städten und Dörfern sind Spielhäuser zu finden, in welchen „Monte", eine Art Landsknecht, gespielt wird und zu welchen sich alles hindrängt. Bei jeder Festlichkeit ist es das Spiel, welches sogleich in den Vordergrund tritt: bei Hahnenkämpfen und Pferderennen, auf Billard und im Kaffeehause wird gewettet und gewagt. So leidenschaftlich der Kreole sich dem Spiele hingiebt, so kalt erträgt er den Verlust. Diese

Mexikanischer Hacendero.

Passion zerstört aber nicht allein den Wohlstand, sondern auch die Sittlichkeit der Familie. Während der Mann am grünen Tische die Nächte hinbringt, zieht die Prostitution in sein Haus und mit der Habe ziehen die Ruhe und das häusliche Glück von hinnen. Nicht minder als das Spiel beherrscht den Kreolen der Hang zu den Weibern. Sentimentale Liebe ist ihm unbekannt; er will besitzen und genießen, achtet dabei weder Schranken noch Schwierigkeiten. Wird die Neigung erwidert, so bedarf es nur der Gelegenheit zum Genusse. Kühnheit, List und Bestechung müssen zu diesem Ziele führen, und selten bleiben die Bemühungen fruchtlos. Keine Mutter hält daher ihre Töchter für sicher, wenn sie sie nicht unter den Augen hat; ohne sie geht sie nicht in die Kirche, nicht in Gesellschaft; weiß sie doch, wie sie selbst in ihrer eignen Jugend dem Argus Mohnkörner aufs Haupt streute. Eine eigentliche Nationalkleidung zeichnet die Kreolen nicht aus, man gebraucht fast durchgehends die Trachten der Europäer. Nur auf dem Lande bedient man sich der runden Jacke im Hause, über welche bei Ausgängen der spanische, mit Samt verbrämte Tuchmantel geworfen wird. Auch zu Pferd trägt man die kurze Jacke. Die Frauen folgen fast mehr noch als die Männer den Vorschriften des Pariser Modejournals. Nur an ihrem Morgenanzug für die Kirche halten sie fest; er ist immer schwarz mit der zierlichen spitzengarnierten Mantille, welche vom Haargeflecht über die Schultern herabfällt. Seidene Strümpfe und leichte Schuhe bekleiden das Füßchen, die Hände sind aber mit dem Fächer bewaffnet, der immer in Bewegung ist und oft dazu dient, über die Straße hin eine interessante Botschaft zu signalisieren. Zu Hause ist von sorgfältiger Toilette keine Rede, nicht einmal von Strümpfen ist da etwas zu sehen. Mädchen und Frauen rauchen gern leichte Zigarretten. Der reiche Kreole liebt den Luxus, hat glänzende Equipagen, schöne Reitpferde, viele Dienerschaft, aber er kennt nicht den Komfort im Hause, wie denn überhaupt das häusliche Leben ein von dem unsrigen gründlich verschiedenes ist und hinsichtlich des weiblichen Teiles der Familie etwas Orientalisches hat. Ungemein rühmenswert ist die Achtung der Kinder gegen ihre Eltern und die Milde und Nachsichtigkeit der Herren gegen die Dienerschaft, welche als ein Teil der Familie angesehen wird.

Die Mischlinge oder Farbigen.

Hinsichtlich des Verkehrs mit den Eingebornen, sowie mit den eingeführten Schwarzen unterschieden sich die Romanen und ihre amerikanischen Nachkommen, die weißen Kreolen, von jeher gründlich von den Menschen germanischen Stammes. Der Germane tritt stolz und bewußt dem Indianer als Herr und Gebieter gegenüber und macht nur ausnahmsweise Zugeständnisse. Wohin er dringt, wird der Grund zur Herrschaft der Zivilisation gelegt, freilich auf Kosten der Existenz des Eingebornen. Der Deutsche ist milder und gerechter in seinem Wesen als der verwandte Brite, er entzweit sich nur in der äußersten Not mit den Indianern und behandelt sie wenigstens äußerlich stets wie seinesgleichen, aber nur überaus selten sind die Fälle, daß Deutsche Indianerinnen geheiratet hätten. Anders die Romanen. Diese vermischten sich leicht mit den Indianern, lernten ihre Sitte und Sprache, und sogar die Franzosen in Kanada fühlten sich in den Armen einer Squaw eben so glücklich wie im Besitze einer weißen Frau. Der Franzose lebt fast bedürfnislos unter ihnen, dem wilden Leben sich anpassend, baut sich nicht einmal ein solides Blockhaus, sondern begnügt sich mit einigen Pfählen, über die Baumrinde gedeckt wird. Eine solche Hütte ist ein Mittelding zwischen indianischem Wigwam und germanischem Blockhaus.

Der Romane lebt mit dem Eingebornen, handelt mit ihm, verteidigt das Fort, ist aber nicht im stande, die Wilden zu unterwerfen. Wohl aber hat er durch seinen Mangel an Enthaltsamkeit zahlreichen Mischlingstypen das Leben gegeben, welche durch Zwischenheiraten sich noch weit mehr vervielfältigten. Die wichtigsten dieser Mischungen sind:

Eltern:	Kinder:
Weißer und Negerin . . .	Mulatte.
„ „ Indianerin . .	Mestize.
Indianer und Negerin . .	Tschino (Chino).
Weißer und Mulattin . .	Quarteron.
„ „ Mestizin . . .	Kreole, nur durch einen blassen, etwas ins Bräunliche spielenden Teint vom Weißen verschieden.
Weißer und Tschina . . .	Tschina blanka.
„ „ Quarteronin .	Quinteron.
„ „ Quinteronin .	Weißer.
Neger und Mulattin . . .	Zambo negro.
„ „ Mestizin . . .	Dunkle Mulatten.
„ „ Tschina . . .	Zambo-Tschina.
„ „ Zamba	Zamba negra, fast ganz schwarz.
„ „ Quarteronin oder Quinteronin . .	Etwas dunkle Mulatten.
Indianer und Mulattin . .	Dunkle Tschina.
„ „ Mestizin . .	Helle Mestizen, oft sehr schön.
„ „ Tschina . .	Tschino-Tscholo (Cholo).
„ „ Zamba . .	Heller Zambo.
„ „ Quarteronin oder Quinteronin	Etwas braune Mestizen.
Mulatte und Zamba . .	Zambo, schlechte Rasse.
„ „ Mestizin . .	Tschino, ziemlich hell.
„ „ Tschina . .	Etwas dunkle Tschino.

Außer diesen angeführten Mischungen giebt es noch unzählige, die aber nicht mit besonderen Namen belegt werden, da sie sich in ihrer Hautfarbe nur sehr wenig von den hier aufgezählten unterscheiden. Mit den Indianern und Negern vereinigt man sie alle unter der Benennung „Farbige", gente de color. Das beste Kriterium zur Varietätenbestimmung ist das Haar der Frauen, welches viel weniger trügt als die Gesichtsfarbe, die zuweilen in grellem Widerspruche mit der Abstammung steht. Es giebt Mulattinnen, die einen fast blendend weißen Teint haben und an Regelmäßigkeit der Gesichtszüge den schönsten Europäerinnen an die Seite gestellt werden können, die aber an ihrem kaum fingerlangen Wollhaar den untrüglichen Stammbaum mit sich herum tragen. Feste Regel ist ferner, daß die Kinder immer mit den nämlichen Mischungsnamen bezeichnet werden, sei nun der Vater oder die Mutter von verschiedener

Farbe; demnach sind die Kinder von einem Neger mit einer Weißen ebensogut Mulatten, als wenn das umgekehrte elterliche Verhältnis stattfinden würde. Wenn sich ein Mischling mit einer Frau verheiratet, die dunkler ist als er selbst und sich seine Kinder dadurch mehr von der weißen Farbe entfernen, so heißt dies un paso atras (d. i. ein Schritt rückwärts). (J. J. v. Tschudi, Peru. Reiseskizzen. Bd. I, S. 161—163.) In ganz Amerika herrscht eine tiefe Kluft zwischen den Menschen verschiedener Hautfarbe, zwischen den Weißen und den Farbigen. Sehr fühlbar macht sich dieselbe schon in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union, am größten ist sie aber im romanischen Amerika, wo das sangre azul ein unbedingtes Primat verleiht und keine andre Hautfarbe neben sich duldet.

Ein moderner Reisender in Havana wunderte sich, in den Equipagen so wenig braune Gesichter zu sehen; ein Einheimischer gab ihm die Aufklärung, daß farbige Leute, so reich und angesehen sie auch sonst sein mögen, in der Alameda nicht spazieren fahren oder reiten dürfen. Eine schöne, angesehene und reiche Dame, die nicht ganz von weißer Abstammung war, hatte das Wagnis einmal unternommen: in wenigen Augenblicken war sie allein auf der Alameda, die weißen Damen hatten sie gemieden, als ob sie die Pest hätte, und die Herrenwelt mußte den entrüsteten Damen folgen. Die Herren sind im Punkte der Hautfarbe etwas toleranter und lassen es hingehen, wenn manchmal ein farbiger Elegant, dessen Hautfarbe nicht gar zu dunkel ist, sein Pferd in ihrer Reitallee tummelt. In Kuba ist die Scheidung und gegenseitige Abneigung der Rassen noch ausgeprägter als in den Vereinigten Staaten; es giebt dort Weiße, solche, welche für Weiße gelten wollen und gelten, aber beim nächsten besten Zerwürfnisse durch das Schimpfwort „Mulato" in ihre Schranken zurückgewiesen werden, — Quarteronen, Mulatten, Griffes (Mischlinge von Mulatten und Negern) und endlich Neger. Spanier und Kreolen, und zwar letztere noch mehr als jene, verachten die Farbigen, die sich wiederum für die Verachtung und Zurücksetzung rächen, wie sie eben können, und ihre Unterhaltungen im eignen Kreise suchen. Man läßt die Mulatten sehr gern ziehen, wenn sie auswandern wollen, verbietet ihnen aber gleich auf dem Passe die Rückkehr „por ser de color", weil sie Farbige sind. (Hipolyte Piron, Cuba. Paris 1876. 8°. S. 12.)

Die wichtigsten Typen dieser Mischlinge sind die Mestizen, Mulatten und Zambos. Im allgemeinen, so sagt man, vereinigen dieselben in sich nur die Fehler, nicht aber die Tugenden ihrer Eltern. H. Dixon schildert z. B. mit großer, beinahe dramatischer Gewalt die unselige Mischrasse, die in Kalifornien aus der Verbindung der Spanier mit Indianern hervorgegangen. Seit undenklichen Zeiten war es bei den Indianern Brauch, ihre Squaws zu kaufen; die Konquistadoren fanden sich sehr rasch in diesen Landesbrauch, nur mit dem Unterschiede, daß sie dem Kaufen gemeinhin noch das Stehlen vorzogen.

. . . „Diese Männer waren hellen Antlitzes und kräftig von Gestalt, die Squaws blickten freundlich auf sie und Dank der laxen Moral, die in Indianerlagern herrschte, entstand eine neue Rasse. Diese Kreuzung weißen und roten Blutes brachte die Mestizen hervor. Die weiblichen sind oft von großer Schön-

heit. Nur gar wenige dieser Rasse haben es zum Lesen und Schreiben gebracht. Kaum einer von zehn kann sich einer rechtmäßigen Herkunft rühmen, denn die weißen Männer verachten es, die Squaws zu ehelichen. Der Aberglaube umnebelt das wenige, das sie an Hirn besitzen. In dem Bewußtsein, weder weiß noch rot zu sein, auch unter den Indianerstämmen keinen Platz zu haben, verachten sie den Stamm der Mutter so tief, als sie jenen des Vaters heiß hassen. Die Laster beider feindlichen Rassen vermischen sich in ihnen: der Stolz und die Grausamkeit des spanischen Vaters mit der Trägheit und Ausschweifung der indianischen Mutter." Indes darf man diesen Satz nicht so ganz unbedingt hinstellen und neuere Beobachter lassen an seiner Richtigkeit starke Zweifel aufkommen. Soviel ist gewiß, daß die Mischlinge nicht überall die gleichen Eigenschaften zeigen. Eben die oft geradezu als Auswürflinge dargestellten Mestizen oder Tscholo haben viele gute Eigenschaften sowohl von den Weißen als auch von den Indianern. Sie sind sanft, mitleidig, leicht erregbar, gute Freunde in der Not, wenn es auf augenblickliche Hilfe ankommt, aber dabei wankelmütig und nicht tapfer. Die Farbe der Mestizen ist hellbraun, zuweilen ins Schwärzliche übergehend; die Haare sind schlicht, lang und sehr stark, die Männer haben einen sehr spärlichen Bart, aber markierte Gesichtszüge und einen starken Körperbau. So charakterisiert sie v. Tschudi in Peru, und Friedrich Ratzel berichtet aus Mexiko, im Mestizengesichte erzeuge die Mischung europäischer und indianischer Züge meistens eine größere Häßlichkeit, als sie im rein indianischen zu beobachten ist, wo die groben und rohen Züge wenigstens zu einander stimmen. (Ratzel, Aus Mexiko, S. 284.) Der nämliche Beobachter belehrt uns auch, daß seit Anfang dieses Jahrhunderts die Zahl der Mestizen in Mexiko sich verviersacht hat, so daß in wenigen Jahrzehnten das ganze Land einen hervorragenden Mestizencharakter haben und der Einfluß der Weißen immer geringer werden wird. In den aufgeklärten Kreisen der mexikanischen Frauenwelt hat man schon lange den Widerwillen gegen Indianer und selbst gegen Mulatten abgelegt und in den besten Kreisen kommen Ehen vor, in denen weiße Frauen mit indianischen Männern, selbst mit Mulatten friedlich zusammenleben. (A. a. O., S. 314—315.) Ein ähnlicher Prozeß vollzieht sich wohl auch in andern Teilen Spanisch-Amerikas, so daß dort die Zukunft wohl dem Mestizentume gehört.

Sehr verschieden von ihnen sind die Mulatten, die freilich nur in den Bezirken vorkommen, wo Neger in größeren Mengen leben; sie waren also sehr häufig in den südlichsten Unionsstaaten und sind noch sehr zahlreich in Brasilien, viel weniger in Peru und den übrigen Republiken. Sie sind etwas schwächlich gebaut, aber in geistiger Beziehung über alle Mischlinge, Neger und Indianer weit erhaben. Bei sehr großem Geschick für alle mechanischen Arbeiten besitzen sie eine außerordentliche Auffassungsgabe und ein merkwürdiges Nachahmungstalent. Sie sind für jeden äußeren Eindruck empfänglich und alle ihre Gefühle steigern sich gleich zu Leidenschaften. Immer nach Sinnengenuß jagend kennen sie, unbesorgt um die Zukunft, nur den flüchtigen Augenblick der Gegenwart. Unter den Mulattinnen giebt es einzelne ausgezeichnet schöne, aber immer fehlt ihnen das edle Oval des Gesichts, die erste Bedingung einer klassischen Schön-

Mischlingstypen aus den Südprovinzen Brasiliens: Mestize (Mameluco) und Zambo (Cafuzo).

heit. In Brasilien hält man die Mulatten für tückisch und rachsüchtig und mißt ihnen äußerst lockere Sitten bei. Sie sind eitel und kleiden sich, wenn möglich, immer nach der neuesten Mode, die Frauen ziehen die grellsten Farben vor und überladen sich mit Geschmeide und Edelsteinen.

Zu den niedrigsten Klassen aller Mischlinge gehören die Zambo und Tschino. Die ersteren sind kräftige, ja athletische Leute, von schwarzer, ins Olivenbraune übergehender Gesichtsfarbe. Die Nase ist viel weniger platt gedrückt als bei den Negern, aber die Lippen sind ebenso aufgeworfen, die Augen klein und durchdringend, das Haar nur wenig länger als bei den Negern, aber in größeren Locken gekräuselt. Die Männer haben einen sehr spärlichen Bart. Die Zambo sind intelligente, aber verwegene Menschen, denen die guten Eigenschaften der Neger durchaus abgehen und die keine Gesetze kennen als jene, welche ihnen ihre tierische Natur vorschreibt. Alle Laster erreichen bei ihnen den höchsten Grad der Entwickelung und mit der größten Kaltblütigkeit begehen sie die gräßlichsten Verbrechen. Treulosigkeit und Hinterlist scheinen ihnen angeboren; dagegen haben sie vermöge ihres feinen Gehörs viel Anlage zur Musik. Nur wenig besser sind die Tschino. In der Körperbildung stehen sie hinter den Zambo zurück, denn sie sind klein und etwas schmächtig. Ihre Gesichtsbildung ist häßlich. Nase und Mund sind die des Negers, Stirn, Wangen und Augen die des Indianers. Das Haar ist schwarz, struppig und weniger gekräuselt als das des Mulatten. Die Tschino sind heimtückisch, grollend, falsch und blutdürstig. Eine Beleidigung vergessen sie nie und brüten so lange auf Rache, bis sich eine günstige, wenn auch entfernte Gelegenheit sie zu befriedigen darbietet. Sie sind sehr gefährliche Feinde.

Ueber die helleren Mischlinge, besonders die Quarteronen und Quinteronen, läßt sich im allgemeinen sehr wenig sagen. Körperlich und geistig nähern sie sich sehr den weißen Kreolen, denen sie sich immer beizählen. (Tschudi, Peru, Bd. I, S. 163—169.) Nur Eine Klasse Mischlinge verdient noch eine besondere Erwähnung, die in den La Plata-Ländern verbreiteten Gaucho (spr. Ga-utscho), sehr wahrscheinlich die Nachkömmlinge der ersten spanischen Abenteurer und Freibeuter, welche sich mit Indianerinnen verbanden. Mit der Benennung Gaucho (von „Gatchu" im Araukanischen, zu deutsch Kamerad), die man in Südamerika so häufig hört und anwendet, ist ein vieldeutiger Begriff verbunden. Ursprünglich hatte das Wort eine verächtliche Bedeutung und bezeichnete einen Menschen von schlechten Sitten und zweideutigem Charakter. Heutzutage aber nennt man einen Gaucho jeden, der auf dem Lande geboren und dort aufgewachsen, der eigentlichen Kultur und Zivilisation entfremdet, das ungebundene Leben eines wahren Naturkindes führt. Da ungeheure Entfernungen die einzeln über die Campflächen zerstreuten Wohnungen der hier lebenden Bevölkerung von Schule und Kirche trennen, so ist die heranwachsende Jugend häufig in ihrer Entwickelung nur auf sich selbst angewiesen und wächst in ungebundener Freiheit, in ungehinderter Entfaltung ihrer Naturanlagen auf. Diese letzteren sind es denn auch einzig und allein, welche die verschiedenen Spielarten des Gaucho hervorbringen und seine wechselnde Stellung in der Gesellschaft veranlassen. Als

freier ungebändigter Sohn einer großartigen und doch milden Natur leistet der Gaucho in der Entwickelung körperlicher Kraft und Gewandtheit das Unglaubliche und wird auch nur Achtung und Gehorsam demjenigen zollen, der die gleichen Eigenschaften besitzt oder ihn darin noch übertrifft. Der Gaucho ist je nach seinem angebornen Charakter ein guter oder ein schlechter, ein die Thätigkeit liebender oder verabscheuender Mensch. Er wohnt in einer niederen Hütte mit dem einzigen Besitz eines gestohlenen Pferdes oder, durch Reichtum und verwegenen Mut zum Gebieter der Gesellschaft emporgestiegen, im Palaste. Wer kennt nicht die schlimmsten Typen dieser Art, Artigas Facunda Quiroga, Ramirez in Entre Rios, Estanisláo Lopes in Santa Fé und Urquiza, in welchen sich die niedrigsten Leidenschaften, Grausamkeit, Hinterlist, Falschheit, Rachsucht mit Roheit gepaart, gewaltthätige Mordlust und Habsucht um die Herrschaft stritten. Fast ein halbes Jahrhundert lang verkehrten diese Wüteriche die blühendsten Provinzen des La Plata in den Schauplatz frecher Laster und blutiger Grausamkeiten. Glücklicherweise gehört diese Klasse der Gauchos bereits der Vergangenheit an.

Der heutige Gaucho steht zwar noch immer im schroffen, oft feindlichen Gegensatz zu den Bewohnern der Städte und bietet in den häufigen Bürgerkriegen ein nur allzu bereitwilliges Element der Bewegung, indessen giebt er sich doch schon vielfach auf dem Gebiete der Viehzucht und durch Vermittelung des Handelsverkehrs einer geregelteren Thätigkeit hin, indem er auf dem Rücken seiner in größeren oder kleineren Tropillas vereinigten Maultiere und Pferde die gangbarsten Artikel, wie englisches Bier, spanische Weine, Genever, Tabak und den dort zu Lande häufig genossenen Paraguaythee (Yerba Maté), nach den weit entlegenen einsamen Estancien befördert.

Was sein sonstiges Thun und Wesen anbetrifft, so ist der Gaucho vor allem ein geborner Reiter und so recht in seinem eigentlichen Element, wenn er hinter einer in wilder Flucht auseinanderstiebenden Herde einherjagt, den aus feinen Lederstreifen von ihm selbst geflochtenen Lasso in der hoch erhobenen Hand schwingend, die verderbenbringende Bola (Kugel am Ende des Lasso) werfen kann. Und so stark und sicher treffend ist dieser Lasso, den er an seiner „Cincha" (Sattelgurt) befestigt beständig mit sich führt, in der Hand des Gaucho, daß ihm kein Tier, ja nicht einmal der kräftige Tiger widerstehen kann. Auf eine Entfernung von dreißig Meter oft wirft er die Schlinge um den Hals des im wildesten Galopp dahineilenden Pferdes, ohne von dem gewaltigen Ruck im Sattel seines treuen Pangaré (Pferdename) zu schwanken. Zu den merkwürdigsten Figuren gehören die sogenannten „Vaqueanos" und „Rastreadores", die Pfad- oder Fährtenfinder, von deren Geschick und Thätigkeit man sich bei uns nur höchst unvollkommene Begriffe macht. So befindet sich an der Spitze eines militärischen Zuges stets ein Wegkundiger, der Vaqueano, welcher eigens im Dienste der Regierung gehalten wird, und je nach seinen geistigen Fähigkeiten oder gesellschaftlichen Benehmen, Verdiensten oder andern Rücksichten den Rang eines Offiziers, selbst den eines Hauptmanns der Nationalgarde, bekleidet. Häufig ist derselbe genötigt, eine halbe oder ganze spanische Meile, oft noch mehr, voran zu eilen, um Rundschau über das oft wellenförmige Terrain der Pampas zu halten, die sich am unteren Paraná und südlich von Buenos Ayres teils als öde Mulden, teils als Salzsümpfe oder kahle Salzsteppen erstrecken. Sanfte Anhöhen in denselben, die sogenannten Médanos, dienen dem Vaqueano nicht selten als Anhaltspunkte. Hat er sich in einem solchen Falle von der Richtigkeit des einzuschlagenden Weges überzeugt, so steigt er, um etwas auszuschnaufen, vom Pferde und bezeichnet mit einem hohen, in die Erde eingepflanzten, gewöhnlich eine eiserne Spitze tragenden und mit einem weithin sichtbaren Wedel versehenen Rohre, welches nach Art der Indianer als Lanze dient, der Truppe die weiter zu verfolgende Richtung. Es ist nun staunenswert, wie sich derartige Führer in dem unendlichen Grasmeere der Pampas orientieren können. Die Leichtigkeit, mit welcher

sich solche Individuen zurecht finden, erscheint wie eine Art instinktmäßiger Gabe der Natur. Halten doch viele derselben bei Nebelwetter oder selbst in der Nacht die Richtung ein, ohne einen Kompaß zu besitzen, ja ohne auch nur eine Idee davon zu haben, was dies für ein Ding sei. (Ausland 1870, S. 954.) Im innigsten Zusammenhange mit dieser Orientierungsgabe steht die außerordentliche Sicherheit der Gauchos in der Verfolgung kaum merkbarer Spuren. Interessant ist es in der That, daß das geübte Auge des Gaucho nicht nur Spuren von Gegenständen, welche einen tieferen Eindruck verursachen, selbst nach Verlauf eines geraumen Zeitraumes ohne Schwierigkeiten ausfindig macht, sondern daß es diesen Naturmenschen sogar auf mit üppiger Vegetation bedecktem Wiesengrunde häufig gelingt, das Tier bezeichnen zu können, welches an Ort und Stelle gewesen. Das Allerunglaublichste leisten aber die eigentlichen Fährtenfinder oder Rastreadores. Der Rastreador ist ein ernster, umsichtiger Mann, dessen Erklärungen vor den niederen Gerichten als triftige Beweisgründe betrachtet werden. Das Bewußtsein von der Kenntnis, die er besitzt, verleiht ihm eine gewisse zurückhaltende und geheimnisvolle Würde. Jedermann behandelt ihn mit Achtung: der Arme, weil er sich fürchtet einen Mann zu beleidigen, der ihm durch eine Nachrede oder eine Beschuldigung schaden könnte; der Grundbesitzer wegen des möglichen Wertes seines Zeugnisses. Ein Diebstahl z. B. ist während der Nacht begangen worden; niemand weiß etwas Näheres; die Opfer desselben suchen daher so rasch als möglich eine der Fußspuren des Räubers auf und finden sie dieselben, so bedecken sie sie mit irgend etwas, auf daß der Wind sie nicht verwische. Dann lassen sie den Rastreador holen, welcher die Spur entdeckt und ihr folgt, indem er nur hin und wieder auf den Boden blickt, als ob seine Augen die für andre unsichtbaren Fußspuren in vollem Relief sähen. Er folgt dem Laufe der Straßen, geht durch Gärten, tritt in ein Haus, deutet auf einen Mann, welchen er dort findet, und sagt kaltblütig: Das ist er! Das Verbrechen ist bewiesen und der Verbrecher leugnet selten die Beschuldigung; denn in seinen Augen, selbst mehr als in denen des Richters, ist die Aussage des Rastreadors ein positiver Beweis — es wäre lächerlich und abgeschmackt, sie zu bestreiten. Der Schuldbeladene weicht daher einem Zeugen, welchen er als den auf ihn deutenden Finger Gottes betrachtet. (Ausland 1869, S. 70.)

Zur Zeit der Yerras, wenn dem im Laufe des Jahres gebornen Vieh die Eigentumsmarke der Estancieras aufgebrannt wird, eine Prozedur, welche gewöhnlich von einem mehrtägigen Feste begleitet ist, strömen von weit und breit die Gauchos, oft gefolgt von ihren Gauchitas, herbei, welche trotz der bräunlichen, ja mitunter schwärzlichen Gesichtsfarbe nicht ohne Anmut und Grazie sind. Hier zeigt sich der Gaucho im höchsten Glanze seiner bewundernswerten Gewandtheit. An mächtigen Feuern, welche vor den Estancien entzündet sind, werden kolossale Stücke Fleisch gebraten, eine Unzahl Wasserkessel steht zur Bereitung der Maté gefüllt, zugleich aber glühen in den Flammen die Eisen zum Einbrennen der Marken. Während die Zigarrette angezündet und das Geneverfläschchen von Hand zu Hand gereicht wird, treiben die Knechte das über die weite Ebene zerstreute Vieh, welches zu ahnen scheint, was ihm bevorsteht und wutschäumend zu entrinnen sucht, auf einen Punkt zusammen. Furchtlos reitet der Gaucho unter die gereizte Herde, er schwingt den Lasso, das Tier stürzt zu Boden und schnell ist das glühende Eisen bereit, welches auf seinen Schenkel gedrückt wird, bis zischend das Blut hervorquillt. Gewöhnlich folgt diesem ländlichen, aber wilden Treiben ein Wettrennen und Tanz, bei dem wohl auch als Intermezzo ein Gaucho sich zur Guitarre als volkstümlicher Sänger hören läßt. Wer jemals einen solchen Troubadour inmitten der unermeßlichen Pampa unter dem sternenbesäten Himmel des Südens gehört hat, der wird zugleich mit den Eindrücken einer majestätischen Natur die Poesie empfinden, welche hier in dem oft zerlumpten Wilden sich ausspricht, wenn er mit harmonischen und sanften Tönen der Guitarre seinen eigenartigen Gesang begleitet. Er ist „Pallador“ (Improvisator) und Gesang ist ihm die unentbehrliche Beigabe seines Glückes. Viele seiner volkstümlich gewordenen Lieder schildern in rührender Einfachheit die Reize der Geliebten, in andern spiegelt sich die verzehrende Glut der Leidenschaft, oder der Durst nach Rache. Wie die Natur bald mild, bald aufgeregt im wilden Sturme, so ist der Gaucho gutmütig und harmlos, wenn nichts seine schlummernden Leidenschaften reizt, doch wird er zum unversöhnlichen Feinde, sobald sein unbezähmbarer Stolz verletzt ist und Blick oder Wort, die ihn beleidigten, führen ihn meist zur schnellen und blutigen Rache.

Die wilde Freiheitsliebe und der stolze Ehrgeiz, zwei Eigenschaften, welche in sonderbarer Mischung oft sich in dem Charakter des Gaucho vereinigen, ge-

stehen der Annahme einige Berechtigung zu, daß die Bewohner der Pampas am La Plata aus einer ursprünglichen Vermischung der ersten hier erschienenen Spanier mit Indianerinnen stammen.

Wie sich zum Teil mit seiner Erscheinung ein eigentümlicher politischer Begriff verbindet, so sinkt auch leicht der entartete Sohn der Campos als Räuber zur Geißel des Landes herab. In gewissem Sinne und im allgemeinen wird der Gaucho deshalb von der Gesellschaft als eine Art Paria betrachtet, bei welchem nicht selten die falsche Anklage eines Bezirkskommissars oder sonst einflußreichen Mannes genügt, ihn als Vagos (Vagabund) einzuziehen, in die verhaßten Ketten des Soldatenstandes zu schmieden und auf solche Weise ihn auf Hunderte von Meilen von der Heimat zu trennen. Gelingt es ihm nach Jahren vielleicht in dieselbe zurückzukehren, so bringt er im Herzen mit der Erbitterung gegen die Gesellschaft den Durst nach Rache zurück, welche den armen Gaucho, den Sohn einer großartigen und jungfräulichen Natur, zum allzeit willfährigen und gefährlichen Werkzeug revolutionärer Bewegungen oder gesetzloser Willkür stempelt. (Ausland 1877, S. 250—251.)

Die Neger.

Schwarze Afrikaner sind fast überall nach Amerika als Sklaven eingeführt worden, wenngleich in sehr ungleichen Verhältnissen. In den mittelamerikanischen Staaten sind ihrer nur wenige, desgleichen in den pacifischen Republiken Südamerikas; am häufigsten sind sie dort noch in Peru zu treffen. In wahrhaft großen Mengen sind sie jedoch in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union und in Brasilien vorhanden; auch die Antillen zählen viele schwarze Bewohner, ja die Republik Hayti ist füglich ein Negerstaat zu nennen. Jetzt sind die Neger in Amerika überall frei, Brasilien ausgenommen, wo sie zum größten Teil noch in Sklaverei leben. In beiden Ländern sind die Neger ganz systematisch gezüchtet worden, so daß es zahlreiche in Amerika selbst geborne Schwarze giebt, welche gerade so wie die Weißen von ihren ursprünglichen Stammesbrüdern differenziert sind. Im nächsten Bande wird ja von den afrikanischen Negern ausführlich die Rede sein, in eine Schilderung der schwarzen Rasse brauche ich also mich hier nicht einzulassen; nur jene Punkte will ich hervorheben, welche dem amerikanischen Neger eigentümlich sind.

Der Neger ist im allgemeinen ein träges, wenig intelligentes, allen möglichen Lastern ergebenes Geschöpf. Seine Trunksucht, seine Spielwut, seine Faulheit ist bekannt; dazu kommt eine kolossale Unwissenheit, eine Unlust Kenntnisse zu erwerben, großer religiöser Fanatismus, ein eitler und lächerlicher Stolz, der ihn dazu antreibt, seinem Nebenbuhler, dem Weißen, nachzuahmen oder ihn gar übertreffen zu wollen. Er lebt und stirbt wie ein Kind. Er sorgt nicht für den kommenden Tag, denn Gott, der den Schwarzen geschaffen hat wie den Weißen, sagt er,

wird dafür sorgen, daß er nicht vor Hunger, Kälte und Elend umkommt. Und wenn er kein Brot hat, nährt er sich von Wurzeln, Kräutern und Blättern. Hat er keine Kleider und ist es kalt, so wird die Sonne, wird ein Feuer ihn wärmen. Wenn ihn Krankheiten befallen, wenn er ins tiefste Elend sinkt, so wird er sein unglückseliges Schicksal mit Resignation und den Tod mit dem Indifferentismus eines Indiers ertragen, der zum Feuertode verurteilt ist — der große Geist will es — und der hineingeht, indem er ohne Unterlaß seine Gebete murmelt. Hepworth Dixon behauptet, daß die Schwarzen, deren Blut gleichfalls häufig mit Indianerblut gemischt sei, rasch dahinsterben, prophezeit: die Schwarzhaut werde wie die Rothaut aus Amerika verschwinden. Ihre Indolenz sei indirekt selbstmörderisch und die stets überhand nehmenden Kindesmorde lassen ihre Zahl nicht anwachsen. In dieser Voraussetzung irrt aber der englische Reisende, denn der Zensus von 1880 ergab gegen jenen von 1870 für die Schwarzen ein Mehr von 1,697,000 oder 35 Prozent (Rev. d'Anthrop. 1881, S. 567), sofern diesen Ziffern Glauben zu schenken ist, was bei amerikanischen Zählungen mitunter zweifelhaft erscheinen kann. Dixon glaubt annehmen zu dürfen, daß die Negerinnen mit einem kindesmörderischen Instinkte behaftet seien, welcher im Momente, da die Zügel gelockert werden und sie wieder zur Barbarei zurückkehren, sich wieder geltend mache. „Ein in Südkarolina in Freiheit lebender Neger hat sein Kind zu verköstigen und zu bekleiden, das heißt dem Trunke so und so viele Dollars entziehen. Wie ich höre, sind die Kindesmorde bei den Negern nun so häufig, wie bei den Chinesen und Tataren." Dies von dem „culled gemm'n" zu vernehmen, wie sich der Neger selbst zu nennen pflegt, kann niemand überraschen, der mit den Sitten der Afrikaner vertraut ist. Wir brauchen ja nur einen Blick auf die Zustände in den afrikanischen Negerländern zu werfen! Weil die frühere Sklaverei der Schwarzen unser Gefühl empörte, ließen wir uns nur zu leicht den tiefen geistigen Unterschied zwischen ihnen und der weißen Rasse übersehen. Die anthropologische Thatsache, daß das Negergehirn minder entwickelt ist als jenes des Europäers, ist einmal nicht aus der Welt zu schaffen. Mit ihr muß man rechnen. Alle Neger gleichen in ihrer geistigen Entwickelung unsren 12—14jährigen Jungen. Bis zu diesem Alter entwickeln sie sich rasch; dann stocken sie plötzlich. Diese Erfahrungen bestätigen auch die Zustände in jenen Ländern, wo die Neger sich ihrer vollen Freiheit erfreuen. Auf Hayti z. B. sind sie seit achtzig Jahren ihre eignen Herren, doch haben sie dort so wie in Liberia nur eine traurige, fratzenhafte Figur unter den zivilisierten Völkern gespielt. Faktisch sinkt der schwarze Afrikaner mit der Freiheit immer mehr in die Barbarei zurück, und afrikanisiert sich und seine Umgebung desto ungehinderter, wie das Ueberhandnehmen des „Wudismus" auf den Antillen und selbst in den Vereinigten Staaten darthut. Die freien Neger schütteln das ihnen seiner Zeit aufgedrungene Christentum immer mehr ab und fallen in ein mit hochgradigem Fanatismus durchsetztes Heidentum zurück. (Siehe Ausland 1870, S. 968 und Piron, Cuba, S. 46—52.) Ein weiterer Beleg sind dafür auch die völlig verwilderten „Buschneger" oder Marronen in Guyana. (Siehe A. Kappler, Holländisch-Guyana. Erlebnisse und

Erfahrungen während eines 43jährigen Aufenthalts in der Kolonie Surinam. Stuttgart 1881. 8°. S. 78—84.)

Dem gegenüber fehlt es freilich nicht an einzelnen Beispielen geistiger Begabung unter ihnen. Mehrere Neger sitzen im Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten, einer sogar im Senat, und 1873 ward bei der Grundsteinlegung zu einem Hospital in St. Louis von einem Neger eine deutsche Rede gehalten, die von den zahlreichen Anwesenden mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde. Dieser Schwarze ist von einer deutschen Familie erzogen und herangebildet worden und spricht deutsch und englisch gleich geläufig. Durch den Umgang mit Deutschen soll er selbst mit den verschiedenen Dialekten der deutschen Sprache so vertraut geworden sein, daß er angeblich ganz gut plattdeutsch spricht und selbst „schwäbelt". Im übrigen ist es nicht so leicht, den Farbigen und früheren Sklaven im Handumdrehen auf dieselbe soziale Stufe mit den gebildeten Weißen zu heben, denn ganz abgesehen von der starken Abneigung der großen Mehrzahl der Weißen aller Klassen, den Neger mit sich gleichzustellen, machen es die Farbigen ihren Freunden, die sich alle Mühe geben, ihnen die höheren Laufbahnen zu erschließen, auch selber schwer. Drei farbige Kadetten sind bisher in die Westpointer Militärakademie aufgenommen worden. Der erste ist im Examen durchgefallen, der zweite war in kriegsgerichtlicher Untersuchung, die ihn in nicht günstigem Licht erscheinen ließ, der dritte endlich ist wirklich Leutnant geworden und einem farbigen Regiment zugeteilt worden; er stand zuletzt im Fort Davis in Texas und fungierte für die Garnison desselben als Proviantkommissar, wobei ihm bedeutende Geldsummen durch die Hände gingen. Jetzt erwartet er die kriegsgerichtliche Untersuchung wegen angeblicher Unterschlagung von 2300 Dollars von Regierungsgeldern. (Allgemeine Zeitung vom 19. September 1881.)

Ein etwas andres Bild gewähren die Neger in Brasilien, welche nach Tschudi, freilich samt ihren Mischlingen, etwa $2^1/_2$ Millionen Köpfe, also beiläufig das Drittel der Gesamtbevölkerung betragen. Es ist ganz gewiß, daß ihre Zahl relativ und absolut seit der Unterdrückung der Sklavenzufuhr abnimmt, teils durch Emanzipation, teils weil wegen des großen numerischen Uebergewichtes der männlichen Bevölkerung unter den Schwarzen die Geburten die Todesfälle nicht zu ersetzen vermögen. Nach allgemeiner Annahme werden mehr weibliche als männliche Negerkinder geboren und wenn bisher das männliche Geschlecht stärker auftrat, so rührte dies noch von dem Sklavenhandel her, durch den mehr Männer als Frauen ins Land gezogen wurden. Das Aufziehen der Kinder, welches stets die Hausherrin besorgt, ist unendlich schwierig; manche bringen kaum den vierten Teil empor, obgleich, wie man sich denken kann, nichts versäumt wird, denn das Kind ist ja ein aufwachsendes Kapital. Die kritische Zeit ist stets die der Entwöhnung und des Uebergangs zur gewöhnlichen Kost, wobei sich die Negerkinder viel empfindlicher zeigen als die Abkömmlinge andrer Rassen. Obgleich über das ganze Land verbreitet, finden sich die Neger doch vorzugsweise in den Provinzen angehäuft, in welchen der Zuckerbau die Hauptindustrie bildet, oder besser, bildete — denn dermalen befindet er sich im Verfall —

wie in Bahia und Pernambuko; sie machen in vielen Distrikten dieser Provinzen auch die absolute Majorität der Bevölkerung aus, was um so mehr in Betracht kommt, als sie im allgemeinen auch die kräftigste unter allen Rassen bilden. Dies gilt namentlich von der Negerbevölkerung in der Provinz Bahia, die größtenteils den sogenannten Minasnegern, aus den portugiesischen Faktoreien in Angola eingeführt, angehört, einer sehr kräftigen und schönen Menschenrasse in beiden Geschlechtern, welche auch in Sitten, Sprache und geistigen Anlagen einen entschieden afrikanischen Charakter bewahrt hat und gleichsam für sich eine besondere Nationalität repräsentiert. Dies dürfte für die Zukunft des Landes, besonders nach Aufhebung der Sklaverei nicht ohne besonderen Einfluß bleiben.

Was das Leben der Schwarzen anbelangt, so erfahren wir von Tschudi, daß eingesegnete Ehen unter den Negern zu den Seltenheiten gehören. Ehemals hielten die Fazendeiros grundsätzlich darauf, den Ehen der Sklaven die kirchliche Weihe geben zu lassen. Jetzt sind sie gänzlich davon abgekommen, denn der Neger will sich nicht für das Leben binden, und da die katholischen Ehen untrennbar sind, so waren die schwersten Folgen und Unordnungen eine Folge der kirchlichen Einsegnungen. Seitdem läßt man den Negern volle Freiheit, zu leben „wie die Viehherden in den Pampas", und zwar versichern erfahrene Fazendeiros, daß auf diesem Wege der natürlichen Zuchtwahl der kräftigste und gesundeste Nachwuchs erzielt werde. Diese Abneigung gegen die Ehen teilen auch die meist sehr üppigen und wollüstigen Mulattinnen; sie verheiraten sich verhältnismäßig selten; es entspricht ihren Neigungen weit mehr, in wilder Ehe zu leben, um dadurch die Möglichkeit zu haben, freier mit Männern wechseln zu können. Ihrem zügellosen Leben kommt noch der Umstand zu statten, daß sie, wie dies bei Bastarden so gewöhnlich, sehr häufig unfruchtbar sind.

Die Kleidung der Sklaven ist einfach: Beinkleider aus leichtem Stoff, ein gefärbtes Hemd, eine Jacke aus Kattun und ein Strohhut als Kopfbedeckung. Die Weiber tragen ein Hemd von blendender Weiße, einen meist bunten Rock und schlingen zu dem noch ein Tuch über die Schultern, das sie stets schön, ja malerisch zu drapieren wissen. Die freien Frauen winden überdies ein Stück Tuch turbanartig um den Kopf, die freien Männer tragen Schuhe. Die Sklaven dürfen keine Schuhe tragen; das erste also, was sich ein entlassener Sklave anschafft, sind Schuhe. Mit den Schuhen kommt aber der Dünkel, und der Neger ist zu stolz, Arbeiten, die er als Sklave verrichtet hat, als Freier zu leisten. Die Freilassung eines Sklaven ist nach den Landesgesetzen nicht schwierig, und dem Freigelassenen steht jede gesetzliche Laufbahn offen; jeder Farbige kann in jedem Berufszweige die äußerste Höhe erreichen. Die Freilassung von Sklaven ist auch häufig genug, denn Klöden schätzt die Zahl der freien Farbigen im Lande auf 1,121,000. Unzweifelhaft könnte diese Zahl noch viel größer sein, denn viele Neger, die sogenannten Negros de Ganho, würden sehr leicht die mäßige Summe zum Kaufe eines Freibriefes ersparen, wenn sie nicht ihren Erwerb gewöhnlich verspielten und vertränken.

Ein scheußliches Treiben ist das „Capoeiragem" der freien Neger, Sklaven und Mulatten, welche einen Mörderverein der eigentümlichsten Art bilden.

Sie durchziehen wie Besessene die Straßen, um einen unbezwinglichen Mordtrieb zu befriedigen; sie morden dann den ersten besten, der ihnen gelegentlich in den Weg kommt, sei es ein Farbiger oder Weißer, Brasilianer oder Fremder; morden müssen sie. Sind einige Opfer gefallen, so sind auch die Capoeiros spurlos verschwunden, und oft bedient ein solcher Mörder, wenige Minuten nachdem er sein scheußliches Verbrechen begangen hat, seinen Herrn mit der unschuldigsten Miene von der Welt, als hätte er den ganzen Tag das Haus nicht verlassen. Das Capoeiragem ist nach Tschudis Ansicht von Afrika herüber durch gewisse Stämme nach Brasilien verpflanzt worden; uns erinnert es in mannigfacher Beziehung an das bei den Malaien im ostindischen Archipel übliche Amokrennen. Auch sonst ist es keine Seltenheit, daß Sklaven ohne besondere Veranlassung ihre Herren umbringen. Umgekehrt ist die Zahl der Sklaven, welche von ihren Herren getötet werden, keineswegs geringer. Eine eigentümliche Rache, welche bisweilen die Neger einer Pflanzung gegen einen Herrn verüben, besteht im Massenselbstmord. Es fassen nämlich die Sklaven einer Fazenda den Entschluß, sich selbst zu vergiften, und führen ihn mit größtem Stoizismus aus. Herr v. Tschudi erzählt von einem ob seiner Milde bekannten Pflanzer, der täglich seine Neger dutzendweise an Selbstvergiftung hinsterben sah.

11795
An Hellwald, Friedrich Anton Heller von
H4777n Naturgeschichte des Menschen.
Vol. 1.

NAME OF BORROWER

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

BOUND BY
THE
ARVANT COMPANY
LTD